OAK ST. HDSF

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
805
MAG
v.159-160

Digitized by the Internet Archive
in 2020 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

https://archive.org/details/dasmagazinfurlit1591unse

Das Magazin

Monatsschrift für Literatur und Kultur • Kunst und Theater

Herausgeber: **Adolf Dressler jun.** ◆ ◆ ◆ Schriftleitung: **E. B. Gerlach.**

Oktober 1910

Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dressler jun., Leipzig-Möckern.
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten.

George Morin:

Die alte Bank im Walde.

Ich weiß bei einem Baume,
Am freien Waldesweg
Ein Bänkchen, lieb und traulich,
Wie kein's im Waldgeheg.

Drauf saß in meiner Jugend
Ich oft mit meinem Lieb —
Wie waren wir so glücklich,
Als ob es stets so blieb. —

Jahrzehnte war'n verflossen,
Das Liebchen ward mein Weib —
Das Schicksal schrieb viel Hartes
Uns auf des Lebens Leib. —

Und einmal stand ich wieder
Als Greis an diesem Ort. —
Wie kam der Platz so traurig
Mir vor — ich fand kein Wort. —

Der Wald schien mir so düster. —
Fort schlich ich wie ein Dieb. —
Längst war die Bank zerbrochen
Und — tot mein Weib, mein Lieb. —

Rud. Jul. Lehner (Klosterneub.):

Der aus Karioth.

Es wollte Abend werden.

Einer jener stillen Spätfrühlingsabende, voll träumender Versonnenheit und milder Verklärung. Die Sonne war bereits hinter die hohen Gebirgskämme getaucht und umrahmte nur die langsam in der Höhe der Berggipfel dahinsegelnden Wolken mit purpurdurchflößtem Goldschimmer.

Ein leiser Regen war gefallen.

Kein Windhauch bewegte die blütenübersäten, duftenden Sträucher und durch die feierliche Sabbathstille klangen nur die schluchzenden Töne, der jauchzenden Trillerjubel unsichtbarer Sänger, die in dem dunklen Laubwerk wohnten.

Auf dem Wege. der über Gedsimon nach Jerusalem führt, kam langsam, gesenkten Hauptes ein Mann geschritten.

Er war groß, hager und sehnig.

Sein Gesicht, das von einem mächtigen, schwarzen Barte umrahmt war, wäre fast schön zu nennen gewesen, hätten nicht von der Nase zu den Mundwinkeln Linien geführt, die dem ganzen Antlitz ein hartes, verwittertes Aussehen gaben.

In dem schwarzen Haarwall, der ihm in den Nacken fiel, mischten sich bereits einige weiße Strähne.

Der Mann mochte nahe den Fünfzig sein. —

Als er die Pforte des Gartens von Gedsimon erreicht hatte, blieb er plötzlich stehen und fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen — dann blickte er sich scheu um, sah dann wieder auf die Gartenpforte — wie wenn er jemand erwartete, etwas suchte — sich — auf etwas — besänne.

Vor Jahren war es — in einer finsteren, nebligen Nacht, da war er auch hier oben gewesen, an der Spitze eines großen Haufens war er heraufgeklettert, als Führer eines Zuges, der mit Schwertern und Knütteln bewaffnet war; er hatte zu den Leuten gesagt: „Wen ich küssen werde, der ist es, greifet nach ihm und führet ihn behutsam!“

Und die hohe schlanke Gestalt des von ihm Gesuchten war aus der Gartentüre getreten, mit verklärter Miene, wie einer, der nicht Tod und Verderben fürchtet.

Und auf den war er zugetreten mit den Worten: „Sei gegrüßt, mein Meister“ und den hatte er geküßt mit dem Verräterkusse, dem Kusse des Judas aus Karioth. —

Das alles fiel jetzt dem Manne da droben plötzlich ein?!

Nein, es war ihm nicht plötzlich eingefallen, das stand alles vor seinem geistigen Auge, seit Jahren schon, das ließ ihn nicht los bei Tag und bei Nacht. im Wachen und im Traum. Diese Vorstellung hatte sich in sein Gehirn eingenistet, hatte sich fest gegraben als unaustilgbare, dauernde Erinnerung, stieg unerbittlich drohend und anklagend immer wieder vor ihm auf, wenn er allein war.

Hier an der Pforte von Gedsimon gewann diese Vorstellung an greifbarer Deutlichkeit, hier wurde sie zum erdrückenden, zermahnenden Schuldbewußtsein, hier brüllte und zeterte das Gewissen, hier pochte und raste sein Herzschlag, hier war der Anfang und das Ende seiner Qual — hier war Gehennah!

Seine Augen waren starr zu Boden gerichtet, er stöhnte tief auf und seine Mundwinkel zuckten.

Es klangen Schritte vom Meierhof her.

Da raffte er sich auf und ging, ohne sich umzublicken, so rasch er es vermochte nach Jerusalem hinab. — — —

In seinem Hause angekommen, fand er bereits seine Sklaven mit der Zubereitung des Abendbrotes beschäftigt und er gab rasch noch einige Anordnungen für das späte Mahl, zu dem er einige Stammesbrüder geladen hatte. Diesen Luxus konnte er sich wohl gestatten; war er auch nicht der schwerreiche Mann, für den man ihn weit und breit hielt, so besaß er doch ein ansehnliches Vermögen, das er durch mannigfache Art und Weise erlangt hatte.

Er, Judas, Sohn des Simon, einer von den „Zwölfen“, war so arm als alle die andern gewesen, als er dem großen Nazaräer nachfolgte.

Nicht aus Habsucht hatte er Jesus Christus den jüdischen Priestern überliefert, sondern aus neidvollem Hasse, aus dem maßlosen, ungezügelten Ehrgeize des Mannes heraus, der sich selbst nicht nach Gebühr geschätzt und gewürdigt sieht. Die Mittel zur Erlangung seiner Absichten waren fehlgeschlagen und es blieb ihm nichts als die unedle Genugtuung der gekühlten Rache.

Um den Schandlohn der dreißig Sekel war ihm nicht zu tun gewesen; als die Reue Gewalt über sein Gewissen erlangt hatte, fühlte er das Geld wie Feuer in seiner Hand brennen, er wollte es unter allen Umständen wieder los sein und ging hin, es den Oberpriestern zurückzuerstatten.

Er sprach zu ihnen: „Ich habe mich versündigt, indem ich das unschuldige Blut eines Gerechten verraten habe.“

Sie aber antworteten ihm: „Was geht das uns an, das mußt du wissen, da sieh du zu.“

Dann warf er die Silberlinge in den Tempel. — —

Als der Nazaräer auf Gogultho den letzten Atemzug getan hatte, faud Judas in seinem Hause einen bis zum Rande mit Goldstücken gefüllten Topf vor, dessen Herkunft er sich nicht zu erklären wußte. Er empfand keine Freude an dieser Gabe, aber sie schlug ihm zum Glücke aus und bildete den Grundstock zu seiner Wohlhabenheit. Das Schicksal begünstigte ihn auffallend, alles was er unternahm — geriet. — —

In einem terassenartigen Vorbau, einem Raume, der gartenwärts offen war, stand die Tafel aufgestellt.

Aus dem Garten, in dem kühle, hellfließende Quellen in steinerne Becken plätscherten, wehte angenehme Luft und zarter Blumenduft herein.

805
MAG
v.159-180

Judas musterte noch einmal mit einem kurzen Blicke die Tafel und begab sich dann in den Hof um die ersten Gäste, die eben anlangten, zu begrüßen und ins Haus zu geleiten.

Es waren dies einige vornehme Juden, Schriftgelehrte und der Hohepriester Aron.

Nachdem alle Geladenen erschienen waren, setzte man sich zum Mahle nieder.

Es herrschte vergnügte Fröhlichkeit und auch die Mienen des Judas, der ein aufmerksamer Hausherr war, hellten sich zusehends auf.

Der Hauptteil der Mahlzeit war vorüber, als aus einem Nebenraume, der nur durch einen Vorhang abgeschlossen war, Musikklänge hörbar wurden.

Als aller Augen gegen diesen Vorhang gerichtet waren, wurde er plötzlich zur Seite geschoben, drei hübsche, hochgeschürzte Mädchen traten herein — verneigten sich anmutig vor den Tafelnden und begannen unter Musikbegleitung Tänze zu zeigen. —

Schwerer Wein ward kredenzt.

Der Hohepriester Aron erhob den Becher und stand auf, um einige Worte an Judas zu richten:

„Wenn ich mich heute an dieser gastlichen Stätte, in diesem von Jehovah sichtbar gesegneten Hause gedrängt fühle, Worte an unseren lieben Gastgeber zu richten, so geschieht dies nicht nur aus dem einzigen Grunde, ihm für das erlesene Mahl Dank zu sagen, nein — eine andere, viel wichtigere und größere Ursache ist es, der wir heute eingedenk zu sein haben.

Sind denn heute nicht zehn Jahre vergangen, seit der Zeit, in der die Welt von jenem Volksaufwiegler aus Nazareth befreit worden ist? Seit der Zeit „wo er in den Himmel aufgefahren ist", wie sich wohl seine Jünger auszudrücken pflegen, die diese unwahre Nachricht in alle Länder hinausgetragen haben? Wissen wir Schriftgelehrten und Priester nicht recht gut, wie es um die Wahrheit bestellt ist?

Wir kennen die Geschichte dieser sogenannten „Auferstehung", mit der die Apostel und Anhänger dieses Menschen die Leichtgläubigen getäuscht haben. Ich frage euch nun alle, die ihr hier an diesem Tische sitzt, wer hat den Hauptanteil an dem Verdienste, unser Volk von diesem Aufrührer, diesem Frevler an unseren Sitten und altehrwürdigen Überlieferungen, befreit zu haben, wer, wenn nicht Judas Simon aus Karioth?"

Beifall unterbrach seine Worte, aller Augen hatten sich Judas zugewendet, der still und bleich zugehört hatte und nun die Arme wie zur Abwehr ausstreckte.

„Weiß ich es nicht," fuhr Aron fort, „daß es dir nur deine übergroße Bescheidenheit verbietet, dich von uns feiern und verehren zu lassen, Judas?! Aber es ist heute wohl an der Zeit, dein Verdienst in das rechte Licht zu rücken. Hast du denn nicht als überzeugungstreuer Jude gehandelt, du, dessen treues Herz an der altehrwürdigen, geheiligten Religion deiner Väter hängt, bist du nicht ein wahrer Auserwählter?!

Wir wissen es wohl, daß es nur deine übergroße Bescheidenheit war, die dich bewog, den Oberpriestern die Anerkennungsgabe für deine Tat wieder zurückzubringen; denn du hattest ja nicht um des Geldes willen gehandelt, der innere Lohn, das Bewußtsein, Rechtes und Gerechtes getan zu haben, war dir ja schon genug.

Du kamst und sprachst zu uns: „Ich habe unschuldiges Blut verraten!" Gaben diese Worte nicht beredtes Zeugnis für dein großes und edles Herz?! In der großen Liebe, die dich für das höchste Gut deines Volkes, für dessen Religion erfüllt, hast du auch nicht die Liebe zu dem einzelnen verloren, freilich zu einem, der ja deiner Liebe unwert war, du wolltest ihm helfen, weil du Menschenliebe hast!

Aber mußte diese erhabene Regung in einer Sache, in der es sich um das Wohl und Wehe Tausender, um das Heiligste und Ehrwürdigste eines ganzen Volkes handelte, nicht in den Schatten geschoben werden?

Wahrlich, Judas, du hast Großes vollbracht, welch' ein ganz anderer Mann bist du doch, als jener feige Landpfleger, der nie wußte, was er zu tun hatte, der sich von Traumgespinnsten seiner Frau beirren und verwirren ließ, und seine Hände in „Unschuld" wusch! O, über diese Römer! Nun ist diese elende Seele ja längst abberufen worden. Jehovah sei Dank! — Dir aber, Judas, weihe ich diesen Trunk!"

In dem fahlen Gesicht des Judas zuckte es eigentümlich. Er fühlte, wie sich sein Herz in unnennbarer Qual und Pein zusammenkrampfte, es war ihm, als müßte er mit dem Mantel sein Haupt umhüllen, um nicht in alle die vom Weine geröteten Gesichter seiner Gäste zu blicken.

Sein Nachbar reichte ihm einen gefüllten Becher hin, dessen Inhalt er jäh hinunterstürzte.

Er begann langsam zu sprechen.

„Ich danke dem Hohenpriester Aron aus dem Grunde meines Herzens für seine wohlgemeinten Worte, aber ich muß gestehen, daß ich an die ganze Sache nicht sehr gerne erinnert werde, denn eigentlich habe ich doch einen Menschen, der Fleisch und Blut war wie wir —"

Er stockte und blickte trübsinnig zur Erde.

„Da seht," rief Aron, „sein gutes, edles, lieberfülltes Herz treibt ihn zu solchen Betrachtungen, wir wollen nicht bei diesem Gegenstande verweilen, der dich, o Judas, mißgestimmt machen könnte, wozu auch Schatten der Vergangenheit heraufbeschwören. Sieh' her, wende deine Blicke hinaus auf das schlafende Jerusalem, sieh' hinaus auf die nächtlich stillen, duftenden Gärten und hinauf auf den sternübersäten Himmel, in dem der große Gott Jehovah herrscht vom Anbeginne! Aber noch leben wir hier auf der Erde, noch freuen wir uns der Schönheiten, mit der Gott die weite Welt ausgeschmückt hat, noch wollen wir die Lust am Leben genießen. Hier fließt guter Wein, hier hebe ich den Becher, vom Atem der Mitternacht umweht, hier o Judas, laß deine Sängerinnen ein Preislied anstimmen auf die Herrlichkeiten und Wonnen des Seins."

205504

Judas nickte nur müd und klatschte in die Hände.

Der Vorhang des Nebenraumes schob sich wieder zur Seite. Rosenumkränzte Mädchen traten heraus und bald ertönte ihr einschmeichelnder, süßer Gesang in das Dunkel der lauen Vorsommernacht hinaus. Die Gäste sprachen fleißig dem Weine zu und waren bald heiter und aufgeräumt.

Plötzlich ertönte Stimmengewirr im Hausflur.

Judas rief hinaus, was es gäbe. Da kam einer der Sklaven und meldete, daß ein Bettler da wäre und um eine Nachtherberge bäte. Judas befahl, ihn hereinzuführen.

Ein müder, alter Mann in zerlumpter Kleidung, der in der einen Hand ein kleines Bündel trug, indeß sich die andere auf einen derben Knotenstock stützte, erschien im Rahmen der Türe. Seine tiefliegenden, scheuen Augen gingen langsam von Einem zum Andern. Trotzdem die Juden in ihm den Römer erkannten, bestimmten sie Judas, den Bettler aufzunehmen, da sie sich in ihrer Weinfröhlichkeit eine Belustigung von dem Alten versprachen.

„Ich will dir nachher ein Nachtlager anweisen lassen", sagte Judas zu ihm, „jetzt setze dich her an unseren Tisch, trinke einen Becher Wein und erzähle uns von deiner Wanderfahrt!"

„Wenn ihr erlaubt, nehme ich gerne an eurem Tische Platz," begann der Alte mit langsamer, dumpfer Stimme, „doch ist mir's wohlbewußt, wie schlecht ein alter, müder Mann, dem die Fetzen vom Leibe hängen, in die Gesellschaft solcher hoher Herren paßt. Auch ziemt es mir nicht zu erzählen, gestattet daher, daß ich dankbar den mir gebotenen Wein trinke und dann meine wandermüden Glieder ausstrecke."

„Nichts da," rief ein dicker, roter Kaufherr, „wir fordern dich ja auf zu erzählen, sprich ohne Scheu, hier feuchte deine durstigen Lippen an. Unser lieber Gastgeber ist doch mit mir einverstanden, nicht wahr, Judas aus Karioth?"

Bei diesem Namen war der Bettler von seinem Sitze aufgesprungen und spie den Wein, den er eben im Munde hatte, zu Boden.

Überrascht und bestürzt sahen ihn alle an.

„Wo bin ich da hingeraten? In das Haus dieses Schurken und heimtückischen Verräters, Judas des Kariothen, der mit daran schuld ist, daß ich als Bettler den Rest meines Lebens fristen muß? In das Haus jenes Verfluchten, der unschuldiges Blut verraten hat, um sich schnöde zu bereichern?!...."

Diese in die Gesellschaft geschleuderten Worte hatten plötzlich alle ernüchtert, sie sprangen auf und fuhren auf den Bettler los, auf diesen Wahnwitzigen, der sich vermaß, den Herrn des Hauses auf so gröbliche Weise zu beleidigen.

Der Bettler schlug wie wütend um sich — —

Judas, der bleich und keines Wortes mächtig im Hintergrunde gestanden hatte, rief endlich „laßt ab von ihm!"

Da ließen sie ihn los.

„Wer bist du denn, du räudiger Hund" fragte der Hohepriester Aron; „ich speie dich an; wie konnten wir auch einen Römer an unseren Tisch rufen!"

Der Bettler, dem der Stock entfallen war, stand jetzt hochaufgerichtet an der Türschwelle, groß, stolz, königlich stand er da und ballte die Faust gegen die Juden.

„Ihr kennt mich nicht?! Die ihr zu mir geschrieen habt: Kreuzige ihn! Ihr kennt mich nicht?! Ich bin Pilatus!" — — —

Die Tür schlug zu. Er war nicht mehr unter ihnen.*)

Friedrich Kipp:

Der traurige Tag.

Das war ein schwerer, ein trauriger Tag,
Ein Tag voll heimlicher Tränen,
Als du so jäh mit einem Schlag
Zerstörtest mein Hoffen und Wähnen.

Als du mir sagtest ein seltsames Wort,
Daß nun erstorben dein Lieben . . .
Da trieb es mich in die Einsamkeit fort,
Weil nichts, ach nichts mir geblieben.

Und schluchzend in wehem, schmerzlichen Traum
Stand ich auf einsamer Heide, — —
Es zitterte leise der Birkenbaum
In seinem dürftigen Kleide.

Am Weiher träumten, verwachsen und schief,
Einsame, düstere Weiden;
Aus fernem Gebüsch wehklagend rief
Die Amsel ein Lied vom Scheiden.

*) Es wird vielleicht Befremden erregen, dass Judas Ischariot in vorliegender Geschichte als alter Mann geschildert wurde, nachdem allgemein angenommen wird, dass er aus Reue über seine Tat einen Selbstmord verübt hat. Die diesbezüglichen Mitteilungen der Evangelisten sind einander so widersprechende und unwahrscheinliche, dass man sich füglich auf Renau's Standpunkt stellen kann, nach welchem es gar nicht ausgeschlossen erscheint, dass Judas weitergelebt und nachmals noch ein reicher Mann geworden ist.

Willy Albrecht (Zwei Gedichte):

Der kleine Wandersmann.

Gleich hinterm Dorf, wo die Kirche steht,
Da führt ein Weg ins Feld.
Gleich hinterm Bach, wo die Mühle geht,
Da führt der Weg in die Welt.
Da will ich wandern im Sonnenschein
Mit Singen und Jubeln durch Wald und Hain!

Ihr Buben und Mädel im Dorfe all,
Kommt her und wandert mit!
Der Vögel klingender Liederschall
Folgt uns auf Schritt und Tritt!
Was wollt ihr sitzen im engen Nest —
Wir feiern ein fröhliches Wanderfest!

Ohne Strümpfe und Schuhe und Jacke und Hut,
Kommt alle, wie ihr seid!
Wir brauchen nichts weiter, als frohen Mut,
Der gibt uns gut Geleit!
Wir wandern immer geradeaus,
Und übers Jahr sind wir wieder zu Haus!

Kastanienbraun . . .

Kastanienbraun war Liebchens Haar,
Und ach, ich bin ein törichter Mann, —
Was gehen mich die Kastanien an?
Sie wissen nicht, daß es also war!

Wie ein Maientag war Liebchens Gesicht,
Im Gärtlein springen zwei Brunnen hell,
Sie sprudeln aus einem silbernen Quell,
Das war Feinliebchens Seele,
Drum war Feinliebchen so schön!

Der Fink und die Drossel schlugen im Tann,
Wenn Liebchen fröhlich war und sang.
Wie wird mir so eigen bei ihrem Klang?
Was gehn mich der Fink und die Drossel an?

Kurt Weifs, (München):

Singt mir ein Lied!

Horcht auf!
Nacht ist es. So oft da mich der Schlummer flieht,
Ein rastlos Hämmern mein Gehirn durchzieht,
Durchschauert mich ein seltsam quälend Fieber:
Der Geist der Nacht raunt mir ein Lied herüber . . .
— – -- – — — — — — — — -- — – — —

Singt mir's!
Den Vorhang auf! Die Sänger aller Zeiten vor,
Vereiniget zu einem riesenhaften Chor!
Schwelgt dann in Freud' und Leid, in Millionen Tönen
Singt auch von Lieb' und Haß, von Wintersturm
und Frühlingsföhnen.

Heil Euch!
Ihr sanget gut. Mit Geist und Herz,
Mit reiner Freud' und so auch edlem Schmerz.
In eurem Lied wird man der Lustbegierd' entwöhnt,
Mit wildem Liebeskummer sanft versöhnt.

So recht!
Ich danke euch. Ihr habt viel prächtige Lieder,
Die ich gar oft und gern vernehme wieder.
Verträumt lausch' ich auf eure Stimmen,
Wie sie vom Baß zu höchsten Tönen klimmen.

Trotzdem!
Es sei gesagt: Von allen Liedern, die ihr singt,
Ist kein's dabei, das so wie meines klingt;
In meinem Lied schluchzt die Erinnerung ent-
schwundner Zeit —
Belastet schwer von Tragik der Vergangenheit.

Vergeben wars!
Vergessen aber nicht. Die Sehnsucht einer ruhelosen
Seele
Schleicht tödlich würgend an des Lebens Kehle.
Vergeblich Hoffen, nutzlos Wirken, gescheiterte Ziele:
Das sind die Texte der nächtlichen Liederspiele.

Versteht Ihr's?
Doch wohl nicht. Disharmonien überirdischer Art
Sind ohne Noten; mit Weltschmerz eng gepaart
Ziehn sie vorbei in düsterm, unabsehbarem Zuge,
Entschleiernd die Mysterien im grausen Lebenstruge.

Ich wache —
Die Augen brennen. Dem unheilvollen Irrlicht gleich
Versinkt mein Geist im Weltenreich . . .
In Stadt und Land, in Wald und Meer,
Treibt ihn die Unrast toll umher — —

Mein Lied!
Niemandem ertönt's. Wenn alles lange schweigt,
Und wenn Gebet und Fluch zum Himmel steigt,
Ist's von der Nacht, die mir's bei seufzenden Lüften
gesungen,
Zum Morgendämmern, leis zitternd, wie verloren, ver-
klungen . . .

⊡ ⊡ ⊡ Seemärchen. ⊡ ⊡ ⊡

Erzählendes Gedicht.

Stiller See! — — Im nächt'gen Dunkel
Widerstrahlend das Sterngefunkel,
Ist heil'ge Ruhe um dich her.
Über dir im Blättermeer
Spielt der weiche Wind,
Wiegt in Träume lind
In weitem Forste Strauch und Baum.
Murmelnd brechen sich am Ufersaum
Kleine, silberhelle Wellen.
Lotosblumen üppig schwellen
In dem feuchten kühlen Grunde.

Und um tiefste Nachtesstunde,
Wenn des Mondes Silberstrahlen
In dem Wogenschwall sich malen,
Öffnet sich der Lotos Pracht,
Ihre Seele dann erwacht.
Heiße Küsse,
Heiße Grüße
Wirft sie sehnend hoch empor
Zu ihrem Liebsten, der im Chor
Strahlender Sterne
Wandert so ferne! —

Verbirgt sich doch des Mondes Schein —
Hinter dunklen Wolkenreihn —
Schließt sich das Blumenherz
Im wilden Liebesschmerz.
Beugt sich herab zum Naß
Todestraurig — totenblaß.

Mitternacht! — — Ringsum tiefe Stille,
Wie's eines Gottes heil'ger Wille!

Da teilet sich rauschend die trunkene See.
Aus feuchtem Grunde taucht stolz zur Höh'
Eines Nixenkindes wundersüß' Gesicht. —
Dämonisch funkelt der Augen Licht,
Und langes, hellgoldenes Wellenhaar
Umwallt die Brust gleich prächt'gem Talar. —
Ihren schlanken Leib umfluten
Mondgeküßte schäum'nde Wellen,
Aus dem Haar, dem goldig hellen
Niederträufeln flüss'ge Gluten.
Hinter roten Purpurlippen
Leuchten Zähne, schneeig rein.
Ihre Blicke, ihre Küsse
Schließen Seligkeiten ein.

Willig teilen sich die Wogen,
Bilden wallend Kreis und Bogen
Schützend um ihre Königin.
Stumm auf Wassern gleitet hin
Diese zu dem nahen Strand,
Wandelnd bald auf Wiesenland.

Aus den Wassern tauchet licht
Noch manches süsses Angesicht.
Unverstandne Melodien
Leise mit den Wellen fliehen.
Zaubersüße, weiche Töne
Harfengleich in einzger Schöne!
Nackte Arme lockend winken
Von des Seees Fluth zu trinken,
Dunkle Augen ringsher spähen,
Ob kein Menschenkind zu sehen
Uns mit süßen Zauberweisen
Hinab zum kühlen Grunde reißen.

Wandelnd in der Bäume Schatten
Die der Mond wirft auf die Matten
Schaut dem Spiel der Schwestern zu
Jene Nixe, die dem See entstiegen,
Hier zu suchen die ersehnte Ruh.
Ihre Sinne weitab fliegen
Von der Welt, in der sie lebt.
Ach sie weiß, im Herzen bebt
Eine wilde tolle Liebe.

Ja, sie liebt. — Ein Menschenwesen
Hats in ihrem Herz gelesen,
Daß nimmer sie entsagen kann!
Nun schon mancher Tag verrann,
Er jedoch nicht wiederkehrte

Und ihr liebend Herz beschwerte
Namenlose stumme Qual. —
Einmal nur, ach nur einmal
Laß dich schauen, ird'sches Wesen,
Schon seit Tagen ist gewesen
All mein Sinnen Dein
Herzallerliebster mein!
So flehet sie still zum goldnen Mond',
Der hoch ob wallenden Wassern thront.
Wie im Gebet
Still sie steht,
Die edeln Hände verschlungen im Schooß
Blickt sie hinab ins grüne Moos,
Das sich zu ihren Füßen schmiegt.
Ihr leichtes, falt'ges Gewand liegt
Wie schaumgekröntes Meer
Lockig schimmernd darüberher. —
Wie ein Märchenbild aus ferner Zeit,
Eine wunderliebliche Wogenmaid,
Deren Elfenseele in reiner Brust
Durchzittert wird von Liebeslust,
So lauscht sie hinaus in dunkle Nacht,
Ob ein Gruß ihr wird wohl zugebracht,
Ob ein Laut zu ihrem Ohre dringt,
Der Kunde von dem Lieben bringt.
Doch still ist die Nacht -- —
Kein Auge mehr wacht — —
Nur der Schwestern Schar
Allen Ernstes bar
Singet und spielet und reiht
Im Wogentakte zu zweit. —
Tauchen auf und tauchen nieder,
Weiche, leise Minnelieder
Ziehn auf blassem Nebelflor
Auf zum hehren Sternenchor!
An dem Ufer steht die schlanke
Edelschöne Nixenmaid
Und ihr Herz — das sehnsuchtskranke
Bange klagt in Liebesleid.
Kehre holder Jüngling wieder,
Flüstert leis der rote Mund,
Du allein sei mein Gebieter —
Der Nächte König sei ab Stund!
Du allein darfst mich umfangen,
Herzen, küssen immerzu — —
Meiner Liebe heiß Verlangen
Spottet aller Seelenruh! —
Brust an Brust in heilgem Schweigen
Mondesheller Sommernacht —
Fern der Schwestern tollem Reigen —
Von tiefer Liebesglut entfacht
Will an deine Brust mich schmiegen,
Selig, selig, glücklich sein — —
Kosend in deinem Arme liegen,
Mit dem Götterkuß dich weihn.
Führe dich hinab zum See —
Zeig dir tausend Wunder dort! —
Vorbei ist Erdenleid und Wehe —
All Müh und Arbeit fliehet fort!
Du lebst nur mir,
Ich leb' nur Dir!
Und unserer Herzen Liebesflammen
Lohen empor in strahl'nden Flammen!
Aufwärts hebet sie die Hände
Zu dem weiten Sternenzelt —
Daß ein Geschick die Lose wende,
Wies dem heißen Herz gefällt. —
Aber alles atmet Ruhe –
Alles schweigend ringsumher!
Tiefe Stille, tiefer Frieden
Schwebet überm Wellenmeer!
Einsam klopft ihr reines Herze
In dem Busen ungehört. —
Langsam und versenkt in Trauer
Zum Ufer sie zurückekehrt. —
Komme wieder — nur noch eimal,
Entflieht es leis der Lippen Rot,
Sehnsucht tut so bitter wehe,
Zweifeln schlimmer ist als Tod.

— — — — — — — — — — — — —

Wieder rauschen lind die Wogen —
Teilen willig ihre Reihn,
Um dem Wink der schönsten Schwester
Stets gewärtig auch zu sein. —
Doch sie gleitet nicht zur Tiefe —
Nicht zum Wellenheim hinab — —
Eine Blüte aus dem Kreise
Der Lotosblumen bricht sie ab. —
Diese soll — mit deinem Namen
Und dem meinen eng versehen
Dir, Geliebter, Kunde geben
Von meinen Freuden, meinen Wehen! —
Ach es sind der erstern wenig
Und der letztern fast zu viel.
Zweifel an deiner Liebe Treue
Raubet Frohsinn mir und Spiel — —
Kann nicht mit den Schwestern singen,
Wenn zur Nachtzeit Mondenlicht —
Tausend schimmernd goldne Sterne
In die Wellenfluthen flicht.

Kann nicht mit den Schwestern tanzen,
Wenn leiser Wind durch Blätter flieht —
Und betörend weiches Singen
Hin übern Wellenspiegel zieht.
Alle Jugend — aller Frohsinn —
Ist nicht mein — du nahmst sie mir — —
Diese Blume unsres Reiches
Bringt der Sehnsucht Kunde dir. — — —
— — — — — — — — — — — — —

Und sie winkt den Schwestern leise,
Kündend, taucht hinab zum Grund — —
Seht! — das Mondenlicht wird bleicher,
Vorbei ist mitternächtge Stund. — — —
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Steht allein nun unter Blüten,
Eine selbst — so schön und bleich,
Von dem Seelensturm geschleudert
Jäh aus der Tage heitrem Gleich. —
Blume, spricht sie, liebe Blume,
Schneeig weiß und schuldlos rein —
Willst ihm treue Kunde bringen —
Daß ich dachte treulich sein —
Willst ihn bitten, mir zu folgen
In mein nasses Strahlenheim —
Willst ihm sagen, dort er findet
Des ewigen Götterlebens Keim.
Und die Blume schließt die Blätter,
Schließt darin die Worte ein — — —
Gerne büßt um solche Botschaft
Sie ihr kurzes Blütensein — —.
An des Ufers grünem Rande,
Wo des Schiffers Netze liegen,
Andere leicht an Ästen hangen
Und im Winde schwer sich wiegen,
Legt sie nieder ihre Botin,
Geschmückt mit einer Locke Pracht,
Die in schimmernd, sattem Golde
Funkelnd blitzt in Mondesnacht. —
— — Nun leb' wohl gebrochne Blume,
Stirb' um deiner Herrin Glück — —
Deine Seele aber kehret
Still zu ihrem Reich zurück.
Und es zittert in den Blüten
Wie ein letztes Abschiedswort:
Sterbe gern — kann ich verbannen
Deiner Seele Schmerz und Leid.
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Noch ein Blicken in die Ferne,
Wo baumverdeckt sein Hüttchen liegt —;
Dort auf hartem, rauhen Boden
Manch Traum den Fischerknaben wiegt —
Daß er seines harten Lagers,
Seines Lebens Not vergißt — —
Und des Herzens wilde Wünsche
In des Schlafes Ruh nicht mißt.
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Fahllicht webet überm Wasser,
Sternenglanz wird bleich und blasser —
Frühlicht kämpft sich mächtig Bahn;
Sonnenstrahlen zitternd nahn
Sich des Sees glatter Fläche —
Zaubern schimmernd Purpurbäche
In das Well'ngekräusel ein. — —
Frühlicht — goldner Purpurschein —
Vogelsang und Blumenduft —
Taugeflimmer — — klare Luft
Weit — weithin über Meer und Welt
Ein goldrot flammend Himmelszelt!
Und der See — so träg und schwer —
Zuckt und sprüht, ein Flammenmeer
Schimmernd in unzähligen Farben;
Lohend wie Glutfunkengarben
Sich am Uferrand zerschellen
Kaum erwacht — die roll'nden Wellen.
Märchentraum
Märchenschaum — —!
Leise grüßen in des Sees Spiegel
Baum, Strauch sich nickend zu —
Tausend Blätter rauschen lustig
Zum Vogelsang den Takt dazu.
Frühlichtruhe — Frühlichtzauber — —
Girrend lockt im Baum der Tauber
Nachtgetier entflieht der Helle,
Flieht des Tages Goldlichtwelle — —
— — — — — — — — — —

(Fortsetzung folgt.)

A. Clasen-Schmid:

Versöhnung.

O, rühm' dich nicht ein Christ zu sein,
Wenn du nicht denen willst verzeihn',
Die deine Brüder sind.
Den Namen — du verdienst ihn nicht
Und wenn dein Aug' im Tod einst bricht
Drum fürchte Gott und sein Gericht!

Wie oft beleid'gen wir den Herrn
Und doch vergibt er uns so gern,
Wenn wir um Gnade flehn.
Der uns als Schöpfer strafen kann,
Hört unser Fleh'n erbarmend an
Und rächet nicht, was wir getan.

Einst sandte er voll Gnad und Huld
Zu tilgen unf'rer Sünden Schuld
Uns seinen Sohn herab;
Und wir, wir sollten nicht verzeih'n?
Nicht Jedem Freund und Helfer sein
Um seiner Liebe uns zu freu'n?

Wie liebreich und erbarmend sprach
Der Heiland doch, da er voll Schmach
Am Stamm des Kreuzes hing.
„Vergib, o Vater, ihren Hohn!
Erbarmung ström' von deinem Thron
Dein Zorn sei nicht der Sünder Lohn."

Im Geist zum Kreuz tritt, sieh' ihn an
Den Mittler und was er getan,
Das tu, o Christ, auch du.
Im Haß geh' nicht im Tempel ein,
Solch Beten wär' ja nur zum Schein,
Könnt' Sünde Heuchelei nur sein

Mein Gott vergibt und ich will gern
Den Lehren folgen unf'res Herrn,
Vergeben meinem Feind.
Ich will ihm reichen meine Hand,
Als der Versöhnung Unterpfand
Im Aufblick zu der Heimat Land.

Der einst für uns am Kreuze starb,
Versöhnung uns und Gnad erwarb,
O Heiland! Mensch und Gott!
Flöß' uns den Geist der Liebe ein,
Uns deinen Lehren ganz zu weih'n,
Fromm und versöhnungsreich zu sein.

Friedrich Eichrodt:

O dürft' ich!

O dürft' in deinen dunkeln Locken
ich einmal mein Gesicht verhüllen
Und ungesehen eine Träne
in meinem feuchten Auge stillen.

O dürfte ich mit Inbrunst drücken
mein pochend Herz an deine Brüste,
Mit meinen Armen fest umschlingen
des vollen Busens weiße Büste.

Dürft' ich mit kußbereitem Munde
auf deiner Wangen Röte weilen,
Die Süße deiner Kirschenlippen
nur auf ein Viertelstündchen teilen.

Dürft' ich o dürft' ich, dürft ich weiter
mich an die enge Robe pressen
Und dann in seeligem Verweilen
die Welt mit allem Weh vergessen!

Christiana Gunkel:

Pagenlied.

Ich trage das rauschende Seidenkleid
Der schönsten Königin,
Und wenn die Herrin zur Kirche geht,
Den Mantel von Hermelin.

Ich reich' ihr den duftenden Handschuh hin,
Der ihrem Händchen entfiel,
Und scheuche die Grillen der schönen Frau
Mit Liedern und Saitenspiel.

Ich küß ihr voll Ehrfurcht die weiße Hand,
Wenn sie mich in Gnaden entließ —
Und in heimlicher, seliger Liebesstund'
Die Purpurlippen so süß.

K. Brand (Hochemmerich a. Rhein):

Am Morgen.

Noch ist es still, es weht kein Blatt,
Noch mag kein Sonnenstrahl den Schleier lüften;
Die Ferne schimmert nebelmatt
Herüber wie aus bangen Kirchhofsgrüften.

Und über'n Weg wälzt steinbeschwert
Sich polternd vorwärts ein bepackter Karren —
Er kommt vom nahen Ziegelherd —
Fernhin noch tönt der Wagenräder Knarren.

Des Dörfchen Straße ist so leer,
Nur Stille huscht hindurch und leises Dämmern;
Taglöhner sieht man: — einen — mehr,
Und mählich dringt ans Ohr ein leises Hämmern.

Schon steigt der Rauch aus Nachbars Schlot,
Es öffnen sich die grünen Fensterladen;
Und bald — die Sonne blinkt schon rot —
Darf sich die Welt im Morgenlichte baden.

Es tritt das Leben frei heraus;
Den Bann des Friedens hat der Tag gebrochen: —
Ein Träumer schleicht sich sacht von Haus,
Ihn mahnt der Arbeit immer laut'res Pochen.

Mit zurückgesandten Handschuhen.

Ich quält mein Herz den ganzen Tag;
Es wollte mir kein Lied gelingen,
Bis dann auf einmal wie ein Schlag
Die Handschuh durch den Kopf mir gingen.

Von deiner Hand, die einst mein Haar
Sanft streichelnd aus der Stirn gestrichen,
Da wir jedweden Wunsches bar
In Traumes Lande sind entwichen.

O, ich beneide diesen Tand,
Er darf noch heute dir umsäumen
Die kleine, weiße, liebe Hand — — —
Ich darf nur leise von ihr träumen;

O schöne Zeit! — Des Glückes Los,
Du gabst es rein — du einzig Gute —
Indeß mein Haupt in deinem Schoß —
Ein Herz im andern — sicher ruhte.

Leuchtenberg.

Durch des hohen Schlosses Hallen,
Das auf steilem Hügel steht,
Um den Turm, der halbzerfallen,
Nur der Zephir seufzend weht,
Und die Dämmrung webet leise
Um die Mauern düstere Kreise. —

Auf den dunklen Föhrenwalde
Sinkt die Nacht mit raschem Flug.
Herden schlafen auf der Halde,
In den Scheunen ruht der Pflug.
Glocken rufen zum Gebete,
Und verstummt ist jede Rede.

Durch die nächt'ge Stille rauschet
Leisen Schlags die Quelle kaum
Und das Reh, das scheue, lauschet
An des Waldes schwarzem Saum.
Sieh, da teilen sich die Wogen,
Die von Westen aufgezogen. —

Und aus Wolkenspalten glänzend
Mondschimmer tritt in's Tal,
Und er strahlet, scharf begrenzend,
Auf die Mauern öd und kahl.
Durch die hohen Fensterbogen
Strömt des Silberlichtes Wogen. —

Und es hebt sich an ein Klingen:
Feld und Wald und Baum und Strauch.
Flüsternd leise Stimmen dringen
Zu uns her mit Geisterhauch.
Und das Tal in hehrer Schöne
Und des Waldes dunkle Föhne

Mahnen uns an holden Frieden,
Stillen Ernst und heitres Glück
Von der Gegenwart beschieden.
Wendet jetzo euren Blick
Aus dem zerfallenden Gebäud
Spricht düstren Ton's Vergangenheit. —

Anna Frfr. von Sazenhofen.

Franz Reuss:

Der Schlag.

Lang hab' ich den Linkenheil Daniel nicht gesehen. Heut treff' ich ihn wieder in der Stadt. Schwarz ist er gekleidet und tut arg leichenbittermäßig. Auch ziemlich wortkarg und sauer. Kein Wunder, er hat ja derweil so viel durchgemacht, der Daniel, so viel! Ich muß alles aus ihm herauspressen. Gerad wie der Pfarrer im Beichtstuhl aus einem verstockten Mädlesbu'. Betrübt und dalket steht er vor mir, der Daniel in Trauerpose; den Stecken vor der Knollnase. Daß ich ihn bedaure, nimmt er hin wie eine Huldigung.

„So, so, Daniel, sag' ich; es ischt halt ein Jammer! — D' Säu hent den Rotlauf g'hett? — — So! Ja! — — Und d' Knah ischt überm Kalbeln eingegangen? — — So! Was du net sagst! — Ja! — Und krank bischt au gwe? — No! No! — Und erscht no dein Vater hascht au verlorn? Gelt ja! I haun's im Blättle g'lesa! Es ischt halt a harter Schlag gwe!"

„Noi, noi, sel net," ruft der Daniel und wachte aus seiner Trübnis auf: „es isch d' Wassersucht gwe!"

Gertrud Stendal:

Athen.

Athenas Marmorbecken schäumten leise
Von Silber blitzend helle Perlenketten.
Am Himmelsdom zog Helios seine Gleise,
Und durch gebogter Wolken weiße Betten
Brach seiner Strahlen siegesflammend Licht,
Das in dem kleinsten Tropfen Zauberkreise
Von schillernd bunter Götterschönheit bricht
Und um die Häupter marmorner Gestalten
Des Sonnengoldes Strahlenkrone flicht.
Sie standen stumm. Aus steinernem Gesicht
Sprach lebenlose Schönheit, und die Falten
Der marmorweißen Steingewänder wallten
An künstlerischem Schwung zum Boden nieder.
Die Quellen rauschten ihre leisen Lieder,
Die an der Säulen totem Weiß verhallten.
Von ihrer Lilienschlankheit stumm getragen
Ruht das Gebälk, verziert mit Marmorfriesen.
Hier Helden, die den Kampf des Todes wagen,
Dort Götterkraft, von Unheil blind umfangen,
Ein Knabe noch erwürgend Götterschlangen,
So sieht man sie empor zum Helios ragen:
Bergwälzende Titanen, Urwaltriesen.
Doch aus den Quellen rauscht's wie leises Klagen
Und Totenstille irrt auf weißen Fliesen.

Raoul Berton (Graz):

Am Lebensabend.

Ich träumte des Lebens schweren Traum,
Ich irrte im großen, dunklen Raum,
Ich suchte mich selbst und fand mich nicht:
Ich lachte in finstrer Nacht das Licht!

Es gingen die Jahre so rasch dahin,
Es waren Gedanken, die rasch entfliehn,
Es kamen die Zeiten schweren Scheidens,
Es kamen die Tage bitteren Leidens.

Und ewig geht das Träumen so fort
Und ewig wechseln Gedanke und Wort
Und stetig rollt der Erdenball
Und rollt so weiter ins große All . . .

Fanny Süß:

Alte Briefe.

In stiller Wehmut hab ich heut an ihn gedacht,
Mir wurde es ums Herz so bang und schwer,
Die ganze Sehnsucht war in mir erwacht
Und ich nahm alle seine Briefe her.

Und all die lieben Worte die darinn' ich fand,
So voll von Liebe und voll Zärtlichkeit,
Die schlangen um mein Herz sich wie ein Rosenband
Und ließen schaun mich in vergang'ne Zeit.

Und wieder hört ich seiner lieben Stimme Klang,
Ich sah ihn liebend mir zur Seite stehn,
Ich fühlte, wie sein Arm so innig mich umschlang,
Ach Gott, wie war die Zeit doch damals schön.

Da war es mir, als flüsterten im stillen Raum
Die lieben Briefe alle, die ich las,
Erzählten sich von Liebesglück am Waldessaum
Und auch von einem — der mich längst vergaß.

Von frohem Vogelsang und von Vergißmeinnicht
Und von der Bank, die uns in Lieb vereint . . .
Und schluchzend hab verhüllt ich mein Gesicht
Und habe bitterlich geweint.

Die Einsamkeit.

Auf Bergeshöh'n, von Tälern weit,
Im grünen Kranze hold umzogen,
Dort, wo die Lerche nicht mehr steigt
In lichte Weiten,
Wo der Fuß
Des Menschen niemals hingetreten,
Wo nie der Laut des Lebens bunt
Erschallt, der Kuckuck nimmer ruft —
Dort ist das Reich der Einsamkeit.

Dort träumt des Menschen Geist so schön,
Erlebt er neue Lustgedanken,
Und mit geweihten Kräften dringt
Er in die Welten,
Schwebt umher,
Und löst die Brust von allen Sorgen.
Das Auge leuchtet voller Strahlenglanz,
Die Lippen beben! Und mit einem Mal
Erkennt der Geist die Sehnsuchtshöh'n.

Und liebliches Geläute weht
Aus diesen Sphären ihm entgegen,
Umschmeichelt ihn gelind und sanft
Und läßt ihn trinken
Aus dem Born
Des Heiles, das ihn recht erquicket.
Der Welt entrückt ist dieses Menschenherz,
Erfüllt von der Erscheinung Bildern ganz:
Ein Beben durch die Seele geht. —

Das ist das Reich der Einsamkeit!
O bleibe fern, du lauter Schwätzer,
Entweihe nicht das heil'ge Land,
Das nur für Seelen,
Ernst und still,
Geschaffen ward von Göttermächten.
Denn nie sucht dich das reine Glück!
Das wahre Glück: in süßer Ruh
Zu atmen diese Seligkeit.

Zeitgenössische Dichter und Denker in Wort und Bild.

Frau Henriette Stoll-Lohr: Die Dichterin wurde am 6. September 1876 in Diez-Lahn als jüngste Tochter des verstorbenen Brauereibesitzers Karl Stoll geboren. Ihre Jugendzeit verlebte sie in ihrer Heimatstadt. Seit 1899 mit einem oberen Militärbeamten vermählt, lebte sie die Jahre abwechselnd durch Versetzung ihres Gatten in Frankfurt, Giesen, Rastatt und seit November 1909 in Karlsruhe. Ihr dichterisches

Talent offenbarte sich schon, als sie 16 Jahre alt war. Damals schrieb sie oft heimlich des Nachts, da ihre Eltern, getreu alten Grundsätzen, ihrer Neigung abhold waren, und sie lieber zu einer tüchtigen Hausfrau erziehen wollten. Nach ihrer Verehelichung hoffte sie mehr ihren schriftstellerischen Neigungen leben zu können und griff in den ersten Jahren wieder zur Feder. Ihrer unermüdlichen Ausdauer gelang es jedoch, sich mit der Zeit durchzuringen. So ward sie bei „Der Deutschen Warte“ bekannt und veröffentlichte dort mitunter im Blatt „Fürs Haus“, „Welt und Haus“ Gedichte und Märchen unter ihrem Mädchennamen H. Stoll. Für ihre beiden kleinen herzigen Mädchen im Alter von 8—9 Jahren schrieb sie den „Märchenkranz“. Durch die Herausgabe ihres Buches im Verlag von Josef Singer, Hofbuchhandlung, Straßburg i. E. und Dank der freundlichen Aufnahme, die das Werk in ihrer Heimatstadt und bei der Presse fand, schrieb sie mit Lust und Freude und hofft, ihrem Märchenkranz bald einen zweiten folgen lassen zu können.

„Märchenkranz.“ Märchen und Erzählungen von H. Stoll. Verlag von Josef Singer, Hofbuchhandlung, Straßburg i. E. und Leipzig.

Ein hübsches Buch für Haus und Kinder, belehrend und erfreulich zugleich. Fast wurde der Wunsch in mir wach, die liebenswürdige Erzählerin kennen zu lernen und mit ihr zu plaudern. Das ist die echte Kunst, uns so zu fesseln, und ein Buch, uns zum Freunde zu machen, wie es die Dichterin vermag. Ein duftig liebreizender Märchenkranz ist es, dessen hell- und dunkelfarbige Blumen das Auge erfreuen und der auf jedem Weihnachtstisch eine schöne und willkommene Gabe sein wird. Gewiß wird die Dichterin in unserem lieben deutschen Vaterland viel Freunde finden, die ihr im Geiste dankbar die Hand drücken werden.

Adolf Dressler jr.

Hedwig Johanna Kratzer, geboren 14. Oktober 1882 zu München als die Tochter eines Rentiers, genoß von Kindheit auf eine strenge, aber äußerst liebevolle Erziehung. Als dreizehnjähriges Mädchen verlor es den Vater und die Mutter scheute nun keine Mittel, ihre Tochter einer geistigen Bildung zuzuführen. Nachdem dieselbe von bedeutenden Professoren in der Musik ausgebildet war und mit sehr guter Note das Examen bestand, wandte sie sich zur literarischen Tätigkeit, der sie immer treu zu bleiben gedenkt.

Einem Erstlingswerk, welches das vorliegende Buch „Sonnenstäubchen“, E. Pierson Verlag, Dresden ist, begegnet man erst mit den gemischten Gefühlen des Mißtrauens und der Frage. Wie angenehm aber ist der Kritiker überrascht wenn er auf ein wirklich beachtenswertes Talent stößt, wie es hier der Fall ist. Die Novellen sind in bezug auf Sprache, Ausarbeitung und Verwendung der Gedanken sehr

gut zu nennen. Die Dichterin hat gewiß noch keinen allzu tiefen Blick ins Leben getan, aber ihr sicheres Empfinden und die zum Teil reiche Phantasie helfen ihr siegreich über manches Hindernis hinweg. Auch ist ihr die seelische Kraft eigen meist über der Stimmung zu stehen und sich nie allzuviel von ihren eigenen Gefühlen fortreißen zu lassen. Am höchsten schätze ich aber ihr sicheres Wollen und zielbewußtes Streben und das ehrliche Bemühen um die Palme der Kunst. So wird ihr Buch viele Freunde finden, und auch die Leser des Magazins werden sie schätzen und kennen lernen, da sie die Güte hatte, uns eine kleine Skizze aus ihrer Feder zum Abdruck zu überlassen. Adolf Dressler jr.

„Irrlicht“. Roman von Eleonore Ajar. Verlag von Josef Singer, Hofbuchhandlung, Straßburg i. E. und Leipzig.

Die noch jugendliche Dichterin, deren Bildnis „Das Magazin“ bringt, hat sich einen Stoff zum Vorwurf ihres Romans gemacht, der an die geheimen Türen des menschlichen Herzens pocht. Was ist Liebe, ist sie Glück und Erfüllung oder gleicht sie dem flackernden Irrlicht, dem wir hastend nachjagen in des Lebens dunklen Wald, unbekümmert um die alten, tausendjährigen Eichen, die auf unserm Pfade mahnend und ehrfurchtgebietend stehen, und sich Ehre und Pflicht nennen. Eine solche

Liebe führt uns die Dichterin vor, aber sie zeigt uns auch, daß die Reinheit des Weibes siegreich über den Sumpf des Lasters hinwegschaut und den Pfad zu finden weiß in dem Garten eines neuen Lebens. Entsagung und Ergebung, mag der Klang dieser Worte auch hart sein, so liegt doch ein hoher geistiger und sittlicher Wert darin. Ich habe das Buch in gehobener Gefühlsregung aus der Hand gelegt und der Eindruck, den es auf mich ausübte, wird nicht so leicht verwehen. Mit sichtlich gereifter Kunst und feinsinnigem Können weiß uns die Verfasserin ihre Geschichte zu erzählen. Lebenswahr und mit sicherer Charakterzeichnung treten uns ihre Gestalten vor die Augen. Alles ist sorgsam durchdacht, feinsinnig empfunden, ohne daß jemals die poetische Flugkraft dadurch leiden muß. Im Gegenteil entfaltet sie frei und ungezwungen ihr schönes Talent und ein weiches und edles Frauengemüt gibt dem Ganzen erwärmenden Glanz. Heil der jungen Dichterin, möge sie mit frischer, ungebrochener Kraft auf diesem Pfade weiter schreiten. — So führt ihr Weg zur Höhe! —

Adolf Dressler jr.

Frau Else Roch, geb. Freiin von Stein, geb. 9. 10. 63, stammt aus dem schönen Thüringerland. Waldbäume sangen ihr Wiegenlieder und durch Feld und Wiese streifte die kleine „wilde Hummel“ mit den älteren Brüdern! Aber sie wurde gar bald ein sittig Mägdelein, als sie in das landrätliche Haus ihres Großvaters nach Hildburghausen kam, um dort sich in die Geheimnisse des Schreibens und Lesens einführen zu lassen.

Schon ihren jüngeren Schwestern hat sie dann später Abends ihre selbsterdachten Geschichten erzählt. Durch ihre Mutter erhielt E. R. eine sorgfältige Erziehung. Erzieherin und die besten Schulen wurden ihr zu Teil — und gerne hätte sie ihr Zeichen- und Maltalent ausgebildet, doch zog sie es vor, dem geliebten Manne Hausfrau zu werden. Nach 12 kurzen, überaus glücklichen Jahren, denen allerdings schwere Prüfungstage nicht ferngeblieben waren, nahm der Tod ihr den Gatten, der zur Zeit Bürgermeister einer Stadt in Hessen war. Von da an lebte sie nur ihren drei Söhnen. Nach mancherlei Wechsel lebt Frau R. nun jetzt in Landeck i. Schles., da ihre Sehnsucht immer nach Wald und Bergen ging.

Erst seit 6 Jahren hat sie sich der Schriftstellerei zugewendet — nach dem Tod ihres jüngsten Knaben fand sie Trost darin, die Märchen, die sie ihm und ihren älteren Knaben so oft erzählt, niederzuschreiben. Dieselben sind allerdings noch nicht veröffentlicht. Erschienen ist bisher von ihr außer kürzeren Skizzen und Novellen der Roman:

1. „Wer trug die Schuld?“ Verlegt bei Pierson in Dresden.
2. „Lustiges aus Bädern und Sommerfrischen“, im Magazin-Verlag in Leipzig und „Und die Liebe kam“. Novellen, verlegt bei Curt Wigand, Modernes Verlagsbüro, Berlin-Halensee.

Das Schaffen der Dichterin erweckt Sympathie. Als Kennerin des Lebens weiß sie uns bunte wirksame Bilder zu entwerfen und es ist ihr die Kunst eigen, uns immer zu fesseln. Niemals sinkt sie zur

trockenen Erzählerin herab, oder läßt ihre Personen leere Worte reden. Ihr Naturell läßt dies auch nicht zu, denn sie hat den seltsam vieltönenden Akkorden der Lebensmusik gelauscht und weiß diese mit den Klängen ihrer eigenen Empfindung wirksam zu einen. So ist Else Roch eine echte Dichterin geworden, die ihrer Zeit noch viel sagen wird.

Adolf Dressler jr..

Theodora Koch, geb. am 20. 10. 1888 in Wien als Tochter des Hofrats Gustav Adolf Koch, und Professor an der k. k. Hochschule für Bodenkultur in Wien. Erhielt Privatunterricht und hatte Gelegenheit zu größeren Reisen, nach Ober-Italien, Korsika, nach Korfu, nach Holland, Deutschland, Ungarn und ver-

weilte längere Zeit an der österreichischen Riviera. Von diesen Reisen im Süden schrieb sie verschiedene Aufsätze und Skizzen, die in Tagesblättern und wissenschaftlichen Zeitschriften erschienen und veröffentlichte auch kleine Aufsätze und Gedichte.

1909 erschien in E. Pierson's Verlag, Dresden, ihre Novelle „Von Liebe . . . .“

Man kann dem Werk der feinsinnigen Dichterin ein ehrliches Lob nicht versagen! Tief empfunden und gehaltvoll wirksam in Stimmung und Ausdruck weiß sie immer zu schreiben und Manches dürfte einen bleibenden Eindruck nicht verfehlen. Das Buch ist zweifellos nicht zu jenen Erstlingsarbeiten zu rechnen, die in der Fülle der litterarischen Neuheiten verschwinden. Er hebt sich durch Eigenart und Gefühlswärme vorteilhaft daraus hervor und wird seine Leser befriedigen und erfreuen. Wenn die Dichterin auf dieser Bahn mutig und ohne Wanken weiter schreitet, wird sie sich einen achtunggebietenden Namen in der literarischen Welt erobern.

Adolf Dressler jr.

Bücherbesprechungen.

Über die Heide. (Roman von **Eugen Ludwig Gattermann.**) Berlin, Otto Janke. Preis 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Der Roman enthält viel frischen, zarten und keuschen Jugendgeist, etwas vom Wesen Robert Schumanns: Wie ein gottbegnadetes Wunderkind, mit aller Lenzesfrische des Herzens ausgestattet, der Reife seiner Kunst entgegengeführt wird und auf seinem Werdegange auch auf andere läuternd wirkt, das ist der Inhalt der lieben Geschichte. So viel Sonne ist darin, daß die Tragik, die das frühzeitige Ende des Wunderknaben enthält, doch die Stimmung des Lesers nicht allzu schwer beeinflußt. Hier haben wir wieder einmal edelste, nicht moderne Knaben-, sondern Jünglingshaftigkeit in Inhalt und Darstellung. Sie wird manch feines Gemüt erquicken.

Das Lied der Berge. (Roman von **Ferd. Sonnenburg.**) Berlin, Otto Janke. Preis 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Der Roman behandelt die sehr eigenartige Geschichte eines großen Harzer Eisenwerkes, welches der Schauplatz eines erbitterten Kampfes zwischen den Anschauungen der alten und neuen Zeit wird. Die Arbeiter trachten das Werk in ihre Hände zu bekommen, was ihnen auch schließlich gelingt. Sie arbeiten fortan für sich selbst und der Held des Romans, durch dessen Tatkraft die gefährdete Eisenhütte erhalten bleibt, wird Betriebsleiter und Mitbesitzer. Die herrliche Gebirgswelt, die alteingesessene originelle Bevölkerung werden mit warmer Liebe und meisterhafter Plastik geschildert. In der Zeit der sozial-politischen Kämpfe ist das Buch von besonderem aktuellem Interesse!

Und Raben flogen um Dohna. (Roman von **Gustav Hildebrand.**) Berlin, Otto Janke. Preis 4 Mark gebunden 5 Mark.

Ein noch heute hochangesehenes Geschlecht steht im Mittelpunkt der Erzählung. Die mächtigen Burggrafen erregen die Eifersucht des Landesherrn, der sich nach anfänglichem Zögern endlich entschließt, ihre als uneinnehmbar geltende Feste zu stürmen und damit ihre Macht zu brechen. In einmütiger Begeisterung schließen sich die verwandten Familien dem bedrängten Oberhaupt des Geschlechts an und damit beginnt eine Reihe von heldenmütigen Kämpfen, die in wechselvollem Auf und Nieder bis zu dem Verzweiflungskampf des immer kleiner werdenden Häufleins führen. In diesem gewaltigen Rahmen erscheint in zarten Farben ein liebliches Bild — die Liebe des Helden zu einem blendendschönen Mädchen, das er im Übermut auf der Burg gefangen gesetzt hatte. War es anfangs Bewunderung, welche der von den Frauen Verwöhnte für sie empfand, so wandelte sich sein Empfinden allmählich, bis gerade in den Tagen, wo ein grausames Schicksal über ihn hereinbrach, die Flammen einer edeln Leidenschaft in ihm auf-loderten.

Eduard Fuchs, Die galante Zeit (Zweiter Band der Illustrierten Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart). Mit über 450 Textillustrationen und 50 bis 60 meist doppelseitigen farbigen und schwarzen Beilagen, bestehend aus den schönsten und seltensten bildlichen Dokumenten zur Sittengeschichte des Barock- und Rokokozeitalters. Komplett in 20 Lieferungen à 1 Mark. Verlag von Albert Langen in München.

Von diesem Prachtwerk, dessen erste Lieferung wir seiner Zeit empfehlend besprochen haben, liegen uns heute die Lieferungen 2 bis 16 vor. Nachdem dieser Band also fast bis zum Ende gediehen ist, kann man wohl ruhig sagen, daß er als Ganzes nach Text, Illustrations- und Beilagenmaterial den hohen Erwartungen vollkommen entsprechen wird, die man nach der ersten Lieferung hegen konnte. Sicherlich wird er auch im buchhändlerischen Erfolg den ersten Band der großen Fuchsschen Sittengeschichte „Renaissance", der heute beim fünfzehnten Tausend steht, noch bei weitem übertreffen. Ist doch in der Zeit des Barock und Rokoko das Bildmaterial unendlich viel reicher, anmutiger und künstlerisch wertvoller an Dokumenten zur Sittengeschichte als zu irgend einer anderen Epoche. Und Eduard Fuchs hat daraus mit sachkundigem Spürsinn und feinstem Geschmack eine glänzende Auswahl getroffen. Namentlich enthalten die erschienenen Lieferungen eine verblüffend reiche Menge der schönsten und kostbarsten französischen und englischen Farbstiche des XVIII. Jahrhunderts in wirklich originalgetreuer Reproduktion. „Die galante Zeit" ist kein Buch für Kinder, aber in der Bibliothek reifer Menschen sollte dieses Standardwerk auf seinem Gebiet nicht fehlen, zumal der bequeme Bezug in wohlfeilen Lieferungen die Anschaffung auch für wenig mit Glücksgütern Gesegnete erleichtert.

Die historischen Volkslieder des Großherzogtums Baden, insbesondere die Kriegslieder der badischen Truppen in den Feldzügen des 19. Jahrhunderts bringt Band I der Sammlung „Badischer Liederhort", eine Sammlung der bekanntesten und schönsten Volkslieder der badischen Heimat, nach Wort und Weise aus dem Munde des Volkes festgestellt von J. Ph. Glock. (XII und 279 Seiten.) Karlsruhe 1910. G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag. Preis kartoniert 1,50 Mk., fein gebunden 2 Mk.

Das Buch ist nicht nur in der engeren badischen Heimat und unter den Badenern überall im Vaterlande eine willkommene Gabe vaterländischer Erinnerung bei jung und alt, sondern auch im Auslande, in den deutschen Schutzgebieten, drüben überm Weltmeer, soweit die deutsche Zunge klingt. Und nicht nur der Badener, jeder Deutsche wird gern nach diesem Buch greifen, in dem, vom Volksmund besungen, die wechselvollen Geschehnisse, Taten und Meinungen großer Tage wieder aufleben.

Die Ueberwinder des Todes. (Verlag von John Schwerins Verlag Aktiengesellschaft in Berlin O. 27. Geb. 5.40 Mk.)

Neu und unwiderleglich ist der Inhalt des Buches, das nicht infolge seines prunkvollen Einbandes zur Auslage auf dem Salontisch, sondern seines Inhaltes wegen ausschließlich zur Lektüre bestimmt ist, denn es überragt alle die anderen literarischen Produkte unserer Zeit, wie der Leuchtturm die Wogen des Meeres. Selbstverständlich! Nicht jeder versteht auf den ersten Blick den tiefen Sinn! Es erfordert ein Lesen, ein wiederholtes Lesen mit Eifer und Andacht! Aber das Werk ist so klar und wahr geschrieben, die Gegensätze zwischen hier und dort sind so plastisch dargestellt, daß man zum Schlusse zu der Erkenntnis gelangt: Hier ist Zweck und Ziel alles Seins vollkommen und restlos enthüllt und in lebendigster Form plastisch vor Augen gestellt.

Strudel. Roman von **Henryk Sienkiewicz.** Aus dem Polnischen übersetzt von Dr. Adolf Heß. (Verlag Otto Janke, Berlin. 3 Mk., geb. 4 Mk.)

Henryk Sienkiewicz gibt in seinem neuen Meisterwerk auf dem Hintergrunde der Geschichte das Trauerspiel einer starken und doch glücklich endenden Liebe. Ein armes polnisches Bauernmädchen wird vom jungen Gutsherrn verführt und gerät dann ins Ausland. Als sie später in die Heimat zurückkehrt und unbekannt dem Gutsherrn gegenübertritt, fesselt sie ihn und gewinnt ihn tief und aufrichtig lieb, gibt ihn aber dann auf. Ihr folgt eine engelschöne Geigerin, die unmittelbar vor einem Wohltätigkeitskonzert von einem fanatischen Studenten hingemordet wird; ein Mädchen, das mit der ganzen Glut flammender Sinnlichkeit den Gutsherrn vergötterte. Das ganze Werk strotzt von Spannung. Die revolutionären Massenszenen in Warschau sind prachtvoll geschildert; zwischendurch klingt die starke Begeisterung für alles Große und Schöne und die Sehnsucht nach einer besseren Zukunft.

Der erste Dandy. Roman von **Oskar Mysing.** (Berlin, Otto Janke. Preis 3 Mk., geb. 4 Mk.)

Die Napoleonsromane Mysings zählen zu seinen besten und sind bis auf geringe Reste ausverkauft. Das vorliegende Werk nimmt seinen Anfang mit der Auflösung der großen Armee in Rußland, und an diese Ereignisse anknüpfend, schildert der Verfasser in lebhaften Farben und mit feinem Lokalkolorit die Liebesgeschichte des bekannten Diplomaten Fr. von Gentz mit einer verheirateten Frau. Karlsbad und Dresden sind die Schauplätze, wo der ränkevolle Baron seine Fäden spinnt und durch sein Verhalten eine tragische Katastrophe herbeiführt.

Die Heidemühle. Roman von **Oswald Bergener.** (Berlin, Otto Janke. Preis 4 Mk., geb. 5 Mk.)

Der Verfasser, der sich als Erzähler und Menschenkenner sehr vorteilhaft mit seinem Buche „Auf fernen Wolkensäumen wohnt das Glück" einführte, hat mit seinem neuen Roman eine ungemein reizvolle Idylle geschaffen. Es ist der Liebeskampf eines jungen Forstbeamten um ein blondes Naturkind. Wie nüchtern klingt diese simple Inhaltsangabe, und was hat der Autor aus der Natur heraus gemacht! Da lebt der deutsche Wald mit seinen tausend Geheimnissen auf, und die Art und Weise, wie er die herbe Schönheit der märkischen Landschaft schildert, klingt lebhaft an Alexis und Fontane an. In die spannende Handlung greifen die Schrecknisse von Unfällen, hinterlistigen Menschen, von einem Mord. Namentlich sind auch die Nebenfiguren mit guter Charakterplastik herausgearbeitet.

Scholien und Folien. Novellen von **Hermann Schilling.** (Stein's Verlag, Berlin und Potsdam.)

Der Novellenkranz dieses wohl anerkannten und geschätzten, aber noch nicht genügend ins große Publikum gedrungenen Dichters gibt Proben eines vielseitigen Talentes. Den Reigen eröffnet: Mahela, die Jüdin. In blühender, meisterhafter Sprache wird nun wie ein Märchen das Liebesidyll der zauberschönen Tochter des reichen jüdischen Bankherrn Simon Simorella und des mutigen jungen Mönches Paulo Fati erzählt, die über den Judenfluch des alten Simon hinweg sich das Glück erkämpfen. Mit farbenreichem Pinsel malt uns der Erzähler die Wunder

des Südens. Taormina, die Perle Siciliens, ist der Schauplatz einer tragisch ausklingenden, den Leser wie in einen holden, wehen Traum einspinnenden „Sonnensehnsucht".

In den andern 6 Novellen bewegt sich der Verfasser mehr auf dem Boden des Realismus. Das „sweet gire", der Typus der „vornehmen Gefallenen", endet gleichfalls tragisch. Das Problem, wie die schöne Sünderin dem ersten Manne gegenüber, den sie wahrhaft liebt und den sie nicht mit ihrer Vergangenheit betrügen will, im Angesicht des lockenden Glückes freiwillig aus dem Leben scheidet, ist sehr dramatisch herausgearbeitet. Von den übrigen: Penelope, Brot, Lenzschönheit, Der Tote von Jesezierken, Die achte Bitte, sind die beiden letzten die beachtenswertesten.

In „Der Tote von Jesezierken" wird mit seinem Sarkasmus dem Volksaberglauben der ostpreußischen Landbevölkerung zu Felde gezogen, diesem so festeingewurzelten Aberglauben, dem ein kluger Gutsbesitzer, so sehr er selbst darüber lächelt, Konzessionen machen muß, will er nicht sich selbst schädigen an Hab und Gut. Die letzte Novelle, „Die achte Bitte" behandelt das herzerschütternde Thema eines Schwurs am Totenbette, der einem hochbegabten jungen Menschen den Predigerberuf, zu dem er keine Neigung verspürt, aufzwingt, bis schließlich, nach fruchtlosen inneren Kämpfen, die grausige Leere des Wahnsinns das zermarterte Hirn des Jünglings umnebelte, umnachtete. Dem fesselnden Novellenbande ist, gleichwie den anderen Werken des Verfassers, ein zahlreicher Leserkreis zu wünschen.

Gnda v. Robertus. Dresden.

Braunbecks Sportlexikon erschienen. Das Werk übertrifft alles, was bisher Ähnliches auf diesem Gebiete erschienen ist, an Umfang, Ausstattung und Reichhaltigkeit des Inhalts; umfaßt es doch rund 1800 Seiten in Großoktav auf feinstem Kunstdruckpapier, dem die 1771 Bilder, die das Werk enthält, ihre große Klarheit verdanken. Das ganze Werk gliedert sich in drei Hauptteile, die bereits eingangs bezeichnet wurden: Automobilismus, Motorbootwesen und Luftschiffahrt, wobei natürlich dem Automobilismus, als dem Erstgeborenen, auch der Löwenanteil zugefallen ist; umfaßt dieser erste Teil doch nicht weniger als 963 Seiten. Wir hören im ersten geschichtlichen Teil von den Pionieren des Explosionsmotors Rivaz, Wright, Lenoir, Otto, Beau de Rochas, um dann zu den Erfindungen von Gottlieb Daimler und Carl Benz zu kommen. In Wort und Bild wandern dann die sportlichen Ereignisse an uns vorüber, ganz und halb vergessene Tage stehen aus der allzu schnell verschütteten Vergangenheit wieder auf und erhalten durch die Fülle des Materials, das den Kenner der Urkundenquellen verrät, neuen Glanz. Die Eigenart einzelner Wettbewerbe hat es erforderlich gemacht, sie in besonderen Kapiteln zu behandeln, so die Gordon-Bennett-Rennen, die Grands-Prix des A. C. F., das Kaiserpreisrennen, die drei Herkomerkonkurrenzen, die Prinz Heinrich-Fahrten und Semmeringrennen, deren völlig abgeschlossene Darstellung den Wert und Genuß der Lektüre noch erhöht. Im zweiten großen Teile, dem Vereinswesen, folgen einander prächtige Kunsttafeln mit 5—12 farbigen Bildern, viele Tafeln mit den Porträts der Präsidien fast aller Automobil-Klubs, umfangreiche Register aller in Betracht kommenden Vereine, Klubs, Verbände usw. und ein 80 Seiten langes Mitgliederverzeichnis mit Angabe der Klubzugehörigkeit. In dem Labyrinth des Vereinswesens dürfte dieser Teil ein ebenso angenehmer wie sicherer Führer sein. Im dritten, dem „lexikalischen Teil", geben sich alle Sportveranstaltungen, Klubgründungen, Pioniere, Industriellen, Klubleute, Preisträger, Preisstifter, Rekordfahrer usw., nach dem Alphabet in Reih und Glied geordnet, ein Stelldichein. Dieser große und einzigartige Abschnitt mit seinen über dreihundert Porträts hervorragender Persönlichkeiten, seinen über tausend Biographien, Adressen, Notizen, Artikeln, zieht sich über 154 Seiten hin und enthält eine erdrückende Fülle von Einzelheiten, eine Fundgrube für Schriftsteller, Zeitungsredaktionen, Sportleute und alle Firmen, die zum Interessentenkreis des Automobilismus gehören. Im vierten großen Teil ändert sich die Szene völlig, da hier ein auf das sorgfältigste erlesenes Adressenverzeichnis der Automobilindustrie beginnt, das einmal nach Orten und einmal nach Branchen angeordnet ist und durch seine Reichhaltigkeit und Genauigkeit das Buch für alle in Betracht kommenden Industrien geradezu unentbehrlich macht. Ganz ähnlich ist die Abteilung „Motorbootwesen" aufgebaut. Auch hier eröffnet die Geschichte des Motorbootsportes den Reigen, und jeder Leser wird über die Fülle des Materials staunen, trotzdem man erst seit Beginn dieses Jahrhunderts überhaupt von einem Motorbootsport sprechen kann. Ein offensichtlicher Szenenwechsel tritt im dritten großen Gebiete, der Luftschiffahrt, ein. Hier galt es, einer solchen Fülle von Ereignissen gerecht zu werden, daß nur ein strasser Aufmarsch der wichtigsten Tatsachen am Platze war. Auf diese Weise ist hier zum ersten Male ein Register von historisch bedeutungsvollen Daten geschaffen worden, das bisher einzig ist, um so mehr, als die Internationalität in diesem Teil völlig gewahrt blieb. Viele interessante Abbildungen unterbrechen die Kette von Daten, besonders eine vierseitige Kunsttafel mit berühmten Freiballons, Lenkballons, Fesselballons, Luftschiffen und Flugzeugen. Das Verzeichnis der Luftschiffahrtsvereine ist ebenfalls bisher noch nirgends in einer derartigen Vollständigkeit veröffentlicht worden und stellt ein Novum auf dem Gebiete dar. Den Hauptschmuck bilden 60 Seiten, mit ca. 300 Abbildungen, die auf Mattkunstdruckpapier alle Luftschiffe und Flugzeuge enthalten, die irgendwie bekannt geworden sind oder bedeutungsvolle Vorläufer der heutigen Flugzeuge waren.

Paul Keller, Die alte Krone. Roman aus Wendenland. (Allgem. Verlagsgesellschaft m. b. H. München. Preis M. 4.50, gebd. 5.50.

Dieser Roman ist gleichsam ein historisches Gemälde. Ein Zeitgemälde des Nationalitätenkampfes seit 1848. Und welche schöne Romantik in und über allem, das kann nur Keller, dessen Schaffen nicht im bunten Tag zu lesen ist, dessen „Alte Krone" auch, wie alles an ihm, eine stille Stunde fordert. Diese starken, ersten Menschen, herausgerissen aus einem Herzen voller Wahrheit, Güte und Schönheit, greifen in uns über und sind wohl berufen, uns zu lehren, uns ihres zu geben, das wir gut brauchen können im Alltagssein.

Leitender Redakteur und für den gesamten Inhalt verantwortlich: **E. B. Gerlach** in Leipzig.
Für den Inseratenteil: **Ad. Dreßler jun.**, Leipzig-Möckern. Verlag: **„Magazin-Verlag" Ad. Dreßler jun.**, Leipzig-Möckern.

Das Magazin

Monatsschrift für Literatur und Kultur • Kunst und Theater

Herausgeber: **Adolf Dressler jun.** ◆ ◆ ◆ Schriftleitung: **E. B. Gerlach.**

November 1910

Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dressler jun., Leipzig-Möckern.
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten.

George Morin:

Zum achtzigsten Jahrgang des „Magazins“ für Literatur etc.

Im selben Jahr, lieb' „Magazin“
Sind beide wir geboren,
Und beide steuern wir dahin,
Dem Achtzigsten verschworen.

So hab' das Recht ich, dir dein Lob
Zum Achtzigsten zu singen,
Da schon mein Dichten sich verwob
Mit dir, mit leisen Schwingen.

Ja, acht Jahrzehnte hast du schon
Empor zum Ruhm getragen,
So manchen Dichters Sanges-Ton,
In längst vergessnen Tagen.

Und bis in uns're neu'ste Zeit
Bist du gerecht geworden
Den Jüngsten auch, hat ihn geweiht
Die Kunst zum Sanges-Orden.

Seit acht Jahrzehnt warst du der Hort
Für Deutschlands beste Geister
So wuchs empor in Schrift und Wort
Gar oft der Dichtkunst Meister. —

Zu deinem Jubiläums-Jahr
Hast still du dich verhalten,
Drum bring' ich dir, Bescheidner, dar
Dein Lob von Jung und Alten!

O blühe fort im schönsten Sinn,
Begeisterung im Busen!
So werde Dreßlers Magazin
Zum Tempel deutscher Musen!

Dr. Otto Klein (Bitterfeld):

Goethe und der Apotheker Buchholz.

„Von dem . . .. was eigentlich äußere Natur heißt, hatte ich keinen Begriff und von ihren sogenannten drei Reichen nicht die geringste Kenntnis. Von Kindheit auf war ich gewohnt, in wohleingerichteten Ziergärten den Flor der Tulpen, Ranunkeln und Nelken bewundert zu sehen: und wenn außer den gewöhnlichen Obstsorten auch Aprikosen, Pfirsichen und Trauben wohl gerieten, so waren dies genügende Feste den Jungen und den Alten. An exotische Pflanzen wurde nicht gedacht, noch viel weniger daran, Naturgeschichte in der Schule zu lehren.“ [1])

Lesen wir diese Worte in Goethes „Geschichte meines botanischen Studiums (1817/1831)“, so werden sie uns nicht sonderlich auffallen, weil die Naturwissenschaften noch weit über des Dichters Jugendzeit hinaus arg stiefmütterlich in den Schulen behandelt wurden und selbst heutzutage hier den ihnen gebührenden Platz keineswegs einnehmen.

In nähere Berührung mit den Naturwissenschaften kam Goethe erst auf den Universitäten, denn schon während seines juristischen Studiums in Leipzig (1765—68) beschäftigte er sich mit Physik und hörte hierüber Vorlesungen bei dem Professor der Naturkunde Johann Heinrich Winckler, dessen er späterhin in der „Geschichte der Farbenlehre“ lobend gedenkt mit den Worten: „Winckler in Leipzig, einer der ersten, der sich um Elektricität verdient machte, behandelte diese Abteilung sehr umständlich und mit Liebe, so daß mir die sämtlichen Versuche mit ihren Bedingungen fast noch jetzt durchaus gegenwärtig sind.“ [2])

Auch auf medizinischem und botanischem Gebiete hat Goethe in Leipzig die ersten wissenschaftlichen Anregungen erhalten durch die Teilnahme an dem fast ausschließlich von Medizinern besuchten Mittagstische bei dem Medicus und Botaniker Professor Ludwig, und in Straßburg (1770—71) sodann nach eigener Angabe eine Menge medizinischer und naturwissenschaftlicher Kenntnisse gewonnen. Nicht nur hörte er hier die Vorlesungen über Chemie bei Spielmann, der zugleich Professor der Pflanzenkunde und Leiter des botanischen Gartens war, und über Anatomie bei dem berühmten Lobstein, sondern besuchte auch die Klinik des älteren Ehrmann und bei dem jüngeren das Kolleg über Geburtshilfe.

Zweifellos hatte er auf diese Weise vielseitige Anschauungen und manche hübsche Kenntnisse in den Naturwissenschaften und weit über das Wissen eines Laien hinausgehende Fertigkeiten erlangt, und es kann daher nicht wundernehmen, wenn er anfangs in Weimar, in das er am 7. November 1775 als Gast des Herzogs einzog, mit seinen naturwissenschaftlichen Bestrebungen allein stand und wenig Gleichgesinnte antraf. Gleichwohl fallen schon in die ersten weimarer Jahre die Anfänge seiner eingehendsten Beschäftigung mit den Naturwissenschaften, denn er selbst bekennt, daß er „in das tätige Leben sowohl als in die Sphäre der Wissenschaft eigentlich zuerst trat, als der edle weimarische Kreis ihn günstig aufnahm, wo außer andern unschätzbaren Vorteilen ihn der Gewinn beglückte, Stuben- und Stadtluft mit Land-, Wald- und Gartenatmosphäre zu vertauschen.“ [1])

Hier in den Bergen des Thüringer Waldes lernte er die Eigenschaften und Kultur der Baumarten kennen, „hier zeigte sich ihm die ganze Sippschaft der Moose in ihrer größten Mannigfaltigkeit“ und hier, „wo geheimnisvoll nach Rezepten arbeitende Laboranten sich angesiedelt und vom Vater zum Sohn manche Arten von Extrakten und Geisten bearbeitet hatten“, war er „vom augenfälligsten Allgemeinsten auf das Nutzbare, Anwendbare, vom Bedarf zur Kenntnis“ und zum eingehenden Studium der eigentlichen wissenschaftlichen Botanik gelangt, wobei er vor allen Dingen der Unterstützung eines Mannes sich zu erfreuen hatte, der ähnliche Neigungen und bei weitem umfangreichere Kenntnisse besaß. Es war dies der „in jeder Hinsicht die Hochschätzung seiner weimarischen Mitbürger verdienende Dr. Buchholz, Besitzer der damals einzigen Apotheke, ein wohlhabender und lebenslustiger Mann, der mit ruhmwürdiger Lernbegierde seine Tätigkeit auf Naturwissenschaften richtete.“ [2])

Der Hofapotheker und Bergrat Dr. Wilhelm Heinrich Sebastian Buchholz, 1734 in Bernburg geboren, versah auch die Geschäfte eines Stadt- und Amtsphysikus und als solcher die „Einimpfung der Blattern“, wie er überhaupt ein überaus vielseitiger und wissenschaftlich hochgebildeter Mann war. In dem mit hohem Ziegeldache und von einem buckligen Weibchen auf den Schultern getragenem Steinerker geschmückten alten Gebäude des weimarer Marktplatzes befand sich die Buchholzsche Offizin, und noch heutzutage wird in diesem Hause die Arzneikunst ausgeübt.

„Chemie und Botanik gingen damals vereint aus den ärztlichen Bedürfnissen hervor, und wie der gerühmte Dr. Buchholz von seinem Dispensatorium sich in die höhere Chemie wagte, so schritt er auch aus den engen Gewürzbeeten in die freiere Pflanzenwelt. In seinen Gärten hatte er nicht die offizinellen Gewächse nur, sondern auch seltenere, neu bekannt

[1]) Goethes sämtliche Werke Jubiläumsausgabe Bd. 39, S. 297.

[2]) Goethes Werke Ausgabe letzter Hand. Bd. 54, S. 291.

[1]) Jubiläumsausgabe Bd. 39, S. 297.

[2]) Jubiläumsausgabe Bd. 39, S, 299.

gewordene Pflanzen für die Wissenschaft zu pflegen unternommen." und da „dieses Mannes Tätigkeit der junge, schon früh den Wissenschaften sich hingebende Regent allgemeinerem Gebrauch und Belehrung zulenkte, indem er große sonnige Gartenflächen einer botanischen Anstalt widmete," so war auch Goethe „unter solchen Umständen genötigt, über botanische Dinge immer mehr und mehr Aufklärung zu suchen." [1]) Und mit den botanischen Studien gingen die chemisch-physikalischen Hand in Hand, und auch auf diesen Gebieten war es Buchholz, der durch Vortrag und Experiment des Dichters Kenntnisse erweiterte und vertiefte.

„Was die Chemie betrifft, so dürfen wir uns derselben vorzüglich rühmen. Herr Bergrat Buchholz hat, von den frühesten Zeiten her, mit der Wissenschaft gleichen Schritt gehalten und die interessantesten Erfahrungen teils selbst gemacht, teils zuerst mitgeteilt und ausgebreitet. Aus seiner Schule ist ein Göttling hervorgegangen." [2]) — „Jede neue, vom Aus- oder Inland entdeckte chemisch-physische Merkwürdigkeit ward unter des Prinzipals (d. h. Buchholzens) Leitung geprüft und einer wißbegierigen Gesellschaft uneigennützig vorgetragen." [3])

Nach der fast gleichzeitigen Entdeckung des Sauerstoffs durch Priestley in England (1774) und Scheele in Schweden (1775), besonders aber nach den glänzenden Versuchen Lavoisiers in Frankreich (1774—81), der zuerst die wichtige Rolle aufklärte, welche dem Sauerstoff bei den Prozessen der Verbrennung, der Atmung und der Oxydation zukommt, machte die Entwicklung der Chemie höchst entscheidende Fortschritte und gerade in diesen Zeiten versäumte Buchholz nicht, „jederzeit das Neueste experimentierend vor Augen zu führen. So ließ er denn auch eine der ersten Montgolfieren . . . zum Ergötzen der Unterrichteten in die Höhe steigen, indessen die Menge sich vor Erstaunen kaum zu fassen wußte und in der Luft die verschüchterten Tauben scharenweise hin- und wider flüchteten." [4])

Die Entdeckung der Papierfabrikanten Gebrüder Montgolfier zu Annonay in den achtziger Jahren und die schnell darauf folgenden Versuche von Charles wurden mit regster Aufmerksamkeit auch in Weimar verfolgt, wo Goethe und Karl August in dem Apotheker Dr. Buchholz einen stets hilfsbereiten Techniker fanden. Man versuchte es hier zunächst mit kleinen Ballons nach Art des heutigen Kinderspielzeuges, allein die Kugeln wollten so recht doch nicht steigen, und Buchholz peinigte vergebens die Luft, wie Goethe seinem Freunde Knebel am 27. Dezember 1783 mitteilte. [5])

(Fortsetzung folgt).

---

[1]) Jubiläumsausgabe Bd. 39, S. 300—301.
[2]) Goethe-Jahrbuch. XIV. Bd., S. 12—13.
[3]) Jubiläumsausgabe, Bd. 39, S. 299.
[4]) Jubiläumsausgabe Bd. 39, S. 300.
[5]) Vgl. Goethe-Briefe Herausgegeben von Philipp Stein, Bd. II, S. 295. (Forts. folgt.)

Gerda von Robertus (Dresden):

Heimgefunden.

Du darfst nicht wieder von mir gehn,
Nun, da ich endlich dich gefunden,
Für einen laß uns fürder stehn,
Laß eins am andern uns gesunden!

Und wird auch unser Pfad oft rauh,
Und Dornen mehr denn Rosen hegen,
Es soll dich meiner Liebe Tau
Erfrischend laben allerwegen.

Und wird auch hie und da ein Stern
An unserm Firmament erbleichen,
Der Sehnsucht Ende ist nicht fern,
Wenn wir uns treu die Hände reichen.

Wir schreiten freudig Hand in Hand!
O schau, fern jenen Wüstensäumen
Liegt Kanaans gelobtes Land,
Das Heimatland, von dem wir träumen.

Verschmerzend alles Erdenleid
Woll'n wir uns in die Arme sinken,
In weltvergess'ner Trunkenheit
Am Borne reiner Wonnen trinken. —

Frieda Nier:

Dem Weggenossen.

Wir trafen uns auf unserm Lebenswege
Und reichten uns, wie Freunde, still die Hand,
Und hatten uns zuvor doch nie gekannt,
Wir fühlten unsrer Herzen rasche Schläge.

Von unsern Lippen flossen heil'ge Worte,
Die Seele glückdurchbebt der andern lauscht,
Ein sel'ges Sichverstehen uns berauscht,
Da öffnet sacht sich eine goldne Pforte.

Vor unserm Blick sich grüne Triften breiten,
Und blaue Wunderblumen rauschverblühn,
Tautropfen, wie Diamanten, drin erglühn,
Und Lichtgestalten hin- und wiedergleiten.

So grüßt das Glück uns beide leise, leise,
So winkt uns unsrer Sehnsucht Wunderland,
Wir schreiten wie im Traume, Hand in Hand,
Du schmückst mein Haupt mit einem Blütenreifen.

Sieh, trauter Mann, das du mir einst begegnest,
Auf meinem Wege ist schon hohes Glück,
Und führt das Leben niemals dich zurück,
In jenen Tagen hast du mich gesegnet.

Hedwig Joh. Kratzer:

Frühlingsschnee.

Ostern fiel heuer früh! Trotzdem lockte warmer Sonnenschein hinaus in die Natur. Hunderte von Menschen folgten diesem unwiderstehlichen Lockruf und ergötzten sich an der neu erwachenden Natur. Beseligt von der geheimnisvollen Schönheit des sonnigen Tages kehrten sie des Abends zurück — Frühlingsstimmung in den freudig bewegten Herzen! —

In dem geräumigen Zimmer eines jungen Mannes prangen in einem zierlichen Glaskelche bescheidene Blümchen. Gestern wurden sie bei leuchtendem Sonnenschein gepflückt und diesem Plätzchen überwiesen. Heute heben sie schon stramm die Köpfchen zu einem großen Bilde empor, dessen linke Seite malerisch mit Palmkätzchenzweige verziert ist. Wehmütig blicken diese pelzigen Naturkinder zu den kurz gestielten Frühlingsboten herunter, welche auffallend die blauen, gelben und weißen Köpfchen zusammenstrecken, denn der bescheidenste der Palmkätzchenzweige erhebt seine Stimme und bereitet sie auf eine rührende Geschichte vor. —

Er kann so schön erzählen, deshalb lassen wir ihm das Wort.

„Seht hinaus zum Fenster, wie heute die Schneeflocken zur Erde wirbeln! Geradeso fielen sie an jenem Tage, als ich an dieses Bild gesteckt wurde. Seit einem Jahre erfülle ich das Amt, dieses Meisterwerk zu schmücken".

Jetzt hielt er einen Augenblick inne, als suche er dasjenige Wort seine Erzählung würdig einzuleiten. Plötzlich fuhr er weiter und seine Stimme klang überaus weich und sanft.

„Betrachtet Euch einmal dieses edel geformte Frauenantlitz! Seht Ihr niedlichen Dinger, das war die Mutter meines Herrn. Was sagt Ihr zu den milden Zügen, was zu dem sanften Blick? Nicht wahr, diese Frau gefällt Euch, trotzdem Ihr sie nie lebend gesehen und Euch mit dem begnügen müßt, was menschliche Kunst geschaffen? — Ich kannte diese Frau, als sie noch lebte! —

Damals saß ich noch bei meinen Kameraden in der schönen Waldlichtung nahe am Bache und hatte keine Ahnung von Menschenleid und Menschenschmerz. Ich genoß in vollen Zügen den Frühlingszauber, der mich gerade umgab. Schon dachte ich daran mein Pelzröcklein zu sprengen und mein zart grünes Festkleid zum Einzuge des jungen Blütenkönigs bereit zu halten, als ein vorwitziger Fink mich von meinem Vorhaben zurückhielt. — „Warte du Eiliger deine Pelzhülle abzuwerfen" so redete er eindringlich zu mir „Märzensonne entbehrt oft sehr der Treue. Mutwillig ruft sie so manchesmal die winterlichen Gesellen zurück und diese treiben mit nimmermüdem Trotz ihr loses Spiel. Sie werfen die Schneebälle mit erstarrender Kälte unter uns und wenn das rohe Vergnügen beendet, betrauern wir viele Kameraden und Freunde, die dadurch umgekommen. Wehe — wehe — Frühlingsschnee hat sie vernichtet." — Aufmerksam lauschte ich dem Finken zu, der dann höher flog und sein Schnäblein einen kurzen Augenblick stille hielt, denn es gab zu meinen Füßen ein Geräusch. Ich blickte neugierig auf zwei Menschenkinder herab, die in herzerwärmenden Worten zu einander redeten. Es war eine edle Sprache, die sie führten. Ich lauschte mit sonderlichem Eifer, denn die Art und Weise ihrer Worte klang mir selten. Sie flüsterten nicht Worte der Liebe, wie ich sie aus den bräutlichen Zeiten des Frühlings mit dem Sommer kenne und doch klangen sie wie Liebe. Sie jubelten nicht in kindlichem Frohsinn wie unsre Blumenkinder, wenn das rauschende Bächlein im tollen Spiele seine glänzenden Wassertropfen ihnen zuschleudert und doch war es kindliche Plauderei. Meine Neugierde wuchs von Minute zu Minute, als mich plötzlich ein bläulich schimmernder Stahl blendete, der mich nach wenigen Augenblicken unbarmherzig von meinen lieben Kameraden trennte und der glücklichen Freiheit raubte.

Neugierde, Interesse, Freude und Glück alles war mir wie verflogen. —

Ich fühlte nur Trennungsschmerz und allmählich das Schwinden meiner Sinne. —

Als ich das Bewußtsein wieder erreicht, befand ich mich bereits in einem traulich erleuchteten Zimmer und wurde von einer schöngeformten Frauenhand liebkost. Augenblicklich erinnerte ich mich meines Schicksals wieder, entschloß mich aber in demselben Moment anbetrachts der guten Aufnahme, die ich hier genoß mutig meiner neuen Zukunft entgegenzugehen. Ich fing sogar an mich etwas heimlich zu fühlen, denn bei dem gedämpften Scheine einer Lampe konnte ich ohne Mühe in das Antlitz der beiden Menschenkinder sehen, die ich vom Walde her noch in so lebhafter Erinnerung hatte und die neuerlich mein ganzes „Ich" fesselten. Sie pflegten wieder eine merkwürdige Unterhaltung, die mir eröffnete, daß Mutter und Sohn, wie die Menschen sagen, sich gegenüberstanden. Der erst so heitere Jüngling wurde immer ernster, dann ergriff er die Hand seiner Mutter und küßte sie ehrerbietig. Diese erhob sich und streifte mit auffallend besorgtem Blick den lieben Sohn und wie im Flüsterton kam es fast bittend von ihren Lippen. „Halte dein Versprechen, Hermann und höre auf den Rat deiner Mutter. Gib ihr den Vorzug, sie ist imstande mit Mutterliebe zu vergelten, hingegen die Bergesbraut mit ihren Frühlingsträumen oft herzlos den Geliebten als Opfer fordert."

Ein merkliches Zittern beschleunigte die letzten Worte, dann entstand eine Pause — dann schlug die Uhr die neunte Abendstunde und begleitete sonderbar schwermütig die langsamen Worte des plötzlich gedrückten Sohnes. „Mutter, wohl begreife ich dein Verbot nicht, doch ich will das Opfer bringen und morgen nicht in die Berge eilen. Mutter ist es dein Ernst — besinne dich noch einmal und verstehe ein Herz voll Frühlingssehnen!" — Es erfolgte keine Antwort mehr und stumm schraubte die Mutter die Lampe ab und verließ mit ihrem Sohne das dunkle Gemach. Ich war allein und dachte noch lange über alles nach,

bis mich der Schlummer entführte und selige Träume mich mit meinen Kameraden im Walde vereinten.

Es dauerte nicht lange, als mich leise Schritte weckten. Ich sah um mich und entdeckte den Jüngling. Er trug einen Leuchter in der Hand und stellte ihn behutsam auf den großen, runden Tisch. Dann setzte er sich davor und führte behende eine Feder über das Papier. Als er beendet, faltete er es zusammen, schloß es in einen Umschlag und verließ hierauf rasch das Zimmer. — Alles lag wieder im tiefen Schweigen und in dunkler Nacht. Ich schlief nicht mehr und glaubte den Morgen kaum erwarten zu können, so langsam schlichen die Minuten dahin. Endlich wurde es hell und heller und die Uhr kündete die siebente Morgenstunde. Die Zimmertüre öffnete sich und die ehrwürdige Frauengestalt erschien auf der Schwelle. Sie sah um sich, dann kam sie ganz nahe zu mir und erquickte mich mit frischem Wasser. Nun näherte sie sich dem Tische, nahm etwas erregt den festverschlossenen Briefumschlag in ihre weichen Hände öffnete und überflog den Inhalt. Dabei wurde sie totenbleich und große Wassertropfen quollen aus den Augen. Mir schien alles so rätselhaft, daß ich gar nicht zur Besinnung kam und gänzlich überhörte als die Frauengestalt das Zimmer verließ. Den ganzen Tag über war ich allein. Keine Menschenseele betrat den Raum. Ich fühlte mich so einsam, wie noch nie im Leben. Meine Freundin Sonne kam auch keinen einzigen Augenblick an das Fenster, ich hätte ihr so gerne von meinen Erlebnissen erzählt und meinen fernen Kameraden Grüße bestellt. Aber Schneeflocken fielen vereinzelt zur Erde und ich mußte unwillkürlich an meinen Freund Fink denken, der diese prophetische Aussage gestern beim Sonnenschein gemacht. Das Wirbeln vor den Fenstern wurde immer dichter und ungestümer, daß ich überhaupt nichts mehr unterscheiden konnte. Die Langeweile drohte mich fast zu vernichten. Da kam endlich die Nacht mit ihren Schlummerweisen und Traumgestalten. —

Drei Tage vergingen in ähnlicher Weise, doch muß ich gestehen die Einsamkeit schien mir nicht mehr so unerträglich — ich gewöhnte mich eben daran.

Da plötzlich wurde es in meinem Zimmer lebendig. Hastig stürmten verschiedene fremde Gestalten hindurch, öffneten Schränke, nahmen Gegenstände heraus und verschwanden wieder. Es war schon spät abends, als endlich der mir wohlbekannte Jüngling eintrat. Ich schauderte heftig zusammen und glaubte ihn nicht mehr zu kennen. Gänzlich gebrochen stützte er sich auf die Schulter eines älteren Mannes, den er im Gespräche Onkel nannte. —

Sie setzten sich an den runden Tisch, der Jüngling an derselben Stelle, wo ich ihn den ersten Abend gesehen habe. Aller Jugend beraubt mit völlig entgeisterten Augen und schreckenden Leidenszügen vermochte er kaum den tiefernsten Fragen seines Tischnachbarn zu antworten. Entsetzlich kämpfte er mit sich selbst. Das Schreckliche was ihn betroffen in Worte zu kleiden, bis er endlich die Geduld des Fragestellers auf die höchste Probe gestellt hatte und selbst empfand, daß er sprechen müsse. Ein markerschütternder Seufzer ging seiner Rede voraus, die er nach qualvoller Überwindung langsam begann.

„Trotz dem Versprechen, das ich Ungeratener" meiner guten Mutter gegeben, zog es mich mit tausend Mächten fort in die Berge. Ich hinterließ einen Brief, der sie beruhigen sollte. Statt dessen raffte sich das opfernütige Mutterherz auf dem pflichtvergessenen Sohne in die Berge nachzueilen und jenen Gipfel zu erglimmen, wo er voraus gestürmt. — Die Sonne schien erst verlockend — ich eilte und hastete wie ein verfolgter Hirsch in den unwiderstehlichen Reizen der Bergesbraut. Alles um mich her vergessend, nur an dem Herzen meiner verführerischen Naturbraut buhlend jauchzte ich wie ein glückselig Kind, dem man von Märchenprinzen und Götterreichen erzählt. Kaum eine halbe Stunde, daß ich mein Ziel erreicht und geborgen in einer weltverlorenen Unterkunftshütte meinen himmlischen Aufstieg pries, begann es sachte zu schneien — in der Nacht aber begann es zu stürmen und in meinem gewissenlosen Innern zu brennen. Des andern Tages war es wieder klar und ich unternahm den Abstieg. Zwei Stunden war ich gerast, eine furchtbare fast unheimliche Sehnsucht nach meiner Mutter trieb mich zur Tiefe.

Da plötzlich sehe ich eine Gestalt hingekauert an einen Felsenvorsprung und teilweise mit Schnee bedeckt.

„Alle heiligen Mächte — meine Mutter. — "!

Mir Elenden war sie nachgestürmt durch Wind und Wetter ihrer selbst vergessend nur die Spuren ihres ungeratenen Sohnes suchend — und Frühlingsschnee hat sie begraben! — — —

Jetzt konnte er nicht mehr weiter — eine unheimliche Stille entstand. Dann schluchzte der Jüngling — und der Alte weinte!

Plötzlich erhob sich der Jüngere, riß mich erregt aus meinem Glaskelche, küßte mich ungestüm und rief immer wieder.

„Euch hat meine Mutter zuletzt gepflückt, Euch hat sie zuletzt mit zarter Hand gestreichelt. Ihr habt den Schwur gehört, den ich dem Mutterherz getan und den ich Verruchter in meiner Leidenschaft brach."

Dann kletterte er behende mit mir auf einen hohen Stuhl und steckte mich fast roh in diesen goldenen Rahmen, der das Bildnis seiner Mutter umsäumt. — Heute ist es ein Jahr, daß ich dies traurige Amt erfülle, die liebe Verblichene zu schmücken und den gebrochenen Sohn in seinem freudlosen Dasein Tag für Tag zu beschauen. — —

Ihr niedlichen Frühlingskinder habt mir dieses schreckliche Schicksal wachgerufen und die weißen Flocken vor unserem Fenster haben mich jener furchtbaren Stimmung wieder in die Arme gegeben, die Frühlingsschnee in mir erweckt." — —

Der Palmkätzchenzweig hatte ausgeredet und schwieg.

Die zarten Blumenkinder aber schluchzten leise und wiederholten schmerzdurchdrungen wie damals Meister Fink

Frühlingsschnee — Wehe — Wehe! —

Florentine Gebhardt:

Wir Heimatlosen.

Motto:
„Ich kann nicht nach Hause,
Hab keine Heimat mehr!"
(Volkslied.)

Sie hatten von der Liebe viel gesprochen
Und von der Eh' und ihrer Heiligkeit,
Und über jene stolz den Stab gebrochen.
Die, um versorgt zu werden, nur gefreit.
Nun kam sie heim. Und bei der Lampe Schimmer
Saß einsam sie in ihrem stillen Zimmer.
Ein freundlich Nest: Am Fenster grün Gerank;
Die Wände bildgeschmückt; der Bücherschrank
Schier übervoll; auf Divan und Gestühl
Manch zierlich Deckchen, manch gesticktes Pfühl.
Vom Schreibtisch dort das Häuflein blauer Hefte
Erzählt beredt von ihres Tags Geschäfte;
Und jene weißen Blätter, eng beschrieben,
Von Stunden reden, still und weihevoll,
Die sie im Dienst der Muße sich vertrieben,
Wenn ihr in Schaffensdrang die Seele schwoll. —
War es nicht reich und ausgefüllt, ihr Leben,
Das jenem edlen Ziel sie hingegeben,
Der Jugend Seelenbildnerin zu sein?
Birgt Lieb' und Eh' des Weibes Zweck allein?
Birgt Schaffen für die Ihren nur das Glück?

— — — — — — — — — — — — — —

Sie sann. Und ihre Seele flog zurück
Zu ihrer Kinderzeit versunknen Tagen.
Wie mußten Vater sich und Mutter plagen
Von früh bis spät, oft durch die Nacht zum Morgen,
Um Brot für ihre Kinder nur zu sorgen!
So herbes Mühn — und doch kein Klageton,
Der Kinder frohes Lachen all ihr Lohn!
Karg Gut und Brot und dürftig das Gewand,
Und doch, wie sonnenreich dies Kinderland! —
Und später, als das Leben dann hinaus
Die Kinder führte aus dem Vaterhaus:
Welch freudenreiche, hohe Feierstunde,
Flog her ein Briefblatt, von den Lieben Kunde!
Welch Frohgefühl, trug sie zu kurzer Ruh'
Das Dampfroß wieder ihrer Heimat zu!
Welch tröstlich Wort in Fernesein: „Du hast
„Noch eine Heimat, einen Ort der Rast,
„Bist wandermüde des, dein Haupt zu betten,
„Dein sturmverschlagen Schiff dorthin zu retten!"

— — — — — — — — — — — — — —

Jetzt? — Elternlieb' schläft unterm Hügel lang'.
Die Kinder trennte bald des Lebens Drang.
Den Brüdern war das Schicksal holdgesinnt,
Es schenkte ihnen Heimat, Weib und Kind,
Ein Lebensziel, hinaus noch übers Sterben! —
Sie selber durfte Brot und Ruhm erwerben,
Die Schwestern auch im Amte und Beruf,
Den jede sich in wackerm Ringen schuf,
Ein Sein wie ihres: Arbeitsreiche Tage!
Einsam, wie ihr's. — Und kam die Arbeitspause,
Die Ferienzeit — da klang die bange Frage:
„Wo rast' ich nun? Wo hab' ich mein Zuhause?"

— — — — — — — — — — — — — —

Sie saß und sann. Und von den Lippen brach
Ein Seufzer ihr, und ihre Seele sprach:
„Was du gewonnen, alles Trug und Schein!
„Nicht ausgefüllt — nein, leer und arm dein Sein!
„Das ärmste Weib, dem, wenn's zur Hütte kehrt,
„Sich liebe Hände noch entgegenstrecken,
„Es darf das wahre Glück der Erde schmecken,
„Das Ihr, die Einsamwandelnden entbehrt!
„Weil einsam Ihr, müßt heimatlos Ihr wandern! —
„Du hast ein Amt, du schaffst im Dienst der Andern,
„Doch Heimat ward und Glück dir längst entrissen! —
„Hier, wo du lebst und wirkst seit manchen Tagen,
„Fremd bliebst du doch, hast Wurzel nie geschlagen,
„Und ging'st du heute — niemand wird dich missen.
„Ein flüchtig Wort im Kreise der Genossen,
„Vielleicht auch gar in einem Zeitungsblatt.
„Und dann? — Die Woge des Vergessens hat
„Sich über deines Daseins Spur geschlossen! —

„Die Kinder? — O, wohl jubeln sie dir zu
„Und lieben dich nach ihrer Kinderweise,
„Doch schiedest heute du aus ihrem Kreise,
„Gilt jede Andre ihnen mehr als du! —
„O prahle nicht so stolz, daß dir's gelungen,
„Daß deinem Dasein Inhalt du errungen!
„Es füllt ja nicht die Liebe, nur die Pflicht!
„Wie traulich du dein Heim dir magst bereiten,
„Mußt lebenslang doch durch die Fremde schreiten:
„Dir ward ein Heim — doch eine Heimat nicht!

Tony Püschmann:

Frau Sonne.

Frau Sonne steigt aus dem Wellenbad,
Lichtpurpurn flammt der Schaum;
Sie setzt die Strahlenkrone aufs Haupt
Und rafft den güldnen Saum.

Sie schlingt um die Stirn ein leuchtend Band,
Tritt lächelnd die Tagfahrt an,
Schneeweiße Rosse im Siegeslauf
Ziehen kühn den Wagen voran.

Frau Sonne, du hehre, o halte ein!
Wer zügelt der Raschen Schritt?
Nur einmal so frei wie du zu sein!
Frau Sonne, o nimm mich mit!

Monismus berühmter Denker und Dichter.

Ein Akrostichon-Kranz von **G. A. Friedlieb.**

(Verfasser der Werke „Vervollkommnung" und „Das Gesetz von der Erhaltung der Substanzintelligenz".

Feuerbach.

Herders Monismus vom Geiste verklärt
Feuerbach will ihn organisch gestalten.
Eifrig sein Streben dem Wahnglauben wehrt,
Um in dem Volk Religion zu entfalten.
Ehrlich verbreitet er Ethik und Wissen,
Religion im Naturtempel ehrt,
Bis sich geläutert der Geist zum Gewissen,
Achtung für Schönes und Wahres verwehrt.
Kühn hat sein Lichtwort dem Dunkel gewehrt,
Und wie Spinoza harmonisches Wissen,
Evolution in dem Weltwerden lehrt.

Hegel.

Evolution in dem Weltwerden lehrt
Hegel entgegen dogmatischer Zunft,
Einheit des Wissens[1]) durch Staatskunst vermehrt
Glaubt es zu fördern im Reich der Vernunft.
Ewig, so lehret sein geistiges Streben,
Logisch erbaut sich auf Allvernunft gründend
Intelligenz mit dem stofflichen Leben,
Religiöse Gedanken entzündend.

Rauwenhoff.

Religiöse Gedanken entzündend,
Aufwärts er lenkte den Blick zu der Liebe,
Unsere Religion in der Weltordnung findend
Wollte er stärken geheiligte Triebe.
Ewiges sah er im sittlichen Wandeln,
Niemals in Willkür und kränklicher Lust,
Helfend als Vorbild durch liebendes Handeln,
Ordnend das Leben harmonisch bewußt,
Flammend der hohen Begeistrung entzündend,
Freudig den Himmel der Menschheit zur Lust,
Droben auf geistigen Höhen uns gründend.

Ritschl.

Droben auf geistigen Höhen uns gründend
Ritschl das Reich der Vernunft auf den Thron,
In dem Gemüt die Ethik entzündend
Tagt ihm der Gottesdienst heilger Religion.
Schönheit und Wahrheit, Vollkommenheit
Lehrt er — und wecket das fühlende Herz
Baut durch den Glauben die Sittlichkeit
Einen Leuchtturm deutend himmelwärts.

[1]) Enzyklopädie.

Lessing.

Einen Leuchtturm deutend himmelwärts
Lessing errichtet im menschlichen Herz.
Lichtschön besang er in herrlicher Weise
Ewiges Leben im Weltalls-Monon;
Sonnige Weisheit im Nathan der Weise
Strahlt als monistische Religion
In seiner Dichtung in Flammenwort spricht
Nathan prophetisch vom sittlichen Licht
Göttliche Lehren dem menschlichen Sohn.
Lessings Religion deutet himmelwärts
Ragend ins All und ins menschliche Herz.

Kant.

Ragend ins All und ins menschliche Herz
Kant seinen Lehrtempel fester wie Erz
Aufbaut mit Logik und Lebensvernunft
Naturwissenschaftlich erhält er das Dunkel
Torheit und Blindheit dogmatischer Zunft,
Und seine Lehre wie Sternengefunkel
Schaut die Geisteinheit in wirkendem Sein,
Schaut sie im Weltall, in uns nicht allein.

Schleiermacher.

Schaut sie im Weltall in uns nicht allein
Liebe im Fühlenden, Denken und Worten
Ehrlich und weise mit Humboldt und Stein
Ist er der Gründer der Hochschul geworden;
Einer Hochschule des Wahren und Schönen,
Ragend zum Himmel die Welt zu versöhnen
Meister und Vorbild auch Theologen,
Achtung gebietend durch sittliche Schranken,
Eint er die Menschen, die treu ihm gewogen,
Rings durch die Zauberkraft schöner Gedanken.
Ruhender Pol war ihm Liebe allein,
Monon-Intelligenz im wechselnden Sein.

Schiller.

Monon-Intelligenz im wechselnden Sein,
Schönheit und Wahrheit mit Kunst im Verein,
In den Gefilden im ewigen Raume
Lebt ihm Naturgott auf geistigem Thron,
Leuchtend wie Sterne am himmlischen Baume,
Einigt die Herzen durch ew'ge Religion.
Rühmend das stoffliche Lieben und Hassen
Singt er von Schönheit im Weltenblutstrom,
Die als Substanzintelligenz wir erfassen,
Ordnung des Lebens im kleinsten Atom.

Max Freiherr von Sazenhofen:

Ein Tag im Gebirge.

Stunden hatte der Aufstieg gedauert:

Da hielt ich nun, mit „schweißtriefender Stirn und noch keuchenden Atem“ auf weitvorspringender Felsplatte.

Ringsum die schneeigen Häupter der Bergriesen, weiter unten eingestreut die Almhütten mit dem bunten Vieh und seinem eigenartigen Schellengetön, als plötzlich ein Luftstrom das Glockengeläute eines tief versteckten Taldorfes zu mir heraufträgt. Noch stehe ich und bewundere das allgewaltige Schaffen der Gottheit Natur während mir der Gedanke kommt: „O armes Volk, hier tritt her mit offenem Aug', in den „Dom“ der stets sich verjüngenden „Kraft“ und du findest die wahre „Gottesidee“ und wahren Trost, hohe Erkenntnis, wie tiefe Wissenschaft! Eine ganz andere Lehre wirst du erkennen, als Kirchen und Priester sie dir geben, die die Kanzel zum Geschäft und die Religion zur Politik machen!“

Und wie zur Bekräftigung meiner Gedanken zog im Augenblick, hoch zu meinem Haupte ein seltener Steinadler seine herrlichen Kreise.

Dumpfes Getöse und Brausen, wie das Rauschen eines Meeres drang an mein Ohr, es war aus weiter Ferne die Großstadt und ihr Gruß an mich.

Ich sah im Geiste das hastig geschäftige Drängen der Menschen, das Dröhnen und Hämmern der Industrien; wie sie gekommen, so gingen sie in der großen Masse, zwar keinem Herdentiere gleich, vielmehr wie ein stets arbeitendes, verdienendes Lasttier, bar jedes höheren philosophischen Gedankens, dagegen ausgebeutet und belogen von Betrügern, die selbst nicht glauben, was sie den Leuten vorspiegeln.

Geraume Zeit mocht ich so gestanden sein, als ich mich noch ganz trunken vom Anblick der herrlich majestätischen Umgebung lósriß.

Talwärts an wilden Schluchten, vorbei an manch kantig und schroff abfallender Stelle, über steingeröllten Pfad lenkte ich meine Schritte.

Schon hatte ich im längeren Abstieg den Almstock tüchtig hantiert, da war es an einer Wegkreuzung, wo vor einem steinernen „Marterl“ ein Dirndl in brünstiger Andacht lag!

Auch sie hatte mein Kommen bemerkt und war oder tat etwas verwirrt. Mit ein paar Schritten war ich gemacht, hatte das bildsaubere Dirndl trotz ihrem so heiligen Sträuben gar innig umschlungen und trotz dem steinernen Wendelin am Marterl war das ein „Liebkosen“!

Als ich dann ging und das bildsaubere Kind so die Augen zu mir aufschlug, nur für so einen Augenblick, da war sie rot, wie die Blumen ihrer Alma und halblaut meinte sie:

„Pfi' di Gott, kimm wieder — s' war so viel schön!

„Ade du mein lieber fescher, rascher Schenk“ rief ich ihr noch lachend zu!“

3 Stunden später war ich zu Tal und zwar beim „Ochsenwirt“ am Grund.

Bei einem Glase „Sturm“ wollt' ich mich ausruhen, bis zum Abgang des Postwagens, doch ich fand keine Ruh — wenn es die herrlichen Berge von heut morgen oder das „Dirndl“ mit die Schelmaugen?

Ich weiß es nicht!

Maximilian Fliegenschmidt:

Glück!

Ich lieb es, wenn an dunklen Regentagen
Wir Beide zärtlich Brust an Brust gesellt —
Ich lieb es, wenn mich Deine Küsse fragen:
„Hast du dein Herz auf mich gestellt?“

Ich lieb es, wenn mit weichen Schatten ragen
Die lichten Birken über'm Frühlingsfeld,
Ich lieb es, wenn vom Teich die Unken klagen,
Das Mondlicht durch zerrissne Wolken fällt!

Bis dann in stiller Nacht die Uhren schlagen,
Der Holzwurm aus den schwarzen Schränken tackt —
Windweben um die Felsenmauern jagen.

Uralten Spuk und graue Vorzeitsagen — —
Wie reich — wenn wir dann freudetrunken nackt
Uns hin zum Schöpferquell des Lebens tragen!

Gertrud Stendal:

Auf den Bergen.

Ich möchte einmal auf die Berge gehn,
Die ich blau verdämmernd nur sah.
Da breit' ich die Arme dem Windeswehn,
Da bin ich der Sonne so nah.

Da jauchz' ich hinein in das dichte Blau
Und singe — und singe mein Lied,
Das Lied von der Sorge, vom Alltagsgrau,
Das stumm durch die Talschluchten zieht.

Ich aber wandle auf schneeigen Höh'n
Und rühr' an des Himmels Kleid.
Ich möchte einmal auf die Berge gehn,
Da ist mir die Erde so weit.

Bernitt:

Abend —

Ein liebes Bild füllt mir die Seele aus, ein hehres, großes.
Nach Tagesmühen wiederum daheim zwingts mich zu sinnen und zu denken.
Ich denke dein, die du versprachst zu kommen,
Trautes Stelldichein verheißt mir, Lieb. — Doch wo bist du geblieben?

Vergeblich such ich Klarheit am Gezelt des Himmels, Wolken schieben
Sich statt dessen um und in einander. Massig dunkel
Türmt sich und wälzt sich langsam weiter, weiter.
Mich zieht's hinaus in's Freie, und einsamer Schreiter
Wandr' ich auf stiller Straße hin zum Wald, altheil'ger Stätte.

Ja, Gottheit, deiner Schöpfung Rauschen macht mich ruhig,
Flüstert lieb: „Ich rette
Der milden Klarheit und Erinn'rung holdes, schönes Bild
Dir für dein Herz, geb' dir's zurück, und wenn auch wild
Der Wolken Scharen dich und mich bedrücken.
Trau nur!“ — Ich tat's. — Und, sieh! Was durft' ich blicken? — —
Durch lichtes Waldgezweig: den blauen Himmel!

Hugo Tlustek:

Die Najade.

Geheimnisvolle Stille, heil'ger Gottesfrieden
Ruht tief verkläret auf dem Tannenwald.
Ein zitternd Leuchten — und die Sonne ist geschieden,
In Dämmern hüllt die Erde leis sich bald.

Ein heimlich Flüstern, Rauschen tönet durch die Wipfel —
Die Quelle murmelt in dem blum'gen Gras. —
Zwei Rehe grasen friedlich hier am Waldeszipfel
Und schlürfen aus der Quelle frischem Naß. —

Des Mondes Silberschein, das goldne Sterngefunkel
Umgläuzt die Au mit weichem Dämmerlicht. — —
Da hebt hervor sich aus der Quelle nassem Dunkel
Ein bleiches, süßes Mädchenangesicht.

Ein blendendweiß Gewand umhüllt die schönen Glieder
Die dunkle Haarflut ziert ein Lilienkranz. —
Starr blicken ihre wehmutsvollen Augen nieder
Auf diese stillverklärte Au im Mondesglanz. — —

Des frohen Menschen, den sie glühend-selig liebte,
In tiefem, tiefem Sehnen sie jetzt denkt.
Dem Sterblichen, der ihren Frohsinnshimmel trübte.
Der sie verließ, hat Liebe sie geschenkt. —

Nach einst'gem Glück erfaßt sie glühend Sehnen,
Als sie die ferne, sel'ge Zeit durchlebt.
Da brennt und zehrt das Weh in heißen Tränen
Und ihre Brust ein wilder Schmerz durchbebt. —

Im Schilf geheimnisvoll es flüstert rings im Kreise —
Ein Zittern fährt hin durch den dunklen Wald.
Aus weiter, weiter Ferne, wehmutsvoll und leise
Ein Glockentönen nun herüberschallt. —

Mit Menschenleid im Herzen — dort im Mondenstrahle
Sieht man am Quell sie lange sinnend stehn.
Doch dann kehrt sie zurück zum unterird'schen Male,
Wenn purpurn glüht der Morgen auf den Höh'n. —

Sonst, wenn vom Menschenkind sie ging, klang Glückestönen
Durch ihre Brust von froher, sel'ger Lieb.
Von all dem Glück im Herzen langes, tiefes Sehnen
Und Menschenhoffen und Erinnern blieb.

Elisabeth Kolbe:

Musik.

Wird dir angst im Weltgedränge,
Meine Seele, so entflieh
In das Zauberreich der Klänge,
In die Welt der Harmonie.

Wohl vermag dich's zu versöhnen
Mit des Lebens Bitterkeit,
Läßt in friedevollen Tönen
Du verklingen all dein Leid.

Und welch eine Freude immer
Du genießt in lauterm Sinn,
Es verklärt mit holdem Schimmer
Sie Musik, die Zauberin.

Doch ist falsch dein Tun und Meinen,
So erwarte keine Gunst
Von der Hoheitsvollen, Reinen!
Keusche Priester braucht die Kunst.

Rudolf Fischer: Zwei Gedichte.

Du bist wie die Blumen der Heide
Leuchtend und lieblich mein Kind,
Wenn tanzend auf welliger Weite
Kosend sie küßte der Wind.
Jung wie die Morgensonne,
Die in den Gräsern blinkt,
Hat dir noch nicht die Wonne
Süßer Liebe gewinkt.

Hoch über Hügel und Heiden
Steigt nun der Sonnenball,
Fühlst du dein Herzchen sich weiten?
Traf dich glühend ein Strahl?
Es fließen im Bächlein die Wellen;
Was weinst du und blickst so trüb?
Die rauschen und woll'n dir erzählen:
Es hat dich ja einer so lieb!

Übers Wasser fliegt ein Kahn
Leis mit Ruderschlag,
An der Treppe legt er an,
Die im Mondschein lag.
Sanft ertönt der Zither Klang,
Und die Melodei

Lockt so süß und fragt so bang,
Wo die Liebste sei.
Eine rote Rose fiel
Jetzt auf Marmorstufen,
Und aus dunklem Peristyl
Tönte leises Rufen.

Otto Schalla: Zwei Gedichte.

An das Glück.

Du bist ein launischer Geselle,
Du flüchtges Glück,
Verbreitest um dich Tageshelle
Im Augenblick.
Doch fliehst du, lagern deine Schatten
So dumpf und kalt,
Dann raubst der Seele du, der matten,
Den letzten Halt.

Du gabst mir ohne Fehl und Mängel
Ein Mägdlein zart,
Das mir zu meines Lebens Engel
Und Gottheit ward.
Ich bin ein Fürst in armer Hütte
Durch dein Geschick
Und hab nur eine einz'ge Bitte:
Halt aus, o Glück!

Sommernacht.

Dämmerung ist durch die Gassen gegangen,
Hält auch die suchende Seele umfangen.

Über den Wipfeln, den flüsternden Zweigen
Tanzen die Nebel den Sommernachtsreigen.

Irgendwo, durch die balsamischen Düfte
Schwingt sich ein klagender Sang in die Lüfte.

Irgendwo hör ich das Zirpen der Grille —
Irgendwo blutet ein Herz in der Stille. . . .

Ignaz Pauer (Drei Gedichte):

Fester Boden.

Dumpfes Grollen aus der Ferne,
Näher kommt's, gewitterschwer,
Finsternis verschlingt die Sterne
Und im Sturme tost das Meer.

Festen Boden nur zu halten
Such' dir, in der Wetternacht,
Gegen die Naturgewalten
Kämpft vergebens Menschenmacht!

Mögen Schicksalsstürme dröhnen,
Lasse sinken nicht den Mut,
Nicht im Kampf, nur im Versöhnen,
Liegt des Friedens höchstes Gut.

Glückestrug.

In wechselnden Gestalten
Im glitzernd flimmernden Kleid,
Glaubst du das Glück zu halten
Und schließt in die Arme das Leid.

Bedenklich.

Vergleichst du den Streber und Sieger,
Einem Adler, der Höhen durchmißt,
Bedenk, daß der Adler der kühne,
Ja doch nur ein Raubvogel ist.

Lothar Eisen:

Drei Lieder.[1]

Von deinem bernstein-glatten Leib
Kann ich den Blick nicht lassen,
Wie quälst du mich, du stolzes Weib,
Und doch — — ich kann nicht hassen.

Obwohl das Eden mir versank,
Erleb' ich dich von Neuem,
Daß mich dein wilder Reiz betrank,
Das lernte ich bereuen.

Es dünkt mich wie ein Widerhall
Aus Tagen, die nicht blieben, — — —
Frau Eva find' ich überall
Und ewig muß ich lieben . . . . . — —

Nimmt der Tag auf Silbersohlen
Nachtwärts seinen Lauf,
Steigst du dämmernd und verstohlen
Aus dem Meer herauf,

Wandelst an der ragen Küste,
Lächelst weh und wund,
Satan küßt die kleinen Brüste
Und den Bebemund.

Eva . . . . .! Und verblühte Sagen
Klingen neu empor,
Leise von den Urzeittagen
Fällt der weiße Flor . . . . .

Liebe an des Euphrat Borden
War ihm Zeitvertreib,
Seit der Teufel Mensch geworden,
Knechtet ihn das Weib . . . . .

Wie anders sang ich doch zu jenen Zeiten,
Als ich mit Eva unter Tulpenbäumen
Im Tale Eden lag — — — duftübersponnen — — —
Die Seele trunken an Jahrtausendträumen.

Verrottet ist die Tür zum Paradiese . . . . .
Wohl folgten auf das Urweib Eigonen:
Lustmüde Knaben, Mädchen — — Mondlandkinder,
Einen Bienenvolk, doch Puppen nur und Drohnen.

Mein Lied war wie der Sauseritt des Windes,
Wenn er aus frühlingswarmer Scholle wittert,
Wie das Geständnis eines jungen Weibes,
Wenn es der Wille nach dem Wann durchzittert.

Nur einmal an der Wende des Jahrhunderts
Blüht eine auf, die trägt die süßen Züge
Der Frau, die ich in Sonnlandsenden liebte,
Doch diese Frau ist Sphinx geworden — — Lüge.

Der Abend sang — — es hüllten sich die Wipfel
In Graukapuzen — — an des Euphrat Borden
Glomm weiß und leuchtend auf die Lotosblume . . . . .
Zu jener Zeit ist Eva mein geworden.

Und ich bin einer unter den Trabanten,
Die sie begleiten. Wenn auf leisem Nachen
Der Abend fährt, darf ich den Saum ihr küssen,
Dann schenkt sie mir — — ein hohndurchbebtes Lachen . . .

---

[1]) Aus dem demnächst erscheinenden Buche „Die Satansbibel".

Johannes der Täufer[1]).

Ein Schriftsteller soll neues sagen oder schweigen; das Neue soll aber auch Wert haben. Kein Buch gleicht dem anderen und doch wird so manches beiseite — gelegt mit dem Seufzer: „Schon wieder dasselbe, nur in anderer Farbe." Neues sagen ist also nicht nur anderes bringen oder altes in umgeänderter Form, sondern etwas dem Zeitgeiste vorangehen — des oder alte Geschichten in ganz neue Beleuchtung rücken, sich auf einen wirklich neuen Standpunkt stellend und von Grund aus selbständig, unabhängig und objektiv arbeitend. Diese erste Aufgabe eines Schriftstellers habe ich erfüllt. Der sogenannte Prolog des Johannis-Evangeliums hatte mein Interesse in hohem Grade wachgerufen. Ich forschte und las alles, was ich irgend darüber erhalten konnte, und es wurde mir vollkommen klar, daß keine der bisherigen, wenn auch sehr schätzenswerten Arbeiten die richtige Erklärung traf, und der Prolog ließ mir keine Ruhe. Da ich in der Geschichte der Geologie verfolgt hatte, wieviele wichtige und gute Leistungen gerade von Laien verzeichnet waren, glaubte ich mich auch an das schwierige „Im Anfange war das Wort" herauwagen zu dürfen. Nicht beim Logos stutzte ich, sondern beim „Anfange." Welcher ist gemeint? Anfang oder Uranfang? Anfang bei Gott oder Menschen? Meine Schlüsse will ich hier nicht verraten, um anderen nicht die Freude zu nehmen, selbst zu denken, sondern ich will nur sagen, daß ich zu einem Ziele kam, indem ich das „Wort" als Wort nahm. Die Menschheit hat vergessen, daß ihr großes damit gegeben wurde. Wort und Weiheit hängen eng zusammen. Was war Salemo dem Weisen der Grund zu allem? „Des Herrn Furcht ist Anfang zu lernen." „Der Weisheit Anfang ist des Herrn Furcht und der Verstand lehret was heilig ist." — Möchten diese Worte eine Anregung dazu werden, weiter nach der einzig wahren Erklärung zu suchen, die auch ich nicht gefunden habe. Das war mir als ich meine mühsame Arbeit fertig hatte, klar und ich legte sie beiseite, auf spätere rechte Erkenntnis hoffend. Der esoterische Forscher wird sie wohl finden. Ich nahm das Interesse für den Täufer als Gewinn aus meiner scheinbar vergeblichen Mühe mit fort und folgte dessen Spuren. Die theologisch-kritischen Erklärungen über sein Leben erheben sich nicht über denselben althergebrachten Ausgang und nur in einzelnen Punkten weichen sie voneinander ab. Die profanen und phantastischen Geschichten der Dramen drehen sich nur um Salome. Fast alle Verfasser aber — Theologen und Laien — überbieten sich geradezu darin, diese ebenso scheußliche und perverse wie historisch ganz falsche Tanzgeschichte besonders ausführlich und so zu schildern, daß etwa Gemüte reinerer Männer der Ekel hochkommt. Statt schlechtes möglichst totzuschweigen, wird ihm immer neues schädliches Leben eingehaucht und niemand schämt sich dessen. — Da habe ich es unternommen, die Wahrheit über des Täufers Leben in ein Buch zu fassen. Daß sein Vater Priester am „Tempel" war, ist ohne weitere Angabe gesagt; das bezeugt: er war ein Diener des Altars in Jerusalem. Dort brachte er die Rauchopfer, dort wurde Johannes aufgezogen und nicht in Jutha, wo ein anderer Johannes — ein Galiläer — lebte, mit dem er öfter verwechselt wurde. Das werde ich in meinem nächsten Werke klarstellen. Hier nur noch dies, das die Legende den alten judäischen Priester wie einen Christen zu einer Zeit reden läßt, als Jesus noch nicht geboren war! Diese Rede habe ich in die damalige Auffassung zurückgeändert. Dann habe ich die ganze Zeit von 747 (nach Gründung der Stadt Rom) bis nach Jesu Tode und das Leben des Johannes, ungefähr von drei zu drei Jahren fortschreitend, mit den großen und und traurigen Ereignissen und Kämpfen verwoben, geschildert. Über Jesum habe ich möglichst wenig gesagt, nur soviel als für meine historisch-biographische Erzählung dringend nötig war. Es ist meine Überzeugung — und ich hoffte den Beweis dafür erbracht zu haben — daß Johannes eine ganz eigene, selbstständige Persönlichkeit war, die weder Jesu Vorläufer wurde, noch jemals sein wollte. Diese Wahrheit kann jeder finden, der darnach sucht. Johannes sagt selbst: „Ich kannte ihn nicht!" Die junge Gemeinde der Nazarener konnte aber der Anerkennung ihres Heilandes durch Johannes nicht entbehren, und jeder Evangelist müht sich, sie zu verschaffen; denn der Anhang des Johannes war viel größer als der, den Jesus hatte, und Eifersucht und Feindschaft war zwischen den beiderseitigen Jüngern. Markus schreibt allein, daß Jesu die Taufvision hatte und nicht Johannes. Einerseits heiligte der gute Zweck damals die Mittel, andererseits glaubten die Schreiber selbst ganz fest an die Irrtümer, welche sie zwischen die Wahrheit streuten. Dadurch kam aber auch der Streit über Jesu Sündhaftigkeit, welche durch die Taufe bewiesen zu sein schien. Um diesen Streit gehen die Kritiker noch heute scheu oder immer neue Erklärungen bringend herum; das ist ganz unnötig, denn es ist bezeugt, daß die Taufe des Johannes gar nicht zur Sündenvergebung, sondern zur Heiligung des Leibes war: Auch der reinste Mensch ist fortwährend den Gedankenpfeilen und Versuchungen anderer, sündhafter Menschen ausgesetzt, und man wußte damals sehr wohl, warum man heiligte und reinigte; jetzt ist auch das in Vergessenheit geraten. — Auf den Seiten 352 und 353 habe ich durch des Täufers Mund seine Stellung zu Jesu klargelegt. Damit folgte ich weder der Willkür noch der Phantasie, sondern genau und gewissenhaft den Darbietungen des Neuen Testaments, den dort verzeichneten Tatsachen. Jesus sprach vom Himmelreiche, Johannes vom Gerichte. Hätte der Täufer den Messias erkannt und verkündet, wäre sein ganzes Leben von dem Augenblicke an ein völliger Widerspruch mit seinen eigenen Worten gewesen. Die letzte Nachricht über Johannes lautet dahin, er habe Jünger mit der Frage

*) Historische Erzählung von E. Labes-Stein. Verlag: Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Gohlis, 1910, Preis broch. 4 M., geb. 5 Mk.

ausgeschickt: „Bist du, der da kommen soll?“ Über diesen „Zweifel“ regt man sich auf — die Frage ist im Gegenteile der Ausfluß der ersten Ahnung: Sollte er, der Galiläer, es etwa doch sein? — Unser Wissen hört damit auf. Johannes wird ins Gefängnis gelegt. Daß er aber darin getötet worden ist, daß er besonders vor Jesu getötet wurde, das ist ein alter, auch mir von einer einzigen Seite aus behaupteter, historischer Irrtum, ebenso wie es ein Irrtum ist, daß Salome ein „Mägdlein“ war: Sie war vielmehr um die Zeit der Gefangensetzung des Täufers die junge Witwe des Vierfürsten Philippus. Nach der Trauerzeit heiratete sie nochmals, wie Josephus berichtet, dessen Glaubwürdigkeit die meisten Forschungen immer mehr beweisen. Die Mandäer bestreiten heute noch entschieden die Tötung des Johannes; sie entspräche auch garnicht dem Charakter des Fürsten Herodes. Das fühlte und wußte man damals sehr wohl und die Legenden über Salome wurden verbreitet um etwas sonst völlig unglaubhaftes glaubwürdig zu machen. Hiermit schließe ich, nachdem ich sagte, was ich neues brachte und wie ich dazu kam. Eine historische Erzählung verspricht der Titel und das Versprechen hält das Buch. Wohl weiß ich, daß es von noch höherer Warte aus hätte betrachtet werden können; ich hatte aber nur die mir gestellte Aufgabe zu lösen: Historische Wahrheit über alles! Wie es mir gelang, darüber habe ich nicht zu urteilen. Daß ich nicht in wissenschaftlicher Art und Weise, sondern in erzählender Form schrieb und neben die historisch bekannten Persönlichkeiten noch frei erfundene setzte, geschah um das Zeitbild möglichst weiten Kreisen verständlich und zugänglich zu machen, und das kann der Wahrheit keinen Abbruch tun.

A. Rinke:

Der Eremit.

Der Sonne letzter Strahl erstirbt im Westen,
Die Dämmerung schließt ihr golden Tor;
Der Abendwind lispelt leis' in den Ästen
Und aus dem Waldtal grüßt der Nebelflor.

Friedlich ging der Tag zur Neige,
Im süßen Schlummer liegt Wald und Flur;
Am Himmel ziehen die Sterne ihren Reigen,
Und heiligen Frieden atmet die Natur.

Da tönt aus tiefer Waldeseinsamkeit,
Des Eremiten Glöcklein silberhell.
Mir ist's als schwinge meine Seele sich,
Empor zu lichten Höhen.

Abendfrieden.

Verklungen ist der Vöglein Abendlied,
Leis geht des Windes Hauch; ....
Vom Berg herab der Hirtenknabe zieht:
Und still träumt Baum und Strauch.

Leis tönt der Abendglocke Klang;
Aus dem Walddorf wieder. ....
Still rauscht der Bach vom Felsenhang
Und schweigend sinkt der Abendfrieden nieder.

Neue Bücher.

Unter den lyrischen Darbietungen der letzten Zeit — und man kann nicht klagen, daß dieses Frühlingskonzert der Liebe und des Lebens an Sängern und Gesängen ärmer wurde — nehmen die „Minnelieder aus der Jugendzeit und anderes" von **A., Freiherrn von Seld** (Verlag von Otto Hammerschmidt, Hagen i. W.) einen hervorragenden Platz ein. Seld legt sie uns vor mit dem feinen dichterischen Bekenntnis:

Hier hast du meine Liedergabe,
Und findest du, sie sei nicht schwer
So ist's doch Alles, was ich habe:
Ich geb mein Herz — was willst du mehr!

das Herz, tiefinnerstes Erleben, klingt aus allen diesen lyrischen Sängen. Und eine ritterliche und doch stille Natur, ein Charakter, der wohl wirbt um alles, was da leuchtend lockt auf Erden, und doch huldigend und wartend zur Seite steht, offenbart sich hier. Schwermütiges Entsagen und keckes Selbstdurchdrungensein vom eigenen Wortwechseln wie die Stimmungen der Jahreszeiten.

Nun bist du mein, nun ist's geschehn,
Nun hat sich das Wetter gewendet,
Nun hat der Stürme wildes Wehn
Mit Sonnenschein geendet.

Am Ende liegt doch Sonnenschein über dem Ganzen. Das dem Vaterlande und seinem hehrsten Mittelpunkt, dem kaiserlichen Herrn, tönende Hymnen geweiht sind, versteht sich bei dem Träger eines alten Namens von selbst.

Professor Dr. phil. Georg Epstein.

Zur Bühne! Eindrücke von Dr. **Rudolph Pröll.** (Kesselringsche Hofbuchhandlung — E. von Mayer — Frankfurt a. M.)

Von jener flimmernden, gleißenden Welt des Scheins, die uns mit all' ihrem leeren Prunk, ihrem betörenden Zauber gleichzeitig fasziniert und abstößt, gibt uns der Hofopernsänger Dr. Pröll, ein erfahrener Bühnenkünstler und jetziger Gesangspädagoge von anerkanntem Rufe in München, sehr realistische Begriffe. Gleichsam die Quintessenz eines logisch und scharf beobachteten Kunstwirkens in Beziehung auf die Bühne, die Welt, die Gesellschaft und — sich selbst. Die Bühne hat für unzählige unbefangen Zusehende etwas gar seltsames, sie ist der heilige Traum, die leidenschaftliche Sehnsucht tausender vom „Theaterteufel" Besessener, — Dr. Pröll zieht sanft und klug den geheimnisvollen Schleier etwas zurück, reißt ihn aber nicht herab. Er tritt nicht als Dozent, sondern immer wieder als weitblickender Künstler auf. Licht und Schatten weiß er lebenswahr zu verteilen. Er will keine literarischen Prätenstonen befriedigen, wohl aber den Interessenkreisen etwas geben, das ihnen in der Praxis Nutzen trägt. Die Intentionen Dr. Prölls sind erreicht. Ich kann die Schrift allen Kunstjüngern warm empfehlen.

Kurt Weiß, München.

Die dunklen Pfade der Verbrecherwelt von J. Fritz Weber. Dreßlers Verlag, Leipzig-Möckern.

Was diesen Erzählungen ihren besonderen Wert verleiht, ist die Tatsache, daß hier kein phantasiebegabter Dichter zu uns spricht, sondern ein einfacher, intelligenter Mann aus dem Volke wahre Begebenheiten aus seinem gefahrvollen und interessanten Lebensberufe wiedergibt. Der Verfasser hat fast zwei Fahrzehnte im österreichischen Gendarmeriekorps gedient und es durch Mut, Fleiß und offenen Blick bis zum Wachtmeister gebracht. Es ist begreiflich, daß da der Stoff zu interessanten Erlebnissen nicht mangeln kann. So entstand denn ein Buch, spannend wie ein guter Kriminalroman, erschütternd und belehrend- und doch enthält es nur aktenmäßiges Material das uns der Verfasser in einer recht flüssigen und klaren Darstellung näher zu bringen weist. Mit großem Geschick zieht Weber aus jedem Begebnis die richtigen Schlußfolgerungen und scheut es nicht, auf seine eigenen Fehler und Mißgriffe hinzuweisen, um aus ihnen Belehrung für alle Leser und Jünger der Hermandad zu schöpfen. Aus dem reichen Inhalt seien nur die Schilderungen mehrerer Raub- und Kindesmorde hervorgehoben, sowie die trefflichen Berichte über Verhaftung schwieriger Verbrecher, über Waffengebrauch, Wasserkatastrophen und Feuersbrünste. Der Verfasser ist ein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat. Es wäre wünschenswert, daß recht viele Leser sich seiner Führung anvertrauten, wenn es sie gelüstet, einen interessanten und belehrenden Ausblick zu tun auf die dunklen Pfade der Verbrecherwelt.

Reinhold Eichacker, Bonn.

Am Glück vorbei. Novellen von **Berta Saturny.** Verlag Hugo Bermühler, Berlin.

Die vorliegenden, neuen Novellen gehören mit zu dem Besten, was die fruchtbare Grazer Dichterin geschrieben hat. Es sind Bilder aus dem Leben, spannend, echt, erschütternd und schonungslos gezeichnet. Das Ganze durchweht ein Hauch starker Sinnlichkeit, der all die so verschiedenen Menschen dieser Erzählungen gleich werden läßt in der Stunde seligster, schrankenloser Leidenschaft. Heckenfindling und Fürstin, Engel und Dirne- welche Maske ihnen auch Geburt, Erziehung und Umgebung aufgedrückt haben, sie kennen alle nur dasselbe Ziel: die Liebe, und wie sie sich auch wehren mögen, vor den enthüllenden Augen der Dichterin fällt auch der letzte Schleier, und überrascht steht immer wieder dieselbe Gestalt vor uns — ein liebehungriges Weib!

Daß die Novellen auch technisch wieder ausgezeichnet sind, bedarf bei der bewährten Kunst B. Saturnys kaum einer Erwähnung. Die starke Eigenart des Stils, die auffallende Mischung von Idealismus und Realismus in der Darstellung, tritt wieder besonders hervor. Das Buch ist spannend von Anfang bis Ende, und mancher Leser, der bisher tändelnd durchs Leben schritt, wird diese Novellen nachdenklich und erschütternd aus der Hand legen.

Reinhold Eichacker.

Illustrierte Kunstgeschichte von Professor Dr. Joseph Neuwirth (München und Berlin, Allgemeine Verlags-Gesellschaft, m. b. H. In 20 Lieferungen, Preis à M. 1.—.)

Wohl besitzen wir schon große umfangreiche und kleinere kompendiöse kunstgeschichtliche Werke. Aber was noch fehlte, war ein so wichtiges Mittelglied, das ebenso sehr entfernt ist, von einer ermüdenden Ausführlichkeit, wie von einer aphoristischen Behandlung des schönen, weiten Kunstgebietes. In 2 Bänden, im Format des wahl den meisten unserer Leser bekannten Werkes „Himmel und Erde" wird der Verfasser die gesamte Kunst und ihre Entwicklung, ausgehend von den ersten Anfängen der Urzeit bis heute, in Wort und Bild zur Darstellung bringen. Während die führenden Meister in ihrer Eigenart wirkungsvoll vorgeführt und die Kunstepochen, -Schulen und -Richtungen scharf charakterisiert werden, verschont der Verfasser den Leser mit der Fülle einzelner Daten und Namen. In dieser weisen Beschränkung erkennen wir den überlegenen Beherrscher des ge-

waltigen Stoffes und freuen uns des so klaren leicht verständlichen Stiles. An bunten Tafelbildern bietet das 1. Heft nach Münsterberg: „Sechs indische Rakans von Cho Densu", das berühmte Bild von „Tizian, Der Zinsgroschen" in herrlicher Reproduktion und als schwarzes Tafelbild: „Getriebene Bronzetafel von den Toren in Balawat".

Das fidele Bibelkränzchen. Burleske in drei Akten von **Hans Karl von Winterfeld.** München Leipzig. Hans Such's Verlag.

Ein Stück köstlichen Humors und echten Berliner Lebens, das nicht der Feder eines Schwankschreibers entstammt, sondern von einem Dichter empfunden ist. Es wird darin die Menschlichkeit den frömmelnden Heucheleien wirksam gegenüber gestellt. Mensch bleibt Mensch und er sinkt zum Narren herab, wenn er sich den Trieben seiner Sinne verschließt und den schäumenden Becher der Jugendlichkeit nicht zu leeren versteht. Die Charaktere sind mit beißender Schärfe gezeichnet und die Durchführung der Handlung ist sicher von geschickter Hand geleitet. Eine zwerchfellerschütternde Komik macht das Werk lesens-, noch mehr aber sehenswert, und ein durchschlagender Erfolg dürfte einer Aufführung sicher sein.

Adolf Dreßler, jr.

Sternröschens Freud und Leid. Das bunte Bilderbuch „Märchen-Spiele", geschrieben von **Frau Lise Bamspeck.** Bureau Fischer. Berlin-Friedenau.

Die beiden Märchenspiele der Dichterin offenbaren viel Geist und Gemüt und verdienen als Perlen unsrer modernen Dramatik bezeichnet zu werden. Der Aufbau der Szenen ist gut, die Stimmungen sind feinsinnig abgetönt und die dramatische Verwertung darf ohne weiteres als geschickt bezeichnet werden. Als das wertvollste ist sicher das erste Werk zu bezeichnen. Möchte sich eine rührige Direktion finden, die diesen Stücken Thalias Hallen erschließt.

Adolf Dreßler, jr.

„Zwischen Lipp und Kelchesrand". Dramatische Dichtung von **Alfred de Musset,** übersetzt von **Franz Schultz.** Bruno Volger's Verlagsbuchhandlung. Leipzig-Gohlis.

Es ist ein hohes Verdienst des Verfassers, uns dieses tragische und dramatisch sehr wirksame Werk in deutscher Sprache zu schenken. Man fühlt sich tief ergriffen und gerührt, vermittelt durch die mustergültige Uebersetzung in vollen Zügen die Schönheiten der Sprache. Es wäre sehr zu wünschen, daß man, schon um seines hohen literarischen Wertes willen dem Werk Beachtung schenken möchte, damit die reiche Mühe des Verfassers nicht ohne Frucht bleibt.

Adolf Dreßler, jr.

„Feuertropfen". Drama in drei Aufzügen von Ed. Scholz. Bruno Volger's Verlagsbuchhandlung. Leipzig-Gohlis.

Wenn man das Werk als Buchdrama betrachtet, so kann man es zum teil als „recht gut" bezeichnen. Als Bühnenwerk jedoch dürfte es wohl kaum Beachtung finden. Dazu gehört doch vor allem eine Beherrschung der Bühnentechnik und ferner darf auch ein moderner Dichter seinen Personen nicht seitenlange Ergüsse in den Mund legen. Wohl ist die Behandlung des Stoffes einwandfrei, aber in den Hauptmomenten gebricht es dem Autor doch an dramatischer Kraft. Vielleicht gelingt es ihm, noch tiefer in die dramatische Praxis einzudringen und dann ein einwandfreies Stück zu schreiben.

Adolf Dreßler, jr.

„Lola". Roman von **Martha Severin.** Bruno Volgers Verlagsbuchhandlung. Leipzig-Gohlis.

Der Roman ist recht gut geschrieben und zweifellos über die moderne Durchschnittsliteratur zu stellen, zeichnet er sich doch durch eine frische und lebenswahre Schilderung und durch sichere zielbewußte Durchführung der Handlung aus. Das Interesse wird nicht durch aufreizende und grelle Effekte, sondern durch ein aus dem Dasein geschöpftes gemütvolles Schilderungsvermögen aufrecht erhalten.

Adolf Dreßler, jr.

„Stimmen der Seele". A. Fritsch Weidenrieth, Leipzig, Verlag von Ed. Philipp.

Ein kleines, aber schönes und wertvolles Buch, das man gern und mit sichtlicher Freude liest. Sicher und formschön fließen die Verse dahin. Feinsinnig abgetönt ist jede Stimmung und der Ausdruck der Gedanken hält sich frei von allem Wirren und Gesuchten. Einem derartigen Dichter kann und muß man nur uneingeschränktes Lob zollen, denn sein Buch ist eine Quelle des Schönen.

Adolf Dreßler, jr.

„Wegblumen". Gedichte von **Ewald Lortzing.** E. Pierson, Verlag Dresden.

Schon der Titel des Buches sagt, daß der Dichter eine bescheidene Natur ist, der sein tiefstes Fühlen und Denken in Verse kleidet. Er hat uns ein Buch voll reicher und schöner Gedanken geboten, das ein ehrliches Interesse und freundliche Beachtung verdient.

Adolf Dreßler, jr.

*** * *, Hinter Schloß und Riegel.** Eine unmoralische Geschichte, nicht von Schuld und Sühne, sondern von Verbrechen und Strafe. Umschlagszeichnung von Prof. **W. Tiemann.** Preis geheftet 2,50 Mark, gebunden 4 Mark. Verlag von Albert Langen in München.

Vom Eintritt in das Untersuchungsgefängnis bis zum Austritt aus der Strafanstalt führt der Verfasser den Leser durch die düstere Welt, die zwischen diesen beiden Toren liegt. In vier „hinter Schloß und Riegel" verlebten Jahren hat er sie kennen lernen können und von ihr und dem Wert der modernen Strafrechtspflege eine wesentlich andere Vorstellung gewonnen, als er, obwohl selbst Jurist, bis zu dem Tage gehabt hatte, da er der Justiz als passives Opfer in die Hände fiel. Nicht, daß er sich als ein unschuldiges Opfer eines Justizirrtums gebärdete — nein, er ist tief durchdrungen und im Innersten erschüttert von dem Bewußtsein seiner Schuld, deren, aus geringfügigen Anfängen entstehendes, lawinenhaftes Anwachsen bis zum angstvoll erwarteten Zusammenbruch er beiläufig schildert. Aber gerade aus seinem Schuldbewußtsein und seinem Sühnebedürfnis erwächst ihm in der monatelangen Untersuchungshaft und in den langen Jahren der Einsamkeit im Zuchthaus, deren seelische Wirkungen er mit künstlerischer Kraft schildert, die Erkenntnis von der Unzulänglichkeit menschlichen Richtertums, das wohl mit plumper Faust ein Verbrechen zu strafen, aber nicht einer Schuld die Sühne zu finden versteht.

Prentice Mulford, Der Unfug des Sterbens. Ausgewählte Essays. Übersetzt und bearbeitet von Sir Galahad. Umschlagzeichnung von **Walter Tiemann.** Geheftet 2 Mark 50 Pf., gebunden 3 Mark 50 Pf. Verlag von Albert Langen in München.

Prentice Mulford ist ein Durchschiffer spiritueller Ozeane, einer, der im geistigen Kosmos taghell sieht. Jedes Wort ist mit einem Fluidum ethischer Kraft geladen, das aus Intuitionen von unbeschreiblicher Macht und Süße fließt. Er verkündet uns, daß alles, was wir klar, wirklich, unverrückbar wollen, unser ist, daß, wer das „Halkyonische" unbeirrt in seinem Herzen halten kann, Herr ist über das Leben. Kein Ding erscheint Mulford zu niedrig und zu gering, um nicht als einer der unzähligen Keime zu dienen, aus dem dereinst unbeschreibliche Kraft und Schönheit entspringen mag. Nicht beim Absoluten, — bei den Schuhriemen läßt er die Konzentration beginnen, lehrt bei jeder noch so kleinen Tätigkeit nur diese denken, nicht zugleich die vierzig andern Dinge, die dann zu tun sind. Und Schritt für Schritt geht er weiter, richtet er die Erkenntnis in uns auf, wie wir immer wieder falsche Überzeugungen sozusagen in unsern Leib einbauen, wie wir förmlich darauf warten, in einem bestimmten Alter der Schwäche und dem Greisenalter anheimzufallen, hoffnungslos und ergeben.

Karl Borromäus Heinrich, Menschen von Gottes Gnaden. Erzählung. Umschlagzeichnung von Prof. **W. Tiemann.** Preis geheftet 3 Mark, in Pappband 4 Mark, in Halbfranz-Liebhaberband 6 Mark. Verlag von Albert Langen in München.

Ohne jede Rücksicht auf demokratische Vorurteile und auf den Dünkel der Psychiater wird hier das Aristokratische in seiner Verfeinerung und Überverfeinerung (sonst wohl als Dekadenz bezeichnet) tendenzlos erkannt, dargestellt und anerkannt. Das Religiöse, insonderheit der innere und äußere Aufbau der katholischen Kirche, wird zugleich in seiner ewigen geheimnisvollen asketischen Tiefe und in seiner weltlichen prunk- und stilvollen Pracht und Macht verherrlicht. — So ist dieses Buch, das von den letzten Sprossen einer katholischen Adelsfamilie erzählt, die Revolte eines schaffenden Künstlers gegen intellektuelles Protzentum und sentimentalen Naturalismus, ein Schrei der Sehnsucht nach allem, was preisgegeben worden ist an edler Tradition. Noch einmal wird hier die alte Kultur lebendig: in Menschen, die sich durchaus nicht schämen, Religion, Privilegien, Konvention und Etikette einer strengen, zuchtvollen, distanzbeflissenen — jetzt beinahe vergangenen — Zeit in unsern Tagen zu repräsentieren.

Kurt Münzer: Abenteuer der Seele. (Novellen; 3.50, geb. 4.50, Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg).

Novellen aus Florenz, Verona, Venedig, Bologna — — die glänzende landschaftliche Schilderungen mit aufregenden, verwegenen Begebenheiten verbinden, dargeboten in einer schönen, künstlerisch reifen Form, wie sie dem wahren Talent eigen. Mit sicherem Griffe, leuchtend-satter Farbe ist jede Seite erschaffen. Wenn eine Kritik sagt, daß man das Gefühl habe, daß „ein Künstler eine lückenlose Psychoanalyse geboten hat", so ist das zu unterschreiben.

Eilhard Erich Pauls: Vom Leid. Sieben Novellen. (Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—. Verlag Gustav Schloeßmann, Hamburg).

Ein unbekannter Autor — — und doch: welch seltener Novellist und formreicher Stilist! Jede Novelle ein rundabgeschlossenes Meisterwerk für sich in ihrer Durcharbeitung und Darstellung. Meisterhaft wird vor allem die Sprache gehandhabt — — mit wenigen knappen Worten sind die Dinge plastisch gezeichnet. Historische Novellen so, so gut zu schreiben, wahrlich ein großer Dichter ist dazu nötig. Pauls ist solcher, sei es immer auch sein Erstling, den er uns bietet. Es ist ein ganzes, reifes Werk.

Derselbe: Der Freiheit Hauch. Roman aus der Franzosenzeit. (Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—, Verlag wie vorher.)

„Geschichtlicher Roman" — nur daß wir damit nicht falsche Vorstellungen erwecken! So wie der Dichter in seinem Werk die Tage von Jena 1806, die Erfurter Fürstenzusammenkunft und die Zeit darnach mit ihren freiheitlichen Versuchen schildert, hat diese Schilderung nichts von Langweiligkeit. Dagegen versteht er es mit kurzen Strichen in epischer Ruhe die Not und das Leid des Vaterlandes und den Haß und die Liebe, welche darunter ausgelöst werden, so plastisch anschaulich darzustellen, daß wir mitleben und -leiden. In diese Schilderung fügt er fein und sinnig viel persönliches Einzelleben, dessen lyrischer Zug das tiefste Gemüt ergreift. Und das Ganze ist mit so künstlerischem Wurf aufgebaut, daß eine dramatische Kraft innewohnt, die den Leser trotz der Knappheit des Ganzen aufs höchste spannt. Prachtvoll ist bis auf einige Kleinigkeiten die Charakteristik der Personen in Spiel und Gegenspiel. Aber abgesehen von dem ästhetischen Wert dieses kleinen Kunstwerkes eignet ihm vor allem auch eine ethische Kraft, die dieses Buch zu einem Hausbuch und Volksbuch macht, wie wir kein ähnliches haben für die Schilderung der vaterländischen Not von 1806. Das Buch hat eine volkserzieherische Aufgabe in diesen Jahren der Erinnerung an die Erhebung von 1813. Im besten Sinne geistvoll ist an dem Buche auch der Buchschmuck.

Frida Schanz: Italienische Pastelle. (Verlag Fritz Eckardt, Leipzig, Mk. 1.—).

Ein Meisterwerk feinster Kleinmalerei, eine seltene Gabe wohlgelungener und trefflich gestimmter Vokalkunst. Eine ideale italienische Landschaft schmückt den Umschlag. Eine feine Kost im vornehmsten Gewande.

Richard Voß: Unter den Borgia. (Roman, 2. Aufl., Mk. 4.—, Otto Janke, Berlin).

Voß, — dieser geniale Italienschilderer in jeder Art und Weise schildert hier die von Pracht und Prunk

glänzende, an Greueltaten und Verbrechen so reiche Zeit der Cesare und Lukrezia Borgia. Greifbar erstehen die Gestalten im Rahmen getreulich geschilderter Zeit.

„Schuld". Roman von **Marianne Maidorf.** (358 S., mit dem Porträt der Verfasserin.) 8° Format. Zürich 1910. Verlag: Art. Institut Orell Füßli. Fr. 4.— Mk. 3.50; geb. Fr. 5.— Mk. 4.50.

Mit ihrem neuen Roman „Schuld" bietet Marianne Maidorf, ein Zeitgemälde, das mitten herausgegriffen ist aus unserem sozialen Leben und das die brennendsten Fragen desselben in lichtvoller Klarheit behandelt. Insbesondere ist es das so schwerwiegende Problem des unehelichen Kindes, welches Marianne Maidorf in seiner ganzen seelischen Tiefe, in seiner fundamentalen moralischen und sozialen Bedeutung für unser Kulturleben erfaßt hat und das sie mit jener Meisterschaft und Zartheit der Empfindung schildert, mit welcher nur eine edle Frauennatur dieses Thema schriftstellerisch verarbeiten kann. So wirkt der Roman „Schuld" tief ergreifend; er spricht zum Gemüt und spricht zum Herzen, appelliert aber zugleich an das Gewissen der Gesellschaft und des Einzelindividuums mahnend, warnend, abschreckend und erhebend zugleich. Wer den Roman liest, wird sich dem Banne desselben nicht entziehen können. Die ganze Schilderung menschlicher Verirrungen und menschlicher Leidenschaften ist ungemein spannend — keine langweiligen, moralischen Reflexionen — sondern lebendige Bilder und Taten, die für sich sprechen, den Leser fesseln bis zum schönen versöhnenden Schluß. Es darf daher der Roman „Schuld" aus vollster Überzeugung als Familienlektüre empfohlen werden.

B.

Lebensbilder aus der Tierwelt. Herausgegeben von **H. Meerwarth** u. **Karl Soffel.** R. Voigtländers Verlag in Leipzig. Lieferungen 6, 7, 8, 22, 23, 24. à 75 Pf.

Von Hermann Meerwarths und Karl Soffels „Lebensbildern aus der Tierwelt" erscheint jetzt in R. Voigtländers Verlag zu Leipzig die zweite Auflage. Auch diese wird lieferungsweise ausgegeben, und zwar werden je 16 Lieferungin einen Band bilden, der dann auch abgeschlossen bezogen werden kann. Von dem Säugerband zweiter Auflage liegen jetzt die Lieferungen 6, 7, 8 vor, die uns erneut beweisen, wie sehr dies eigenartige Werk das gesteckte Ziel erreicht. Sowohl durch die Illustration mittels Freiaufnahmen lebender Tiere als durch die gänzlich veränderte Stellungnahme der Verfgsser zu der geschilderten Tierwelt bedeutet diese großzügige Naturgeschichte eine bis dahin kaum geahnte Reform. Hatten die Zeichner bisher uns das Tierbild mit allerhand Zutaten oder Beschränkungen gegeben, wie es sich in ihrer Phantasie darstellte, so sehen wir hier die Natur selbst ihr aufrichtiges Wort sprechen und lernen dadurch die Tierwalt von einer ganz neuen Seite kennen. Hier macht sie keine Pose und beansprucht keine Bedeutung, die ihr nicht zukommt, sondern gibt sich in diesen Naturkunden so, wie sie in Wahrheit ist. Dem entspricht auch die textliche Behandlung, die uns das einzelne Tier in seinen Beziehungen zu den Artgenossen und Feinden handelnd vorführt. Diese entzückenden kleinen Novellen von den Liebes- und Lebenskämpfen der Ratten, Eichhörnchen, Marder und Wiesel, wie sie namentlich Hermann Löns, Martin Bräß und Hugo Otto uns bieten, lassen den Verfasser gänzlich hinter seinem Gegenstande verschwinden. Sie zeigen das Tier von seiner Seite aus, nicht aber von der der menschlichen Betrachtung, und gerade deswegen bringen sie uns selbst das niedrigste Ungeziefer in seiner Eigenart klar zum Verständnis. So wirken diese Lebensbilder auf den Leser gleichsam als einen unmittelbaren Zuschauer geradezu wie Offenbarungen. Dem in der zweiten Auflage erscheinenden Vogelbande gehören die jetzt vorliegenden Hefte 22 bis 24 an, in denen Bräß die wild bewegte Welt der Möven, das Leben unseres allbeliebten Klapperstorches und das Treiben der Amsel schildert, die aus einem Waldvogel zu einem Großstadtkinde geworden ist und damit auch allerhand städtische Spitzbübereien angenommen hat. Else Soffel läßt uns dagegen einen Blick tun in das entzückende Blumenleben der Kolibri. Die Freiaufnahmen, mit denen diese kleinen Novellen illustriert sind, rühren hbuptsächlich von M. Behr, van Jan, Steenhuizen, Vartels und Bachmann her. Außer diesen haben M. Auerbach, du Bois-Reymond, Bethge und Schumann den Liebling unserer Kinderwelt, Freund Klapperstorch, im Bilde eingefangen und neben ihnen haben Kuhstall und v. Pfistermeier die Schwarzdrossel als Bewohnerin der Großstadt uns vor Augen geführt. Die herrlichen Aufnahmen des Goldkolibri sind T. Bohlmann zu verdanken. Alle diese Bilder sind wahre künstlerische Meisterstücke nicht nur hinsichtlich ihrer plastischen Schärfe und inneren Geschlossenheit, sondern namentlich um der entzückenden Aufschlüsse willen, die sie als Urkunden des Seelenlebens der Tiere bieten. Durch diesen Wirklichkeitswert unterscheiden sich die „Lebensbilder aus der Tierwelt" so sehr von allen bisherigen Naturgeschichten, daß sie mit Recht den Ehrentitel eines bahnbrechenden Reformwerkes verdienen, den sie sich bereits erworben haben.

Dr. Karl Wilker: Karl May ein Volkserzieher. Eine Abwehr. (Langensalza, H. Beyer & Söhne, 1910, 90 Pfg.)

Eine zweifellos fleißige Arbeit und kritische Untersuchung zum Zwecke Mays Schriften als für die Jugend schädlich zu beweisen. Wie alle verwandten Schriften wider May, so heut auch diese daneben. Was doch alles in diesem May, der ganz ohne Zweifel einer der genialsten Erzähler ist, den keine Literaturgeschichte wird übergehen können, hineingeheimnist wird! Man soll diesen ganzen Mann, May ist ein solcher trotz allem! doch nehmen wie er ist — und jeder wird sich seiner Arbeit freuen. May wird nie totzumachen, höchstens zeitweilig beschränkt ausgeschaltet sein. Und schließlich: die schlechtesten Früchte sind es nicht, an denen die Wespen nagen! Das mögen sich doch die Gegner vor-

halten, ehe sie behaupten und abhaupten und nimmer beweisen oder gar besser machen können. Volger.

Vom Wandsbecker Boten. Bilder zu Matthias Claudius von Rudolf Schäfer. Verlag Gustav Schlößmann (G. Fick) Hamburg, eleg. geb. 5 M.

Nach mehrjähriger Pause schenkt Rudolf Schäfer dem deutschen Hause in Form eines Buches eine weitere reife Frucht seines reichen Könnens. „Vom Wandsbecker Boten" soll etwa keine neue Blütenlese aus Claudius' „Sämtlichen Werken" sein. Es sind vielmehr Bilder zu Matthias Claudius, gewissermaßen Lesefrüchte, die sich zu Bildern gestaltet haben, oder Randbemerkungen eines Malers zu seinen Werken, Zeichen, welche freundlich hinweisen wollen auf die Schätze, welche in diesem wenig besuchten Winkel der deutschen Literatur noch immer zu holen sind. Deshalb nehmen die Zeichnungen die hervorragendere Stellung in dem Buche ein, und die Texte (23 Lieder und 17 Prosastücke) begleiten sie nur zur Erklärung, um uns den Quell zu zeigen, aus dem die bildende Kunst hier geschöpft hat.

„Märchen für Märchenseelen" von **Egon Hillgenberg.** (Bruno Volger Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Gohlis).

Ein anmutiges und tief empfundenes Werk, das sicher seinen Weg machen wird. Der Verfasser versteht es, durch weiche Farbentöne und Schönheit der Sprache zu erfreuen, er weiß aber auch seinen Märchen Gehalt und Wert zu verleihen. Adolf Dreßler jr.

„Der Zauberstab". Märchen für Kinder und Erwachsene von **Klara Pfingsten-Heuer.** (Bruno Volger Verlagsbuchhandlung. Preis geb. 3 Mk.)

Klara Pfingsten-Heuer's Buch werden die Kleinen, sowie die reifere Jugend gern auf ihrem Weihnachtstisch willkommen heißen. In früheren Zeiten hat wohl die Verfasserin ihrer Tochter all die holden Märchen erzählt und jetzt erst Gelegenheit gefunden, sie niederzuschreiben. Die prächtige Märchenerzählerin weiß ihre Geschichten mit einer wunderbaren, farbenglühenden Phantasie auszuschmücken, die sich aber nie in übernatürliche Schwärmerei verliert. Fein und stimmungsvoll abgetönt ist jedes Bild und jeder Vergleich. Diese Märchen wollen nicht nur gelesen, sie wollen auch verstanden sein, denn die Dichterin gibt stets eine gute Lehre mit. Angetan mit dem lieblichen Märchenkleide werden sich die guten Ratschläge den Kinderherzen viel besser einprägen, als es trockene Worte vermögen. Der Verlag hat dem Buche eine sehr geschmackvolle und sachgemäße Ausstattung gegeben. Und die Bilder der Julie Werkenthin sind, es sei das betont, den Märchen voll und ganz ebenbürtig! Wir empfehlen dies Werk als echte, rechte Weihnachtsausgabe aus bester, ja innerster Ueberzeugung. Adolf Dreßler, jr.

Hedwig Thierbach: „Lebenswellen". (Bruno Volger Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Gohlis).

Die Gedichte zeugen von einer starken Begabung und werden den Leser in jeder Hinsicht zufriedenstellen. Sie sind tief empfunden, feinsinnig durchdacht und heben sich ohne jeden Zweifel über die Durchschnittslyrik hinaus. Harmonisch dazu stimmt auch die geschmackvolle Ausstattung, die der Verlag mit vollem Rechte dem Werke gegeben hat.

Adolf Dreßler, jr.

Adolf Frank: „Juessee", ein Harzgedicht, desgl. **„Die Jettenhöhle"**, eine Harzerzählung in Prosa, **„Die Teufelsnacht auf Burg Scharzfels"**, eine Harzerzählung in Prosa. (Bruno Volger, Verlag, Leipzig-Gohlis.)

Die von Sagen umwobene Poesie des Harzes, ein frischer Walddust und gesunde Natürlichkeit wehen uns aus diesen Büchern entgegen, von denen wenigstens eines auf keinem deutschen Weihnachtstische fehlen sollte. Adolf Franke ist ein edler und gottbegnadeter Dichter und in seinen Erzählungen, selbst in den Gedichten, tritt immer seine persönliche Eigenart zutage. Die Schilderungen von Anmut und Liebreiz, aber auch da, wo die Handlung einen raschen Fortgang verlangt, weiß er uns zu fesseln. Die Sprache ist durchweg angemessen und birgt viele Schönheiten in sich. Scharf umrissen treten die Gestalten hervor. — Alles in allem 3 Bücher von bleibendem idealen Wert.

Joh. Ludwig Runeberg, Fähnrich Stals Erzählungen in deutscher Übersetzung von **F. Tilgmann** (M. 1,50, J. C. Hinrichs'sche Buchh. Leipzig).

Durch den Zyklus der 35 Gedichte, die „Fähnrich Stals Erzählungen" bilden, ist Runeberg nicht nur der Schöpfer des finnischen Nationalliedes „Unser Land" und sein größter Dichter geworden, sondern diese Dichtung bildet eine Perle der Weltliteratur. Fähnrich Stal behandelt die heldenhaften Kämpfe, die Schweden 1788—90 und 1808—09 mit den Russen um den Besitz Finnlands führte. — Diese poetischen Kriegserzählungen strömen über von edler Begeisterung für Vaterland, Recht und Freiheit, von wildem Tatendrang und todesverachtendem Heldenmut und von glühender Liebe zur heimatlichen Scholle.

Liebe und Leben der Lady Hamilton. Roman von **Heinr. Vollrat Schumacher.** Mit 41 historischen Illustrationen und Dokumenten. Verlag von Rich. Bong, Berlin W., Preis 4 Mark, gebunden 5 Mk.

Auf dem zeitlichen Hintergrunde der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts behandelt es eine Frauengestalt von so fesselndem Zauber und so prickelndem Reiz, wie sie sich nur ganz selten in der Geschichte findet. Lady Hamiltons Leben und Charakter, verdunkelt durch Gunst und Haß ihrer Zeitgenossen, ist erst durch die neueste Forschung in das rechte Licht gerückt worden. Auf dieser Grundlage baut Schumacher seinen Roman auf. In glänzenden Farben malt er das tolle Treiben der durch den Reichtum Indiens entsittlichten englischen Aristokratie, in dem Emma Lyon-Hart, die spätere Lady Hamilton, ihre aben-

teuerliche Karriere beginnt. Als kaum vierzehnjähriges Dienstmädchen opfert sie sich aus edlen Motiven einem hohen Offizier. Von einem ärztlichen Charlatan aus tiefstem Elend in den Straßen Londons gerettet, wird sie als „Hebe Vestina" in dem berüchtigten „Tempel der Ehe" zu London öffentlich ausgestellt, erregt sie durch ihre wundervolle Schönheit allgemeines Aufsehen und wird das gefeierte Modell der berühmtesten Maler, in deren Meisterwerken sie noch heute fortlebt. Ihre weitere Laufbahn macht sie in buntem Wechsel zur Geliebten englischer Aristokraten in einer an seltsamen Momenten reichen, oft an moderne Sensationen erinnernden Liebesverwickelung zur Gemahlin des hervorragenden Staatsmannes und Gelehrten Sir Hamilton, der sie in die hohe Politik einführt. Wegen ihrer Schönheit und Grazie von Männern wie Goethe als Meisterwerk der Natur gepriesen, nimmt sie als intime Freundin der Königin Maria Carolina von Neapel, einer Schwester Marie Antoinettes, an den großen Kämpfen gegen die erste französische Revolution teil, indem sie als geheime Agentin Pitts die Interessen Englands im Mittelmeer fördert und durch die Vorbereitung der britischen Seeherrschaft bestimmenden Einfluß auf die Geschicke Europas ausübt.

Ein abenteuerliches, von glühenden Leidenschaften durchwühltes, alle Höhen und Tiefen des Lebens berührendes Frauenschicksal ist es somit, das Schumacher mit einer dichterischen Gestaltungskraft und einem hinreißenden Schwunge schildert, die die innerste Anteilnahme erregen und seiner Arbeit einen dauernden Wert verleihen. Bildliche Darstellungen zeitgenössischer Künstler, Auszüge aus Akten, Urkunden und der Korrespondenz der handelnden Personen geben dem Werke auch kulturgeschichtlich hervorragende Bedeutung.

Charakterbildung. Sonntags-Ansprachen an die Zöglinge der Normal- und Gewerbeschule von Tuskegee von **Booker T. Washington** übersetzt von **Estelle du Bois-Reymond**. Mit einem Vorwort von **Dr. Wichern**, Direktor a. D. des Rauhenhauses in Hamburg. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin. Preis Mk. 4.—.

Der Name des Negers **Booker T. Washington** ist heute auch in Deutschland nicht mehr unbekannt. Als Sklave in den Vereinigten Staaten geboren, hat er es verstanden, sich unter den schwierigsten Verhältnissen nicht nur zum freien selbständigen Manne empor zu arbeiten, sondern es auch vermocht, durch die Vorzüglichkeit seiner Leistungen auf erzieherischem Gebiet in Amerika eine so hohe und achtunggebietende Stellung einzunehmen, daß die Universitäten der Union ihn zum Ehrendoktor ernannt und die ersten Männer des Staates, bis zum Präsidenten der Republick, seinen Verkehr gesucht haben. In seiner 1902 in deutscher Uebersetzung erschienenen Selbstbiographie „Vom Sklaven empor" hat er diesen Werdegang in fesselnder Weise geschildert. Heute nun liegt ein neues Werk von ihm, gleichfalls in deutscher Uebersetzung vor, welches einen Einblick in seine erzieherische Tätigkeit gewährt. Es ist eine Sammlung von freien Ansprachen, die Booker Washington, als Leiter der von ihm gegründeten, jetzt 2000 Köpfe umfassenden Bildungsanstalt für Neger zu Tuskegee im Staate Alabama, seinen Schülern an Sonntag-Abenden zu halten pflegt. Diese Ansprachen dürften als einer der vornehmsten von Booker Washington angesetzten Hebel bezeichnet werden, um nach und nach Tausende von jungen, der schwarzen Rasse angehörenden Leuten zu Charakteren heranzubilden, die sich nicht nur im Kampf des Lebens selbständig behaupten, sondern auch ihrer Umgebung, vor allem den eigenen Stammesgenossen, als „Vorbilder" und „Führer" dienen sollen. Was er diesem noch völlig rohem Menschenmaterial an schlichten, grundlegenden, ethischen Prinzipien vermittelt, wie er es vermittelt, in einfachster Form, in steter eindringlicher Wiederholung, unter Heranziehung praktischer Beispiele und mit überraschendem Scharfblick für die moralischen Schwächen seiner eigenen Rasse, das ist wertvoll und vorbildlich für jeden Volks- und Jugenderzieher, ganz besonders aber für solche, welche als Missionäre oder Lehrer unter den Schwarzen zu wirken berufen sind.

Palm. Roman eines deutschen Buchhändlers von **Geo Hunold.** (Verlag von E. Ungleich, Leipzig 1910). Brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Es gab eine Zeit, wo das Licht der Menschlichkeit in deutschen Gauen zu verlöschen drohte. Die Ehre des Bürgers war nur noch eine Sache, das alleinige Recht aber hatte ein Soldat, der sich halb Europa bezwungen. In jene Zeiten führt uns das obige Werk, wo eine Sintflut der Willkür des Deutschtums schönste Blüten, die Treue und Liebe für's Vaterland, für immer zu vernichten drohte. Aber jenen Schreckenstagen entwuchs zum Ruhme Deutschlands ein Mann, der furchtlos Recht und Wahrheit seiner Stämme zu verteidigen sich erkühnte. Noch heute lebt der Name des Nürnberger Buchhändlers Palm ungetrübt unter uns fort; einer jener Edelmenschen, die zur richtigen Zeit ihrem Volke entwachsen, sich ehrlich opfernd, mit ihrem Leben für Gott und Vaterland einzutreten wissen. Hier wurzelte auch Palms gewaltige Größe; sein Schicksal lernen wir aus den gewissenhaften Studien des obigen Buches kennen, und wir müssen dem Autor danken für diese schöne Arbeit, welche in ihrer vaterländischen Wärme und Wirklichkeit auf der Höhe selbst der strengsten Anforderung steht.

Unglückliche Ehen sind heute leider an der Tagesordnung. Einen wesentlichen Beitrag zu diesem Thema, nämlich ärztliche Beobachtungen nach dem Leben und wertvolle Ratschläge zur Heilung, enthält ein soeben unter dem Titel „Die Kälte der Frauen" erschienenes Buch von Dr. med. Heinz Zikel, Chefarzt des Mommsensanatoriums in Charlottenburg, sowie Dozent an der Fr. Hochschule zu Berlin. Der Verfasser hat in seinem Buch die Erfahrungen einer überaus reichen Praxis gesammelt und in klarer und allgemeinverständlicher Weise alles zusammengestellt, was für Laien, speziell für Eheleute über das Thema wissenswert ist, Dr. Zikels Ausführungen werden, wenn sie in richtige Hände kommen, sicher vielen Nutzen stiften und manche unglückliche Ehe wieder in Ordnung bringen helfen, sie sind aber selbstverständlich nur eine Lektüre für Erwachsene. Das Buch ist zum Preis von M. 1,80 im Mediz. Verl. Schweizer & Co., Berlin NW. 87, erschienen.

Leitender Redakteur und für den gesamten Inhalt verantwortlich: **E. B. Gerlach** in Leipzig.
Für den Inseratenteil: **Ad. Dreßler jun.**, Leipzig-Möckern. Verlag: **„Magazin-Verlag" Ad. Dreßler jun.**, Leipzig-Möckern.

Das Magazin

Monatsschrift für Literatur und Kultur • Kunst und Theater

Herausgeber: **Adolf Dressler jun.** ◆ ◆ ◆ Schriftleitung: **E. B. Gerlach.**

Dezember 1910

Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dressler jun., Leipzig-Möckern.
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten.

Alfred A. Rüdiger:

Selige Weihnachten!

Schon breitet seine Schwingen
der heilge Abend aus
und schwebt — in frohem Singen —
herab auf jedes Haus,
schon künden Heimellieder
und Feierkleid und Pracht:
es nahet selig wieder
die stille Weihenacht,
— — — — — — — — — —
da wankt aus armer Stube
ein junges Mütterlein —:
„Behüt dich Gott, mein Bube!
so ruft es noch hinein;
dann, mit dem kleinen Baume,
eilt sie zum — Friedhof hin;
kniet hin am Grabessaume —:
da ruht der Gatte drin!!

Sie schmückt des Hügels Linnen
mit schönem Tannengrün,
auf das heiß Tränen rinnen:
dann stumm am Bäumchen blühn
als starre Todesrosen,
geweint vom bittren Schmerz
der armen Gattenlosen,
vom treuen Mutterherz.
— — — — — — — — — —
Warum so schnell vom Leben?
Warum heut' Weihenacht?
Ich Schwache kann nichts geben,
was Bübchen Freude macht!
Soll ich es darben sehen —,
des Vaters schon beraubt —?
Ich kann nicht heimwärts gehen:
es fest ans — Christkind g'laubt!

So ruft in ihrem Kummer
die Mutter klagend laut,
senkt sich aufs Grab zum Schlummer —,
ohn' daß den — Knab sie schaut!!
— — — — — — — — —
Der hat — nicht weit vom Orte —
sein Mütterlein belauscht;
gehört die Liebesworte,
die es im Schmerz getauscht!!
Da kommt er schnell gesprungen
(welch himmlisches Geschick!),
hält fest es dann umschlungen
mit kindlich frohem Blick:
„Wird auch das Christkind kehren
bei mir nicht heute ein,
so will als Gab' ich ehren
stets hoch mein Mütterlein!

Da senkt sich leise nieder
die heilge Weihenacht —
wo selger Friede wieder
durch Kindes Herz gebracht —!
Die Freudentränen dringen
tief in das Grab hinein,
sie können Antwort bringen
dem Kind und Mütterlein
für ihre reinen Triebe
und Freude hoher Macht —!!
O, Fest der edlen Liebe!
O, selge Weihenacht!

Dr. Otto Klein (Bitterfeld):

Goethe und der Apotheker Buchholz.

(Fortsetzung und Schluss.)

Wenige Wochen danach (4. Februar 1784) konnte Wieland an Merck allerdings melden, daß der Herzog in seiner Frau Mutter Hause zum ersten Male cum successu einen kleinen Luftball aus Ochsenblase hatte steigen lassen, der bis an die Decke und schließlich auch die Treppe hinauf bis in die Mansarde geflogen war.[1])

Die Versuche wurden fortgesetzt und am 18. Oktober des gleichen Jahres berichtete Goethe an Karl August: „Schlözer ist hier und bedauert sehr, Ihnen nicht aufwarten zu können. Buchholz hat ihm den Luftballon steigen lassen; ich hoffe, der deutsche Aretin wird von dieser ätherischen Ehrenbezeugung sehr geschmeichelt sein.“[2])

Wie an diesen Versuchen, so nahm Karl August auch an allen übrigen Experimenten, Untersuchungen und Erfindungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete lebhaften Anteil und ließ sich über alle einschlägigen Erscheinungen und Ereignisse aufklären und genaue Berichte erstatten, wie denn auch Goethe nicht verabsäumte, in vorerwähntem Schreiben ihn davon zu benachrichtigen, daß des Ilmenauer Amtsphysikus Dr. Schwabes Gesundbrunnen bei Buchholz probiert werden soll, er allerdings fürchte, es sei gemeines Wasser und von keinem Mineralgeiste belebt.[3])

Diese Befürchtung bestätigte sich in der Tat, denn die im Buchholzschen Laboratorium von dem Provisor Göttling sehr verständig ausgeführte chemische Untersuchung ergab, daß der Gesundbrunnen, worauf der arme Doktor Schwabe seine ganze Hoffnung gesetzt hatte und schon völlig überzeugt war, daß die schwachen Nerven seines Beutels dadurch auf das dauerhafteste gestärkt werden würden, eher schädliche, als heilsame Ingredienzien erhielt, — wie solches Goethe seinem Fürsten bereits am 28. Oktober mitteilte.[4])

Die Bekanntschaft mit Göttling, der im Jahre 1789 aus Buchholzens Schule als außerordentlicher Professor an der Universität Jena hervorging, trug wesentlich dazu bei, Goethe in das Gebiet der Chemie einzuführen, ohne die, wie er in dem Schreiben vom 16. August 1786[5]) an Charlotte von Stein bekennt, er in der Mineralogie nicht einen Schritt weiterkommt. Auf Anregung des großen Meisters der modernen Chemie, Berzelius, hatte man nämlich begonnen, die Gesteine auf ihren Gehalt und ihre chemische Zusammensetzung zu analysieren, und wenn Goethe selbst auch nicht in der Lage war, solche Untersuchungen auszuführen, so verfolgte er die Fortschritte dieser für das Studium der Mineralogie unentbehrlichen Hilfswissenschaft mit regstem Interesse und ließ vielfach für seine Zwecke von Göttling chemische Untersuchungen vornehmen.

Hatte er zu Anfang seines Weimarer Aufenhalts für seine naturwissenschaftlichen Neigungen wenig Anklang und eigentlich nur in Buchholz einen Genossen und Förderer gefunden, so war hierin schon im Laufe weniger Jahre eine wesentliche Änderung eingetreten, und die naturwissenschaftliche Liebhaberei in Hof- und Gesellschaftskreise derart eingedrungen, daß Schiller am 12. August 1787 aus Weimar seinem Freunde Körner in etwas spöttischem Tone schreiben konnte: „Goethes Geist hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt .... Da sucht man lieber Kräuter und treibt Mineralogie, als daß man sich in leeren Demonstrationen verfinge. Die Idee kann ganz gesund und gut sein, aber man kann auch viel übertreiben.“[1])

Unter solchen Umständen reifte in Goethe allmählich der Plan, einen Verein von Naturfreunden und -kundigen zu wechselseitiger Belehrung und Anregung zu gründen, und durch das Schreiben vom 1. Juli 1791 erfuhr auch der Herzog von dieser Absicht. „Von meinen Zuständen“, beginnt der Brief, „hätte ich längst einige Nachricht geben und mich Ihrem Andenken empfehlen sollen; hier also eine bunte Depesche: Bittschriften, Anschlagezettel und besonders ein Versuch von Göttling mit der dephlogistisierten Salzsäure. Er hat gedrucktes Papier, von dem ein Blatt beiliegt, wieder zu Brei gemacht, mit seinem Wasser alle Schwärze herausgezogen und wieder Papier daraus machen lassen, wie es beiliegt, das fast weißer als das erste ist. — Es ist eine sehr schöne Entdeckung und kann viel Einfluß haben. Bei dieser Gelegenheit hat sich eine alte Idee: hier eine gelehrte Gesellschaft zu errichten und zwar den Anfang ganz prätentionslos zu machen, in mir wieder erneuert. Wir könnten wirklich mit unsern eignen Kräften, verbunden mit Jena, viel tun, wenn nur manchmal ein Reunionspunkt wäre. Bis Sie wiederkommen, soll das Projekt reifer sein.“[2])

Das Projekt war aber bereits vollkommen reif,

---

[1]) Vgl. Stunden mit Goethe, herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode, 4. Bd., S. 61.

[2]) u. [3]) Briefwechsel des Grossherzogs Carl August .... mit Goethe. Weimar 1863, Bd. 1, S. 33 und 31.

Schlözer (1735—1809), der Göttinger Staatsrechtslehrer, zog die öffentlichen gesellschaftlichen und literarischen Zustände Deutschlands in den Kreis seiner Besprechungen, und demzufolge als der deutsche Aretin bezeichnet nach dem italienischen Satyriker und Cyniker Pietro Aretino (1492—1557).

[4]) Briefwechsel des Grossherzogs Carl August .... mit Goethe. Weimar 1863, Bd. 1, S. 35/36.

[5]) Goethes Briefe an Frau von Stein Herausgegeben von Schöll-Wahle Frankfurt a. M. 1900, Bd. 2, S. 230.

[1]) Briefwechsel zwischen Schiller und Körner. Mit Einleitung von Ludwig Geiger. Stuttgart, Cotta. Bd. 1, S. 108.

[2]) Goethe-Briefe Herausgegeben von Philipp Stein Bd. III, S. 292.

denn schon vier Tage nach Abfassung dieses Schreibens unterzeichneten Goethe, Herder, Wieland, Knebel, Voigt, Bode, Bertuch und Buchholz die von ersterem eigenhändig aufgesetzten Satzungen dieser Gesellschaft, laut derer sie sich verpflichteten, jeden Monats einmal zusammen zu kommen, und drei Stunden einer gemeinsamen Unterhaltung durch Vorlesungen und andere Mitteilungen zu widmen.[1])

Am 9. September versammelte sich die Gesellschaft zum erstenmale im Palais Ihrer Durchlaucht, der Herzogin Mutter Anna Amalie im Beisein der herzoglichen Herrschaften, und, nachdem Goethe in einer kurzen Einleitung die Absicht und die Hoffnungen der verbundenen Mitglieder vorgetragen hatte, zeigte Bergrat Buchholz die merkwürdige Wirkung gepulverter Kohlen auf faulendes Wasser in einigen Versuchen, die er nach den Ausführungen des „Magisters Ubique“ Karl August Böttiger auch späterhin in der Sitzung am 17. Februar 1792 mit einer kleinen Vorlesung erneuernd verband. Der Bericht Böttigers hierüber lautet: „Eine Flasche mit faulem Selterwasser erfüllte das ganze Zimmer mit dem häßlichsten faulen Eiergeruch. Es mußte sogleich geräuchert werden. Durch einen beigemischen Zuschlag von Kohlenstaub ward sogleich dieser Geruch getilgt und durch eine kleine Eindünstung ihm auch sein stechender Geist so gut wiedergegeben, daß man zwischen dem frischesten und diesem restituierten nicht den geringsten Unterschied finden konnte. Die ganze Operation ist ebenso leicht als wohlfeil ....[2])

Drei Tage nach jener ersten Sitzung der Gesellschaft, am 12. September, schreibt Goethe an Buchholz: „Wollten Sie die Güte haben und mir nur kürzlich den Prozeß aufsetzen, wie man verfahren muß, um das Wasser durch das Kohlenpulver zu verbessern? Man hat das Rezept von mir verlangt, und es freut mich, daß unsere neuliche Zusammenkunft so unmittelbar nützlich wirkt.“[3])

Anfänglich versammelte sich diese gelehrte Gesellschaft jeden ersten Freitag im Monat bei der Herzogin Anna Amalie, späterhin im Goetheschen Hause, doch hat sie, abgelöst von anderen Vereinigungen mehr geselliger Natur, zweifellos nicht über den Winter 1796/97 hinaus bestanden.

In dem Rest der Erläuterungen, die Goethe im Jahre 1824 als Kommentar zu seinem Briefwechsel mit Schiller herauszugeben beabsichtigte, ist dieser „Freitagsgesellschaft“ eingehend Erwähnung getan und es heißt darin unter anderm: „Es versammelten sich etwa zwölf Personen wöchentlich abends in meinem Hause, deren Namen schon von der Unterhaltungsweise genugsames Verständnis gibt. — Geh. Rath v. Voigt, ... v. Fritsch, ... Wieland, Herder, Buchholz. Hufeland, Bertuch, Meyer, Krause; Männer vom verschiedensten Interesse, ein jeder in seinem Fach ernstlich beschäftigt, vorschreitend im Neuen, nachdenkend über das Alte; keiner, der nicht in der Folge des Lebens sich bedeutend erwiesen hätte.“[1]) Diese Aufzeichnungen benutzte Goethe späterhin für seine Annalen, weil der Plan hinsichtlich der Herausgabe eines Kommentars zum Briefwechsel mit Schiller nicht zur Ausführung gelangte, und zwar ist dort in den Berichten über das Jahr 1796 das Nachstehende vermerkt: „Eine Gesellschaft hochgebildeter Männer, welche sich jeden Freitag bei mir versammelten, bestätigte sich mehr und mehr ... Ein jedes Mitglied gab von seinen Geschäften, Arbeiten, Liebhabereien beliebige Kenntnis, mit freimütigem Anteil aufgenommen. Dr. Buchholz fuhr fort, die neuesten physisch-chemischen Erfahrungen mit Gewandtheit und Glück vorzulegen.[2])

Entschieden war der Apotheker Buchholz, der schon in seinem 65. Lebensjahre 1798 von seiner rastlosen, nie ermüdenden Tätigkeit durch den Tod abberufen wurde, eines der bedeutendsten und eifrigsten Mitglieder der Freitaggesellschaft und ein still-bescheidener, uneigennütziger, vielumfassender Gelehrter, dem Goethe zu großem Danke verpflichtet gewesen. Und dieser Dankesschuld ist der Dichter sich wohl bewußt gewesen und hat sie abgetragen dadurch, daß er zu wiederholten Malen in rühmendsten Worten des kenntnisreichen Mannes Erwähnung getan, seine Verdienste ins rechte Licht gesetzt und ihn gleichsam als Begründer der naturwissenschaftlichen Studien in Weimar bezeichnet hat.

Wenn Buchholz auch nicht den Namen eines Plinius secundus erhalten hat, den er von der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher erbeten haben soll,[3]) so konnte ihn Weimar immerhin als seinen Plinius ansehen, und sein Name wird nicht vergessen werden, weil Goethe ihm ein bescheidenes, aber gleichwohl ruhmvolles Denkmal in seinen Schriften gesetzt hat.

---

[1]) Vergl. Goethes Briefe an Christian Gottlob von Voigt Herausgegeben von Otto Jahn Leipzig Hirzel 1868. S. 442.

[2]) Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus Karl Aug. Böttigers handschriftlichem Nachlasse. Herausgegeben von ..... Leipzig: F. A. Brockhaus. 1838. Erstes Bändchen S. 32.

[3]) Goethe-Jahrbuch Bd. 2. S. 244/45.

[1]) Goethe-Jahrbuch XIX. Bd. S. 14.

[2]) Jubiläumsausgabe Bd. 30, S. 52.

[3]) Vergl. Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller Herausgegeben von C. A. H. Burkhardt 1898. S. 11.

Else Roch:

Schweigender Wald.

Schweigender Wald!
Zwischen dunklen Stämmen
hockt grauweißer Nebel,
zieht hinauf in die Äste,
hängt schwingend an Zweigen
im schweigenden Walde.
Mein Fuß nur geht raschelnd
durch knisterndes Laub,
Laub, hellbraun und rot.
Es deckt den Boden,
hängt hier und dort
zitternd an Zweigen
im schweigenden Walde.
Langsam zieht oben
in nebliger Luft,
über dunklen Bäumen
ein Rabenpaar —
schweigend und dunkel.
Ich starre trübe
zur Erde nieder —
zum toten Laub —
ich sehe die Raben,
die dunklen, da oben,
und den grauweißen Nebel.
Und fröstelnd hülle ich mich
in den wärmenden Mantel,
im schweigenden Walde.
Da — ein Windhauch!
Erst leise wehend
durch die oberen Zweige,
daß die grauweißen Nebel
zerflattern, vergehen —
dann stärker —
mit voller Kraft,
bis hinab zu den Stämmen
den nebelumhüllten.
Zerrissen, verweht
die schweren Wolken,
die düsteren Nebel!
Und siehe! Die Sonne,
die liebe, warme,
schaut lächelnd durch Wolken und Nebel,
durch wogende Zweige
auf totes Braun.
Totes Braun?
Wo früher die Blätter,
die toten, lagen,
ist schimmerndes Grün jetzt
aus tiefbrauner Erde!
Im leuchtenden Schein
der goldenen Sonne,
durch wehenden Wind
blickt der Frühling dich an.
Rasch öffne ich weit
den wärmenden Mantel,
damit Gottes Sonne
auch mein Inneres wärme,
auch dort Totes hebe,
und lichtgraues Hoffen
wachse und sprieße,
und Kraft gewinne
zum Blühen und Tragen.
O schweigender Wald
du nebelumhüllter —
ihr toten Blätter —
und frischgrüne Spitzen
aus dunkler Erde —
wie gleicht euer Bild doch
dem Bangen und Hoffen
im Menschenherzen!
Und die Amsel singt jubelnd
im knospenden Walde!

Hermann Löns:

Die Furt.*)

Die Hitze ist heute überall; die Luft flackert sichtbarlich über den Heidbergen.

Ich bin der Pürsche müde. Hier ist Schatten und weiches Moos, aber zuviel Geschmeiß singt und summt um mich her. Bei der Furt wird es kühler sein; ich wollte, ich wäre dort.

Wo bin ich gewesen? In einer weiten, hohen Kirche; rote Pfeiler trugen ein grün dämmerndes Gewölbe; Kerzenlicht flimmerte, Weihrauchduft wogte, dumpf klang eine Litanei.

Aus dem Altarschreine lächelte die Madonna. Sie trug ein weißes Kopftuch, ein rotes Leibchen und einen blauen Rock. Ihr Gesicht war jung und lieblich, ihre Augen waren groß und gut. Sie lächelte und stieg aus dem Schreine heraus und wandelte leichtfüßig durch die Kirche.

Ich sehe den gelben Sandweg entlang, zu dessen Seiten sich die roten Fuhrenstämme erheben und in ein grün dämmerndes Gewölbe verlaufen. Helle Lichter spielen zwischen den Stämmen, schwerer Kienduft wogt, wie Priestergemurmel tönt es in der Runde.

Dort, wo der Weg zwischen den schwarzen Machangeln bei dem Anberge verschwindet, kommt ein Mädchen her; sie trägt den weißen Flutthut, das rote Leibchen und den blauen Rock, wie alle Mädchen hier zu Lande. Leicht geht sie dahin; ihre nackten Füße wirbeln goldenen Staub auf. Ihr Gesicht ist jung und lieblich und ihre Augen sind groß und gut. Ihre Wangen blühen wie Rosen und ihre Arme sind reizend anzusehen.

Ein Hauch von Frische weht hinter ihr her, wie er an der Furt geht, gesättigt von dem grünen Dufte des Erlenlaubes und dem bunten Geruche der Wiesenblumen, und reißt mich aus dem Moose und den Sandweg entlang durch das Vorholz über die Heide zu dem Bache hin, in dem der Weg untertaucht und am andernen Ufer in der Wiese wieder heraussteigt.

Wie eine Laube wölben sich die Erlen zusammen und verweben ihr Laub mit dem Himmelsblau; zwischen ihren schimmernden Stämmen ist die lachende Wiese sichtbar. In den Uferbuchten schweben die leuchtenden Blumen der Wasserlilien, die nur einen Tag leben. Vor der weißen Sandbank in eine Insel von dunkelem Wasserkraut, auf der viele helle Blüten zittern.

Das Wasser ist klar und sein Grund ist rein; langbeinige Wasserwanzen werfen gespenstige Schatten darauf. Die Brombeerblüten beschauen sich lächelnd in der grünen Flut und der Königsfarn bewundert sein stolzes Laub. Der Uferbord trägt einen Schuppenpanzer von Lebermoos und darunter wallen und winken die rosenroten Wasserwurzeln der Erlen.

Ich lehne faul an dem moosigen Erlenstumpfe, kühle die Füße im Wasser, blicke dem Tabaksdampe nach, der stetig über den Bach hinzieht und die blitzenden Fliegen verjagt, und sehe den zarten Wasserjungfern zu, die um das lachende Laub des Königsfarns flattern.

Wo bin ich wieder gewesen? Dort, wo die Blumen ewig blühen, wo keine Sense das grüne Gras zerschneidet, wo kein Nordost das Laub entfärbt und edelsteinfarbene Vögel aus den Büschen leuchten, wo es keine bitteren Gedanken gibt, die über süßen Wünschen schweben wie düstere Fliegen über lichten Blumen, in dem Land ohne Tod und Sünde, auf dem Eiland Avalun.

Funkelt dort nicht der Vogel in den Edelsteinfarben? Wenn er das Köpfchen dreht, sprühen bunte Blitze um ihn her. Und ein Falter weht über den Bach, Morgenrotsonne auf den Schwingen, und ein Ruf ertönt wie eine silberne Glocke, und ein Vogellied perlt aus dem Laube, so süß wie die Liebe, süße junge Liebe im Maienlande Avalun, in dem die Menschen lachen und küssen, bis sie wie müde Blumen vergehen.

Hier ist Avalun. Über mir ist ein Baldachin aus grüner und blauer Seide, über einem Teppich, flammend von Farben. Ich bin der König von Avalun. Wenn ich lache, wiegen sich die goldenen und silbernen Blumen fröhlich über dem Wasser. Hier ist es goldig und da silbern, dort rot und drüben blau. Es ist ein wunderbares Wasser, das Wasser von Avalun; es heilt die Wunden des Herzens und kühlt die Wünsche der Seele; es ist aus reinem Tau gebildet und ohne Fehl und Falsch.

Ein heller Pfiff ruft mich zurück; ein blauer Pfeil mit smaragdener Spitze fliegt über den Bach. Der Eisvogel, der Gleißvogel ist es, und kein Vogel aus dem Lande, in dem meine Seele war, der Blumeninsel, um die der Sehnsucht perlgraue Wellen schluchzen. Meine Seele ist wieder in meinen Händen. Neben mir liegt die dreiläufige Waffe und das scharfe Glas. Alle Blumen tragen wieder kalte Namen und für jegliches Wesen weiß ich das trockene Wort.

Vogel mit abendrotfarbigen Brust, sing mir dein tautropfenklares Silberlied. Und singe es noch einmal, und singe es abermals, bis ich still wie das Wasser bin und ruhig wie die Lilienblüte; so still soll es in mir sein, daß ich meines Blutes Klingen lauschen kann und dem Atemholen des Windes, der in dem Walde schläft. Sing, Vogel, singe dein süßes Abendlied, daß mir die Augen wieder zufallen und meiner Gedanken Umrisse zu weichen Traumgestalten verdämmern, singe mir das silberne Lied vom goldenen Avalun.

Ich grüße dich, Königin von Avalun; so schön bist du, daß deine Schönheit hüllenlos sich zeigen darf. Die Sonne verweilt, um deine schlanken Glieder zu liebkosen, die Welle zögert, weil sie deine Füße

---

*) Wir geben diese Probe aus der in den nächsten Tagen zur Ausgabe gelangenden neuen veränderten und vermehrten 5. Auflage des köstlichen Buches „Mein braunes Buch“ von Hermann Löns (Preis gebunden Mark 3.50), das wir schon früher unseren Lesern zur Anschaffung empfohlen haben.

küssen muß, und der Wind hält den Atem an, so erschrak er vor deiner Schönheit. Dich grüßt der silberne Liebesstern über dem fernen Walde, dir leuchtet der goldene Wurm im tauigen Moose, dir zur Ehre duften die Blumen so süß. Du bist so schön, daß kein Dichter es sagen kann; deine Schönheit ist wie ein goldenes Gitter, das unreine Blicke blendet, und deine Augen sind Schilde, an denen freche Wünsche abprallen.

Ein gellendes Lachen klirrt durch das sanfte Schweigen. Wer wagt solches Lachen in Avalun? Du, nachtschwarzer Vogel mit der giftroten Flamme auf dem Scheitel, du lachtest mich fort aus dem Märchenland? Lache noch einmal, und ich hebe die Hand und krümme den Finger, und im Sande mußt du verbluten. Und auch du hüte dich, kreisender Weih, und fürchte meinen Zorn; allzu höhnisch klingt deine Stimme. Was habe ich euch getan, daß ihr meine Träume erschreckt, so daß sie mit bleichen Gesichtern in schwarze Wälder fliehen?

Eine heiße Flamme schlägt mir in das Gesicht, Dunkelheit umspült meine Augen und meine Brust wird zu eng für das Herz. Dort unten, vor der grünen und goldigen Wand, steht in dem blausilbernen Wasser sichtbarlich und leibhaft, rot von der Sonne beschienen, ein nacktes Weib, läßt aus den hohlen Händen das Wasser über ihre schmalen Schultern rieseln und streut schimmernde Strahlen über ihren schlanken Leib. Die Welle zögert zu ihren Füßen und der leise Wind, der von der Wiese kommt, hält erschrocken den Atem an. Die silbernen und goldenen Blumen grüßen sie und das Rotkehlchen singt ein Lied zu ihrem Preise.

Mein Glas liegt neben mir; als ich es sah, sprang mir das Blut wieder in das Gesicht. Das Bild, das ich sehe, ist schön, wie ein Traum: die schlanke, helle, im Sonnenlicht rosig leuchtende Gestalt in dem blitzenden Wasser vor der grünen Wand; aber ich wollte, ich wäre weit fort von hier. Doch hinter mir verschränken die Erlen ihr Astwerk.

Die Ellritzen spielen um meine Knöchel; weiße Falter wehen über die bunte Wiese hin, wie stille Gedanken durch laute Stunden. Vom Walde klingt des Taubers Ruf; das tiefe Schluchzen des Sturmes ist darin, das bange Weinen des Windes. Voll tiefer Zärtlichkeit und heißer Sehnsucht ist der Ruf, ein Lied ohne Worte, das alles sagt.

Ein goldenes Lilienblütenblatt treibt den Bach hinab und nimmt meine Augen mit. Verschwunden ist die rosenrote Gestalt unter dem grünen Baldachin, für immer verschwunden.

Aber ich war in Avalun.

Aloys Pohlmeyer (Zwei Gedichte):

Wo?

Auf weiten, fernen Auen
Irrt still ein Wandersmann
Im steten Umsichschauen
Blickt er die Erde an — und sucht.

Da bebt es ihm vom Munde,
„Wo bist du Heimat mein?
Soll noch in letzter Stunde
Ich ohne Freude sein? — Er sucht.

Und zitternd ruft er's wieder
Es rinnt der Tränen Lauf,
Leis stöhnend sinkt er nieder
Und blickt zum Himmel auf — und sucht.

Liebesapfel.

Einsam blüht am stillen Hage
Eine Blume, blutigrot
Dieses Blümlein ist die Klage
Sieh', es führet dich zum Tod.

Aber Blümlein, eine Frage
Eh' ich folge deinem Schein:
Sag', an jenem letzten Tage,
Werde ich da glücklich sein?

George Morin:

Wenn die Kinder spielen.

Wenn die Kinder spielen,
Seh' ich gerne zu,
Spielen sie „Soldaten"
Oder blinde „Kuh" —

Spielen sie im Reigen,
Wie es ihr Begehr,
Oder auch den „Schneider,
Leih mir deine Scheer" —

Alles ist so lieblich
Heiter anzuseh'n
Wenn die Kleinen tanzen
Bei des Windes Wehn —

Hei, wie flattert lustig
Dort das Lockenhaar,
Wenn das „Fangemännchen"
Spielt der Mädchen Schar!

Wie die Röcklein fliegen
Und die Zöpflein auch,
Bei dem Sonnenschimmer
Und der Jugend Brauch! —

Freilich, sind erwachsen
Sie vom Frühlingshauch,
Spielen „Fangemännchen"
Sie mit Männern auch. —

Das verkannte Dornröschen.

An einem schönen Sommertag
Ging ich im Wald spazieren,
Ich war noch ein recht junger Fant
Und tat mich da verirren.

Nach bangem Suchen, hin und her,
Durch Jungholz, Strauch und Fichten,
Stand plötzlich ich vor einem Bild —
Man konnt's nicht schöner dichten.

Auf einer Waldesbank von Moos,
Gelehnt an einem Baume,
Schlief eine Maid, gar jung und schön —
Sie lispelte im Traume. —

Der Sommerhut hing ihr am Arm
Und auf dem dunklen Schooße,
Da ruhte ihre rechte Hand
Mit einer roten Rose.

Noch schlief sie fest und träumte süß —
Ich sah's an ihrem Munde,
Der ganz der roten Rose glich
Und mit ihr schien im Bunde.

Da stand ich nun, wie festgebannt,
Und glich dem Königssohne,
Der einst Dornröslein hat erweckt.
Ich dacht': das wär' nicht ohne. —

Ich schlich mich leise hin zu ihr. —
— Es war auch zum Verlocken —
Mir wollte fast vor süßer Lust
Mein Herzenspulsschlag stocken. —

Kaum hatte sie berührt mein Mund,
War sie mir schon verloren —
Ein Schrei — und eiligst sie verschwand,
Als wär' sie nie geboren.

Nur ihre Rose lag im Moos,
Im Schrecken ihr entfallen. —
Verblüfft stand wieder ich allein,
Hier in des Waldes Hallen. —

Die Rose aber hielt ich lang
Noch unter Glas verschlossen. —
Ich war halt auch kein Königssohn. —
Das hat mich oft verdrossen.

F. Gebhardt (Tegel):

Die Windsbraut.

Gedicht in Prosa.

In der Felskluft hockte, von grauen Wolkenschleiern umhüllt, die Windsbraut, die unholde Riesin. Reglos saß sie. Doch ihre glühenden Augen spähten düster unter dem Schleier hervor und schweiften hinaus in die Ferne. Und ein höhnisches Lächeln, grimmig und grinsend, verzerrte ihr fahles Angesicht. Heiser raunte sie vor sich hin:

„Wagt ihr's trotz allem, törichte Menschlein, auch in mein Reich euch zu drängen? Ist euch die Erde drunten nicht genug, deren tiefinnersten Grund ihr schon aufgewühlt, den rächenden Erdgewalten zum Trotz, die, wie oft, der Fesseln spotten, die ihr ihnen anzulegen versucht; die aufbäumend wider aufgezwungene Herrschaft, dieselbe von sich geschüttelt, den Zwingherrn zerschmetternd? — Ist's euch noch nicht genug, das Meer zu beherrschen, droben auf flutender Fläche, drunten im dämmerigen Grund? Zinsen muß Meer euch und Erde, frohnen muß Flut euch und Flamme, und den Blitz selbst strebt ihr zu fesseln? — Das Reich der Lüfte bisher doch hielt ich mir frei! Denn nicht liebere Lust weiß ich mir, als, an des Donners Schulter geschmiegt, von seinem Mantel umschlungen, daher zu brausen auf weiter Bahn — alles niederreißend, was den Pfad mir zu kreuzen wagt! Hei, welch Frohlocken, zu schaun, feige flüchtend vor mir, die Frechlinge, die sonst so kecken! — Frei, frei hielt ich bisher das Luftreich vor ihrem Geschlecht! — —

Aber die Nimmersatten, die Gierigen hielten nicht Ruh'! Auch meine Bahnen suchen sie zu hemmen. Einzeln erst wagten sie's, von Zeit zu Zeit — ich lachte und blies — wie Spree flog noch immer, vor meinem Atem zerstiebend, machtlos zu Boden, was ihre Gedanken, ihre Hände gebildet, im Luftmeer sich Herrenrecht zu gewinnen! — Vergebens, sie wagten es wieder aufs Neue, die Dünkelvollen, die Ueberstolzen! Wie es steigt und segelt, drüben im Sonnenlichte, ihr Luftschiff! Wie sie jauchzen und jubeln, die wahnverblendeten Toren! Schiff auf Schiff schon „sehn sie im Geiste das Reich der Lüfte durchfliegen! Überwinder des Luftreichs schon nennen sie sich — Herrscher deß unendlichen Raums!? - — Aber gemach, ihr Flieger, ihr Frechen! Habt ihr's noch immer nicht erkannt, was so oft, so oft das Unheil euch lehrte: ‚Allzu früh Jubeln, Sturz bedeutet es, nahen, dem Sieger!?' — Jauchzt nur, jubelt nur zu! Wenn ihr vom Rausche erwacht, dann, ja dann habt ihr's gelernt: ‚Ohnmacht ist alle menschliche Macht!'"

Auf reckte sich die Riesin. Den Wolkenschleier schlug sie zurück, daß ihr fahlgelbes Gelock ihr wild die Stirne umflog. Und aus der Felskluft flieg sie langsam empor auf die Gipfel. Tückisch und drohend flammte ihr Blick, und mit leise grollendem Schrei rief sie aus dem Schlaf den Fluggenossen, den Donner. Und flog mit ihm hinaus in das Land — — — —

Da ward mit eins der Festgesang drunten im Tal zum Jammergeschrei und zur entsetzenvollen Klage. Und zu wirren Trümmern das Werk eines stolzen Menschenlebens — — —

Aber aus nächtigen Wolken gellt es hernieder wie höhnendes Lachen:

„Ohnmacht, Ohnmacht nur alle menschliche Macht!"

Nur, daß die Menschlein das nimmermehr glauben wollten. — — —

Maximilian Fliegenschmidt:

Natur!

Drüben hastet
Tagwerkflut vorbei,
schicht-ein, schicht-aus —
Hüben lastet
Habichtbeuteschrei
und Wipfelbraus!

Wille schreitet
Durch die Menschenstadt
und harte Pflicht —
Stille breitet
ihren Mantel satt
um Wälder dicht!

Wahrheit zieht
kaum im Marktgewühl
eine seltne Spur — —
Klarheit flieht,
Freude und Gefühl
nie die Natur!

Else Tiebel:

„Stille Nacht — heilige Nacht."

Flocke auf Flocke fällt zur Erde herab. Die Englein im Himmel haben Erbarmen mit den zarten Hälmchen der grünen Saat, und da bedecken sie diese mit einer weichen, weißen Decke. Weich und dicht ist die Decke; sie wird dichter — immer dichter, denn unaufhörlich kommts herab vom Himmel — weiß und weich — unaufhörlich, als wollte der Segen kein Ende nehmen. Jetzt ist alles verschleiert — weiß verschleiert — warm und weich gebettet.

Und die Dämmrung zieht herauf. Es wird dunkler — immer dunkler.

Kein Sternlein hält Wacht.

Und Stille rings umher — Stille — Ruhe — Frieden! Es ist ja heilige Weihnacht. Das Böse muß sich verbergen; das Gute, Schöne, Wahre kann herrschen — wenistens einmal, eine kurze Stunde im Jahre.

Da — vorsichtig, sacht ist dort ein Sternlein am Himmel erschienen. Weit beugt es sich herab, um auf die Erde zu sehen. Hier — das kleine Häuschen — kaum erkennt man es unter der weißen Flockenlast — das gefällt ihm. — Oh! und was schauen seine klaren Äuglein! — „Ist denn das nicht das Englein, das dem lieben Gott immer am nächsten sitzt? Aber wie kommt es in den Schoß dieser holden Frau?" — Ha, es ist wirklich das nämliche Englein, das der gütige Vater so besonders liebt, und das so beschützt von ihm wurde. Und jetzt hat er seinen Liebling diesem zarten Weibe in die Arme gelegt. Wie verklärt ruhen des Weibes Augen auf dem Himmelskinde. Ein Wunder — ein geheimnisvolles Wunder drückt es an ihr pochendes Herz. Und der Mann an ihrer Seite — dieser große blonde Mann mit der kühnen Stirne und den guten klaren Augen — wird er auch freundlich sein mit dem Kinde? Weiß er, was Gott ihm da beschert? — Oh, er sieht wohl, daß es ein Gotteskind — kein Menschenkind — ist. Und er wird es lieben mit seiner ganzen starken Seele, und er wird aufziehen zu einem wahren Menschen, damit des Allgütigen Augen mit Wohlgefallen auf seinem Sohne ruhen können. — —

Englein vom Himmel blicken nun herab, und was sie da schauen, ist gar lieblich anzusehen. Hell ist die Stube. Des Kindleins Augen sind gar weit geöffnet. Das Elternpaar ist niedergekniet und fleht Gott um Segen — reichen Segen für ihr Kind an. Und der Segen wird nicht ausbleiben. Durch dieses Kind wird Licht und Wahrheit — viel Licht — viel Wahrheit in die Welt kommen.

Gertrud Stendal:

Zukunft.

Ein blauer Vorhang schließt mein Leben ab,
Und hinter diesem Vorhang liegt die ferne,
Die wunderbare Zukunft voller Sterne,
Voll weißer Rosen. Meine Sehnsucht trägt
Mir aus dem goldnen Lande Kunde zu,
Wie wenn ein Wind den Vorhang leis bewegt
Un hebt. — Ich wandre weiter — ohne Ruh'.

Knisternd umspinnt mich das reifende Korn.
In meine Kleider greift gieriger Dorn,
Blaue Blumen laden am Rain
Mich zu wohligem Schlummer ein.
Doch fort gehts in glühendem Sonnenbrand
In's ferne, goldene Sehnsuchtsland.

Der Pfad wird schmaler. Nur Dornengeheg
Umschließt ihn, und Steine umsäumen den Weg,
Der Nachttau liegt auf dem öden Feld.
Der blasse Mond hängt am Himmelszelt
Und auf Steigen, verworrenen und unbekannt,
Geht's in's ferne, lockende Sehnsuchtsland.

Nur meine Sehnsucht führt mich, schemengleich,
Im dunklen Mantel geht sie mir zur Seite,
Und doch — ich weiß: von ihrer Hand berührt
Baut sich die Brücke, die mich aufwärts führt.
Die Sehnsucht, die mich trägt durch Not und Nacht,
Die Sehnsucht ist's, die mich zur Göttin macht,

Elisabeth Kolbe:

Sylvester.

Hinsinkend geht das Jahr zur Ruhe,
Die Glocken läuten es zu Grab,
Still legt es ab die Wanderschuhe,
Das Wallkleid und den Wanderstab.

Die Flocken sinken sacht hernieder
Und decken still den Hügel zu.
Und still geleiten ernste Lieder
Das alte Jahr zur Ruh.

Otto Born (Wien):

Glück.

Ein Jubel ungekannt
Färbt mir den Himmel blau.
Als ging ich Hand in Hand
Mit der geliebten Frau.
Ich weiß nicht, was mir füllt
Den Blick mit frohem Schein.
Ich weiß nicht, was mich hüllt
In weiche Wonnen ein.
Ist's, daß in holdem Traum
Mir reich Gewährung ward?
Allein ich weiß es kaum.
Mein Glück ist andrer Art.
Das Glück, das mich umschwebt,
Das faßt kein Erden Wort.
Genug, es lebt, es lebt
Und kennt nicht Zeit noch Ort.
Wie sie das Glück genannt? —
Wie sag' ich's nur genau? —
Als ging ich Hand in Hand
Mit der geliebten Frau. — —

Max Mendheim (Leipzig):

Die schöne Nacht.

Wie haben die Nacht wir genossen
Wir war sie zum Wandeln so schön!
So gingen wir einsam selbander
Hinaus auf die waldigen Höh'n.

Da sahen die Sterne mir funkeln
Am Himmel im nächtlichen Schein,
Ung sah'n in die Augen einander
Und tief in das Herz uns hinein.

Und als uns der Schatten der Bäume,
Das Dunkel verschwiegen umfing,
Da lagen wir fest uns im Arme,
Daß Welt uns und Himmel verging.

Wir sah'n nicht das Leuchten der Sterne,
Wir fühlten das Dunkel nicht mehr,
Die Welt um uns her schien versunken,
Wir wir in der Leidenschaft Meer.

Dann brannten die Küsse, die heißen,
Unzählig auf Wangen und Mund;
Es tat erst im Leuchten des Morgens
Das Schwinden der Nacht sich uns kund.

Da gingen wir schweigend mitsammen,
Verstört von der sonnigen Pracht,
Und wünschten, daß uns erst wieder
Umschlänge das Dunkel der Nacht.

Kurt Erich Meurer:

Spuk.

Das sind die Straßen niedriger Quartiere,
Durch trübe, feuchte Scheiben siehst du sie,
Daß sich dein Blick im Leeren nicht verliere,
sind monotone Gaslaternen, die

aus Nebeln quellen gelb wie Phosphorquallen
mit bleichen Streifen kerzendgrad im Grau,
jäh weiße Wände, die ins Dunkel fallen
und freche Kugelampeln rot und blau. —
Schlaf bergen tote Fenster, Schreck und Sünde,
Enttäuschung, Sterben, Kampf um Treu und Pflicht.
Wer ihre stumme Sprache recht verstünde,
der lächelte und hoffte fürder nicht.

Und wie ein Leitmotiv zu ihrem Schweigen
anflutend manchmal und verebbend matt,
schlingt sich in einem weiten Meilenreigen
um Herz und Hirn der Lärm der Riesenstadt.

Viel Wolken sind am Himmel hergeschwommen
und ihrem Bann ist alles untertan.
Der Dinge Wesen flieht, zerfliesst beklommen
und nächtlich Gehende sind dir ein Wahn,

schwarz, wie erfabelt ungestalt. Des Hundes
geduckter Leib dort schreckt dich noch im Traum
und mit dem blassen Hauche deines Mundes
trennst du das Draussen von dem Stubenraum. —

J. K. Ratislav:

Die Glücksucher.

Sie waren zwei entgegengesetzte Naturen. Er seit früher Jugend ein idealer Träumer, der die Menschen hinnahm, so wie sie sein edler Glaube sich ausmalte. Dieser Glaube hatte ihn oft betrogen, er wurde ihm aber nicht untreu. Er wurde nicht zum weltfremden Sonderling, er suchte die Menschen. Denn er wollte sich selbst beweisen, daß es kein leerer Wahn sei, wenn er den Glauben an die Menschheit festhielt. Und dem Suchenden begegnete auch sie. Ein frisches, junges Mädel, das mit lachenden Augen in die Welt sah und das Leben liebte, weil es ihr schön vorkam. Im Vorübergehn fanden sich die zwei und seit dieser Stunde gehörten sie ein ander an. Sie fühlte sich von seiner stillen, versonnenen Art angezogen, ihn tat die Natürlichkeit ihres Wesens wohl. Doch eine Verbindung der beiden schien nicht leicht. Er war ein armer Teufel und nannte kaum so viel sein eigen, um bescheiden leben zu können, und ihr Vater, die Mutter lebte nicht mehr, wollte mit der einzigen Tochter hoch hinaus. Die Liebenden mußten sich begnügen, einander heimlich zu sehen, und beide zählten die Tage, bis sich ihnen die seltene Gelegegenheit wieder bot. In diesen Stunden der Freude da drängte sich ihnen die Überzeugung auf, daß es so nicht bleiben könne, aber sie wagten es nicht. ihr Glück durch den Hinweis auf eine ungewisse Zukunft zu stören. Bei ihm lag die Stunde, wo die schwere Frage an sie herantreten würde, in weiter Ferne. Er hatte ja das langersehnte Glück gefunden und im Besitze des höchsten Gutes klammerte er sich mit seinem ganzen Idealismus daran, die täglichen Sorgen waren ihn bedeutungslos geworden. Ihr aber erschien dieses Glück unvollkommen und sie dachte ernsthaft, eine Entscheidung herbeizuführen. Sie forderte ihn also eines Tages auf, beim Vater um ihre Hand anzuhalten.

Der Vater machte allerdings einem so unerwarteten Freier Schwierigkeiten, doch als er fand, daß seine Tochter für den jungen Mann eine zu tiefe Neigung hegte, erklärte er, dem Glücke seines Kindes nicht entgegentreten zu wollen, und gab seine Einwilligung. Die Freude der Liebenden war groß und in der ganzen Seligkeit ihres jungen Glückes empfanden sie die Bedingung, die der Vater stellte, nicht so hart: das junge Paar sollte sich in einer Provinzstadt ansässig machen. Sie fügten sich diesem Wunsche, zumal er, des Großstadtlebens satt, längst hinausgeflüchtet wäre, hätte ihn nicht die Liebe zurückgehalten. So ward denn in der Stille Hochzeit gefeiert und an einem linden Märztage fuhren die Neuvermählten ihrem Bestimmungsorte entgegen. Die aus langem Winterschlaf erwachte Erde blickte nach ihrem zarten, grünen Kleide, die Frühlingsblumen schüttelten die Tautropfen von ihren Kelchen und dunkelbraune Ackerschollen strömten frischen Erdgeruch aus. Die Strahlen der Märzsonne liefen neckisch mit dem durch das Hügelland dahinbrausenden Zug um die Wette und guckten manchmal zum Fenster des Abteils hinein, wo zwei junge Menschen eng aneinander geschmiegt saßen und zwischen ihren Lippen das Glück einschlossen.

Es begann schon zu dämmern. als der Zug in dem kleinen Gebirgsstädtchen hielt und das Paar den Boden der neuen Heimat betrat. Dann schritten sie Arm in Arm durch die stillen Straßen ihrer Wohnung zu. Und die Dämmerung wob dunklere Kreise um das Land. Sie schauten vom Fenster auf das Gebirge. Der kühle Nachtwind strich um ihre heißen Wangen und draußen sang irgend eine Nachtigall ihr Minnelied . . .

Die ersten Wochen, die das junge Ehepaar an seinem neuen Aufenthaltsorte verlebte, brachten in vollem Maße das Glück, das sie lange gesucht hatten. Die Zeit, in der er seinem Beruf nachging, schien bei den eine Unterbrechung ihres gemeinschaftlichen Lebens. Sonst gehörten sie einander ganz an und verschlossen sich vor der Welt. An schönen Abenden wanderten sie jetzt oft hinaus in die herrliche Umgebung und empfanden die Pracht der keimenden Natur wie ein Herz und eine Seele. Und so schien die selige Zeit, wo sie einander liebenlernten, wiedergekommen zu sein.

In diesem Jahre wurde es frühe Sommer. Er wandelte das Fleckchen Erde in ein Paradies um, dem jeder Tag neue Reize entlockte, die der grausame Winter bis dahin verborgen gehalten. Jetzt war seine Herrschaft vollends zu Ende. Er wanderte, in seinen Mantel gehüllt, immer höher in das Gebirge hinauf und verschanzte sich auf den Kuppen der höchsten Berge hinter dem ewigen Schnee, um den Strahlen der Sonne zu entgehen. In das Haus der Eheleute hatte sich zu dieser Zeit ein unsichtbarer Gast eingeschlichen und begann das Band der zärtlichen Liebe zu lockern. Obzwar es der Mann an den gewohnten Aufmerksamkeiten nicht fehlen ließ, der feine Instinkt des Weibes fühlte, daß sich gleichsam ein Schleier vor die Seele ihres Gatten gebreitet habe, der ihr jeden Einblick verwehre. Er brachte den größten Teil seiner freien Zeit allein zu und weilte oft lange vom Hause fern. Sie war in aufrichtiger Liebe bemüht, eine gegenseitige Entfremdung zu verhüten. In ihm hatte sich in der Tat eine Umwandlung vollzogen. Sein stets aufs Hohe gerichteter Geist, der über ein reiches Innenleben gebot, verlangte darnach, auch andern Menschen davon mitzuteilen. All das, was ihm die Sinne im Laufe der Zeit an Schönem zu getragen hatten, wollte er in feste Formen gießen. Und indem er seine Gedanken zu verwirklichen begann, wurde er zum Künstler.

In seiner Seele herrschte nun ein großer Zwiespalt. Noch liebte er sein angetrautes Weib, doch auf der andern Seite forderte die Kunst seine ganze Hingabe und Verehrung. Wenn er es mit eigenen Augen sah, wie sich die Geliebte von diesem Zustand bedrückt fühlte, so überkam es ihn wie Wehmut

über ein zerstörtes Glück und er nahm sich ernstlich vor, dessen Verlust zu verhindern. Aber in den Stunden der Arbeit füllte die Kunst wieder seine ganze Seele aus. Es war ein großes Werk, an dem er unablässig schaffte, ein Werk, das genügen sollte, die Aufmerksamkeit der Welt auf ihn zu lenken. Darüber verging der Sommer und der Herbst. Er lebte die Zeit hindurch, gänzlich abgeschlossen, der Vollendung seiner Dichtung. Seine Frau ließ ihn völlig ungestört, denn sie ahnte, daß dieses seltsame Verhältnis ein Ende nehmen werde und erhoffte sich die Wiederkehr der früheren Zeit, zumal sie Mutterfreuden entgegensah.

Längst lag das Land im Schnee begraben und der Winter nützte die Zeit seiner Herrschaft nach Kräften aus. Der Advent kam heran und er brachte dem großen Werke den Abschluß. Als der letzte Federstrich getan, stürmte der Dichter hinaus in den klaren Winterabend, und ließ die kalte Luft um sein Haupt streichen und seine Stirne kühlen. Neubelebt, die alten Gedanken draußen lassend, kehrte er heim. Da empfing er die Nachricht, daß sein Weib ihm einen Knaben geschenkt. Im überströmenden Gefühl kniete er an ihrem Lager nieder und beugte sich über das davorstehende Bettchen des Kindes. Dann erfaßte er ihre Hände und sprach: „Du warst es, die in mir den Dichter und den Menschen erweckte.“ Sie aber schlang stumm die Arme um ihn und ihre Lippen fanden sich im seligen Kuß. Das Glück war dauernd in ihre Herzen eingekehrt.

Hugo Clustek:

Am Abend.

Berg und Tal und See und Wald
Ruht in stillem, tiefem Träumen.
Leise flüstert's heimlich nur
An dem See in Schilf und Bäumen —
Mondschein flutet silberhell
Auf die Erde sanft hernieder —
Spiegelt mit den Sternen klar
In dem ruh'gen See sich wieder.

Vöglein schlafen. — Dort im Wald
Herrscht ein andachtsvolles Schweigen.
Blumen tiefer noch zum Schlaf
Ihre Blütenköpfchen neigen. —

Wie ein Gottesodem weht's
Hin durch alle Weltenbahnen —
Und die Menschenbrust erfaßt's
Wie ein Sehnen, wie ein Ahnen. —

Fern — ach fern — in selig'em Glanz
Schaust du friedverklärte Sonnen? —
Schöpft die wehe Menschenbrust
Ihren Schmerz aus ew'gen Bronnen? —

Wird nach schwerem, hartem Kampf
Friede einst der Brust beschieden? —
Welt, o, gib du dann auch mir
Jenen tiefen, schönen Frieden! — —

Lise Rowe:

Künstlerliebe.

Hoch über dem Alltag wandern wir beide
Im Sonnenmeer.
Unter uns, grau und dunkel, in Nebel gehüllt,
Kauert die frierende Erde,
Kauert die Sorge, das Leid.

Wir aber fliegen gleich seligen Göttern
Der Sonne zu.
Über uns Sterne, unter uns Sterne
Und um uns
Das Strahlen unendlicher Seligkeiten
Und Ewigkeitsrauschen.

Was kümmert uns die Welt da unten!
Was ihr vergänglich Treiben!
Wir brauchen sie nicht, selber sind wir uns Welt,
Ich dir, und du mir — zwei Welten —
Und eine doch nur.

Komm! Laß' uns noch höher fliegen,
Wir haben ja Flügel!
Denn wir sind Welten, sind Götter
Aus unsrer Augen Blitzen flammen Sterne,
Und unsre Küsse werden zu Sonnen.

Wann konnten je Menschen so lieben!
Götter sind wir, Götter — — —
Der meine du, ich der deine
Und beide doch ein Gott nur, ein einziger —
Liebe.

Kurt von Oerthel:

Nana.

Wenn ich die Ruhe nirgends fände,
Bei dir ist meiner Zuflucht Ort.
So reich' mir deine weichen Hände
Und küsse mir die Tränen fort!

Laß mich von deinem Glücke nippen,
Das schwellend strahlt in deiner Brust,
Laß du vom Kelche deiner Lippen
Mich schlürfen neue Lebenslust!

Laß du die Hoffnung mir nicht rauben,
Die still in meinem Herzen ruht:
Dann schenkst du mir den Kinderglauben,
Dann werd' ich wieder fromm und gut!

Sterben.

Die müde Sonne wankt den Felsgrat nieder;
Die Strahlenbeine tragen ihre Last.
Und sorgsam schlägt den schweren Mantel wieder
Die Nacht um ihres Feuerleibes Glast.

Es schwimmt der Horizont im Purpurmeere,
Drauf schaukeln Federwölkchen ihren Kahn
Und leise steuert Gottes Totenfähre
Und legt am Strand des Menschenlandes an. —

Gertrud Hey:

Irgendwo im Walde . . .

Irgendwo im Walde
Blüht ein Wunderkraut,
Wo ob moos'ger Halde
Tief der Himmel blaut; —

Unter Blütenkerzen
Dort der Schlüssel sprießt,
Der die Menschenherzen
Unsichtbar verschließt. —

Blüht mit Funkeln, Flirren
Zart und spinnwebfein.
Bunte Käfer schwirren
Mit Goldflügelein.

Irgendwo im Walde
Blüht das Wunderkraut,
Steht auf moos'ger Halde
Perlenübertaut.

Elfen es umkosen
Und die laue Luft
Füllt der roten Rosen
Weicher, süßer Duft.

's sind Poetentränen,
Weil das Menschenherz
Birgt so eitles Wähnen,
Soviel Sünd und Schmerz. — —

Robert Jordan:

Der Stralsunder Gesandte vor Wallenstein 1628.

„Es soll schon hernieder,
Das Pfeffersackneſt!
Und hing es mit Ketten
am Firmament feſt!
Ich will Euch zerzausen,
den wolligen Schopf!
Fein fügsam behämmern
den eckigen Kopf!
Auf Gnad' oder Ungnad'
Die Stadt übergebt!
Beim Satan, vor Wallensteins
Zorn sonst erbebt!"
Der Pommer die Achseln
bedächtiglich zieht,
und kühnlich dem Feldherrn
ins Auge er sieht:
„Dat do wi nich!"

„So sei Euch gesichert
gemeiner Pardon,
ich will mich bescheiden
mit Kontribution.
Die Stadt bleibt verschonet
mit Plündrung und Brand,
doch jeder muß zahlen
nach Würde und Stand.
Monroe mit den Schotten,
der Obriſter Holk
mit seinen zwei Fähnlein,
das schwedische Volk,
frei dürfen sie abziehen.
Indessen das Geld" — —
Da fällt in die Rede
Der Stralsunder Held:
„Dat hewwe wi nich!"

Dem Friedländer blutrot
die Zornader schwillt,
mit donnernder Stimme
wutschnaubend er brüllt:
„Ihr pommerschen Schädel!
Euch salz' ich's noch ein!
Wahrhaftig, das nennt man
arg unverschämt sein!
Ihr Holhipler! Rollet
das Geld aus dem Rock!
Ihr Schurken! Ihr Ketzer!
Ihr Kramlumpenpack!"
Den pommerschen Gleichmut
stört Schimpferei nicht,
bedachtsam mit spöttischer
Ruhe er spricht:
„Dat sind wi nich!"

Hermann Schilling:

Liebesfluch.

Im Ringelturme des Klosters Lehnin,
da knarren und ächzen um Mitternacht,
wenn wehende Wolken in schwarzer Tracht
mit schweren Schwaden den Himmel umziehn
und Eulen und Dohlen den Horst entfliegen,
auf steil gewundnem Treppengange
zur Lichtmeß wo der Spuk im Schwange,
die morschen fichtenen Stiegen.

Da knistert und rauscht es wie seiden Gewand,
Da fliegt es die Stufen hinab und empor,
da klingt es und schwingt es wie singender Chor;
da führt es sich tastend mit suchender Hand,
da flüstert's verstohlen in heißem Verlangen,
da hält es sich schweigend und ungesehen,
solange des Klosters Ruinen stehen,
voll sündiger Sehnsucht umfangen.

Das ist Sebaldus, der tote Dechant,
und ihm am Arme die blonde Frau
Irene von Nahmitz, in himmlischer Trau
mit ihm geächtet und gebannt:
Die Kirche war ihrem Bund entgegen,
Und weil sie sich dennoch in Liebe gehörten.
sprach lachend der Böse ob ihren betörten
unseligen Herzen den Segen.

Nun gehn sie um jahraus, jahrein
die ächzenden Stiegen hinab und empor,
und die Engel der Finsternis singen im Chor,
Doch ohne Blumen und Kerzenschein.
Und rings im Walde raunt das Grauen,
und kommt wer nächtens durchs Gehege,
winkt ihn ein Mönch vom rechten Wege
mit einer blonden Frauen. —

Adalbert Boysen;

Bótzaris.

I.

Die Wachtfeuer leuchten, es klinget die Laute,
Im Kreise dort ruhen suliotische Krieger,
Die Bótzaris feurige Lieder berauschen,
Des Adler von Suli, des Helden und Sieger.

Er singt Suli's Ehre und preist Suli's Taten
Und ehret im Liede die tapferen Toten,
Die Samuel grausige Todeslust lehrte,
Verehrt auch im Liede die Frau'n der Sulioten.

Da naht ihm ein Bote: „Bótzaris, höre!
Der Pascha von Skodra, er zieht Dir entgegen,
Die Armatolen, sie streckten die Waffen,
Kein griechischer Häuptling wagt jetzt sich zu regen.

Du Häuflein Sulioten willst allein noch
Dem grimmigen Feinde den Vormarsch verwehren?
Ganz Griechenland schaudert im bangen Ensetzen,
Ergebt Euch, Sulioten, und laßt Euch belehren.“

Doch Bótzaris lächelt im freudigen Stolze:
„Wir wissen zu sterben, wenn es geboten,
Es wehe zum Trost und dem Lande zur Ehre
Die griechische Fahne jetzt bei den Sulioten!

Geh Tussas, und eile und rufe die Meinen,
Mustaï von Skodra, Dir gilt uns're Wut,
Euch, Henker von Suli, treffe die Rache,
Es fließe in Strömen das feindliche Blut!

II.

Am Wall von Missolonghi wandeln
Marcos und seine Schwester Hand in Hand,
Schon hat er seine Gattin fortgesendet,
Nun soll auch sie aus ihrem Vaterland.
Er tröstet lächelnd, — spricht vom Wiedersehen —
Doch: „Marcos, wo“? die Schwester fragen muß,
Da hat er sanft sie an das Herz gezogen
Und gibt ihr stumm den letzten Scheidekuß.
— — — — — — — — — — — — — — —
„Ach, Tussas, Schweres hab' ich übernommen,
Das Leben opfern, heischt mich meine Pflicht,
Was wird aus meinen jungen Kindern werden,
So fragt der Gattin schmerzbewegt' Gesicht.“

III.

Im Zelte des Sulioten sind versammelt
Die Kapitanos von Westgriechenland,
Es hat des Landes sorgende Regierung
Den Bótzaris zum General ernannt.
Der küßt erst sein Diplom vor aller Augen
Und dann zerreißt er das ihm teure Gut
Und spricht: „Es dürfen heute nur noch gelten
Diplome, die gesiegelt sind mit Blut.
Wer's wert, der findet sein Diplom im Zelte
Des Pascha, den ich überfallen will,
Wie grimme Eber stürzet in sein Lager, —
Kein Schuß! — den Säbel in der Faust und still! –
„Sulioten, da wir unser Leben opfern,
Zerbrecht die Scheiden Eurer Waffen heut
Und tauscht den Bruderkuß im Waffenschwure,
Wie's Suli's alte Sitte uns gebeut.
Der Griechen Hülfsschar soll von fern umstellen
Den Feind, der ohne Arg zu ruhen scheint,
Und mit Sulioten werde ich dann fallen
In's Lager dem so übermächt'gen Feind.“

IV.

Wie Du's geplant, Bótzaris, ist's geschehen,
Bei Karpenisi fand die Mordnacht statt,
Und tausend Türkenleichen dort bezeugen
Wie Sulis Jatagan gewütet hat.
Doch, ach, der Held, er ist im Sieg gefallen,
Des auferstand'nen Hellas schönster Stern,
Um ihn läßt Suli Klagelieder schallen
Und jede Freude bleibt dem Siege fern.
Er liegt bekränzt von einer Pulverkrone
Und dunkle Rosen malt der Wunden Blut,
Und wie der Tau vom Himmel fallen Tränen
Dort, wo der Liebling seines Volkes ruht.

Nicolaus Schmidt:

Abendfrieden.

Sanfter Winde leises Kosen
Im Gezweig der alten Linde
Und der süße Duft der Rosen
Ruht auf Wellen weicher Winde.
In der Sonne goldnem Strahl
Nun Palast und Hütten glühen,
Aus der Berge stillem Tal
Schweigsam Hirt und Herde ziehen,
Aus dem lauten Lärm der Gassen,
Von dem Jagen nach dem Glück,
Frei von Streit und wildem Hassen
Kehrt der Mensch zu sich zurück.

Und wie eine heilge Feier
Schweigen ruht auf Flur und Matten
In dem düstern Nebelschleier
Ziehn vorbei der Dämmrung Schatten.
Mahnend ruft der Glocken Läuten,
Betend sich die Hände falten,
Engel auf und nieder schreiten,
Die die Segenseinkehr halten.
Und ein heilger Gottesfrieden
Liegt nun weithin ausgebreitet.
Ruhe ist nur dem beschieden
Den ein rein Gemüt geleitet.

A. Bartz:

Ich bin ein irr'nder Geselle.

Ich irr' auf falschem Pfad und suche
Und finde nicht und fluche
Und spähe, spähe die Augen mir aus
Und finde den Weg doch nimmer nach Haus
Und finde den Weg nicht zum Lichte . . .

Und find ich ihn nie, dann geh ich zugrund,
Verende, am Wege ein herrloser Hund,
Gehör weder Himmel noch Hölle . . .
Ich bin ein irr'nder Geselle
Und finde den Weg nicht zum Lichte . . .

Resignation.

Was stöhnest du auf unter deiner Last? —
Trag' ohne Klage die Last, die du hast,
Trag' sie und klage nicht länger . . .

Was stöhnest du auf unter deinem Leid? —
Wahr ist es, dein Ziel ist so weit noch, so weit —
Doch leide und klage nicht länger . . .

Zeitgenössische Dichter und Denker in Wort und Bild.

Rudolf Julius Lehner wurde am 25 August 1883 zu Wien geboren. Er lebt jetzt als Schriftsteller und Redakteur in Klosterneuburg b. Wien. Nicht nur durch seine literarischen Werke hat er sich bekannt gemacht, er war auch ein Jahr lang selbständig der Leiter einer österreichischen Zeitschrift und hat sich schließlich noch als Verlagslektor betätigt. Wir lassen nach der Besprechung über sein Werk noch eine Gedichtprobe folgen.

Rudolf Julius Lehner hat mit seinen beiden, im Verlag für Literatur, Kunst und Musik Leipzig, erschienenen Prosawerken: „Im Garten der Venus", „Der erstickte Ruf" starke Proben dichterischen Könnens abgelegt. Er behandelt die eigentliche Handlung nebensächlich und gefällt sich darin, seine Gestalten mit peinlicher Sorgfalt zu zeichnen, wodurch dem Leser der Genuß des Miterlebens geboten wird. Seine Erhöhung findet dieser noch durch eine Sprache, die sich oft zur Klangschönheit der Musik erhebt, durch einen Reichtum an Gedanken, Ideen und Empfindungen, der den Leser mit ehrlicher Bewunderung erfüllen muß. So entbehren wir die unterhaltende Handlung gern, und tritt sie wirklich in den Vordergrund, so geschieht dies in einer raschen, flüchtigen Reihnfolge. Sein Gedichtbuch „Nächte" und das mit einem Freunde gemeinschaftlich verfaßte Bändchen Lyrik „Zwei irrende Wanderseelen" liegen weiter zurück. Trotzdem finden sich auch hier echte Perlen, die der deutschen Lyrik alle Ehre machen. Auch da zeigt sich schon deutlich in ihm der Drang zu Philosophie, nur daß sie sich in den Gedichten auf Seelenstimmung beschränkt, währenddem jetzt Lechner uns auch Worte des Lebens zu sagen weiß.

Adolf Dreßler jr.

Zuhöchst im Hause.

Zuhöchst im Haus ist mein Gemach,
Ein kleines Stübchen, gleich unterm Dach.

Die Straße ist tief, ihr Leben so fern
Als weilt' ich auf einem fremden Stern.

Ich hör' nicht der Achsen Geächz und Gestöhn,
Mich umrauscht nur der Winde befreiendes Wehn;

Ich verfolge der Wolken geruhigen Gang,
Ich lausche dem Glocken — dem Glockengesang.

Ich sehe wie die Sonne steigt
Und sich im Westen wieder neigt —

Dann ist ein Schleier ausgespannt,
Schwarz steht und Groß die Nacht im Land.

Und mich ergreifts wie ein Gebet,
Wenn dann der Mond am Himmel steht.

Sein blaues Silber gleißt und rinnt
Und meine Sehnsucht Träume spinnt:

Von Winden und Wolken und Sternengang
Und vom Glocken — vom Glocken — vom Glockengesang.

Rud. Jul. Lehner (Klosterneuburg).

Freybe, Paul (Leutnant, Schriftsteller, Lötzen in Ostpreußen, Bahnhofstraße 11), geb. 25. XI. 1883 in Hannover, verlebte er seine Jugend in Wunstorf, wo er das Landleben mit allen seinen Schönheiten lieben lernte. Wilde Knabenspiele und Sport jeder Art wechselnden ab mit Stunden stiller Träumerei in

dem uralten, schönen Elternhause. In die Armee eingetreten, stand er einige Jahre in Trier und wurde dann nach Ostpreußen versetzt. Dort wirkte der krasse Gegensatz von Land und Leuten stark auf ihn ein. Auf seinen Reisen nach England, Frankreich, Belgien, Luxemburg sammelte er manche Eindrücke. Vor allen Dingen ist es die Liebe zur Natur, die er zu Pferd, im Segelboot und zu Fuß durchstreifte, die immer wieder aus seinen Skizzen spricht. Werke: „Mancherlei", Novellen und Gedichte; „Auf roten Wegen", Novellen; „Rotbunte Blätter", Gedichte; „Drei Rosen", Skizzen.

In seinen beiden vorliegenden Novellenbänden „Auf roten Wegen", „Drei Rosen" und in dem Gedichtbuch „Rotbunte Blätter„ zeigt sich uns Paul Freybe als feinsinnige vornehme Poeten-Natur. Seine Bilder und Vergleiche sind in Schönheit getaucht und seine Gedanken sind edel und vornehm. Wenn er auch in den Gedichten nicht das erreicht, was uns seine beiden Novellenbände bieten, so gilt das als kein Vorwurf. Seine Dichternatur will sich eben ohne die Beschränkung von Vers und Form voll und ganz ausgeben. Es finden sich in seinen Novellenbänden Perlen von wundervollen Liebreiz, an denen wir uns wieder und wieder erfreuen können. Eine weiche Schwärmerei, ein zartes Verstehen und Stimmungsleben paart sich hier mit der reifen Kunst des wahrhaften Poetengenius. Möchte es dem Dichter beschieden sein, uns noch oft mit seinen poetischen Gaben zu erfreuen.

Adolf Dreßler jr.

Frida Bohm, (Lehrerin, Essen a. Ruhr, Isenbergstr. 38), geb. 23. Mai 1880 zu Camin i. Pommern, verlor sehr früh die Eltern und wurde mit großer Liebe im Hause einer in Camin vereirateten Schwester erzogen. 1889 machte sie in Stettin ihr Lehrerin-Examen für höhere Schule, war dann ein Jahr als Erzieherin in einem Pfarrhause in Schwanebeck b. Belzig und dann als Lehrerin in Volksschulen in Nauen, Zehdenick a. Havel, Geestemünde und Essen a. Ruhr tätig. Vom 1. Januar 1911 ab weilt sie zum weiteren Studium der Landessprachen für $1^1/_4$ J. in England resp. Frankreich.

Das Buch schildert das Schicksal eines jungen Mädchens, das schon als Kind ihrer Eltern beraubt, ihren Weg durchs Leben nehmen muß, das Suchen nach Liebe in ihrer Seele wird nie ganz gestillt und schließlich findet sie durch den Tod Erlösung von den Leiden des Lebens. Durch Kreuz zur Krone, das ist ein schöner Gedanke, den Frida Bohm hier ausgedrückt hat. Einfach und doch tief ergreifend weiß sie zu erzählen. Mit Herzensinnigkeit schildert sie die bittern Leiden ihrer Heldin und es ist uns am Ende, als

hätten wir alles miterlebt. Das Buch dürfte besonders als Geschenk für junge Mädchen zu empfehlen sein. Gerade in diesem Leserkreise wird es die gebührende Anerkennung und eine liebevolle Aufnahme finden.

Adolf Dreßler jr.

A. G. Cl. Jacobsen wurde am 13. Juli 1853 in der damals dänischen Stadt Schleswig als Sohn eines Barbiers und Heilgehilfen geboren. Er genaß den Unterricht in der Volksschule bis zur Konfirmation und kam dann zu einem Lohgerber in die Lehre, obwohl er lieber Maler geworden wäre, da er großes Talent im Zeichnen hatte. Nach drei Jahren Lehrzeit zünftig zum Gesellen geschlagen, durchwanderte er als solcher Deutschland und die angrenzenden Länder, sowie Oberitalien.

Nach seiner dreijährigen Militärzeit arbeitete er einige Jahre in verschiedenen Fabriken, wurde dann Werkmeister in einer solchen und verheiratete sich. Einige Jahre darauf machte er sich mit einigen Ersparnissen und einem kleinen, vom Vater hergegebenen Kapital in seiner Heimatstadt selbständig. Durch eisernen Fleiß, Anpassung an die modernen Errungenschaften der Neuzeit, Sparsamkeit und tapfer unter-

stützt von seiner braven Gattin, nahm das Geschäft von Jahr zu Jahr einen immer größeren Aufschwung; seine Fabrik genoß Weltruf. Seine Arbeiter, bald 300 an der Zahl, verehrten ihn als einen Vater und die Bürger seines Heimatskreises bewiesen ihn durch Entsendung in den Reichstag ihr Vertrauen. Schon hatte er sich ein ansehnliches Vermögen erworben und galt in der kleinen Stadt für reich, als er durch den schnöden Wertbruch eines reichen Berliner Lederhändlers nicht nur um sein sauer erworbenes Vermögen, sondern sogar um seine schöne Fabrik und damit um seine Existenz gebracht wurde.

Dieser harte Schicksalsschlag konnte jedoch seinen Mut nicht beugen, hatte er doch nie am Mammon gehangen. Seine Gattin und die inzwischen erwachsenen Kinder bewährten sich in dieser traurigen Zeit, denn es gelang ihm nicht so bald sich wieder eine Existenz zu gründen. Um nicht während der langen Zeit seiner Arbeitslosigkeit doch noch der Verzweiflung anheim zu fallen, benutzte er die vielen Stunden unfreiwilliger Muße, um aus seinen reichen, in allen Bevölkerungsschichten gesammelten Erfahrungen, das Wissenswerteste und Interessanteste aufzuzeichnen. Um aber auch mit eigenen wertvollen und praktischen Ideen am Ziganten-kampf um die endgiltige Befreiung des Volkes aus sozialer Not und geistiger Bedrängnis teilzunehmen, gründete er eine sozialistische Wochenschrift, die jedoch leider, gegenüber der skrupellosen Bekämpfung des „Vorwärts", nicht aufkommen konnte.

Das Erstlingswerk dieses begabten Schriftstellers: „Erik Jensen" oder „Das Recht auf Arbeit" unter dem Pseudonim „Gerhard Claudius", übrigens Vornamen des Verfassers, ist erst vor kurzem erschienen.

Dieses Buch hat mir eine aufrichtige Freude bereitet, mit frischer, lebendiger Schilderungskraft zeigt uns hier der Verfasser den Werdegang eines einfachen Mannes aus dem Volke. Wir durchleben seine Kindheit und Lehrzeit, begleiten ihn auf seinen abenteuerlichen Wanderfahrten und sehen dem wechselvollen Treiben seiner Militärzeit zu. Dann läßt der Dichter seinen Helden sich rasch emporringen, um ihn wieder fallen zu lassen. Schließlich aber erreicht er durch ehrliches Streben und erfinderische Geisteskraft den höchsten Ehrenkranz und eine angesehene politische Stellung. Wohl fallen hier und da scharfe Worte, aber man fühlt, daß der Verfaßer nicht anders schreiben konnte, wollte er seinen Helden so zeichnen, wie er eben ist. Man legt das Buch mit innerer Befriedigung aus der Hand, doch nicht, um es rasch wieder zu vergessen, denn manch wertvoller und schöner Gedanke, manch wahrhaftes Wort bleiben in der Seele des Lesers haften. Heil dem Dichter, möchte er uns bald wieder durch ein gleichartiges Werk erfreuen.

Adolf Dreßler jr.

Lebenslauf. Am 25. November 1854 in Königsberg N.-M. geboren, kam Adolf Meyer mit seinen Eltern, Rektor Ludwig Meyer und Frau, geb. Herbig als deren 2. Sohn nach Nauen, besuchte hier von Ostern 1861 bis 1870 die hiesige Volksschule und trat dann bei einem Manufaktur- und Schnittwarengeschäft als Lehrling ein. Nach beendigter Lehrzeit, 1874, zog er vor, die Beamtenlaufbahn einzuschlagen und trat hier in das Polizeibureau als Schreiber ein, kam Anfang 1876 in die Kämmereikasse als Kassengehilfe und wurde vom 5. August 1877 ab als Kassen-Assistent angestellt. 1900 wurde ihm die Rendantenstelle, welche infolge Pensionierung des bisherigen Inhabers freigeworden war, übertragen. Seit Juli 1888 ist er verheiratet (Frau: Anna geb. Seiffge) und besitzt eine Tochter (April 1889 geboren). Dem 1892 geborenen und nach 13 Monaten (August 1893) verstorbenen Knaben sind s. Z. die beiden Gedichte auf den Seiten 21—23 der Sammlung gewidmet.

Die ersten Versuche in der Poesie waren scherzhafte Toaste bei der Geburtstagsfeier eines 30 Jahr alt gewordenen ehemaligen Schulkameraden oder eines Freundes. Dann hin und wieder auf besonderm Wunsch Hochzeitstafellieder usw. Besondere Anerkennung für das Tafellied zur Feier des Nauener Stadtjubiläums (s. Gedichtsammlung) veranlaßten, weitere Versuche in der Dichtkunst zu machen und entstanden

zunächst Polterabendgedichte, später Geburtstagsgratulationsgedichte (erschienen bei Julius Vagel, Mülheim a. Ruhr). Auf besoneere Anregung dazu machte er dann den Versuch „Märchen" zu schreiben und fand großen Gefallen daran. Die freie Phantasie verhalf ihm zu 30 Erzählungen, erschienen bei A. Weichert, Berlin, als: „Neuester Märchenschatz", Original-Märchen von Adolf Meyer. Die Gedichte: „Meyers Gedichte", erschienen bei E. Pierson, Dresden, sind im Laufe der Jahre je nach Zeit, Lust und Anregung entstanden. Die in Reuterscher Mundart verfaßten Gedichte beruhen zum Teil auf wahre Begebenheiten.

Nauen, den 9. November 1910.

Emil Gustav Adolf Meyer.

Wir haben in Adolf Meyer einen gemütvollen Dichter. Seine einfache und dennoch gewinnende Art offenbart sich uns in seinen reizvollen poetischen Gaben am besten. Da ist alles so natürlich, so ungekünstelt echt, daß man meint, einen Sänger aus der guten, alten Zeit zu lauschen, wo die Lyrik noch Sache des Herzens war und nicht vom Geiste des Modernen angekränkelt danieder lag. Aber auch seine Märchen kann man gern lesen, da sie auf liebevollste Art dem Verständnis der Kinder angepaßt sind. Sie entzücken durch eine reiche, farbenvolle Phantasie, ganz besonders doch wieder durch die schlichte und sinnige Auffassung. Meyers Bücher dürften auf jeden Weihnachtstisch eine schöne, wertvolle Gabe sein, und uns manche Stunde der Trübsal vertreiben. Adolf Dreßler jr.

Emil Gebauer, geboren am 20. III. 1880 in Botenwald bei Neutitschein in Mähren. Sein Vater war Maurerpolier, hatte ein kleines Häuschen und einiges Feld. Anscheinend viel zu wenig, um eine Familie von 15 Köpfen zu ernähren. Und doch wurde das Kunststück fertig gebracht. Als Vater starb, war unser Dichter 10 Jahre alt. Da seine älteren Geschwister alle für sich selbst zu sorgen hatten, mußte er nun mit Mutter fleißig das Feld bebauen, um im Winter, wenn er sich der Volksschule wieder widmen konnte, sich mit Mutter und seinem jüngeren Bruder satt essen zu können. Und das ist trotz allem auch in jener bösen Zeit immer der Fall gewesen.

Schon mit 12 Jahren verfaßte er Gedichte, deren Form ein seltenes, wenn auch unbeholfenes Talent verrieten. Seine Lehrer wurden auf ihn aufmerksam und über Anregung des Bezirksschulinspektors und seines Lehrers Fr. Klaiber, faßten einige wohlhabende Gemeindemitglieder den Beschluß, den jungen „Dichterling" „studieren" zu lassen. Aber der 14 jährige, welchem dieses Vorhaben edler Wohltäter wie der Gipfel irdischen Glückes erschien, mußte nach hartem Kampfe mit seinen geweckten Wünschen, verzichten. Er hatte seine Kinderjahre hindurch begreifen gelernt, was es heißt, Geld zu verdienen und er wußte, daß er trotz der gezeigten Opferwilligkeit seiner Gönner, während seiner Gymnasialzeit seiner lieben Mutter matrielle Sorgen bereiten würde. Er mußte sobald als möglich Geld verdienen und lernte Maurer. Auch in diesem prosaischen Berufe war ihm das Glück nicht abhold. Mit siebzehn Jahren, also kaum ausgelernt, wurde er Polier. Als solcher verdiente er sich ein hübsches Geld, kam auch ziemlich in der Welt herum und konnte sich etwas ersparen, so daß er, mit Hilfe einiger Freunde, welche ihm das fehlende Geld liehen, die k. k. Staatsgewerbeschule bautechnischer Richtung in Brünn besuchen konnte. Als Techniker war er sodann in Rußland (Kertsch), in verschiedenen Städten Deutschlands und in Wien tätig. Von 1903—1909 war er als Assistent bei den Talsperrenbauten in Reichenberg beschäftigt und ist gegenwärtig technischer Leiter der Talsperrenbauten im Quellgebiete der Iser in Nordböhmen, im Dienste der „Wassergenossenschaft in Unter-Polaun".

Trotz dieses harten Emporringens hat Gebauer aber nie vergessen in jeder Lebenslage bei Gott Apoll Trost zu suchen. Seine „Gedichte", deren nahezu jedes in verschiedenen Blättern und Zeitschriften erschienen ist, werden demnächst in Form einer stattlichen Sammlung auf den Büchermarkt hinausflattern. Seine „Skizzen" haben bereits das Interesse weitester Kreise erregt. Seine hervorragendste Befähigung aber weist ihn auf die Bahn des Dramatikers. Von Bühnenwerken sind seiner Feder bisher entflossen: „Die Nixen der schwarzen Neiße", tragisch-komische Phantasie in einem Vorspiel und drei Akten. „Der Strohwitwer", Posse mit Gesang in einem Akt. „Ein freier Geist", Trauerspiel in 4 Aufzügen. „Die Stützen der Nation", Völkisches Drama in 5 Akten aus Deutschösterreich. Gegen die Aufführung des letzteren Werkes wurde anläßlich der Uraufführung von der Statthalterei in Prag Ende September d. J. ein Verbot erlassen, gegen welches die Berufung an das k. k. Ministerium des Innern geleitet wurde.

Der in Österreich lebende Dichter Gebauer hat mit seinem Drama „Ein freier Geist", sich ohne jeden Zweifel einen Verdienst errungen. Als Buchdrama, wie als Bühnenwerk ist die Arbeit gleichwirksam geschrieben. Ein idealer, frischer Hauch durchweht das Ganze und wir folgen der geistigen Führung des Dichters mit Interesse. Wenn sich auch bei einer Aufführung hier und da einige Kürzungen nötig machen werden, so dürfte doch an einen Bühnenerfolg nicht zu zweifeln sein. Die Sprache ist durchweg korrekt und an den meisten Stellen der Bühne angepaßt. Sie hält sich frei von unnützen Worten und leeren Übertreibungen, trotzdem gerade der erwählte Stoff leicht dazu verführt. Für dies feinsinnige Abwegen müssen wir dem Dichter ganz besonders danken, denn es gehört zu einem Drama nicht nur poetisches Gefühl, nein, auch eine wohl abgetönte, oft sogar scharfe Gestaltungskraft ist erforderlich. Und diese Vorzüge sind dem Gebauerschen Werke eigen. Adolf Dreßler jr.

„Die Not des Mittelstands" betitelt sich das dramatische Werk des noch weniger bekanntgewordenen Schriftstellers Oskar Lorenz. Gerade das er nicht in idealen Schwärmerein lebt, sondern einen aktuellen Stoff aus der Mitte des Daseins griff ist ein erfreuliches Zeichen für sein Schaffen. Er hat sich die soziale Lage unseres deutschen Mittelstandes zum dramatischen Vorwurf gemacht und sein Werk mit sicherem Verständnis und scharfer Charakteristik durchgeführt. Er hat faßt keine Effektverheißenden Momente des Stoffes unberücksichtigt gelassen und aus der Handlung herausgeholt, was er vermochte. Freilich die Lösung der Frage unserer Mittelstands Not ist ihm nicht ganz geglückt, doch haben sich schon große Poletiker darum bemüht, ohne zu einem Erfolg zu kommen. Daß er sie aber mit geschickter Hand aufwarf und uns ein wirkliches Mitgefühl abzugewinnen verstand soll hier gern lobend anerkannt werden. Hoffentlich findet sich bald eine Bühne, die das Stück zur Aufführung bringt.

Adolf Dreßler jun.

Mein Leben.

Ein schöner Herbsttag wars, von sechsundreißig Jahren,
Reseden dufteten, die Luft war warm, der Himmel heiter,
kam ich aus unbekannter Ferne angefahren;
und weil man einmal da war, lebte man so weiter.

Ich kam zur Schule, wurde draus entlassen;
in Vaters Laden lernt ich Kaufmann. wie so viele Andern.
Ich sah' der Menschen lieben, sah' ihr hassen,
Geschlechter kommen, glänzen, sie in Armut wieder wandern.

Nach außen ruhig, floß dahin mein Leben;
im Herzen nur tobt Sturm und Sonnenschein und Regen;
was ich empfing will ich gern weitergeben,
will im Gemüt tief weiter gute Hoffnung pflegen;

Daß sich der Zeiten Not mög' endlich lindern,
daß Böses, Schädliches nicht weit're Wurzeln möge schlagen;
daß Fried und Freude allen Menschenkindern
beschert sein möge, auch in allen Zukunftstagen.

Leipziger Schriftstellerinnen-Verein.

Die Dezember-Versammlung des Vereins hielt sich ganz im Rahmen des bevorstehenden Weihnachtsfestes. Nach der Eingangsvorlesung des Berichtes über die November-Versammlung verlas die Vorsitzende Frau Mathilde Clasen-Schmid eigene Schöpfungen und zwar zuerst eine anmutig-humorvolle Abhandlung: „Ein Eroberungszug ohne Waffen", die Art und Weise darstellend, wie der Weihnachtsbaum die Welt erobert und sodann zwei gemütreiche Weihnachtslieder, von denen das eine „Am Christbaum" bereits in Musik gesetzt ist. Von Frau Emilie Schlieper kamen drei Gedichte zum Vortrag, deren eines die Weihe der Weihnachtsnacht feiert, während die beiden anderen reizende kleine Dorf-Idyllen besingen. Es folgten zwei rührend elegische Dichtungen von Frau Paula Holzhausen: „Weihnachtsopfer" und „Einsame Wanderung" betitelt. Damit auch dem Patriotismus sein Recht werde, verlas die Vorsitzende noch ein Gedicht von Frau Elisabeth Schmidt: „Am Tage der Erinnerung", das die ernste Mahnung enthält, unserer Kriegsveteranen zu gedenken, mit tätiger Dankbarkeit nicht zu zögern, bis es zu spät ist, sowie den Hymnus eines solchen Veteranen, des Herrn Ernst Ziegenbalg an dieselbe warmherzige Fürsprecherin. Frau Clara Röthig, soeben von der Reise zurückgekehrt, berichtete in ihrer gemütvoll unterhaltenden Weise über höchst interessante Erlebnisse des berühmten Röthig'schen Quartetts, gelegentlich seiner Weltreise. Den musikalischen Teil des

Abends bildeten zwei gemütsinnige Weihnachtslieder: „Weih nacht“ und „Zu Bethlehem“, dazu das alte schöne: „Es ist ein Ros' entsprungen“. Die junge Sängerin all dieser Lieder — Fräulein Eckart — ist im Besitz einer sehr schönen, umfangreichen Mezzo-Sopran-Stimme. Die Klavierbegleitung hatten in liebenswürdigster Weise Frau Clara Röthig und Frau Lange-Lattorf übernommen. Zum Schluß erfreute noch die allbeliebte Rezitatorin Frau M. Bab, durch den Vortrag verschiedener ernster und heiterer Dichtungen. Von dem bekannten Dichter Rudolf Fastenrath war für die Vereinsbibliothek wieder ein prächtiges Geschenkwerk, „Das deutsche Volk, wie es weint und lacht“, eingegangen, das mit großem Beifall aufgenommen wurde.

Neue Bücher.

Balder Olden: Der Strom des Lebens. Novellen und Extrakte. (Etzold & Co., München. M. 2.50, geb. M. 3.50.)

Schopenhauers Idee, das Leben als strömende Materie aufzufassen, die in ewigem Kreislauf alle Erscheinungen durchzieht, hat Olden's Buch den Namen gegeben. Unter diesem Leitgedanken bekommen die festgefügten Lebens-Segmente seiner Novellen einen grandiosen Zug — man sieht die Schicksale seiner Menschen in den Weltkreislauf aus Wachsen und Vergehen eingeschaltet und empfindet sie als tief notwendig, sieht ihre Leidenschaften, ihr Zeugen und Vernichten im Dienste des kosmischen Willens. Noch stärker äußert sich diese dichterische Tendenz in den Kapiteln des Buches, die Olden „Extrakte“ nennt. Diese bis zum äußersten hart gefeilten Essays vom Leben in seinen heimlichsten und seinen lautesten Stadien sind die impressionistisch gefaßten Keime einer ganzen Literatur — sie lassen sich mit den stärksten Erscheinungen der modernen Schwarz-Weiß-Kunst vergleichen. Auf ganz engem Raume eine unendliche Menge von Bewegung, zahllose Gestalten, eine erdrückende Fülle von Schicksal. So die Studien aus dem Entbindungsheim, der Mannschaftsstube, den Verstecken der Großstadt, dem Hafen. Und fast zur Diabolik eines Félicien Rops erhebt sich die Studie „Kolander“, ein Kapitel aus dem Magdalenenheim, ein dichterischer Versuch an der Psyche des Sexualverbrechens.

Aphorismen und Sinnsprüche von Anna Dix (Zittau), sind vor kurzem im Verlag von Ludwig Ungelenk, Dresden, erschienen.

Die Dichterin hat uns auch diesmal wieder ein Werk bescheert, dessen reicher, geistiger Inhalt und schöne Sprache jeden Leser erfreuen wird. In diesem Buch gibt es keine hohlen Redensarten, oder unverdauliche Ideen, es ruft im Gegenteil ein wonniges Gefühl in uns wach, das uns zuruft: „Hier, mein lieber Leser, hier findest du einee liebevolle und gutherzige, reine Dichterseele, die ein Buch für deine Seelenruhe und für dein stilles inneres Glück dir geschrieben hat, deshalb möge ein jeder es lesen, der edel denkt und empfindet, denn es ist schön, wirklich entzückend schön! — M. C.-S:

„Das deutsche Volk, wie es weint und lacht.“ Neue volkstümliche Dichtungen von **Rudolf Fastenrath.** (Verlag Teresio, Tessin, Schweiz.)

Rudolf Fastenrath zeigt sich nach diesen Gedichten als ein gründlicher Kenner des deutschen Volkes. Die von ihm geschilderten Charaktere, Gestalten und Sprache erwecken unser freudiges Interesse und die lebhafteste Sympathie. Einfach und schlicht, doch lebenswahr und schaffensfreudig ist das deutsche Volk in diesen Gedichten geschildert, das menschliche Leben in den edelsten Formen, das Menschenherz in den reinsten Trieben. Leichte, gewandte Verse fesseln durch eine anmutige, melodische Sprache unsere Aufmerksamkeit und erregen unsere Bewunderung. Auch hier kommt es darauf an, in welcher Stimmung man sich befindet, daß irgend ein oder das andere Gedicht im Herzen einen Widerhall erwecke. Rudolf Fastenrath können wir als einen Dichter von Gottes Gnaden bezeichnen und die sangesfreudige Seele dieses Dichters liebgewinnen. M. C.-S.

Folke Filbyter. Erzählung aus dem Mittelalter von **Verner von Heidenstam.** Verlag A. Langen, München.

Der Name des Autors ist uns geläufig. Heidenstam hat sich mit seinem prächtigen Buche: „Karl XII. und seine Krieger“ in die Reihe der Allerersten gestellt, hat sich als Dichter erwiesen, auf den Schweden stolz sein darf. Von seinem letzten Werk: „Der Name der Erlkinger“, das in drei Bänden die Geschichte dieses über ein Jahrhundert (1251—1371) mächtig herrschenden schwedischen Königsgeschlechtes behandelt, liegt nun der erste Band in deutscher Sprache vor. Es sind drei, in sich abgeschlossene Erzählungen, deren erste „Folke Filbyter“ wie aus dem Nebel der Vorzeit emporsteigt. Sagen liegen ihr zugrunde, Sagen von Kampf, Raub und Mord. Das Christentum beginnt das Heidentum zurückzudrängen, das sich noch auf die starken Schultern der freien, stolzen Bauern, der Odalmänner, stützt. Folke, der Held des Buches, ist der Ahnherr eines später hehren Geschlechtes, als Wikinger kam er heim, gründet seinen Hof und sammelt Reichtümer mit der Streitaxt in der Hand. Eine verachtete Erinein schenkt ihm drei Söhne; zwei ziehen in die Fremde nach Ruhm und Schätzen; der jüngste, ein Schwächling, Ingewald, bleibt und holt sich mit Gewalt sein Weib aus dem Nachbarhof. Sein Kind wird von den Christen, verschollen für Folke — nachdem Ingewald längst starb — aufgezogen und kommt in jungen Jahren zur Macht neben dem christlichen König Inge. Folke findet den Enkel am Ende seines Lebens, erkennend, daß er nur dazu taugte, die Wurzel zu sein, über die der treibende Stamm in die Höhe wächst, alles Vermögen aus der Wurzel ziehend. — Man schreibt nur mehr wenig historische Romane. Mag sein, daß es aus Mangel an Gestaltungskraft und dichterischer Reife so gekommen ist. Heidenstam aber ist ein Dichter von Mark und Größe. Der Erfolg muß mit ihm sein. Die Übersetzung ist einwandfrei von Emilie Stein besorgt. Wir freuen uns inzwischen auf die nächsten Bände. Otto Born.

Tausend und ein Tag. Orientalische Erzählungen. Insel-Verlag Leipzig. —

Der Verlag, der das Verdienst erworben hat, uns die erste ungekürzte deutsche Ausgabe der „Tausend und eine Nächte“ bereitet zu haben, ging daran, als willkommene Ergänzung aus dem reichen Schatz der lange noch nicht erschöpften Märchen und Erzählungen des Morgenlandes, eine neue Folge zusamenzustellen, die nur das beste jener poetisch-phantastischen Welt enthalten soll. Soweit man es an Hand des vorliegenden ersten Bandes von „Tausend und ein Tag“ beurteilen kann, hat die sammelnde Hand sich als glücklich erwiesen. Die Aufgabe ist schwer und Paul Ernst hat sie zu lösen; man darf sich auf seinen Geschmack und sein Verständnis verlassen. Die Sammlung geht von dem originalen orientalischen Werk aus, das von dem Derwisch Moeles als Seitenstück zu den „Nächten“ zusammengestellt

wurde, das Petis de la Croix 1675 kopierte und mit Lésage gemeinsam ins französische übersetzte. Nun soll das Buch durch Streichung der nicht entsprechenden Stücke und Hinzufügung neuer Märchen aus anderen Quellen in deutscher Sprache — nicht wissenschaftlich, sondern sozusagen ästhetisch geordnet — erstehen. Die Ausstattung, die selbstverständlich die denkbar beste ist, entspricht der der „Nächte". Die Übersetzungen sind von F. P. Greve. Umschlag und Titel zeichnete Marcus Behmer. Die Ausgabe ist auf vier Bände berechnet, deren erstrer heute schon das Vergnügen über die neue Veröffentlichung vollauf rechtfertigt. Otto Born.

Geo Hunold, Die Leuchte Hamburgs. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.20. (Verlag E. Ungleich, Leipzig 1910.)

Aus der Vergangenheit leuchtet ein heller Stern erster Größe bis in unsere Tage hinein: Der Geist des berühmten Schauspielers und Menschen Friedr. Ludw. Schröder, welcher jahrzehntelang in Hamburg die Bühne leitete und durch seine hohe Kunst die ganze Welt von sich sprechen machte. Aber nicht allein die schauspielerische Größe Schröders war es, die ihm die Hochachtung aller Zeitgenossen eintrug — viel größer wurde von seinen Freunden der Edelsinn seiner Seele geschätzt, von deren tiefinnerem Leben obiges Buch uns unvergängliche Beweise gibt. Daneben aber erhalten wir einen äußerst interessanten Einblick in das ganze geistige Leben zu Ende des 18. Jahrhunderts, an dem Hamburg ja einen so hervorragenden Anteil hat. Die einzelnen Typen des altehrwürdigen Hamburger Kaufmannsstandes, das Leben und Treiben auf der Börse und im Hafen, auf Straßen und Märkten, alles das ist so lebenswahr geschildert, daß wir wähnen, unter diesen biederen, kernigen Menschen zu leben. Diese verrauschte Welt läßt die Dichterkraft des Autors wieder greifbar und wahr vor uns erstehen, und wir danken es ihm, daß er den Glanz eines großen Künstler- und Menschenherzens wieder in unsere Tage rettet, dem die höchsten Fragen der Seele — die Verantwortlichkeit für fremdes Glück — alles bedeuteten.

Abriß über die Luftschiffahrt und Flugtechnik. Von Oberstleutnant **Hermann Hoernes.** Mit 53 Abbildungen. Geb. M. 2.—. (A. Hartleben Verlag, Wien und Leipzig.)

Nicht mehr mit ungestillter Sehnsucht blicken wir dem Adler nach, wenn er im majestätischen Fluge seine Fittiche im unermeßlichen Luftozean wiegt. Wir haben uns die dritte Dimension durch eisernen Fleiß und rastlose Arbeit errungen. Bleibt uns auch die eigene Schwinge versagt, so verfügen wir über Apparate, die uns nach Belieben überall dorthin tragen, wohin des Menschen Wille sie lenkt. Wie die Natur bei der Erschließung der Luft mehrere Wege betrat, so verfügt auch der Mensch nicht über ein Mittel allein, sich in der Luft zu erheben und sich darin fortzubewegen. Der Kugelballon trägt den Menschen, gleich Wolken, über die Fluren und zeigt ihm reizende Bilder. Er eilt mit dem Sturm über die Erde und doch verspürt der Luftschiffer bei diesem Fortbewegungsmittel keinen Lufthauch. Anders beim lenkbaren Ballon, der uns unabhängig vom Winde, allerdings unter Mitnahme großer Quantitäten Gases, nach jeder gewollten Richtung befördert. Andere Systeme, wie die Flugmaschinen, befähigen uns, ohne Gas dasselbe Ziel zu erreichen. Je intensiver man sich mit diesem Gebiete befaßt, desto größer scheint es anzuwachsen, gibt es doch heute schon über hundert verschiedene Systeme lenkbarer Ballons und über tausend Flugmaschinen, die alle mehr oder minder bescheidenen Ansprüchen genügen. Trotzdem sind wir erst am Anfange einer Periode angelangt, von der kein Mensch sagen kann, wohin uns ihre Entwicklung führt. Unter diesen Umständen ist es gewiß von allgemeinstem Interesse, in Kürze das wesentlichste über die Luftschiffahrt und über die Flugtechnik zu erfahren. Es gehört heute schon zur allgemeinen Bildung, über die Hauptgrundsätze dieser beiden Disziplinen wenigstens halbwegs orientiert zu sein, zu wissen, wie die hauptsächlichsten Gesetze des Luftwiderstandes lauten, was man unter einem lenkbaren Ballon, was unter einer Flugmaschine versteht, wie sich die bemerkenswertesten Typen voneinander unterscheiden usw.

Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Neuzeit. 1. Band: Renaissance. Von **Eduard Fuchs.** Verlag A. Langen, München.

Das Werk, das in billigen Lieferungen erschienen ist, um der Allgemeinheit besonders leicht erreichbar zu sein, ist nun so weit gediehen, daß der erste Band komplett vorliegt. Da Zahlen am beweiskräftigsten sprechen, sei als Zeichen des Erfolges mit geteilt, daß — wie der Verlag angibt — die „Sittengeschichte" von mehr als 6000 Abonnenten lieferungsweise bezogen wird. Dieser Erfolg ist begreiflich (ganz abgesehen davon, daß der Inhalt, der bei aller Sachlichkeit und allem Ernst des Pikanten entraten kann, auf manche besondere Anziehung übt, die nichts weniger als Belehrung suchen dürften), denn das Buch ist berufen, eine Lücke auszufüllen, die alle bestehenden kulturgeschichtlichen Werke offen ließen. Fuchs hatte als erster den Mut, offen darüber zu sprechen, was man bisher in falscher Scham verschwig. Die Aufrollung dieser Probleme ist naturgemäß nichts für Kinder und Prüde; sie soll nur den Reifsten dienen. Und dieser Aufgabe muß das Werk wohl durchaus gerecht werden. Es steht aber nicht nur inhaltlich auf vollster Höhe, sondern verdient auch in bezug auf Ausstattung gerühmt zu werdea. Illustrationen und Bildbeilagen sind erstklassig, Papier und Druck mustergiltig. Man kann es schönsten, bisher bestehenden, Prachtwerke getrost zur Seite stellen. Otto Born.

Struwelkinder, Ein neues Bilderbuch. Bruno Volger Verlagsbuchhandl. Leipzig-Gohlis. Preis M. 3.—.

Die Dichterin dieses neuen Bilderbuch hat — dies erkennt man erfreut aus wenigen ihrer Worte schon — einen eigenen, klugen und vor allem richtigen Standpunkt gewonnen. Sie hat sich die billige Kunst versagt, die Masse inhaltloser und erzieherisch so oft beklagenswerter Mode-Kinderbücher zu mehren. Sie zeigt weder die (sogar im alten Struwelpeter nicht fehlende!) unpädagogische Sucht, dem lesenden Kind „gruseln" zu machen, noch die verderbliche Art, den kleinen Herrschaften — die doch etwas lernen sollen aus dem Leben für das Leben — mutwillige oder boshafte Streiche ohne die ausgleichende, ernste Moral einer sittlichen Belehrung „zum besten zu geben". Eine Mehrzahl von Bilderbüchern ist ebenso geistlos wie — bedenklich. Viele sind statt in der Kinderstube gewissermaßen erlebt, einfach nur „spekulativ" ersonnen. Nicht wenige haben andererseits den Ton der Kindlichkeit verfehlt: es gibt Bilderbücher, sogar von berühmten Autoren, deren Text ein normales Durchschnittskind nicht versteht . . .

Die Verfasserin dieser „Struwelkinder" macht es anders. Sie geht als feine Kennerin der Kinderseele

den „goldenen Mittelweg", denselben, den sie ihren Lesern für das — Leben anempfiehlt. Sie schildert das Böse oder das Schwächliche in ihren Wirkungen, indem sie es — in Bildern, die jedes Kind aus eigenem Erfahren kennt — entwickelt, bis die „Katastrophe" kommt: Unerbittlich drängt sich dem Kinde von selbst die moralische Logik auf, deren Erkenntnis ihm zu vermitteln der Zweck der klaren, schlichten, freundlichen Verse ist.

Mit Recht nennt die Verfasserin das wertvolle Buch: Struwelkinder! Der alte Struwelpeter war eine sehr einseitige, schlimme Spezies aus der Kinderwelt. Diese „Struwelkinder" aber — Buben und Mägdelein — sind echte Kinder mit jenen Charakteranlagen, die es zu fördern oder zu hemmen gibt, je nach Natur und Richtung ihres Wesens. Das Gefährliche des Überdrangs sowohl wie der Schlaffheiten im Kindeswillen, das Häßliche in Gewohnheiten, die leicht zu Irrführern im Leben werden, bekämpft das Buch.

Das aber ist sein Eigenstes: Es „moralisiert" trotzdem nicht, es redet nicht lang, es — bildet Gestalten und stellt Leben dar. Es droht nicht und macht nicht gruseln, es treibt mit Unarten keinen ungehörigen Spaß und schneidet auch keine schulmeisterlich versauerte Miene. Das kleine Volk lernt ganz von selbst aus Bild und Wort, was es lassen soll, es kommt von selbst zur Erkenntnis der Richtigkeit im Rate der Verfasserin:

„Mein Kind, es sei stets dein Bestreben,
Den Mittelweg zu geh'n im Leben . . ."

Das unordentliche Lieschen, die allzu bedächtige Toni, der grobe Artur und der allzu höfliche Konrad, das wortkarge Röschen wie das Plappermäulchen, der Nimmersatt Susette, wie das allzu mäßige Babettchen — es sind alles echte Kinder in echter Beleuchtung, Struwelkinder, denen man zeigen soll, wie Vernunft und Ordnung keine Ketten und Strafen, sondern Bürgschaften irdischen Wohlergehens sind.

Erzieherisch stelle ich daher die „Struwelkinder" — die uns Julie Werkenthin in 40 Vierfarbenbildern von köstlichem Reize demonstriert! — entschieden über den „Struwelpeter". Die Verssprache ist zumeist so flüssig und so — natürlich, daß die Kindesseele sofort merkt: Hier ist Geist aus meinem Geist. Denn darauf kommt es hier an, wie die Kinder dieses prächtige Buch aufnehmen, wie sie es verstehen werden, wenn ihre Seelen in die Seelen dieser „Struwelkinder" hineinhorchen.

Diese „Struwelkinder" werden in jeder Kinderstube eine vorzügliche Mission erfüllen: sie führen, selbst fein artig gebessert, unsere Kleinen heiter auf den — goldenen Mittelweg des Lebens. Darum verdient die Verfasserin Lob und Dank zugleich.

Dr. Gustav Adolf Müller.

Hermann Hesse, Gertrud. Roman. Umschlag und Titelzeichnung von Otto Blümel. Geheftet 4 Mk., in Pappband 5 Mk. 50 Pf., in Lieberhaber-Halbfranzband 7 Mk. Verlag von Albert Langen, München.

Ein neuer Roman von Hermann Hesse, — wer setzte sich da nicht hin, ihn in einem Zuge zu genießen, wer verspräche sich davon nicht hohe, künstlerische Freude! Und mit warmem Dank gegen den Dichter legt man das Buch aus der Hand, dies reiche Buch in seinem schlichten Kleide. Was soll man viel vom Inhalt sagen, da jeder lesen wird? — Im Anfang steht die Freundschaft zwischen sehr verschieden gearteten Männern in der Mitte wirbt zweierlei Liebe um die Eine: Gertrud, und am Schluß hat der Tod Gatten wie Freunde getrennt; doch milde Weisheit erhebt sich aus Kämpfen, Schmerz und Trauer. — Im Grunde ist dieser Roman weniger die Geschichte Gertruds, als dessen, der sie uns in der Ichform erzählt, des Musikers Kuhn; doch jene edle Frauengestalt ist diesem „nicht nur ein großes Stück Erleben und Schicksal", sondern steht ihm „auch als Stern und hohes Sinnbild über allem". Und das verstehen wir, da wir sie selbst lieben lernen, und geben so dem Dichter recht, wenn er sein Werk auf den „lieben Frauennamen" tauft. — Es ist kein gewaltiges Schicksal, das uns darin geschildert wird, doch ein in sich kraftvolles; und mit bewährter Meisterschaft gestaltet Hermann Hesse auch hier das Auf und Ab tiefer Gefühle und Erlebnisse, die dem ernsten, äußerlich schlichten, ehrlichen und doch glückarmen Leben des fußlahmen Musikers die innere Bewegtheit und Fülle verleihen. Die Liebe zu Gertrud ist das große Ereignis seines Daseins, und dieses führt den fast vernichtenden Schmerz im Gefolge, daß nicht er, sondern sein Freund, der Sänger Muoth, sie gewinnt. Doch der gleichzeitge Tod seines Vaters bürdet ihm Pflichten auf, die ihn vor dem letzten Schritt zurückhalten; und seine Tage verlaufen von da ab ruhig, arbeitsam und erfolgreich — bis Gertruds Schicksal sich in einer Weise wendet, die selbst er, der längst ihr Unglück kannte, nicht geahnt hat. Bei ihrem Gatten, dem Freunde Muoth, erlebt er einen seltsam feierlichen Gedenktag an sie, die bei ihrem Vater weilt und noch nicht wieder stark genug ist, zurückzukehren, und an vergangene glückliche Tage; in der Nacht darauf beschließt Muoth sein Leben und erfüllt damit die Tragödie zweier Menschen, die vor Liebe nicht voneinander können und dennoch peinigen müssen. — In der Freundschaft, die sie am Anfang verband, sehen die einsame Frau und Kuhn sich fernerhin täglich, doch die ab und zu auf alte verbotene Wege abirrenden Gedanken verscheucht er, weiß er doch Gertruds Antwort schon im voraus, und „daß an seinem und ihrem Leben nichts mehr zu korrigieren ist. Und still gehen die Jahre weiter . . .

„Bauernblut" von **Heinrich Hansjakob.** Illustriert von Curt Liebich. Verlag Adolf Bonz & Co., Stuttgart 1910.

Dieses Buch des alten Freiburger Stadtpfarrers liegt heute schon in der siebenten Auflage vor. Es enthält Erzählungen aus dem Schwarzwalde, die der bekannte Maler Curt Liebich mit hübschen, anmutigen Bildern geschmückt hat. In den Geschichten, wie sie

alle da heißen: „Der Graf Magga", „Martin der Knecht", „Der Sepple und der Jörgle", Der Lorenz in den Buchen" und „Der Vetter Kaspar" erzählt der Dichter von den Schicksalen seiner Heimatgenossen, von Leuten, die er gekannt, mit denen er in Verkehr gestanden ist. Selbstverständlich geht es auch in diesem Buche nicht ohne die üblichen „Schlenkerer" — wie eine Zeitung einmal die Bemerkungen Hansjakobs genannt hat — ab.

In dem gelungenen Vorwort setzt sich der Autor auch mit den Kritikern auseinander, die ihm bisweilen die schlechte Komposition seiner Geschichten und das „Durcheinandererzählen" vorwürfen. Hansjakob will auch durchaus nicht als Romankünstler genommen werden, sondern als schlicht erzählender Mann aus dem Volke. Seinen Darbietungen ist vor allem ein reiches Maß einfacher, kerngesunder Lebensauffassung nachzurühmen. Seine Angriffe auf die moderne Gesellschaftsmoral stimmen uns nachdenklich und mit seinen „Bosheiten" trifft er gar oft in das Schwarze. Das Buch ist um seiner echten, gesunden, treuherzigen Art willen zur Lektüre bestens zu empfehlen.

Rud. Jul. Lehner.

Amsel Cabesam, Roman einer Jugend von **Josef August Lux,** Verlag Karl Reißner, Dresden 1910.

Der durch zahlreiche Schriften über Heimkunst, Städtebau und Kunstgewerbe vorteilhaft bekannt gewordenen Autor hat uns in dem vorliegenden Buche einen Wiener Roman geschenkt, der wohl geeignet erscheint das volle Interesse des deutschen Lesepublikums zu beanspruchen.

Die Geschichte einer Jugend wird in diesen Blättern aufgerollt, deren erste Szenen sich in der an den Hängen des Kahlengebirges gelegenen Wiener Vorstadt abspielen. Schon die Zeichnungen des Milieus verdienen mustergiltige genannt zu werden. Der ganze Zauber dieser verträumten, weinlaubdurchrankten Gassen, uralten, verwinkelten Barockhäuser umspinnt uns, wir atmen den weinschweren Duft, der aus den Kellern und Buschenschenken emporsteigt und geben uns den wehmütig-süßen, traumhaften Stimmungen gefangen, die die überquellende Phantasie des Verfassers in feinem, zarten Gekräusel ausspinnt. Die dem Seelenleben des Schulknaben Amsel gewidmeten Schilderungen sind mit liebevoller Innigkeit entworfen, den subtilsten Regungen der Psyche wird in bewunderungswürdiger Weise nachgegangen. Wir begleiten die uns so sympathisch gewordene Gestalt Amsels durch die verzweigten Wege seiner Mannwerdung, an den Stationen vorbei, die die „sieben Herzensfrauen" für ihn bedeuten. Ritornellartig kehrt der Sang des Lavendelweibes am Schlusse des Buches wieder, jener typischen Gestalt des Wiener Volkstumes, deren Erscheinen schon in den Schuljahren des Amsels Interesse gegolten hatte.

Das Instrument der Sprache meistert Lux in virtuoser Weise, er versteht es stets Töne anzuschlagen, die einen lebendigen Widerhall in unseren Herzen auslösen, sodaß man nur ungern von dem Buche Abschied nimmt, das im wahren Sinne des Wortes eine Probe starken, sicheren Könnens und eine glänzende Gewähr für die literarische Zukunft des Dichters darstellt.

Rud. Jul. Lehner.

„Die Faust des Riesen". Roman von **Rudolf Stratz.** Verlag von J. Engelhorns Nachf., Stuttgart 1910.

In diesem neuesten Werke des beliebten Romanciers finden wir alle Vorzüge seiner glänzenden Erzählungskunst wieder, die ihm einen Platz in der ersten Reihe der zeitgenössischen Schriftsteller gesichert haben.

In unvergleichlichen, spannenden Schilderungen werden uns die Geschicke des uralten Adelsgeschlechtes Brake auf Seddelin vor Augen geführt. Es ist nicht die Kunst der langsamen, stetigen Überredung, es ist Kunst voll Wucht und Gewalt, mit der uns die frisch zupackende, treffsichere Hand des Meisters überwältigend und bezwingend fortreißt.

Langsam löst Stratz die Fäden des verschlungenen Gewebes der Handlung auseinander, erschüttert und erhoben zugleich sprechen wir im Geiste die Worte nach, die das Motto des Romans bedeuten: „Die Liebe höret nimmer auf." Was Liebe vermag und wessen Liebe fähig ist wird uns in diesem Buche gezeigt, wie sie manchem zum Glück und manchem zum Verderben ausschlägt, wie sie erhebt und zermalmt gleich einer unberechenbaren, launischen Gottheit. Der neueste Stratz ist allen, die ernste, gediegene Lektüre suchen, wärmstens zu empfehlen.

Rud. Jul. Lehner.

Ingelid Edmund, Karin Nordhammar. Brosch. M. 3.—, gebd. M. 4.—. (Verlag E. Ungleich, Leipzig.)

In Ingelid Edmund begrüßen wir eine neue, hochbegabte, hoffnungsvolle Schriftstellerin, die es versteht, nur ihre natürliche Art, frei von jeder Sentimentalität, durch ihre feinen psychologischen Charakterschilderungen uns zu fesseln, das leid- und freudvolle Schicksal Karin Nordhammars mit zu erleben, mit ihr zu lachen und zu weinen, das Meer, den Wald und die Felder mit ihren Augen zu sehen. Wir nehmen teil an allen den kleinen Freuden und Leiden ihrer Jugendjahre auf dem nordischen Gut ihres Vaters; wir lieben die Fischer und Bauern, diese verschlossenen, urwüchsigen, schwerfälligen Menschen, weil sie sie lieben; wir hängen mit Verehrung an ihrem Vater Arwid Nordhammar, die diese Kinderseele so edel fornte. Dagegen sind wir empört über die strenge egoistische Mutter, die ihr Kind trotz dessen Abneigung und Verachtung zu Sven Trolle, einem leichtsinnigen und schlechten, aber reichen Gutsbesitzer äußere Vorteile willen zu einer Heirat mit diesem zwingen will, und wir atmen erleichtert auf, als Karin endlich durch eine große Liebe die Kraft gewinnt, dem Willen ihrer Mutter zu trotzen, und sich durch eine schnelle Heirat dem Machtbereich derselben entzieht.

Leitender Redakteur und für den gesamten Inhalt verantwortlich: **E. B. Gerlach** in Leipzig.
Für den Inseratenteil: **Ad. Dreßler jun.,** Leipzig-Möckern. Verlag: **„Magazin-Verlag" Ad. Dreßler jun.,** Leipzig-Möckern.

DAS MAGAZIN

Monatsschrift für Literatur und Kultur • Kunst und Theater

Herausgeber: Adolf Dreßler jun. Schriftleitung: Bruno Volger

Januar 1911

:: Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern. ::
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
:: :: :: Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten. :: :: ::

Flora Winter:

Ein Frauenbild.

Sie haben gelacht und gesprochen
Über sie, die das schlechteste Weib,
Und haben den Stab gebrochen
Über Liebe, Leben und Leib. —

Doch an die adlige Seele,
Da reicht der Klatsch nicht heran,
Die ist ohne Makel und Fehle,
Es bricht der Verleumdung Zahn.

Es schweigen klatschsücht'ge Zungen,
Hört man von dem, was sie tut;
Die Seele hat Achtung errungen,
Da heißt's: sie ist schön und gut.

Flora Winter:

Die Schneeflocke.

Stürme fegen, Wolken jagen,
Flocken tanzen auf und ab
Vom Entstehen sie nichts sagen;
Doch es spricht zu uns ihr Grab.

Bis zum Grabe ihrer Wiege
Leuchtet hell das weiße Licht,
Daß es Wahrheit und nicht Lüge
Glauben wir, doch wissen's nicht.

In dem Lichte tanzen Sterne
Scheint es trüber, ist es grau,
Leben, Licht wir sehn sie gerne,
Tod und Dunkel sind uns rauh.

Aber ob das Leben Blüte,
Ob die Finsternis ein Dorn;
Ob der Tod wohl eine Niete,
Drüber schweigt des Schicksals Zorn.

Ob dem Schnee an frost'gen Tagen
Folgt ein Lenz noch oder nie,
Flöckchen tanzt und möchte fragen
Nach dem „wann" und nach dem „wie".

Tanzt sich langsam hin zur Erde,
Stiehlt in unser Herz sich ein —
Was es ist und was es werde
Sagt ihm nicht der Glanz und Schein —,

Daß es doch noch Frühling werde
Fühlt das Herz, die Flocke auch,
Doch erkaltet an der Erde
Ist der letzte weiche Hauch.

Herz, es fühlt den Frühling wieder,
Flocke auch der Wolken Lauf,
Klagen gibt's noch und noch Lieder
Und ein neuer Lenz blüht auf.

Aber ob es ew'ge Lenze
Jemals geben wird, und Licht,
Unverwelklich Jugendkränze?
Dies zu wissen klar und schlicht.

Doch es schweigen Herz und Flocken,
Alles schweiget stille rings,
Nicht verrät den kleinsten Brocken
Uns die rätselhafte Sphinx.

Dr. Otto Klein (Bitterfeld):

Zwei Briefe Ludwig Tiecks.

Tieck, Johann Ludwig (1773—1853), das gefeierte Haupt der Romantiker, war in den Jahren 1799 und 1800 mit Goethe in Berührung gekommen, von 1818—1841 als Hofrat und Dramaturg in Dresden tätig und 1841 von Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen worden. Als Kritiker, Literarhistoriker, Übersetzer und Herausgeber entfaltete er eine unendlich vielseitige Tätigkeit; und wenn seine Romane „Abdallah", „William Lovell", „Franz Sternbalds Wanderungen", seine phantastisch-satirischen Dramen „Blaubart", „Der gestiefelte Kater", „Prinz Zerbino" heutzutage vom großen Publikum auch kaum mehr gelesen werden, ebensowenig wie seine vielfach stark goethisierenden Novellen, so werden seine Schöpfungen als vortrefflicher Übersetzer Shakespearescher Dramen unvergessen bleiben.

Der Wortlaut der in meinem Besitze befindlichen Briefe ist nachstehender:

[An?]

Geehrter Herr!

Es gehört zu dem vielfältigen Kummer, den mir meine schmerzhafte Krankheit[1] und die darauf folgende Schwäche verursacht hat, daß ich Ihnen mein Versprechen nicht habe halten können, Ihnen eine Novelle zu überdenken. Ich sehe, Ihr Kalender[2] ist erschienen, dem ich alles Glück wünsche, und ich wünsche von Ihnen zu erfahren, ob Sie das Taschenbuch fortzusetzen denken, und ob ich Ihnen, in diesem Falle, für künftiges Jahr eine Erzählung unter vormals abgesprochenen Bedingungen schicken soll. Diesesmal könnten Sie sie, (wenn ich nicht wieder krank würde, wovor mich der Himmel bewahren wird) noch im Laufe dieses Jahres erhalten.

Mit der Bitte, mir in einigen Zeilen zu antworten, nenne ich mich mit der größten Hochachtung

Ew. Wohlgeboren
ergebener
L. Tieck.

Dresden
den 1. Novbr. 1823.

[1]) Tieck litt an Gicht und war im Alter der Beweglichkeit seiner Glieder so völlig beraubt, daß er seine Tage an den Stuhl gefesselt zubringen mußte.

[2]) Welcher Kalender gemeint ist, konnte ich nicht mit Bestimmtheit feststellen, da Tieck für zahlreiche Taschenbücher Beiträge lieferte. Vielleicht bezieht sich die Angabe auf Orphea, Taschenbuch für 1824, das Ende 1823 zum erstenmale erschienen war und daher die Anfrage Tiecks, ob seine Fortsetzung beabsichtigt wird, gerechtfertigt erscheinen läßt. Allerdings hat Tieck, wie er beabsichtigte, auch für den nächsten Jahrgang keinen Beitrag geliefert, sondern erst späterhin. Wäre obige Annahme zutreffend, dürfte der Brief an Ernst Fleischer in Leipzig gerichtet sein, den Verleger und Herausgeber der Orphea.

[An?]

Mein teurer Freund,

Ich danke für die 30 Frdr., die Sie mir vorläufig gesendet haben. Die Gräfin[1] hatte Ihren Brief im Paket nicht bemerkt, und darum wußten wir von Ihrer neuen Anordnung nichts. — Ich bin seitdem fast ausschließend mit dem Lenz[2] beschäftigt gewesen, der mir weit mehr Not macht, als ich denken konnte. Längst waren einige prosaische Aufsätze abgeschrieben, aber die Durchsicht und die Vergleichung mit dem fast unleserlichen Mscrt. hat Zeit und Auge gekostet, und dennoch habe ich Einiges nicht heraus bringen können: und ist der Zweifel wieder, ob nicht manches von diesen Seltsamkeiten, in Moskau geschrieben, weggestrichen werden soll. Die Gräfin ist jetzt damit beschäftiget, einzelne, noch nirgend edirte kleine Gedichte abzuschreiben, und in wenigen Tagen werde ich alles nach Leipzig senden. Vergessen Sie mir das Pantheon (oder Pandaemonium??)[3] ein kleines Drama, nicht; es wurde vor 8 oder 9 Jahren neu aufgelegt. Endlich mangelt denn mir noch der Schluß von meinem langen Aufsatz[4] über Lenz, oder vielmehr Göthe, den ich dann auch schnell befördern werde.

Verstimmt und verdrüßlich in alle Weise, so daß nichts von meinen Unternehmungen so vorrückt, wie es sollte. Noch diese Woche schicke ich Ihnen die Beschreibung der Kupfer, und die Einleitung zu den Werken[5]. Ich kann nicht ausdrücken, wie sehr ich über alles Verzögerte, oft über mein Leben verdrüßlich bin. Sie haben mir keine Probeblätter gesendet.

Ich hoffe denn bald auf die Sendung des übrigen Geldes, da ich bald große Rechnungen zu bezahlen habe.

Alles Glück zum Neuen Jahr Ihnen wünschend bin ich, oft krank und leidend, verstimmt und melankolisch

Ihr
ergebener Frd.
L. Tieck.

Dr[esden]
den 7. Januar
1828.

[1]) Die Gräfin Henriette Finckenstein war Tiecks langjährige treue Freundin, gestorben 1847.

[2]) Lenz, Jakob Michael Reinhold (1751—1792) aus Seßwegen in Livland, Goethes Freund und Studiengenosse in Straßburg, eine kraftgeniale Natur und einer der subjektivsten Dichter, den die Literaturgeschichte kennt, aber ohne

inneren Halt und festen Willen. Die letzten Lebensjahre brachte er, von Geisteskrankheit ergriffen, in Moskau zu und wurde in der Nacht vom 23. auf den 24. Mai 1792 in einer der Straßen tot aufgefunden.

Tieck gab Lenz „Gesammelte Schriften" im Jahre 1828 heraus (3 Bde. gedruckt und verlegt bei G. Reimer in Berlin), verfuhr aber hierbei ziemlich willkürlich und nachlässig trotz seiner großen Begeisterung für den „Stürmer und Dränger".

[3]) Pandaemonium germanicum. Eine Skizze von J. M. R. Lenz. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des verstorbenen Dichters herausgegeben. Nürnberg 1819 bei Friedrich Kampe.

Das P. ist eine in dramatische Form gekleidete Satire und voll Begeisterung für Goethe, der als lichtstrahlender Genius verherrlicht wird. Auch im dritten Bande der „Gesammelten Schriften" enthalten.

[4]) Der Aufsatz, eine Abhandlung über Goethe, ist in der Einleitung vorgenannter Schriften veröffentlicht.

[5]) Hierunter sind jedenfalls Tiecks eigene „Sämtliche Schriften" zu verstehen, die ebenfalls bei G. Reimer in Berlin, mit dem Jahre 1828 beginnend, erschienen, weswegen auch die Annahme, daß dieser Brief an seinen Verleger G. Reimer gerichtet ist, zutreffen dürfte.

Willy Cohn:

Es geht vorbei!

Und wie du jammerst und wie du klagst
Und wenn du tief im Herzen verzagst,
Es geht vorbei im Fluß der Zeit.

Du glaubst, du könntest es nicht überleben
Du würdest dich nie aus dem Leid erheben,
Auch endloses Leid heilt der Fluß der Zeit.

Alles verschwindet im Wechsel der Tage,
Lust und Freude, Hoffnung und Klage;
Stets ist bereit, alles zu mildern, der Fluß
der Zeit.

Bernhard Barber:

Villa Tiberius auf Capri.

Im Salone des Tiberius
Hab ich heute Platz genommen
— Rings umher die Winde brausen
Und die Seele schweigt beklommen.

Draußen tanzet Margherita
Wie man sagt la piu bella
Sämtlicher Capreserinnen
Meisterlich die Tarantella.

So einst tanzten hier die Scharen
Der Hetären um den Kaiser
Und das Schreien wurde greller,
Und das Singen wurde heiser.

Singend so des Todes harrten
Die einst mächtigen Hetären
Und der Kaiser ließ mit Steinen
Ihre Leiber dann beschweren.

Ließ ins Meer hinab sie werfen,
Daß sie niemals wiederkommen.
— — — — — — — —
Im Salone des Tiberius
Hab ich heute Platz genommen.

Draußen tanzet Margherita
Tarantella zum Entzücken
Und hier innen herrscht das Grausen
Auf antiken Mosaiken.

Und der Wind pfeift durch die Trümmer,
Der Salon liegt in Ruinen;
Mit dem Wind ertönt noch immer
Wehruf abgestürzter Phrynen.

Alter.

Die Menschen werden lau und lauer,
Die Menschen werden kalt und kälter,
Die Menschen werden grau und grauer,
Die Menschen werden alt und älter.

Die Menschen werden müd und müder,
Gar bald verblaßt der Trieb der Jugend,
Die Menschen werden prüd und prüder,
Das größte Laster kommt:
Die Tugend.

Dr. Susanna Rubinstein.

Zwei in Geistesnacht beschlossene Dichter.

Der erste dieser Beiden war Friedrich Hölderlin (geb. 1770 in Laufen im Württembergischen). Er war vorerst ein weichmütiger und schwärmerischer deutscher Jüngling, ehe er ein begeisterter Adept des Hellenentums wurde. Das Leben nahm er frühzeitig schwer; er war sinnend, träumerisch und flüchtete sich mit seinem weltfremden Einsamkeitsgefühl in die Natur, für die er — gleich Lenau — eine lebhafte Vorliebe und ein feines Verständnis besaß. Dies leuchtet aus der zarten Strophe hervor:

Ich verstand die Stille des Äthers,
Der Menschen Worte verstand ich nie,
Mich erzog der Wohllaut
Des säuselnden Hains
Und lieber lernte
Ich unter den Blumen.

Dieses weltflüchtige Aufgehen in der Natur bekundet schon, daß Hölderlin eine empfindsame und melancholische Seele war. Ein starker Zug der Zerfallenheit mit dem Weltgeschehen und mit sich selbst machte sich von Jugend auf bei ihm geltend. Sein hohes und ehrgeiziges Streben zerbröckelte an seiner Haltlosigkeit. Seine überschwenglich mächtige Phantasie zog ihn zu idealen Höhen empor und entfremdete ihn der Wirklichkeit. Damit hing es zusammen, daß es ihm an Fähigkeit zu handeln ganz und gar gebrach. Dieses Manko, das er wohl fühlte, wie das Selbsturteil, nicht diese Stufe des Schaffens erreichen zu können, die er ahnte und erstrebte, zehrte an ihn und lastete auf sein inneres Wesen. Ein Hauptgrund scheint darin gelegen zu sein, daß er nicht das wesenhafte des Motivs, sondern sekundäre Einzelheiten erfaßte. Goethe sagte von ihm, daß er zwar die Ingredienzien zu einem Dichter habe, aber doch kein echter Dichter sei.

Die Grundlage zu Hölderlins Bildungsgange legte die Klosterschule zu Maulbronn, in die er 1786 eintrat. Aber wichtiger als der Unterricht, den er hier genoß, war es für ihn, daß ihn hier — in so früher Jugend — Amors Geschoß traf, und dieses Geschoß lenkte auf sich Luise Nast, die Tochter des Klosterverwalters. In dem Mädchen, das er Stella nannte, ging ihm ein Sternlein am Horizonte seines Lebens auf. Aus den liebestrunkenen Exklamasionen in seinen Briefen über Luise, wie an Luise regt sich noch keine Ader der später antikgewendeten Richtung, es ist vorläufig noch der deutsche Jüngling, der sich in der Traumatmosphäre der blauen Blume Liebesenthusiasmus suggeriert.

„Der Sommer kam", schreibt Hölderlin einem Freund, „und mit ihm Leiden über meine Luise und mich . . . Bruder! Bruder! Es waren Tage, wo Zweifel in meiner Seele gegen den Lenker meines Schicksals aufstiegen . . . Ich hatte für einen Jammermonat eine selige Wunde, wo ich mit meiner Luise weinte."

Dies zeigt schon die trunkene Swärmerei eines phantasiegährenden Innern.

Im Herbst 1788 verläßt Hölderlin Maulbronn. Die Liebenden tauschen zum Abschied Gedichte aus, auch Luise sucht ihre Betrachtung rhythmisch zu prägen. Sie klagt:

Gott! wie wechseln doch die Stunden
Jetzt mit Freuden, dann mit Schmerz,
Kaum daß dich mein Herz gefunden,
Glaube mir, ein zärtlich Herz —
Lauert schon das bange Scheiden.

Auf diesen subjektiven Erguß antwortet er mit tröstender Wärme:

Laß sie drohen die Stürme der Leiden,
Laß trennen, der Trennung Jahre
Sie trennen uns nicht!

Seine hochwogende Liebesschwärmerei fing in Tübingen — trotz der Beteurung, daß die Jahre nicht trennen — allmählich an abzudämpfen. Hölderlin war seine überreiche Phantasie, die ihm alles schöner malte

ein hochschwebender edler Idealist, aber sowohl durch seine überreiche Phantasie, die ihm alles schöner malte als es sich in der Wirklichkeit verhält, sowie durch sein empfindsames Gemüt konnte er mit keinem Menschen zurecht kommen. Seine Reizbarkeit, die ihm eingebildete Leiden suggerierte, machte ihn mißtrauisch gegen Menschen und trennte ihn mehr und mehr von der Welt, nur im stillen Gehege der Natur und in Büchern fand er sein Leben. Luise ahnte seine hohe Gaben und war auch von seiner seltenen Schönheit bezaubert. Der junge Hölderlin war eine außergewöhnlich schöne Erscheinung. Die Tübinger Studenten nannten ihn den Apollo. Sein feines Profil mit dem nachdenklich träumerischen Ausdruck verlieh ihn einen höhern und idealen Stempel. Dazu kam sein vornehmer Anstand, und seine stets sorgfältige Kleidung. Dies alles bildete den Typus einer Persönlichkeit, die eine Zierde der besten Gesellschaft sein konnte.

Nach einigen vorangegangenen Briefen an Luise, in denen schon Widersprüche gegen seine frühere überschwengliche Zärtlichkeit eingestreut waren, kam 1790 der letzte Brief an sie. „Dank, tausend Dank, liebe Luise, für deinen zärtlich tröstenden Brief! Er hat mich wieder froh gemacht. Die Blumen machen mir unbeschreibliche Freude. Ich schicke dir den Ring und die Briefe zurück. Behalte sie wenigstens, Luise, als Andenken an jene seligen Tage, wo wir so ganz für uns lebten." Welch verworrene Gemütsäußerung! Welch krasse Unklarheit in sich selbst und welcher Mangel an Einsicht über die Wunde, die er einem reinen treuen Herzen schlug. Schließlich treibt er sein Gemisch von Teilnahme und grausamem Egoismus so weit, daß er sie bittet, einem andern die Hand zu reichen, er werde ihrem Glücke fröhlich zusehen. Sie werde dann erst einsehen, daß sie mit dem mürrischen, mißmutigen und kränkelnden Freund nicht hätte glücklich sein können. „Sieh Luise," fügt er hinzu, „ich will dir meine Schwachheit gestehen — der unüberwindliche Trübsinn in mir ist — unbefriedigter Ehrgeiz."

Dies ist also der Leichensermon einer jugendlichen Wertherliebe. Naiv, wie er in seinem Liebesenthusiasmus war, ist er es auch in seiner selbstsüchtigen Grausamkeit. Naiv, aber nicht von unbefangener Naivität, sondern naiv durch eine in sich verlorene Anschauung.

Luisens Zärtlichkeit für Hölderlin hielt so lange Stand als sie doch noch die Hoffnung hegte, daß der, den sie über alles liebte, sie unmöglich kalten Herzens verstoßen würde; als sie sich allmählich doch ihrer Verlassenheit bewußt wurde, erfolgte der Umschlag vor Schmerz zur Verbitterung; statt der frühern Trostesworte kamen jetzt Vorwürfe an ihn. In der Entrüstung über seine Treulosigkeit fand sie mit der Zeit die Heilkraft und die Befreiung von ihrem dreijährigen Liebesvertrauen. Luise starb als verheiratete Frau wenige Jahre vor Hölderlin. Die schwere Tragik seines Schicksals warf einen versöhnenden Schein auf ihre betrogene Jugendliebe.

Nach dem Verrat an Luise war Hölderlins Herz doch nicht so ausgebrannt, daß es nicht noch während der Tübinger Studienzeit zum zweiten Mal in erotisches Feuer aufging. Diesmal hatte es ihm die 16jährige Elise Lebret, Tochter des Theologieprofessors angetan. Zunächst neuerdings himmelhoch jauchzende Schwärmerei, darauf folgte nach ernster Überlegung eine reserviertere Haltung. „Ich bin zu einem Stocker ewig verdorben," sagte er von sich. Er konnte dies um so eher sagen als sein Herz beständig in Ebbe und Flut war. Nachdem es diesem Rhythmus im Verkehr mit Elise ein Jahr lang fortging, kam er zum Selbsturteil, daß er dazu neige, in andere sein Ideal willkürlich zu übertragen und sie zu sehen, wie er sie zu sehen wünscht. In diesen Worten — könnte man sagen — liegt der Grund und der Kanon aller Liebesillusionen und aller Liebesenttäuschungen. „Ich soll wahrscheinlich nie lieben als im Traume," schreibt er seinem Jugendfreund. Es kam anders. Das Schicksal rollte erst die große Tragik seines Liebeslebens beim Eintritt in das Haus Gontard in Frankfurt a. M. auf. In diesem Hause nahm er zum zweiten Mal eine Hofmeisterstelle ein. Das erste Mal hatte er sie bei Charlotte v. Kalb bekleidet, wohin ihm Schiller empfahl. Mit dem Eintritt in das Haus Gontard wurde Hölderlin eine andere Persönlichkeit oder vielmehr er reifte in seiner Selbstheit erst jetzt aus. Seine ernste Denkrichtung, seine vorwaltende Gefühlstiefe kamen erst hier recht zu Tage. Hölderlin besaß auch erhebliche philosophische Kenntnisse. Er soll auch über philosophische Probleme Arbeiten gemacht haben, doch wurden diese nicht bekannt, hingegen ist es bekannt, daß er mit Schelling und Hegel befreundet war, daß er in Jena Fichte hörte, daß er daselbst auch mit Schiller verkehrte, dessen großer Geist ihn aber bedrückt, obgleich der hochsinnige Dichter sich seiner wohlwollend annahm. Kants Philosophie war ihm ebenfalls nicht fremd, allein von allen diesen philosophischen Systemen zog ihn keins so an, wie der Pantheismus Spinozas; diesem schloß er sich aber auch nicht restlos an, sondern er sapponierte einen göttlichen Urgrund dem pantheistischen Weltbilde.

Das elegant montierte Haus Gontard genoß ein so großes gesellschaftliches Ansehen, daß Frau v. Staël als Reiseerinnerung schrieb: Frankfort est une forte belle ville, ou tout le monde s'appelle Gontard." Das Ehepaar, das diesem Hause vorstand, war von sehr ungleicher Beschaffenheit. Herr Gontard war ein einäugiger Börsen-

krösus, von untergeordneter Bildung und dadurch von protzenhaftem Dünkel auf sein stattliches Vermögen. Zu diesem steuerte auch die reiche Mitgift seiner Frau bei, einer Hamburgerin namens Susette Borkenstein. Diese die ihre Ehe mit 17 Jahren einging, war in allem der vollständige Gegensatz ihres Gatten. Sie galt als eine große Schönheit griechischer Art, dazu besaß sie eine vielseitige und feine Bildung. Sie war voll Gemüt und ihr Betragen war eben so zart wie hoheitsvoll. Als Hölderlin die Hofmeisterstelle bei ihrem 8jährigen Knaben antrat, war sie bereits 10 Jahre verheiratet. Zwischen Hölderlin und Diotima — so taufte er sie als seine Muse um — entspann sich ein lebhafter geistiger Verkehr. In Diotima lernte Hölderlin die erste Frau mit regem geistigen Interesse kennen. Über die Art seiner Gefühle für sie war man nicht sogleich klar. Er schrieb erst seinem Freund von einer ewig fröhlichen heiligen Freundschaft. Sonach wäre es also eine bewundernde Verehrung. Nach dem Bilde aber, das er bei einer spätern Gelegenheit von ihr entwirft, ist sie ein einzig dastehendes unerreichtes Ideal. Er schreibt seinem Freunde: „Ich bin in einer neuen Welt. Ich konnte sonst glauben, ich wisse was schön und gut sei, aber seit ich es sehe, möchte ich lachen über mein Wissen. Lieber Freund, es gibt ein Wesen auf der Welt, woran mein Geist Jahrtausende verweilen kann und wird." Nach dem Ausdruck, daß sein Geist jahrtausende vor diesem Wesen verweilen „wird", hat er an Palingenesis glauben müssen, diese aus dem Orient übernommene Ansicht, stimmt nicht zur Anhänglichkeit an Spinozas Lehre. „Lieblichkeit und Hoheit," fährt er in seiner Mitteilung fort, „Ruhe und Leben, Geist und Gemüt und Gestalt, sind ein seliges Eins in diesem Wesen. Du kannst mir glauben, daß selten so etwas geahnt und schwerlich wiedergefunden wird auf dieser Welt." Und die Äußerung in einem andern Briefe: „Mein Schönheitssinn ist nun vor Störung sicher. Er orientiert sich ewig vor diesem Madonnenkopf. Mein Verstand geht in die Schule bei ihr und mein uneinig Gemüt besänftigt und erheitert sich täglich in ihrem genügsamen Frieden." Allein, auch hier trat bald eine Wendung nach dem ewigen Schicksalslos ein: Daß es dem Menschen nicht ungestraft wohl werden soll. Der Dämon, der diese Sentenz an Hölderlin verwirklichte, war Gontard. Dieser geistig untergeordnete Geldprotzer hatte für Wissenschaft keinen Sinn, seine Parole war: l'affaire avant tout." Es ist wohl anzunehmen, daß ein Klatsch die Verehrung, welche der Hofmeister für seine Gattin hegte zu seinen Ohren trug und dies seine hochmütige Behandlung zur Rohheit gegen den äußerst zartempfindenden Hölderlin steigerte. Dieser war zunehmend von Liebe und Haß zerrissen. In einem Briefe an seinen Bruder, in welchem er das stille Feuer der klassischen Alten rühmt, knüpft er daran die schmerzvolle Bemerkung: „Wer vermag sein Herz in einer schönen Grenze zu halten, wenn die Welt auf ihn mit Fäusten einschlägt." Er hegte oft die Absicht, das Haus und Frankfurt zu verlassen, allein seiner innern Zerklüftung und seiner Weichherzigkeit fiel jede Tathandlung schwer. Es sprach auch dabei seine Unsicherheit mit, sich praktisch in der Welt zurecht zu finden. Zudem litt er nicht bloß durch sein gekränktes Ehrgefühl „Wenn ich sprechen wollte, müßte ich meine Seele ausweinen," schrieb er seinem Bruder, sondern er empfand auch ein schmerzliches Gefühl darüber, daß diese hochsinnige Frau an den trivialen und rohen Gatten gefesselt sei. In den Gedichten an Diotima findet sich die Strophe:

Du heilig Leben! Welkest hinweg und schweigst,
Denn ach, vergebens bei Barbaren
Suchst du die deine im Sonnenlicht.

Auf die verschwiegenen Seelenkämpfe und die stillnagenden Widersprüche, in die Diotima durch den Eintritt Hölderlins in ihre Lebenssphäre versetzt wurde, bezieht sich sein Gedicht „Abbitte":

Heilig Wesen! gestört hab ich die goldene
Götterruhe dir oft, und der geheimeren
Tieferen Schmerzen des Lebens
Hast du manche gelernt von mir.

O vergiß es, vergib! Gleich dem Gewölke dort
Vor dem friedlichen Mond, geh ich dahin und du
Ruhst und glänzest in deiner
Schöne wieder, du süßes Licht!

Nach einer Überlieferung hat das fortgesetzt rohe und brutale Vorgehen Gontards Hölderlin das Verbleiben unmöglich gemacht, nach dreijährigem Aufenthalt verließ er das Haus Frankfurt. Auf die maßlose Brutalität Gontards gegen den feinsinnigen Hölderlin bezieht sich auch die Stelle, die in der Dichtung Diotiman an Hyperion richtet: „Wem einmal wie dir, die ganze Seele beleidigt war, der ruht nicht mehr in einzelner Freude; wer so wie du das fade Nichts gefühlt, erheitert im höchsten Geist sich nur, wer so den Tod erfaßt, wie du, erholt allein sich unter den Göttern."

Hyperion*), die noch jetzt bekannte Schöpfung Hölderlins, ist zugleich Dichtung und Autobiographie. Als Dichtung läßt es sich keiner Poesiegattung einreihen. Es ist ein Gebilde sui generes. Hyperion ist eine zauberische Elegie der Liebe, ein hinreißend dithyrambischer Preis der Liebeswonne und zugleich auch eine abgrundstiefe

*) Hyperion erschien, durch Schillers Vermittelung 1797 bei Cotta: ein Jahr darauf gab derselbe Verlag den zweiten Teil heraus.

Lebensklage. Hyperion hat außer dem überwiegenden erotisch-biographischen auch einen knappen historischen Inhalt. Der heldenhafte Teil besteht darin, daß Hyperion, der mit Begeisterung für das klassische Altertum erfüllt ist, als Freiheitskämpfer für die Griechen gegen die Türken in Krieg zieht. Das überschwenglich trunkene Liebesgefühl für Diotima ergießt Hyperion, in zauberisch phantasiegetränkter Sprache, in seinen brieflichen Mitteilungen an Bollarmin. „Ach, heiße zitternde Wonne durchlief mein Wesen," schreibt er „und Taumel und Toben war in meinen Sinnen. Und die Herzensluft so traurig neben ihr zu stehen. Was ist alles, was die Menschen in Jahrtausenden dachten und taten gegen einen Augenblick der Liebe."

Trotzdem daß diese ätherisch süße und leidensvolle Dichtung im ganzen das innere Abbild des in sich durchwühlten Dichters ist, so geht doch gegen Schluß der Parallismus auseinander. In Hyperions Schwelgen in der Erinnerung an Griechenlands großer klassischer Vergangenheit, stimmt Diotima vollauf ein. Und als der Krieg zwischen Griechen und Türken ausbrach, ermuntert sie ihn als Erzieher und Beispiel des Volkes ins Feld zu ziehen. „Handle du, ich will es still tragen." Nach der Niederlage der Griechen verdüsterte sein Gemüt bis zu apathischer Unempfindlichkeit. Der Schluß dieser schwungvollen und phantastischen Dichtung ist matt und effektlos. Hyperions Liebe geht in der Verzweiflung über das in Knechtschaft geratene Griechenvolk unter. Und Diotima siecht in hoffnungslosem Schmerz über die Trennung vom Geliebten dahin.

Der wirkliche Lebensabschluß des historischen Hölderlin war jedenfalls erschütternder. Über die Ursache seiner Umnachtung besitzt man keine Klarheit. Aus Hauptwyl, wo er zuletzt dritte Hofmeisterstelle angenommen hatte, kam er plötzlich in wenigen Monaten vollständig verändert nach Deutschland. Die Annahme, daß Diotimas plötzlicher Tod die Ursache seiner plötzlichen Abreise aus der Schweiz gewesen sei — stimmt mit den Daten nicht, denn er war am 7. Juni 1802 in Straßburg, während Diotima am 22. desselben Monates starb. In seiner langen geistigen Umnachtung (er schied 1843 aus dem Leben) schwebte ihm ihr Bild stets vor und er schrieb wirre Gedichte an sie.

Hölderlin war ein sinniger und schmerzgeweihter Dichter. Vielleicht lag es an seiner maßlosen und sprudelnden Phantasie, daß er sich zu keiner rationellen Tätigkeit sammeln konnte, daß sein Wissensdrang nach dem Himmel strebte, während er aus den Schranken seiner Persönlichkeit nicht heraus konnte. Er litt von dem Bewußtsein seiner Bewegung und meinte, sie läge darin, weil die Welt ihn von früher Jugend in sich zurückgescheut hatte. Die mit von der Phantasie erfaßte Welt des klassischen Altertums war auch eine Verstiegenheit, die ihn von der Wirklichkeit abzöge. Er selbst urteilt über seine Verfassung:

Zu mächtig, ach! zu himmlischen Höhen zieht
Ihr mich empor; bei Stürmen und heitern Tag
Fühl ich verzehrend euch am Busen
Wechseln ihr wandelnden Götterkräfte.

* *
*

Der zweite Dichter, der sein Leben in geistiger Umnachtung beschloß, ist Nikolaus Lenau. (Niembsch v. Strelenau war 1802 in einem ungarischen Dorfe geboren.) Hölderlin hatte um die Zeit, als Lenau das Licht der Welt erblickte, den Kreislauf seines Lebens bis zum Eintritt der Geistesnacht durchgekämpft. Nicht nur in dieser traurigen Schicksalswendung, sondern überhaupt besteht zwischen diesen beiden Lyrikern mannigfaltiger Analogien als in der übrigen literarischen Welt. Der seelische Grundton beider ist tiefe weltverzweifelnde Schwermut. Beide meiden das Getriebe der Welt und sind der besänftigenden Weihe der Natur hingegeben. Beide sind weiche und des Handelns unfähige Charaktere, letzteres läßt sich auf die Vorherrschaft der Phantasie über schwache Willenskraft und schwaches praktisches Urteil zurückführen. Neben diesen immanenten kommen noch zufällige Schicksalsähnlichkeiten, so sind beide unter der verzärtelnden und verweichenden Obsorge der Mütter und ohne strammere Leitung der frühverstorbenen Väter aufgewachsen, indes hingen beide mit der zärtlichsten Liebe an ihrer Mutter. Die seltnere und erschütternde Schicksalsähnlichkeit zwischen ihnen ist die: daß sie durch verzehrende Leidenschaft für verheirateten Frauen und Mütter in geistiger Umnachtung endigten. Neben diesen vielfachen Analogien finden sich auch heteroge Züge. Diese betreffen vor allem die poetischen Leistungen. Lenau ist ein romantischer Jeremias der über das Leiden des Lebens klagt; er ist ein moderner Lyriker. Hölderlin ist ein Barde auf den Ruinen der hellinischen Größe; er ist ein antikisierter Lyriker. Beide haben wieder das gemein daß sie in ihren Empfindungen subjektivisch eingekeilt sind sie nicht generalisieren können. Der Blick in das Große, Allgemeine fehlte Hölderlin schon ganz besonders, darin wird mit der Grund liegen, daß ihre Leidenschaften so viel Gewalt über sie hatte. Lenau bezeichnete seine innere Verfassung mit den Worten: daß der Kompaß seiner Seele immer zurück zielt nach dem Schmerz des Lebens. Er war ein unausgeglichener Charakter, dem es durchaus an Harmonie fehlte. Doch über die gezerrten und wider-

strebenden Empfindungen thronte eine edle Seele und hervorragender Geist. Wenn auch nicht in dem Maß wie bei Hölderlin, so war doch bei ihm die Phantasie stark entwickelt. Indem Vorwiegen der Phantasie über die Willenskraft lag der Hauptgrund seines zerfahrenen und verzettelten Bildungsganges, sowohl die Wahl der Berufe und der Schulen wechselte er wiederholt und kam zu keinem Abschluß und keinem Ziel. Darin war Hölderlin konsequenter. Hingegen trug seine Phantasie zu seinem großen und seltenen Vorzug bei, die Naturphysiognomie zu erfassen. Während der vier Jahre — von 1823 — die er in Wien Medizin studierte — allerdings ohne Prüfungsresultat — traf den 21jährigen zum ersten Mal Amors Pfeil. Er erglühte für die 15jährige Tochter einer Hausmeisterin, die schön, doch unkultiviert und leichtfertig war. Es war also eine ähnliche jugendliche Liebesepisode wie die zwischen Hölderlin und Luise. Doch besaß Berta Hauer nichts von dem tiefen Gemüt und den biedern Charakter Luisens. Lenau liebte sie, gleichwohl zärtlich, und als sich nach drei Jahren das Verhältnis löste, weil sie sich einem reichern hingab, litt er schwer von dieser Enttäuschung über die er lange nicht hinweg kommen konnte. Dem Wehgefühl über den Ausgang dieses Verhältnisses entstammen einige der schönsten Gedichte, so das Gedicht „An die Wolke" und der vollendet schöne Zyklus „Die Waldkapelle". Diesen Zyklus darf man wohl als Lenaus zauberischste Dichtung ansehen. Wieder ein Beweis, daß man im Schmerz wächst, wenn er eben nicht einen Grad erreicht, der die Kraft bricht. In dieser Dichuntg treten schon aufs Glänzendste zwei Punkte, die Lenaus Schaffen charakterisieren, diese sind: Stimmungseffekte hervorzubringen, die eine bezwingende und erschütternde Gewalt auf das Herz üben; und zweitens, die Seelenzustände durch die äußeren Naturbilder zu symbolisieren. In dieser Dichtung, in der er die Zustände eines durch Untreue zum Wahnsinn entwickelt, ist der Rhythmus der innern Vorgänge des Unglücklichen durch sinnige und farbenvolle äußere Szenerien symbolisiert. In dieser Gabe, die ein äußerst scharfsinniges und liebevolles Eingehen in die Natureinzelheiten erfordern, besaß Lenau eine unvergleichliche Meisterschaft. Darin vermag ihm Hölderlin nicht standzuhalten, so viel auch diesem die Natur galt, aber er konnte nicht ihre Hyrogliphen lesen, sie war ihm, durch ihr unerschütterliches Sein lediglich ein Palliativ gegen die Brandungen seiner Seele, sie hatte keine mystische Sprache für ihn, dies ist vielleicht auch hellenisch. Ein Jahr nach dem schmerzvollen Bruch mit Berta, traf den Dichter der schwerste Verlust seines Lebens, er verlor seine innigst geliebte Mutter. Den pietätvollen Kultus, den er ihr widmete, spricht aus vielen in seinen Dichtungen eingestreuten Stellen, doch direkt nur ihrem Andenken gewidmet, ist das Gedicht „Zuflucht", in dem er das Mutterherz des Trostes reinste Quelle nennt und das Gedicht „Der offene Schrank". Der Sohn steht traurig vor dem Gedenkzeichen ihrer Lebensbetätigung, vor dem aufgeschlagenen Gebetbuch und vor den Rechnungen von ihrer Hand. Im Jahre 1831 reiste er von Wien nach Stuttgart, wo er im Hause des Dichters Schwab und im feingebildeten Kreis des Hofrats Reinbeck die herzlichste Aufnahme fand. In diesem Kreis überkam ihn aufs neue die Zaubermacht der Liebe, und die sie erweckte, war Lotte Gmelin, ein sinniges, reizendes und ideal veranlagtes Mädchen. Also wieder eine Schicksals-Konkordanz mit Hölderlin, wie bei diesem, so ging auch bei Lenau eine zweimalige Liebesangelegenheit der großen tragischen Liebeskatastrophe voran. Lenau äußerte gegen einen Freund: daß er das Mädchen unaussprechlich liebe, aber der Dämon des Unglücks habe sich in sein Herz begeben. Auf Lotte Gmelin beziehen sich die durch zarte Schönheit und Natursinnigkeit herzbezwingenden „Schilflieder". Wehmütig zarte Stimmung spricht aus diesem:

Ohne Wunsch.

Ja, mich rührt dein Angesicht
Und dein Herz, das liebevolle,
Aber, Mädchen, glaube nicht,
Daß ich dich besitzen wolle.

Kommst mir durch die Seele wie
Ein süßholdes Lied gedrungen,
Aber wie die Melodie
Mußt du wieder sein verklungen.

usw. usw. usw.

Dies der Schlußvers der Schilflieder:

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet.

Im Jahre 1833 kurz darauf nach dem Lenau von der amerikanischen Reise enttäuscht und unmutig heimkehrte, lernte er — als Dreißigjähriger — in Wien Sophie v. Löwenthal kennen und in ihr ging ihm der Planet seiner Herzenszone auf. In den Banden dieser Frau rang er nun in verzehrender und hoffnungsloser Liebe lange Jahre. Sophie v. Löwenthal war eine anmutige und geistig hervorragende Frau. Der praktisch klare Verstand war in ihr vorherrschend. Ihr Gatte Max v.

Löwenthal, war ein edelgesinnter wohlhabender Mann, von großer durch weite Reisen erworbener Weltkenntnis; er war auch vielfach literarisch tätig. Sophie war in ihrem häuslichen Verhältnis durchaus achtungswert, sie räumte ihrem Gatten jede Störung aus dem Wege und war — wie Diotima — eine besonders fürsorgliche Mutter. Ein versengendes Liebesfeuer entzündete sich im Herzen des Dichters für diese reichbegabte Frau. Aber auch er übte auf sie eine magische Anziehung. Trotz seiner untersetzten Gestalt und seiner vorgebeugten Haltung, gewann Lenau die Gunst und das Interesse der Frauen. Durch den Ausdruck seiner tiefen Schwermut, wie durch die Feinheit seiner Umgangsformen. Bei aller Ähnlichkeit fand auch große Verschiedenheit in den tragischen Liebesstrophen von Hölderlin und Lenau statt. Das Verhältnis des ersteren schwebte über die Erdenniederung, als reiner Hymnus zum blauen Äther empor. Es sind unendlich zart gesponnene Herzenstöne, die hier ineinander weben. In diesem Verhältnis kann auch weniger von Verschulden gegen den brutalen beschränkten Gatten die Rede sein. Das Verhältnis von Hölderlin und Diotima gehört einer poesievollen und reinern Sphäre an, als das in brennenden Gluten und menschlichen Aufruhr getauchte von Lenau und Sophie. Hier war, sowohl von Lenau, als Freund, wie von Sophie die Haltung gegen Max nicht tadelfrei. „Der gute Max muß geschont werden", sagte Lenau. Und damit der gute Max gesühnt werde, schrieb er — nach Mitteilung von Ludwig August Franke — zweierlei Briefe, solche, die dem guten Max unter die Augen gespielt werden konnten und solche, die nur für Sophie gehörten. Dieses doppelte Manöver gereicht weder zum Vorteil des Freundes noch der Gattin. Obzwar Sophie eine reichhaltige Persönlichkeit war und anziehende Züge für die dichterische Palette bieten konnte, so vermochte sie doch nicht Lenaus mangelnde Gestaltungskraft zu beleben. Er bietet von ihr kein Bild, wie es Hölderlin mit so ideal prägnanten Zügen von Diotima zeichnete. Auch die Gedichte an Sophie sind ohne höhern, wenigstens ohne idealen Gehalt, es sind in brennenden erotischen Gluten getränkte Wirklichkeits-Zustände. Wie beispielsweise das Gedicht:

An.

Ach wärst du mein, es wär ein schönes Leben,
So aber ist's Entsagen nur und Trauern,
Nur ein verlorenes Grollen und Bedauern;
Ich kann es meinem Schicksal nicht vergeben.

Undank tut wohl und jedes Leid der Erde;
Ja! Freunde in Särgen, Leich an Leiche,
Sind ein gelinder Gram, wenn ich's vergleiche
Dem Gram, daß ich dich nie besitzen werde.

Hier fehlt ganz die Erhebung in die Überweltlichkeit, in die die Gefühlsbebungen Hölderlins ausströmen. Lenau ist ganz in seiner erotisch erregten Subjektivität gebannt. Auf den Höhestand seiner versenkenden und verzehrenden Leidenschaft zu Sophie sagte er allerdings, daß die Liebe zur Frömmigkeit führe, allein der Hintergrund dieser Frömmigkeit war, daß ihm Sophie im Jenseits ganz angehören werde.

Es kehrt zu seinem Heiligtume
Das sturmverschlagene Herz und glaubt;
Es richtet die geknickte Blume
Der Liebe auf ihr müdes Haupt.

Doch der Glaube des Herzens ging später in eine pantheistische Weltanschauung unter. In den prachtvollen Waldliedern verbindet der Dichter die Erinnerung an die Naturschönheit von Tokai, mit der erwachten pantheistischen Gesinnung zu einem zauberischen Gesang.

Natur! will dir ans Herz mich legen!
Verzeih! daß ich dich konnte meiden.
usw. usw. usw.

und an einer anderen Stelle singt er vom Wald:

Hier quillt die träumerische,
Urjugendliche Frische
In ahnungsvoller Hülle
Die ganze Lebensfülle.

Es rauscht wie ein Träumen
Von Liedern in den Bäumen
Und mit den Wellen ziehen
Verhüllte Melodien.

Der entschieden pantheistische Geist in den Waldliedern ist darin ausgesprochen: daß „alles Sterben und Vergehen nur ein heimlich still vergnügtes Tauschen ist".

In dem kochenden Lavastrom für Sophie mündeten in der Folge noch zwei andere Liebesepisoden ein; die eine betraf die gefeierte dramatische Sängerin, Karoline Unger. Hier war die Kunst der vermittelnde Faktor; Lenau war ebenso Virtuos auf der Geige wie Hölderlin auf der weichen lyrischen Flöte. Der kunstsinnige Dichter äußerte gegen Sophie (schwerlich zu ihrer Freude), daß er nur am Grabe seiner Mutter so geweint habe wie als er die Unger in Belisario hörte. Die Begeisterung vertönte allgemach und der Heiratsplan verlief im Sand. Lenau war in Liebessachen etwas wie ein Abklatsch vom großen Liebesvirtuosen Goethe. Er fing noch einmal Feuer und Flamme für ein Frankfurter Fräulein, namens Marie Berends.

Diesmal gedieh die Sache bis zur Verlobung. Allein, die furchtbaren Aufregungen, in denen ihn diese Abschweifungen, bei allem Fortbestand der Leidenschaft für Sophie versetzten, haben wohl dazu beigetragen, ihn in Geistesnacht zu stürzen. Einen Begriff seines durchwühlten aufrührerischen Innern bringt der Umstand bei, daß während er seiner Braut Marie schrieb: „Du bist mein unabläßiger wonniger Gedanke. Ich liebe dich über allen Ausdruck." Schrieb er kurz darauf (28. September) an Sophie: „Meine Gesinnung ist gegen Sie, teure Sophie, unwandelbar und durch die tiefsten Leiden verbürgt und geweiht. Meine Gesundheit leidet fortwährend unter großer Aufregung der Nerven." Und nachher (am 15. Oktober) schrieb er an dieselbe: „Es gibt für uns alle keinen Ausweg, keine Versöhnung, kein Heil, als daß ich das Mädchen heirate. — — Was meine Gesinnung gegen Sie betrifft, liebe Sophie, so kann es kein Unrecht gegen meine Braut sein, die ich doch erst seit kurzem kenne, wenn ich sage, daß in allen Stürmen meiner Leiden nur Ihr Bild nicht wankte." Doch wankten die Gefühlswogen seines ganzen Innern, wie die Wellen eines stürmischen Meeres. Und dieses allgemeine Wanken und Schwanken führte im Herbst 1844 in Stuttgart die traurige Katastrophe seiner geistigen Zerstörung herbei, die zur Überführung in die Irrenanstalt in Oberdöbling bei Wien nötigte. Hier endigte am 22. August 1850 der Tod sein leidgequältes Leben.

Gerda v. Robertus (Dresden):

Mein totes Lieb.

Eisige Stürme schauern
Durch die Novembernacht —
Meine Sehnsucht in Trauern
An deinem Grabe wacht.

Nicht auf schwellendem Pfühle
Mag ich gebettet sein,
Wenn du in Sturm und Regen
Frierst in hartem Schrein.

Unter der feuchten Erde
Ist dir dein Lager gericht't,
Da keiner wärmenden Sonne
Strahl das Dunkel durchbricht!

Deine leuchtende Schönheit
Wüster Zerstörung Raub!
Nach dem urew'gen Gesetze:
Staub soll werden zu Staub . . .

Finstere Schatten geistern
Durch der Grabstätten Reihn —
Ruhe kann ich nicht finden,
Weiß ich dich so allein!

Eisige Stürme schauern
Durch die Novembernacht —
Meine Sehnsucht in Trauern
An deinem Grabe wacht.

Marta Karsch:

Wintermorgen.

Auf den Dächern ruhte schwer der Schnee,
Eine strenge, harte, reine Masse,
Leuchtend weit in ihrem herben Weiß. —
An dem Himmel stand des Mondes Rundung
Voll und satt in einem frohen Gelb,
Wie's die Ähren auf dem Felde haben,
Eh die Sonne sie zur Reife küßt. —
Und der ganze Morgenhimmel war
Wie mit zartem Pinsel abgetönt,
Den ein Künstler liebend hat geführt. —
Nicht das Rot von Rosen war's und Blut,
War das Rot von viel geküßten Lippen;
Und das Lichtblau, das daneben stand,
Legte sich wie leichte Schleier scheu
Über das gedämpfte Sehnsuchtsrot. —
Dieses Rot und dieses sanfte Blau
Und des Mondes frohes Gelb darüber,
Seufzten, lachten an dem Morgenhimmel.
Über grämlich schneebedeckten Dächern
Und dem fremden toten Weiß der Welt,
Sangen lautlos sie dem Leben Trumpf.

Ein Brief.

Der Brief war lang, war volle sechs Seiten;
Hastig ließ ich die Feder gleiten,
Und bei jedem Tröpflein von Tintennaß
All das, was an meiner Seele fraß
Fiel aufs weiße Blatt in schwarzen Zeichen
Und gab dir mein ganzes Leid zu eigen,
Den Kummer aus Nächten, das Quälen von
Tagen
Hat die Feder alles zusammengetragen.
Verweinte Frauen ließ ich sie schreiten
Durch den langen Brief von vollen sechs Seiten
Und da er nun fort, der lange Brief,
Glaubt ihr, daß mir das Leid nun schlief?
Das alte stiller, kam schon das neue,
Ging tief in Schwarz und nannte sich Reue.
Das ließ die Sätze mir auferstehn
Und in anderm grausamen Lichte sehn,
Die Sätze, die in dem Brief gestanden
Und die meine tausend Ängsten bekannten.
„Dein Weh zu stillen tatst du ihm an
Weh, wie's nicht schwerer getan sein kann.
Oder meinst du, daß Argwohn und Zweifel nicht
kränken?"
Nun muß ich immer und immer dran denken,
Daß in dem volle sechs Seiten langen Brief
Für dich noch größerer Kummer schlief
Als ich ihn selber empfunden —
Und in den grauen Saum vom Leid
Taucht tief mir der Reue Trauerkleid,
Stunden um Stunden.

Bild deiner Seele.

Weißt du, was ich dachte? Deine Seele
Ist ein Wald mit hohen schlanken Säulen,
Mit den schlanken Säulen der Gedanken,
Die empor zu schönem Lichte streben.
Hebe ich nun meine Stimm' zu dir,
Rauscht es Antwort mir mit vollen Zweigen,
Und hervor aus schlanken Säulen geht
Klingend mir das Echo meiner Worte.
Weißt du, was ich denke? Deine Seele,
Wohl ist sie ein Wald mit schlanken Säulen,
Doch die Säulen stehen eng beisammen,
Die Gedanken, die dich mir entfernen.
Fange ich nun an, um dich zu rufen,
Dringt kein Ton durch die geschloss'nen Kronen
Und hervor aus schlanken Säulen geht
Nimmer mir ein Nachhall meiner Worte:
Denn das liebe Echo ist gestorben.

Das Leben.

Eine Blüte ist das Leben,
Voll und reich wie eine Strahlenblume,
Wo sich ungezählte Blätter reihn.
Aber jeder Tag, der schlafen geht,
Pflückt ein solches feines Strählchen ab,
Bis die Üpp'ge schmal und schmaler wird —
Und wir müssen schweigend es erdulden.

A. Fritsch-Weidenrieth (Wien):

Nebel.

Wellen schlägt der nahe Weiher,
Nebelschwaden lagern schwer
Auf der Erde. Drüber her
Liegt des Mondes fahler Schleier.

Windes Flügel sich entfalten
In dem Nebellabyrinth,
Spielend formt der kühle Wind
Hohe, schwanke Spukgestalten.

Und jetzt regt sich das Gebilde
Wie zum kühnen Höhenflug —
Und ein düst'rer Geisterzug
Wallt durchs nächtliche Gefilde . . .

Margarete Faust:

Ausversehen.

Skizze.

„Ist dieser eine, einzige Wunsch denn wirklich so unerfüllbar, Margot?“ fragte Mischka endlich nach einer langen schwülen Pause im Gespräche und beugte sich tief zu dem schweigenden Mädchen hinüber, um aus den feuchtschimmernden Nixenaugen die Gewährung seiner Bitte zu lesen. Doch ihre Blicke wichen ihm aus; statt einer Antwort seufzte sie tief auf und unterzog ihre Fingernägel einer genauen Betrachtung. Er beobachtete sie unverwandt, halb andächtig und halb forschend, aber keine Miene ihres Gesichts, das nur ein wenig bleicher als gewöhnlich war, verriet etwas von dem, was in ihr vorging.

Der kalte Wintertag hatte Margot, wie schon oft, zu einer gemütlichen Tasse Thee in Mischkas Zimmer geführt, das ihr so lieb und traulich vorkam, obwohl sie sich nicht verhehlen konnte, daß es ohne all die Kleinigkeiten, durch die er den engen vier Wänden das Gepräge seiner Persönlichkeit gegeben hatte, ebenso nüchtern, häßlich und geschmacklos wirken mußte, als andre „möblierte“ Zimmer. Doch sie mochte nicht in lärm- und raucherfüllte Lokale mit ihm gehen; sie sah den Freund ja so selten und wollte ihn dann wenigstens ganz für sich allein haben. Nicht er hatte sie zu sich eingeladen; er wollte die ritterliche Zurückhaltung, die er sich ihr gegenüber auferlegte, nicht aufgeben, befürchtend, sie möchte in ihrem Vertrauen zu ihm wankend werden. Aber eben aus diesem Vertrauen heraus hatte sie selbst sich bei ihm mit heiteren Scherzreden zum five o'clock tea angesagt und war in der Dämmerung des Spätnachmittags dichtverschleiert zu ihm gekommen. Wie sollte sie auch nicht? Gab es doch auf der weiten Welt niemand, der ihr und ihren kleinen Sorgen und Leiden soviel Interesse und Verständnis entgegenbrachte wie er.

Auch heute hatten sie sich beim matten Scheine der Hängelampe die Stunden mit fröhlichem Geplauder vertrieben, er hatte ihr allerhand Lieder vorgesungen, süße, fremde Melodien, die sie nicht kannte, sie hatte ihm aus Lenau, ihrem Lieblingsdichter vorgelesen, dann hatten sie sich eine Weile schweigend angesehen und sich schließlich, in aufwallender Glückseligkeit über den Reichtum, mit dem sie sich gegenseitig überschütteten, geküßt. Es war dies nicht das erste Mal, aber heute gab Mischka sie nicht sogleich wieder frei. „Laß mich dein Herz küssen,“ bat er leise. Sie schüttelte heftig den Kopf und wandte sich ab.

Nun saßen sie sich schon eine geraume Weile wortlos gegenüber, er vergeblich bemüht, in ihren Zügen zu lesen, sie noch immer in die Betrachtung ihrer Fingernägel versunken. Und doch jagten ihr die Gedanken in wilder Flucht durch den Kopf, der schmerzend fast zu zerspringen drohte. Mischkas Wunsch kam ihr nicht überraschend, aber er erfüllte sie mit bebender Angst. Sie wußte es nur zu gut, sagte sie ja, so war das der Anfang vom Ende. Und doch — wie glücklich würde sie ihn machen! Sie malte sich den jauchzenden Überschwang seiner Freude aus und sah rasch zu ihm hinüber. Seine Augen hingen an ihrem Munde: „Nun, Margot?“ Ein schwerer Atemzug: „Ja!“ Er unterdrückte einen Jubelschrei und wollte ihr die Knöpfe der weißen Wollbluse aufmachen. „Noch nicht,“ bat sie abwehrend, „das Licht ist zu hell.“ Sie trat zur Lampe und probierte am Brenner. Sekundenlang flackerte die Flamme unruhig auf und ab. Es schien ihr noch nicht recht. Sie probierte noch einmal. Da — verlöschte das Licht ganz!

Es wurde an dem Abend nicht mehr angebrannt . . .

Curt L. Walter:

Der Doppelgänger.

Eine alte Geschichte aus Neiße.

Im Mittelalter, zu der Zeit, als die Jesuitenkirche in Neiße erbaut wurde, verkehrten in dieser Stadt Oberschlesiens viele italienische Maler und Bildhauer. Einige dieser Künstler hatten sich bei einer Familie in der Kramerstraße eingemietet und beim Abschied ihrem Wirte zum Dank für die gastfreundliche Aufnahme eine Überraschung zurückgelassen. Sie hatten nämlich die vier Ecken des großen Saales, den sie bewohnt hatten, mit vier an der Decke schwebenden Figuren, die die vier Jahreszeiten Frühling, Sommer, Herbst und Winter darstellten, ausgeschmückt.

Das Haus war durch die Jahrhunderte hindurch im Besitz derselben Familie geblieben, bis endlich ein später Nachkomme diesen großen Saal durch eine Wand in der Mitte in zwei Zimmer teilen ließ, so daß jetzt in dem einen Frühling und Sommer, in dem andern Herbst und Winter sich befanden.

Wir stehen zu Anfang unserer Begebenheit, etwa in der Zeit des siebenjährigen Krieges. Da lebte in Böhmen ein Förster, der einen Bruder in Neiße hatte, einen Stiftssyndikus. Auf dessen Anraten schickte er seinen jungen

Sohn Richard zum Besuch des Gymnasiums nach Neiße. Nun lebte dieser Stiftssyndikus als alter Junggeselle in sehr beschränkten Verhältnissen, so daß er sich genötigt sah, seinen Neffen Richard, solange bis er im Alumnat des Gymnasiums Unterkunft gefunden, anderswo eine solche zu verschaffen. Der Zufall wollte es, daß er in dem bewußten Haus in der Kramerstraße untergebracht wurde, und zwar erhielt er das Zimmer, in dem Herbst und Winter prangten.

Einen Tag vor Schulanfang — es war im Januar — befand sich Richard in der Wohnung seines Onkels in der Breslauer Straße. Sie hatten Schach gespielt, und es war schon spät geworden. Es war eine stürmische Nacht. Richard wollte aufbrechen, doch sein Onkel hielt ihn zurück.

„Du kannst doch nicht bei diesem Wetter nach Hause gehen," sagte er.

„Ich muß aber," entgegnete Richard. „Morgen früh beginnt der Unterricht und da will ich doch wenigstens noch einige Stunden schlafen."

„Nun so zieh dir wenigstens meinen Pelz an," nahm der Onkel wieder das Wort, „und setze dir meine Fuchsschwanzmütze auf. Sie ist ein Unikum; kein Mensch in ganz Neiße besitzt auch nur eine ähnliche. So kannst du getrost gehen, ohne Gefahr, zu erfrieren."

Er rief Babette, seine Haushälterin, die Richard in den berühmten Pelz des Onkels wickelte und ihm dessen noch berühmtere Fuchsschwanzmütze aufs Haupt stülpte. Dann leuchtete sie ihm die Treppe hinunter und schloß ihm die Haustür auf. —

Ein eisiger Zugwind fuhr ihnen entgegen, ließ die Tür dröhnend wieder ins Schloß fallen und verlöschte das Licht. Babette, die etwas abergläubisch zu sein schien, bekreuzigte sich und bat den jungen Mann, doch lieber nicht zu gehen und beim Onkel zu übernachten, was dieser jedoch kurz abschlug. So öffnete sie denn kopfschüttelnd die Tür noch einmal, ließ Richard hinaus und verschloß das Haus sorgfältig hinter ihm.

Er war allein und eilte unverdrossen die Breslauer Straße entlang, an der großen Mühle, die beim Einfluß der Biele in die Neiße liegt, vorbei in die Jesuitenstraße. Nur der helle Mondschein wies ihm den Weg. So war er bis in die Nähe des Palastes des Fürstbischofs gekommen. Die Uhr schlug gerade zwölf, als er vor sich einen Menschen auftauchen sah. Er ging etwas schneller, um an ihm vorüberzukommen. Doch vergeblich; auch der Mensch vor ihm ging etwas schneller. Das machte ihn stutzig; er betrachtete den Fremden genauer.

„Er hat ja dieselbe Mütze auf wie ich. Onkel wird sich also doch wohl irren, daß er der einzige Besitzer einer solchen Fuchsschwanzmütze in Neiße ist."

In solchem Selbstgespräch war er — der Fremde mit derselben Fuchsschwanzmütze wie er stets vor ihm — bis an die Jesuitenkirche gelangt. Er hatte jetzt bloß noch den Ring zu überschreiten bis zu seiner Wohnung in der Kramerstraße. Er lief, um dem gespenstischen Manne zu entrinnen; doch dieser lief auch. Er blieb stehen, dieser auch. —

Da faßte er sich ein Herz, bekreuzigte sich, zog seinen Hausschlüssel hervor und schritt geradeswegs auf sein Haus zu. Doch wer beschreibt sein Entsetzen: der Fremde bekreuzigte sich, zog seinen Hausschlüssel hervor und schritt geradeswegs auf das Haus in der Kramerstraße zu. Das war zu viel für Richard. Er rief:

„Wer bist du, unheimliches Wesen?"

Der Fremde war gerade vor der Haustür angelangt. Er wandte sich um und wen sah Richard vom Mondschein übergossen? Sich selbst!

Er sank von einer plötzlichen Schwäche überwältigt an der Treppe, die zur Sakristei der Jesuitenkirche führt, nieder. Doch der Fremde wandte sich wieder, öffnete die Haustür und Richard, der sich inzwischen einigermaßen wieder erholt hatte, sah, wie sein Ebenbild die Treppe hinaufstieg und in seinem Zimmer verschwand.

Da raffte er sich auf und eilte, so schnell ihn seine Füße tragen konnten, zurück zu seines Onkels Wohnung. Er klingelte ihn heraus und erzählte, was ihm begegnet. Der Onkel wollte es nicht glauben. Er sagte nur:

„Ich bin doch der einzige Besitzer einer solchen Fuchsschwanzmütze in Neiße."

Doch die Bestätigung sollte noch kommen.

Am nächsten Morgen in aller Frühe machte sich Richard wieder auf den Weg nach seiner Wohnung. Ohne Hindernis gelangte er in das Haus in der Kramerstraße. Auf der Treppe begegnete ihm seine Wirtin, die an ihn verwundert die Frage richtete, ob er denn schon so früh ausgegangen sei, und was das denn für ein Gepolter in seinem Zimmer gewesen wäre, das sie kurze Zeit, nach dem er heute Nacht die Treppe hinaufgestiegen, gehört hätte. Er erwiderte ihr, er sei heute Nacht garnicht zu Hause gewesen. Kopfschüttelnd stieg sie mit ihm hinauf. Er öffnete die Tür, und was sahen sie?

Der Winter, der über Richards Bette an der Decke geschwebt hatte, war herabgestürzt und hatte das Lager zerschmettert.

So war er, ohne es zu ahnen, auf merkwürdige Weise durch das Walten einer höheren Macht, die den Doppelgänger hatte erscheinen lassen, vor dem Tode bewahrt worden.

Gerda v. Robertus (Dresden):

Maria.

Holdselige Jungfrau aus Davids Stamm,
Vom Gott der Väter auserkoren,
Die Weihestätte deines Leibes
Hat uns das Heil der Welt geboren.

Gebenedeietes Gefäß,
Geschwängert durch des Geistes Kraft,
Du trägst in deiner Reinheit Schmuck
Die Krone edler Mutterschaft —
Immaculata!

Wohl sieben Schwerter stieß man dir
Durchs Herz — doch mit des Höchsten Kraft
Wardst du zur Königin des Leides,
Du Vorbild höchster Dulderschaft —
Maria, mater dolorosa!

Karl Welge:

Heine und Deutschland.

Als ich bei Mannheim auf der Rheinbrücke stand.

Ich bin gereiset im Elsässerland
Und habe im Heine gelesen,
Wie er am schönen Rheine stand
Und schimpfte auf deutsches Wesen.
Wie er für Frankreich glühend heiß
Sein undeutsches Herz ließ schlagen
Und in prophetischer Dichterweis'
Verkünd'te der Menschheit Plagen.
Er stammte aus dem Orient —
Wie konnte er Deutschland lieben?
D a s Deutschland, das oft seinen Namen nennt —
F r e m d ist er ihm immer geblieben.

O Heine, das Leben am Vater Rhein,
Wie kräftig schläget sein Pulsschlag!
Deine prophetischen Worte waren gemein,
Ich singe dir nimmer und nie nach.
Ich lob mir mein Deutschland und seinen Rhein!
Hurra! welch schaffendes Treiben!
Gott segne den „Alten" und seinen Wein!
Mög er's S c h m u c k b a n d von Deutschland ver-
bleiben!

Stephan Brock:

Krönungsschmuck.

Um dich warf ich meine ganze Sehnsucht,
Purpur gewoben aus Träumen
Glühenden Blutes.
Flocht dir ins schwarze Haar,
Wand dir um weiße Stirn
Funkelnde Tränen.

W i e t r ä g s t d u d e n S c h m u c k?
Wenn ich dich sähe!
Und müßte ihn von dir reißen!?
Den Winden zum Raube,
Was ich aus Träumen gewoben!?
In den Hohn der Gosse,
Was ich aus Tränen gewunden!? —
Wie trägst du ihn? —
Den Krönungsschmuck
Meiner Liebe?

Die Krone der Liebe.

Rosen sandtest du aus deinem Garten,
„Schmücke, Liebster, dich zu unserem Feste!" —
Denn die Liebe trägt die Rosenkrone.

Lange, bange Nacht ist hingegangen.
Morgenröte taut von fahler Stirn:
Langsam perlend schwere Tropfen Blutes.
Denn die Liebe trägt die Dornenkrone.

❀

Alles aus Liebe.

Erlöst aus Dämmerung in den Glanz der Nächte!
Zum Schlafe, tief im Mutterschoß des Lebens —
Und welch ein Morgen tagt, es ist der rechte —
Blut liegt und Schicksal auf den grauen Höhen.
So sei es mein! heut faß ich's nicht vergebens.
Die Liebe läßt zum Sturm die Fahnen wehen —
Und krönt den Sieger mit dem Kranz des Lebens.

❀

Christiana Gunkel:

Die junge Königin.

I.

Sie sitzt im schneeigen Brautgewand
Im hochzeitlich prangenden Saal,
Zur Seite der blühenden, lieblichen Frau
Der König, ihr greiser Gemahl.

Es ruht auf dem Spielmann ihr irrender Blick,
Sie lauscht seiner Geige Klang,
Und unter der schimmernden Seide da schlägt
Das Herz ihr so schwer und so bang.

„Wie gerne gäbe das reiche Geschmeid',
Die goldene Krone ich hin —
O wär ich des fahrenden Spielmanns Weib,
Ich arme Königin!"

II.

Es hockt ein ärmliches Köhlerweib
Am Wege, ihr Kindlein im Schoß;
Es reitet die junge Königin
Vorbei auf milchweißem Roß.

Da plötzlich hält sie den Zelter an,
Sie winkt dem Gefolge, zu stehn,
Sie gleitet herab aus dem Sattel und spricht:
„Laß mich dein Kindlein sehn.

Ich habe ein Schloß und ein Krönlein von Gold
Ich lebe in Saus und Braus,
Ich habe viel funkelndes Edelgestein,
Doch hab ich kein Kindlein zu Haus.

O reich mir dein Knäblein, ich hülle es ein.
In den Purpurmantel so warm;
Laß ein Weilchen mich's herzen, du bist ja so reich,
Und ich bin so arm, ach so arm!" —

❀

Karl Lemke:

Die ausländischen Dramen auf deutschen Bühnen.

Es ist sehr bedauerlich, daß man auf den deutschen Bühnen, besonders in den letzten Jahren, mit Vorrang Dramen hören muß, die uns vom Ausland präsentiert werden.

Es vergeht wohl kaum eine Woche, daß nicht im Großstadttheater (in letzter Zeit auch im Provinztheater) irgend eine „Nouveauté" aus England, Frankreich, Rußland usw. als Uraufführung in Szene geht. Das deutsche Theaterpublikum, das leider Gottes mit geringen Ausnahmen seine eigene Sprache, seine guten Sitten und Gebräuche mißachtet, glaubt bei der Aufführung eines solchen Auslandsdramas eine außergewöhnliche Darbietung gehört zu haben; besonders aber, wenn die französischen und englischen Zeitungen eine gute Kritik des betreffenden Werkes brachten. Es ist anerkennenswert, daß die Herren Theaterdirektoren ihr Repertoir mit guten Werken ausländischer Bühnenschriftsteller bereichern, aber es ist bedauerlich, wenn sie die Werke sehr tüchtiger, jüngerer Dichter aus dem eigenen Lande in den Hintergrund stellen, sie auf bessere Zeiten vertrösten, ja gar zu oft überhaupt nicht in ihr Repertoir aufnehmen. So schlummert denn manches gute Drama eines jungen Dichters untätig im Pult: das Werk ist geboren — doch es kann nicht leben. Nur die Werke der Großen kann

das Theater bringen, Dramen der Großen, der Anerkannten, dessen Werke oft sehr klein sind. —

Um auf die ausländischen Dramen, ich meine damit vornehmlich Werke der Modernen, zurückzukommen, möchte ich erwähnen, daß es besonders Frankreich ist, welches unsere Bühnen mit dramatischen Produktionen versieht.

Es ist eine Tatsache, daß die französische Kunst auf die Entwicklung unseres Dramas heilsam gewirkt hat. Ohne Zuhilfenahme der festen französischen Kunst wären wir den größten Wirnissen preisgegeben. Wir haben in Bezug auf das Drama viel von Frankreich und England, mit seinem großen Dramatiker Shakespeare gelernt, aber wir dürfen nicht immer Schüler bleiben, wir müssen uns selbständig machen. —

Das Publikum beachtet fast nie bei der Aufführung eines ausländischen Dramas, daß man es mit einer Übersetzung zu tun hat, und dazu meistenteils mit einer sehr freien Übersetzung, die den wirklichen Absichten des Dichters nicht entspricht. Die natürliche Folge davon ist, daß das Drama einen Schaden erleidet. Dieser Schaden kann zweierlei sein. Das Stück fällt durch — oder es hat einen Erfolg zu verzeichnen. Der letzte Punkt ist insofern auch ein Schaden, als das betreffende Drama keinen Erfolg verdient — nur die Übersetzung macht lediglich den Erfolg, und ein derartiger Erfolg ist vom künstlerischen Standpunkt aus überhaupt kein Erfolg. Die Übersetzung des Dramas in eine fremde Sprache, welche in den wenigsten Fällen vom Verfasser selbst angefertigt wird, kann nie den Intentionen des Dichters entsprechen, wenn eine fremde Feder die Übersetzung vollendet. Der betreffende Übersetzer kann sich in der kurzen Zeit, die ihm für die Übersetzung des Werkes gegeben ist, absolut nicht in das Drama hineindenken, um den Absichten des Verfassers nahe zu kommen. Der Übersetzer wird sich oft über schwierige Stellen leicht hinwegsetzen; er wird die sogenannte freie Übersetzung wählen. Er hat ja auch keine Zeit dazu, sich gewissenhaft dem Werk zu widmen, denn der Herr Direktor oder die Druckerei muß bis zum soundsovielten laut Vertrag die Übersetzung in Händen haben. In dem geschilderten Zustand kommt das Drama auf die Bühne, und das Publikum läuft und rennt, um noch einen guten Platz zu erwischen, denn so etwas kann man nicht alle Tage hören: es ist eben eine Neuigkeit — das Werk eines Ausländers von Ruf; und bringt er uns auch den größten Unsinn — es wird fest applaudiert. Mancher deutscher Dichter hat wohl bei weitem besseres geschaffen, doch sein Werk hatte keinen Erfolg. — Wie ich gehört habe, wird sich der Verein deutscher Bühnenschriftsteller in einer der nächsten Versammlungen mit dem von mir behandelten Thema befassen, und hoffe ich, daß bald eine Besserung in der Wahl der ausländischen Dramen eintritt, und daß vor allen Dingen die Dichter des Inlandes eine bessere Förderung von seiten der Bühnenleiter erfahren.

Reinhold Eichacker:

Silvester-Nacht.

Elf dumpfe Schläge. — In dem Dunkel schwebend
Trägt sie der Hauch zum klaren Sternenzelt.
— Das alte Jahr erhebt sich leise bebend
Und rüstet sich zum Abschied von der Welt. —

Dann schreitet ernst es durch die stillen Gassen
Zum Friedhof hin, und mit dem Wanderstab
Berührt es sanft der Hügel düstre Massen —
Und lautlos öffnet sich der Toten Grab. —

Stumm winkt das Jahr. — Da steigt aus jedem Hügel
Mit frohem Blick, wer schlummernd dort geruht
Auf allen Schultern glänzen helle Flügel
Die Glieder hüllt des Mondes Silberflut —

Da schlägt es zwölf! — Die Arme ausgebreitet,
Erhebt sich sacht der Toten große Schar —
Zur Ewigkeit. — Und aus dem Friedhof schreitet
Mit frohem Siegerblick — das neue Jahr! —

Frieda Nier:

Meine Lieder.

Ich hab auf Erden manches Lied gesungen
Und mich zu Licht und Klarheit durchgerungen.
In mancher bangen, schweren Leidensnacht
Hat mir ein Lied die Seele still gemacht.

Die Sänge, die in meiner Seele Tiefen
Schon viele Jahre, ungeboren, schliefen,
Sie sehn mich an, und eine Stimme spricht:
Wir sind dein Innerstes! Kennst du uns nicht?
So hab ich aus des Herzens tiefem Schacht
Die Lieder alle an das Licht gebracht.
Und manche Blume, keimend im Gemüt,
Ist mir am Herzen leise aufgeblüht. —
Da hab ich neuen Samen ausgesät,
Nun sproßt um mich ein buntes Blumenbeet.
Ich streute kleine Sonnenkörner aus,
Trug heim dann selig einen Blütenstrauß. —
Rings um mich reiche, goldne Erntezeit,
Ein Ährenfeld zum Schneiden schon bereit!
Ich trage heim der Körner reife Zahl,
Gesegnet schreit ich durch das Erdental. —
Doch einst, wenn hier beendet meine Zeit,
Ruft mich der Schöpfer in die Ewigkeit.
Da knie ich denn an seinem ew'gen Throne,
Er reicht vielleicht die goldne Dichterkrone,
Und spricht zu mir: Du hast getreu geschafft,
Am Edeln mitgewirkt mit voller Kraft,
Und was so vielen Dichtern unbekannt,
Du hast mich immer deinen „Gott" genannt! —
Ich aber lege alle meine Lieder
An seines Thrones Stufen dankend nieder.
„Dein sind sie ja, du hast sie mir gegeben
Von deinem Geist! Ich rief sie nur ins Leben!
Nimm sie zurück, o Meister, nimm sie hin;
Du krönteſt mich gleich einer Königin!
Du gabst Unendliches mir in der Zeit — —
Mach mich nun selig auch in Ewigkeit!"

❀

Carl Forberger:

Stunden.

Das sind die Stunden, da mein Trauern schweigt,
Da ich das Herz mit Balsam lind betaue,
Wenn ich, das Haupt an deine Brust geneigt,
Glückträumend in die wehenden Wipfel schaue.
Da flieht wie mit der Wolken raschem Zuge
Am sommersonnbeglänzten Ätherzelt,
Wie mit der Schwalbe schnellem Wanderfluge
Mein Sehnen in die weite, weite Welt.

Und wie ein süßes Ahnen will's mich fassen,
Wenn sich mein Blick versenkt in deinen Blick.
Und wie die Augen heiß sich finden lassen,
Strahlt mir daraus ein großes, großes Glück.

❀

H. F. Ledeganck:

Sonnenwärts.

Mein teurer Freund, was sollen bittre Klagen?
Schlägt jugendvoll dir nicht ein mutig Herz
Und gibt der Welt zu lösen tausend Fragen?
Sehnt es sich nicht im Adlerflug zu jagen
Dem Glücke nach — und wär es sonnenwärts?

Der Jugend ist doch Wagemut gegeben
Und Musengunst. Sein Recht hat auch der Scherz!
Verbittre dir durch klagen nicht das Leben
Und bleibe wurmgleich nicht am Boden kleben!
Empor! empor — und wär es sonnenwärts!

Gibt's keine Jugend mehr im Tatendrange?
Sind's Greise alle, greinend Gram und Schmerz?
Bist du Germane nicht — und lässest lange
Dein Schlachtschwert rosten? Statt im Waffenklange
Mit deiner Schildmaid ziehn walhallawärts?

Ermanne dich! Und Kraft wird neu dir quellen;
Denn Saft der Eiche gibt ein stürm'scher März!
Sie wird dir jugendvoll den Busen schwellen!
Von dir laß dich im Adlerfluge schnellen
Dem Glücke nach — empor! — und sonnenwärts!

❀

Das Herz.

Am Wassersturz, wo der Strudel braut,
Hat sie hinunter ins Wasser geschaut.

Der Liebste hatte sich von ihr gewandt,
Die Liebe hatte ihr Herze verbrannt.

Als in den Tod sie gegangen ist,
Da hat der Mond ihre Lippen geküßt.

Man zog sie beim Wehr aus dem Wasser heraus
Und brachte den Leichnam ins Totenhaus.

Ihr Körper war kalt wie Marmelstein,
Ihr Haar nur umhüllte die Gliederlein.

Ein Anatom, in Weisheit ergraut,
Hat lange den nackten Leichnam beschaut.

Dann schnitt er die Brust ihm mitten entzwei
Und legte das kleine Herze frei.

Und er nahm es heraus und hielt's in der Hand,
Das kleine Herz, das die Liebe verbrannt.

Dann hat er's zu seinen Studenten gebracht
Und des Herzens Bau ihnen klar gemacht.

Und einer von denen, welchen er's wies,
War der, der das kleine Mädchen verließ.

Die lieben, lieben Augen.

Ein kleines Englein, dessen feine Glieder
Ganz sternenzart, läßt sich vom Himmel nieder.
Die Flügelchen sind duftige Rosenzweige,
Das runde Kinn drückt eine kleine Geige;
Die Rechte führt den federleichten Bogen . . .
Ein süßes Liedlein kommt dahergeflogen
Als Himmelsspiel der weichen Engelhände.
In meinem Innern flattern heiße Brände
Empor, wie wenn die frühe Sommersonne
Den Morgen färbt. Des Liedes zarte Wonne
Bebt näher mit des Engleins Flügelschlagen:
Die Luft kann kaum der Töne Süße tragen.
Welch Ort erscheint dem lichten Gotteskinde
So himmelsgut, daß es drin Ruhe finde? . . .
Wie ich so lausche, ist die Lichtgestalt
Auf einmal fort, nur noch das Geiglein schallt...
Als ich, beseligt durch das Lied, einmal
Ins Aug' jetzt schaue meinem klein Gemahl,
Seh ich darin — das liebe Englein geigen
Und sich im Takte auf und nieder neigen.
Da hab ich flugs das braune Fensterlein
Geküßt, daraus so lichter treuer Schein
Mich anstrahlt, und das Englein jauchzte laut.
Mir war's, als hätte ich Gott selbst geschaut!
Und darum küsse ich jetzt gar zu gerne
Dir Liebste auf die braunen Augensterne.

Ein Brief.

Mein Mädchen schrieb mir heute einen Brief:
„Geliebter,
wenn ich abends bin allein
In meinem Zimmer und der Sternlein Schein
Das Bett beleuchtet, das für mich bereit,
Dann werf ich ab mein leichtes Sommerkleid
Und was mich sonst umhüllt, ich stelle bar
Ans offne Fenster mich und biete dar
Den nackten Leib der Sternlein Flimmerlicht,
Daß es mir küß das glühende Gesicht,
Den Arm, die Schulter und die junge Brust.
Dann denke ich in sehnsuchtsvoller Lust,
Daß du es bist, der Küsse auf mich häuft.
Ein Glücksgefühl mich bebend dann durchläuft,
Und ich . . . Sag, ist es denn auch recht von mir,
Daß ich von so viel Liebe schreibe dir?
Geliebter, hätt' ich dich doch hier einmal!
Ich küsse dich und bin
Dein klein Gemahl."

Jetzt ist es Abend; heller Sterne Schein
Dringt ins Gemach, und ach, ich bin allein.

Theodora Koch:

Möven.

Der Morgen am Meer war so wonnig, daß man vor Entzücken hätte singen und jauchzen mögen. So warm belichtet lag die Nähe, so duftig zart umhaucht die Weite. Auf Küste und Meer herab floß die blendende Helligkeit aus der klaren Himmelshöhe. Sonnengold schwamm auf den Wogen, und jede Farbe war schimmernd verklärt, jede Form leuchtend umglänzt.

Der Wind kam gleitend und springend aus der Ferne und trieb die Wogen in endlosem Zuge aus der Weite ans Ufer, wo sie rauschend und tosend brandeten, und ihr schönstes Lied sangen, in das auch mein schrilles Pfeifen keinen Mißton bringen konnte.

Denn der Wind nahm den langen, ziehenden Ton von meinen Lippen und trug ihn dorthin, wo über dem blauen Gewoge weiße Punkte tanzten und schwebten, und, wie in höchster Lust, schrille Laute ausstießen, die auch wieder weiter flossen, und in der großen, schönen Harmonie von der heiteren Bewegung und der hellen Beleuchtung dieses Morgens verschwammen.

Ich stand, beide Hände in den Taschen, und pfiff immerzu, schriller als mancher Gassenbube, und wartete. Da endlich kamen die weißen Punkte über dem blauen Meer durch die duftige Luft mir näher, und antworteten meinem Rufe.

Die Möven kamen, schwebten und glitten, flatterten und schwirrten auf und ab, hin und her, um mich herum in engen und weiten Kreisen und Bogen und empfingen dankbar die Brocken, die ich ihnen zuwarf. Das war in kurzen Augenblicken ein reizvolles Spiel.

Über den blauen Tiefen in der hellen Luft glänzten die weißen Leiber und Schwingen der zierlichen Vögel, die unermüdlich, ruhelos, schwebten und schwankten, ganz dicht bei mir vorbei streiften, und gleich wieder weit über den Wellen sich wiegten. Unfaßbar, ungreifbar, frei und sicher hielten sie sich lange über den Wogen in der klaren sonnenlichten Luft. Dann sanken sie wohl nieder, dicht auf das Wasser, verschwanden in den Wellentälern, tauchten lustig auf mit den Schaumkronen, und stiegen von neuem in die Höhe.

Manch eine schwang sich aus der Schar der Schwestern weiter hinaus und flog schnell und sicher gen Mittag, wo ihr, vom gleißenden Glitzern der Wellen, und vom Flimmern der sonnigen Luft geblendet, der Blick nicht mehr folgen konnte. Suchte sie dort ein Ziel, fand sie dort eine Rast, die kleine zierliche Möve, die aus dem hellen Morgen hinausflog in den blendenden Mittag? Gewiß aber war es dem schlanken schwingenstarken Vogel eine Wonne, so zu schweben, über den Wogen, in warmer heller Luft, hin in unbegrenzte Weite — —

Ich hatte einer Möve, die so entflog, nachgesehen, bis meine Augen vom Glanz geblendet übergingen, und ich sie schließen mußte.

Da aber merkte ich in mir ein ähnliches Spiel, wie das der Möven überm Wasser. Und ich glaube, fast alle, die jung und glücklich sind, kennen es.

Wenn süße, törichte Gedanken leicht und licht aufsliegen, Träume und Hoffnungen auf ihren Schwingen tragen — über alle vergessenen Sorgentiefen hinweg, beglückend lebensfroh, und doch in Worten kaum faßbar, durch eine gute Stunde unserer Jugend schweben, ist das nicht ein Spiel gleich dem der Möven über dem Meer?

Hell ist die Gegenwart in dieser lichten Stunde. O, so fliegt, fliegt ihr Gedanken dieser Augenblicke, weit hinaus in kommende Zeiten, die glanzverklärt scheinen!

Sucht ihr ein Ziel und werdet ihr es finden? Wer weiß, ob die Träume, die ihr trägt, die Hoffnungen, die auf euch ruhen, am Mittag des Lebens wahr und wirklich werden. —

Gewiß aber ist es eine Wonne, über alle Sorgen und Zweifeln reiner Vernunft in der klaren Luft einer heiteren Stunde zu denken, zu träumen, zu hoffen in die Weite der Zukunft hinaus.

Leipziger Schriftstellerinnen-Verein.

Die Januar-Versammlung des Vereins wurde von der Vorsitzenden, Frau Mathilde Clasen-Schmid, durch Vorlesung des Dezember-Berichtes, sowie verschiedener Bücherbesprechungen aus dem „Magazin für Literatur“ eröffnet, worauf Frau Berta Reich aus Rudolf Fastenraths Gedichtsammlung „Das deutsche Volk wie es weint und lacht“, mehrere inhaltreiche Dichtungen vortrug. Nachdem die Vorsitzende noch ein Gedicht „Zur Weihnacht“ von Anna Dix (Zittau) vorgelesen, folgte ihr Frau Reich mit ihren eigenen Schöpfungen und brachte als sinnige Nachklänge des schönen Christfestes mehrere Dichtungen zu Gehör: „Luther im Kreise seiner Familie Weihnachten feiernd““, „Kaiserin Friedrich den Kindern in Bornstedt bescherend“ usw. usw. Dann weihte Frau Paula Holzhausen ernst-wehmütige Klänge einem lieben, kürzlich heimgegangenen Mitgliede. Hierauf leitete Frau Mathilde Clasen-Schmid mit ihrem Gedicht „Beim Jahreswechsel“ und einem humoristischen Neujahrswunsch ins neue Jahr hinüber, um alsdann noch mit einer sehr drolligen Humoreske „Abenteuer einer Neujahrsnacht“ die heitere Muse wieder zur Geltung zu bringen. Der musikalische Teil brachte zunächst noch ein sinniges Weihnachtslied „Am Christbaum“, dann ein Melodrama „Weihnachten“, sowie

das schöne bekannte Lied „Einfach und schlicht", sämtlich gedichtet von Frau Mathilde Clasen-Schmid, komponiert von Herrn Carl Mehler. Das erste dieser Lieder wurde als Duett von Herrn Georg Lingk und Fräulein Ella Rupprecht, das letzte als Wechselgesang von demselben Herrn und Fräulein Eckardt gesungen und das das Melodrama von Fräulein Rupprecht gesprochen. Die Klavierbegleitung hatte Frau Direktor Elise Kleinod als Institutsvorsteherin gefälligst übernommen. Zuletzt sang Fräulein Eckardt noch ein schönes Lied vom Schäfer und Schäferin, wodurch der genußreiche erste Vereinsabend des neuen Jahres seinen Abschluß fand.

Neue Bücher.

Henryk Sienkiewicz, Lebenswirbel. Roman. Autorisierte Übersetzung von M. Norbert. 8° 484 Seiten. Geh. ℳ 3.—, geb. ℳ 4.—. Verlag Kösel, Kempten und München.

Die handelnden Personen bilden miteinander ein Milieu aus dem polnischen Adel, das nichts weniger als einförmig ist, denn da stehen als Typen nebeneinander der heiße und hitzige, ungebändigt leidenschaftliche junge Gutsherr, der klassisch feingebildete, den Problemen der Religion und Nation ein tiefes, aber nicht tatkräftiges Verständnis entgegenbringende Freund der Künste und Wissenschaften, der stürmisch und utopistisch national denkende, aber dabei unermüdlich berufseifrige Arzt, der verschuldete und indifferente, dabei aber furchtlose und weltsichere Klubmann, der alle Ideale der andern mit Spott verfolgende Zyniker, dem das Leben nur noch für Sensationen, Skandale und Genüsse Wert hat, daneben zarte und edle Frauengestalten, in ihrer Mitte die mädchenhafte Geigenkünstlerin, die all den Wirbeln ferne steht und doch von ihnen verschlungen wird als schuldloses Opfer. In dieses Milieu treten zwei Personen aus anderen Gesellschaftsschichten hinein: ein radikalsozialistischer Student, dessen Fanatismus die blutigen Ereignisse verschuldet und ihn selber vernichtet, und eine reiche junge Engländerin, die sich als früheres Bauernmädchen und Gutszugehörige entdeckt und deren Herzensgeschichte diesem Roman den tieferen sittlichen Wert gibt.

Richard Voß, Du mein Italien! Aus meinem römischen Leben. Stuttgart und Berlin 1910. J. B. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

— **Romeo und Julia im Albanergebirge.** Eine römische Liebesgeschichte. Stuttgart 1910. Verlag von J. Engelhorn.

Fast 40 Jahre literarischer Arbeit liegen hinter Richard Voß, der im Herbst des nächsten Jahres das Fest des 60. Geburtstages feiern kann. Und noch immer beschert er uns in unverwüstlicher Jugendkraft jedes Jahr einen neuen Band. Er, der lange sich im sozialen Drama versuchte, hat in jüngster Zeit fast ausschließlich auf römischem Boden seine Dichtungen spielen lassen, und seine Meisterschaft in der Schilderung der Campagna und ihrer Menschen ist eine immer größere geworden. Wenn heute im Garten der Villa Falconieri sein Medaillonbildnis steht, so hat man mit dieser Stelle den Ort gewählt, mit dem sich für alle Zeiten sein Name verknüpft. Wie Kipling die Inder, so hat Voß die Menschen der Albanerberge, die Briganten des Volskerlandes eigentlich erst in die Literatur eingeführt und ihr Wesen dem deutschen Leser nahe gerückt. Aus diesem seinem römischen Leben erzählt er uns, und in dem Titel: „Du mein Italien" liegt schon die ganze Dankbarkeit, die er dem Lande schuldet und die in seinen Werken abzutragen er sich sein Leben lang bemüht hat. So ist er, der in Pommern Landwirt werden sollte, der feinste Kenner der Romagna und der ewigen Stadt selbst geworden. Das vorliegende Buch umfaßt eine Reihe von Skizzen, Stücken einer Biographie, die uns der Dichter vielleicht noch beschert. Fesselnd erzählt er von seinem ersten Winter in Rom, als er mit Stephan Sinding, mit Karoline Wittgenstein verkehrte, als er noch ein Werdender war. Aus der Zeit berichtet er, die nun schon 20 Jahre zurückliegt, damals, als die modernen Barbaren Rom zerstörten und eine neue Stadt der Spekulation entstehen ließen. Von der Bandusischen Quelle des Horaz und von des alten Roms Schlachtfeld, dem Molaratal weiß er zu erzählen und noch einmal druckt er jene geheimnisvolle, spiritistische Erzählung: „Das Wunderbare" ab. Aber alles dies ist gleichsam nur der Rahmen zu einem Bildnis, das die Villa Falconieri, sein „wonniges" Tusculum darstellt. Er führt uns selbst durch ihre Tore, zeigt uns die Stellen, an denen die Gestalt seiner Dichtungen weilten, läßt uns hinüberschauen über die ganze leuchtende Campagna. Die Liebe des Dichters zu seiner Villa war das Stimulans zu so vielen von seinen Erzählungen, und nicht bloß der Roman, der ihren Namen trägt, ist aus ihrem genius loci entstanden. Heute ist ja das Geschick der Villa, die durch einen hochherzigen Ankauf für das deutsche Reich erworben ist, gesichert. Der Artikel, der vor Jahren dies veranlaßte, fand in der vorliegenden Sammlung seine nochmalige Aufnahme. So mannigfaltig der Inhalt des Buches ist, wird er doch als Ganzes dem Leser und dem Verehrer der Voßschen Muse manchen neuen Aufschluß über das Wesen des Dichters geben.

Kürzer können wir uns über das andere Buch fassen, das einen der jüngsten „Engelhorns" darstellt. Wie wir einen klassischen „Romeo und Julia", einen „Romeo und Julia auf dem Dorfe" haben, so besitzen wir nunmehr auch einen „Romeo und Julia im Albanergebirge". Der Inhalt liegt schon im Titel und ihn brauchen wir daher nicht zu erzählen, wenn er auch von seinen Vorbildern sich durch einen günstigen Ausgang unterscheidet. Die beiden Liebenden finden sich und versöhnen durch ihre Ehe die streitenden Geschlechter der Da Mattia und Bartolozzi in Monte Porzio Catone. Es ist kein so nachdenkliches Buch, wie das oben besprochene, aber es ist eine gute Unterhaltungslektüre und als solche sei es gern angenommen.

Willy Cohn.

Anna Freifrau von Sazenhofen, Wider die Natur. Roman. Verlag B. Volger, Leipzig-Gohlis. Brosch. ℳ 4.—

Zu einer Zeit, da der Parteien Haß und Hader sozusagen auf der Tagesordnung steht, die Kluft zwischen Kirche

und Modernismus immer klaffender und unüberbrückbarer wird, gehört — zumal für eine Dame der Gesellschaft — ein ganz besonderer Mut der Überzeugung dazu, einen Priesterroman zu schreiben. Anna Freifrau von Sazenhofen geht in dem erhebenden Bewußtsein, der Wahrheit zu dienen, sogar noch weiter und hüllt sich nicht einmal in den Mantel eines Decknamens, eines Pseudonyms.

„Wider die Natur" ist, obgleich im Gewande eines höchst spannenden Romanes erschienen, nichts anderes als eine flammende Anklage gegen das von Papst Gregor dem Großen eingesetzte Gebot der Keuschheit, der Ehelosigkeit des katholischen Klerus.

„Auch in dem Rock des Priesters schlägt nur ein menschliches Herz". (Seite 152.) Diese ergreifende Klage von den Lippen eines durch ein Gelübde seiner Mutter zum Dienst des Altars gezwungenen Kaplanes, des unseligen Helden dieser kraftvollen, lebenatmenden Erzählung zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Buch, welches absolut nicht den Zweck hat, aufzureizen, wohl aber Eltern und Erzieher vor einem selbstherrlichen, folgeschweren Eingriff in das Wohl und Wehe ihrer Söhne oder Zöglinge zu warnen. Das Recht der Selbstbestimmung muß jedem denkenden Menschen zugesprochen, ihm aber auch bei Zeiten die Licht- und Schattenseiten des eventuell vorgeschlagenen Berufes mit klaren, ungeschminkten Worten wahrheitsgetreu vor Augen geführt werden.

Männer freilich wie Pater Bernardo, der Präses des Kollegium Romanum, in seiner abgeklärten Gottergebenheit und wie der stolze, machtgebietende Bischof Farnese, — beide übrigens ganz vortreffliche Charakterzeichnungen — die des irdischen Daseins Glück bereits in reichstem Maß genossen hatten, bevor sie sich in den stillen Frieden der Kirche zurückzogen, stehen den Versuchungen, Kämpfen und Leiden des angehenden Priesters verständnislos gegenüber. Mit kraftvollen Federstrichen schildert die kühne Verfasserin den Pomp und die düstere Pracht der Gründonnerstag-Feier in der Unterkirche des Ponte Sisto in Rom, diesem stumm-beredten memento mori, hebt den verhüllenden Schleier von all dem gleißenden, unechten Schein der Frömmigkeit und gewährt einen tiefen Einblick in das heimliche Räderwerk geistlicher Herrschaft und Macht.

Von rührender Lieblichkeit sind die beiden Frauengestalten, Eleonore Frangipani, die unglückliche Mutter ihres noch viel unglücklicheren Sohnes Ricardo, und Gerta von Dobenegg, die junge Deutsche, um deretwillen der vor dem Altar geleistete Schwur des katholischen Priesters zum Meineid wird. Den dramatischen Höhepunkt aber erreicht die Verfasserin in der nahezu greifbaren Beschreibung des schrecklichen Erdbebens in Messina, welchem der fluchbeladene, kirchenflüchtige Marchese d'Altone zum Opfer fällt.

Jedenfalls ist Freifrau von Sazenhofen eine Schriftstellerin von männlicher Kraft, starker Beobachtungsgabe und doch dabei von echt weiblichem Taktgefühl, — „Wider die Natur" kein Klerus feindliches, wohl aber ein ernst zu nehmendes Buch, das, wenn richtig verstanden, vor namenlosem Weh und Jammer zu bewahren imstande ist.

Anna Huber-Cador.

B. Moriton v. Mellenthin, Baht. Ein Lebensbild. Dreßlers Verlag, Leipzig-Möckern.

Ein wertvolles Buch für ernste, tief veranlagte Menschen, die nicht nur Zerstreuung in der Lektüre suchen, sondern über die wirtschaftliche und soziale Stellung der Frau und der Menschheit überhaupt nachdenken und an ihrem Fortschritt mitarbeiten wollen. Der Verfasser (— oder ist es eine Verfasserin? — weiß uns auf jeder Seite zu fesseln. Wir begleiten die Titelheldin bei allen Freuden und Schmerzen als Kind, Jungfrau und reifes Weib und freuen uns, daß sie sich zur persönlichen Freiheit, zu einem prächtigen, selbständigen Charakter durchringt. Mit gleichem Interesse verfolgen wir den Lebenslauf ihres Freundes und späteren Gatten, eines gewesenen Offiziers, der sich in Amerika ein neues freies Leben zu schaffen weiß. Der Schluß, der uns das wahrhaft ideale Eheleben dieser beiden Menschen vorführt, gibt dem Ganzen einen würdigen Abschluß. Nur einen Einwand möchte ich nicht unterlassen. Der Verfasser scheint die Welt doch etwas zu optimistisch zu sehen. So viele wahrhaft edle und tugendhafte Menschen, ohne den geringsten Fehler, gibt's nicht — immerhin ist die Tendenz erstrebenswert. Reinhold Eichacker.

— **Kismet.** Roman aus dem Amerikanischen. Dreßlers Verlag, Leipzig-Möckern.

Nach Ägypten, in das Land der Obelisken, Pyramiden, Sphinxe und Mumien, in das Land mit den grotesken Überbleibseln einstiger Pracht und Größe, wo der Geist der Pharaonen und einer Kleopatra uns aus dem Dukel der Tempel entgegenweht, dorthin führt uns der Verfasser. In glühenden Farben steigen Bilder des silberglänzenden Nils, der lieblichen Palmenhaine, der gefährlichen Katarakte und der mörderischen Wüste vor uns auf. Wir sind ganz im Märchenlande Ägyptens und Asiens versunken. Im Mittelpunkt der Handlung stehen zwei Menschen, die durch ihr Kismet trotz der mannigfaltigsten Hindernisse, vereint werden. Die Entwicklung ist recht interessant, die tragischen Stellen packend geschildert, die einzelnen Charaktere klar durchgeführt — wenn ich auch persönlich den hohen Idealismus und manche Anschauungen des Verfassers über moralische und gesellschaftliche Fragen nicht zu teilen vermag. Im Ganzen eine empfehlenswerte Lektüre.

Reinhold Eichacker.

Dr. Moritz Willkomms Bilderatlas des Pflanzenreichs nach dem Englerschen System neu herausgegeben von Professor E. Köhne. 5. Auflage. Geb. ℳ 14.—. Lieferungsausgabe: 25 Lieferungen à 50 ₰. Verlag von J. F. Schreiber in Eßlingen und München.

Von dem Atlas liegen uns als Fortsetzung die Lieferungen 7—11 vor. Die Hefte enthalten 25 Tafeln mit Text; von den behandelten Pflanzenordnungen seien als die bekanntesten hier hervorgehoben: Pfefferordnung, Weiden-, Walnuß-, Buchen-, Nessel-, Sandelbaumordnung, Knöterich-, Mittelsamer-, Hahnenfußordnung, Mohnordnung, Rosenordnung, Kreuzdorn- und Malvenordnung. Die mit allem Raffinement moderner Reproduktionskunst wiedergegebenen farbigen Pflanzenabbildungen sind in ihren Farbenabstufungen von einer geradezu verblüffenden Naturtreue, daß man meinen könnte, die lebende Pflanze vor sich zu sehen. Der Text ist bei aller Kürze leicht ver-

ständlich geschrieben und gibt in anregender Form Aufschluß über den Standort, die Entwicklung und die Blütezeit der betr. Pflanzen, ohne jemals in die bei derartigen Bilderwerken sonst übliche schablonenhafte Erläuterung zu verfallen.

Carla Eden, Die goldene Brücke. Roman aus den Reichslanden. Brosch. ℳ 3.—, gebd. ℳ 4.—. (Verlag E Ungleich, Leipzig.)

Gerade jetzt, wo das Interesse für die politischen Verhältnisse in dem schönen Elsaß wieder in den Vordergrund getreten ist, erscheint dieser Roman in dem die politischen Zustände des Elsaß den Hintergrund bilden. Jeder Leser wird seine Freude haben an der Frische der Darstellung, dem Lauf der Entwicklung, an den Menschen, die dort an der Westgrenze des Reiches ihr bestes hergeben um langsam Boden für den völkischen Gedanken zu schaffen. Ein warmer Hauch vaterländischer Begeisterung liegt über dem Ganzen. Alle Schilderungen und die ganze Entwicklung sind auf einen Grundton gestimmt — den der Liebe zur deutschen Art, zum deutschen Vaterland und zum deutschen Kaiser.

In der uns vorliegenden 2. Lieferung der **Illustrierten Kunstgeschichte von Professor Dr. Joseph Neuwirth** (München u. Berlin, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H. In 20 Lieferungen, Preis à ℳ 1.—) beschäftigt sich der Verfasser mit der Malerei und dem Kunstgewerbe der Ägypter. Er kommt dabei zu dem Resultate, daß die Anpassung der Gesetzmäßigkeit an den Geist der einzelnen Epochen die Kunst der Ägypter in ihrer Gesamtentwicklung groß werden und groß bleiben ließ. Die nachfolgenden Abschnitte sind der Kunst der Babyloner und Perser gewidmet. Daran reiht sich an die Kunst der westasiatischen Kleinstaaten und der Inder. Das sind tiefschürfende, überaus anziehend geschriebene Abschnitte. Das nächstfolgende Kapitel behandelt die Kunst der Chinesen, deren erste Regungen der Kunsttätigkeit fast ebenso weit zurückreichen, wie die Ansätze ägyptischer Kultur. Das Interesse an dem Inhalte wird wesentlich noch gesteigert durch die zahlreichen, vortrefflich ausgeführten Textbilder, deren wir in diesem Hefte allein 83 gezählt haben.

Die Heilung der Syphilis durch Ehrlich Hata 606 oder vielmehr, wie dieses vielbesprochene und erfolgreiche Mittel jetzt genannt wird, durch Salvarsan, behandelt der bekannte Berliner Arzt und Hochschuldozent Dr. Heinz Zikel in einem soeben unter obigem Titel erschienenen Buch. Die Entdeckung Prof. Ehrlichs ist zweifellos eine so bedeutende und die von ihm bekämpfte Krankheit eine so weit verbreitete, daß eine von berufener Feder geschriebene sachliche und allgemein verständliche Darstellung des Themas wohl am Platze war. Dr. Zikels Buch ist soeben im Medizinischen Verlag Schweizer & Co., Berlin NW 87 zum Preise von ℳ 1.80 erschienen und als ein wichtiges Aufklärungsbuch ebenso für Gesunde wie für Kranke zu betrachten.

Thea Mendel Meyer, Aus dem Leben für das Leben! Dresden und Leipzig 1910. E. Piersons Verlag.

Die Dichterin hat uns hier ein Buch geboten; das des besten Lobes würdig ist. Außer einer korrekten Versform erfreut sie noch durch tiefempfundene Gedanken, aus denen eine edele und eine Frauenseele spricht. Das Buch dürfte sich gewiß viele Freunde erwerben und kann warm empfohlen werden Adolf Dreßler jun.

Margarete Faust, Liebes-Freundschaft. Bruno Volgers Verlags-Buchhandlung. Leipzig-Gohlis. Preis ℳ 1.50, geb. ℳ 2.—.

Ein äußerlich hübsch ausgestattetes und inhaltlich recht anmutiges Buch liegt vor mir. Trotz der vielen Neu-Erscheinungen, die jetzt auf den literarischen Markt geworfen werden, wird man das Buch mit Freuden begrüßen. So viel schlichte Herzinnigkeit und natürliches Wesen, welches uns daraus anweht, wird in manchem Gemüt ein Austausch gleichartiger Empfindungen auslösen. Es finden sich aber in dem Werkchen auch echte poetische Perlen, die ernstlichen Anspruch auf literarischen Wert haben.

Adolf Dreßler jun.

Ernst Greger, Georg Hildebrand. Roman. Preis ℳ 3.—, geb. ℳ 4.—. Dresden. E. Piersons Verlag.

Der Roman schildert die Liebesgeschichte eines jungen Mannes zu einem reinen Mädchen. Umstände bringen es mit sich, daß sie die Frau eines andern wird, mit dem sie in unglücklicher Ehe lebt. Da tritt ihr Jugendgeliebter wieder in die Handlung ein, verleitet sie zum Ehebruch und beide sühnen ihre Schuld durch einen freiwilligen Tod. Der Anfang des Werkes weist verschiedene Worthäufungen auf, die sich aber glücklicherweise bald verlieren. Im Laufe der Erzählung wächst der Dichter mit seiner Hulden zu auffallender Größe und ein tiefer Eindruck für seine Leiden und Freuden bleibt bei uns haften. Für eine Erstlingsarbeit erweckt das Buch ein gütiges Urteil und man darf dem weitern Schaffen des Dichters mit Interesse entgegensehen. Adolf Dreßler jun.

Franziska Bloch-Mahler, Wie das Märchen zu den Menschen kam. Magazin-Verlag Adolf Dreßler, Leipzig-Möckern. Preis geb. ℳ 2.—.

Franziska Bloch-Mahler ist eine Dichterin, der ein reiches Fühlen und Denken inne wohnt; aber auch ein echtes und tiefes Verständnis für die Seele des Kindes lebt in ihr. In schlichter herzgewinnender Art erzählt sie ihre kleinen Märchen, die doch so viele köstliche Ideen und wertvolle Perlen enthalten. Gerade der Umstand, daß jedes Kind das Buch leicht verstehen wird, daß aber auch der Erwachsene mit Lust darin lesen kann, wird ihm eine weite Verbreitung sichern. Adolf Dreßler jun.

Karl Kahle, Biermusik. Nachtbilder aus dem Großstadt café. Silva-Verlag, Berlin-Leipzig.

Bilder des Nacht- und Großstadtlebens läßt der Dichter an unserm geistigen Auge vorüberziehen. Eine glückliche Wahl der Versform bietet uns den direkten Genuß des Miterlebens, der Stoff verleitet den Dichter zur Philosophie, doch auch dann bewährt er sich gut, da er den Ton eines liebenswürdigen Pauderers fast immer anzuschlagen weiß. Selbst am wohlgelungenen humorvollen Bildschmuck fehlt es nicht, sodaß man an dem Buch eine warme und herzliche Freude haben kann.

Adolf Dreßler jun.

Willy Cohn, Singen und Wandern. Gedichte. Preis ℳ 1.—, geb. ℳ 2.—. Bruno Volgers Verlagsbuchhandlung Leipzig-Gohlis. 1910.

Von lustigem Studentenleben, von Wandern, Liebe und Mai erzählt dieses reizvolle Buch in oft geradezu entzückenden Versen, die zur Vertonung locken. Dem Dichter ist eine echte Gefühlsart eigen und frei und ungebunden läßt er ihr den Lauf; die Gedichte von römischen Veilchen, seinen Abschied von Heidelberg dürfen rückhaltlos als kleine Meisterstücke bezeichnet werden. Möchte das Buch recht viel gelesen werden, denn es ist der Verbreitung würdig. Adolf Dreßler jun.

Erich Langer, Auf Heimatwegen. Gedichte. Bruno Volgers Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Gohlis.

Wer dieses Buch mit rechtem Gefühl liest und sich ganz in die Stimmungswelt des Dichters zu versetzen weiß, wird köstliche Schätze daraus zu heben vermögen. Eine starke Liebe zur Heimat eine ebenso verschärfte Aufnahmefähigkeit für die Freuden und Leiden des Lebens und die Schönheiten der Natur machen uns das Buch lesens- und genießenswert. Die Sprache ist durchweg schön und fast in jedem Gedicht hat uns der Verfasser etwas Neues zu sagen. Adolf Dreßler jun.

Friedrich Johann Mosbacher, Untergang der Antike. Preis ℳ 1.80. Magazin-Verlag Adolf Dreßler jun. Leipzig-Möckern.

Zwei Weltanschauungen stehen sich hier gegenüber und zwar in sehr scharfen Gegensätzen. Es ist der Kampf zwischen Jugend und Alter, zwischen frei und streng religiösen Satzungen. Das Buch soll noch eine Fortsetzung erhalten und können wir uns eigentlich nach Kenntnis dieser über das gesamte Werk äußern. Soviel steht aber fest, daß der Verfasser ein starkes dramatisches Talent hat, daß sich nicht nur im Aufbau der Szenen, sondern auch in der Kürze des Dialogs zeigt. Verschiedene Stellen des Werkes kann man rückhaltlos als hervorragend gut bezeichnen.

Dr. A.

Friedrich Tschanter, Erste Liebe. Gedichte. Geb. ℳ 3.50, geh. ℳ 2.50. Bruno Volgers Verlag, Leipzig-Gohlis.

Dem Werk wohnt ein starkes poetisches Gefühlsleben inne. Lieder von Sehnsucht und Liebe, von dem höchsten Glück des Besitzens, wechseln mit bangen Sterbeklagen und Gedichten von innerer Weltweisheit. Wenn man heute soviel moderne Bücher betrachtet und dann dieses Werk mit den feinsinnig ausgearbeiteten Versen frühlingsfroher und herbsttrauriger Gedanken in die Hand nimmt, so muß man sich der wahren und echten Schönheit erfreuen und dem Dichter mit warmem Herzen für die Erhebungen danken, die er uns geboten hat. Die reizvolle Ausstattung des Werkes dürfte zu der sichern Verbreitung beitragen, die es finden wird. Adolf Dreßler jun.

Theodor Salburg-Falkenstein, Neue Dichtungen. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig.

Das neue Buch des geschätzten Dichters hat mich mit aufrichtiger Bewunderung erfüllt. Das ist angeborene, kräftige Poesie, die aus der Tiefe der Seele emporsteigt wie ein Gebet zu der ewigen Göttin Schönheit. Eine blumenreiche, farbenprächtige Sprache einzig hier mit einem fast überquellenden Reichtum der Gedanken; da gibt es keine gesuchten Stimmungen, keine gequält klingenden Verse, frei und erhaben wachsen die Dichtungen aus sich selbst heraus und werden zum Einklang herrlichster Harmonien, zu Gebilden klassischer Schönheit. Der edle und vornehme Dichter verdient in hohem Maße die Anerkennung der breiten Öffentlichkeit. Adolf Dreßler jun.

Karl Bertram, Die Liebe. Roman. Verlag Dreßler, Leipzig-Möckern. Preis ℳ 3.—, geb. ℳ 4.—.

„Die Liebe" — ein Titel, der so viel und doch so wenig sagt. Denn was ist die Liebe? Eine andre in jedem neuen Fall, unfaßbar, unsagbar, unerklärbar. Die Liebe, von der dieser Roman kündet, ist eine innige, tiefwurzelnde, leidenschaftliche und doch ist sie stark und freudig bereit, zu ertragen und zu verzichten . . . In den unschuldigen Herzen zweier Nachbarkinder beginnt sie in frühester Jugend zu keimen, wächst auf mit den Kleinen, wird geläutert, geklärt, gefestigt in den Stillen und Stürmen ihres jungen Lebens, zuerst niederflackernd wie eine erlösende Flamme, dann plötzlich wieder aufbrausend, sprühend, gierig wie ein loderndes Feuer, und endlich sich vertiefend und verklärend, daß sie wärmt und leuchtet und in stilltrauten Glückes Frieden und Freuden die Liebenden einhüllt in treuer, unlösbarer Vereinigung, nimmer wankend, immer stark und beseligend, bis der Tod sie scheide, der alle Bande zerreißt und sogar die Liebe bezwingt — die Liebe, die Allbezwingerin. Ein reines und tiefes Gemüt, ein inniges Gefühl für Natur und Menschenherz und deren Zusammenweben und Ineinander-Aufgehen, ein durchdringendes und heiliges Verstehen alles Menschlichen offenbaren sich in diesem Buch. Wie die Kinder denken, fühlen, leiden, lieben, das ist mit ergreifender Schlichtheit und Schönheit geschildert. Über das Niveau der bloßen Liebesgeschichte wird das Werk gehoben, indem es mit Ernst und rücksichtsloser Offenheit die brennendsten Fragen der Zeit behandelt: die soziale Stellung des „ledigen Kindes", die sozialen Gegensätze überhaupt, das Physische in der Liebe, die Macht der Vererbung, und anderes. Das Ganze ist in einer breiten und behaglichen Kleinmalerei geschrieben, die öfter einen köstlichen, derb-komischen Humor zeigt und zuweilen eine packende und erschütternde Wucht erreicht — ganz wie es der Stoff erfordert, diese schlichte, rührende, gewaltige Liebe der zwei schlichten und wackern Menschen, die einem Kreise einfacher und biederer Kleinstädter angehören, und selbst Kleinstädter sind, ohne Spießer und Pfahlbürger zu sein. Wohl der einzige Fehler des Werkes ist eine zu flüchtige Korrektur, wodurch einige fatale Schwerfälligkeiten in den Text geraten sind; so die Häufung der Wörter „freilich" und „allerdings" am Anfang. Im übrigen ist der Roman äußerst flüssig geschrieben, voll poetischer Schönheit und Größe — das Werk eines wirklichen Dichters, der mit Dichteraugen und Dichtergemüt die Welt betrachtet und die Menschen formt und schildert. Ein Hohelied der Liebe und des Weibes ist das Buch, schlicht, groß, rührend, erhebend, und das Motto sollte unterm Titel stehen: „Des Weibes Liebe ist rein und mächtig und zieht den Mann empor zu lichten Höhen der Güte, Freude und Größe". Karl Kaltdorff.

DAS MAGAZIN

Monatsschrift für Literatur und Kultur • Kunst und Theater

Herausgeber: Adolf Dreßler jun. Schriftleitung: Bruno Volger

Februar 1911

:: Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern. ::
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
:: :: :: Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten. :: :: ::

Alfred Joeckel:

Bernkastler Doktor.

Krank saß der Erzbischof von Trier
  In Bernkastel der Feste,
Im Fieberfrost erfror er schier,
  Trotz dreifach dicker Weste.
Er wandt' sich hin und wandt' sich her,
  Trotz Abstinenz war bombenschwer,
Und trotz Tonsur sein Schädel.

Quacksalber rief der fromme Mann
  Aus allen deutschen Landen,
Die brauten Gift und machten dann
  Ihn schließlich ganz zu schanden.
Der Bischof ächzte Tag und Nacht.
  Trotz Rosenkranz und Meßandacht
Blieb bombenschwer sein Schädel.

Da kam mit einem großen Faß
  Ein Rittersmann gezogen.
Der borgte ohne Unterlaß
  Und war dem Wein gewogen.
Sein Bauch war wie das Faß so dick,
  Und wackelte bei jedem Schritt,
Und glutrot war sein Schädel.

Der trug das Faß zum Bischofsthron,
  Und füllte dort zwei Becher.
Dann rief er lachend: Lieber Sohn,
  Stoß an als echter Zecher.
Stoß an, wir trinken du und du,
  Die Arzenei bringt bald zur Ruh
Den bombenschweren Schädel.

Verschwunden ist's Delirium,
  Kraft strömt durch deine Glieder.
Freund, jegliches Asketentum
  Ist der Natur zuwider,
Vermehrt die Galle, schafft uns Schmerz.
  Noch fließt der Wein: Prost Bruderherz,
Prost bombenschwerer Schädel.

Der Tropfen wächst in deinem Land,
  Ich leerte manchen Humpen.
Du sollst für meinen Höllenbrand
  An zwanzig Faß mir pumpen.
Bernkastler Doktor nenne ihn.
  Und nun laß mich in Frieden ziehn,
Wie deinen schweren Schädel.

Der Bischof lachte, trank und trank —
  Sein Herz war ihm so heiter —
Bis daß er von dem Stuhle sank . . .
  Der Ritter zechte weiter.
Früh morgens wankte er nachhaus,
  Und sprach: das Faß war leider aus,
Doch voll ist nun mein Schädel.

Rud. Jul Lehner:

Nocturno.

Tiefbesternt wölbte sich der Nachthimmel über die Erde.

Es lag so eigen in der Luft — wie wenn etwas von den fernen, mondglanzumsponnenen Hügeln gewandert käme — käme wie ein leisheiliges Schlummerlied, wie ein mildes, weiches Fittigrauschen, wie etwas aus einer anderen Welt.

Um Tür und Decke huschte ein zarter, fahlblauer Schimmer.

Mondenglanz — Nocturno — Schlummersymphonie.

Leiseinwiegender Aveakkord im Duft und Glanz einer Frühherbstnacht.

Er saß in dem behaglich breiten Lehnstuhl beim Fenster und rauchte müde die letzte Zigarette.

Langsam und zagend quirlte der feine, süße Rauch in die Nacht, in die Stille empor.

Eine besondere Art des Träumens schien es ihm — wie ein tiefmüdes, schweres und doch wieder wohltuendes Einschläfern und Einlullen. Wie wenn ein unendlich sanfter, gütiger Arm ihn umschlungen hielte, wie wenn ihn dieser Arm an ein gleichmäßig, ruhig klopfendes Herz preßte und ihn dort bettete — weich und warm — weich und warm.

Und plötzlich war es ihm, als träumte er nicht mehr, als befände er sich in einem schönen, lichten Raume, durch dessen hohe, weitgeöffnete Fenster man auf das undendliche, blaue Meer blicken konnte.

Das Zimmer mußte er kennen. Da war die mit üppigen Fellen belegte Ottomane — da hing in der Ecke neben der rotsammtenen Portiere die zierliche Laute, da stand der Schreibtisch aus Rosenholz, der elegante Spind, dessen goldgepreßte Bücherrücken im freundlichen, milden Morgensonnenlichte glitzerten und flimmerten.

Und da — da vorne in dem prächtigen, altdeutschen Chörlein — da lag eine weiße, schlanke, wunderbar biegsame Gestalt anmutig und bezaubernd in einen grünseidenen Schlafstuhl hingegossen, wie ein Leben, Glanz und Farbe angenommenes, liebes, holdes Frühlingsgedicht.

Die unendlich weichen, goldigen Haare fluteten ihr in sanften Wellen bis zu den Knieen herab, umrahmten ein feines, wunderliebliches Gesichtchen, in dem ein paar große, feuchte, blaue Augen leuchteten — in Reinheit und Güte das Spiegelbild einer reichen, herrlichen, lichten Seele.

Die weißen, feingliedrigen Finger des Mädchens ruhten nachlässig in einem zusammengeklappten Buche verborgen. Das Mädchen sah mit starren, durstigen Blicken hinaus aufs Meer, das in sonntäglichem, tiefem, sattem Glanze lag. —

Ihm war, als hätte er das alles längst gekannt, als hätte er das alles längst erlebt, als wiederhole sich alles wieder.

Sein Schritt versank lautlos in den weichen Teppichen, aber sie mochte sein Kommen geahnt und gefühlt haben, denn ehe er noch die Mitte des Zimmers erreicht hatte, wandte sie ihr Haupt und öffnete die feingeschwungenen Lippen zu ihrer Stimme hellem Glockenrufe.

„Weißt du, mir ist wieder ganz frei und leicht geworden, so wunderbar freudig, die Strophen deines letzten Gedichtes fielen mir ein — das war so —"

Hier stockte sie — „was siehst du mich wieder so eigentümlich an — so starr — so verzehrend?"

Sie sprang auf.

„Ich gehe jetzt."

„Nein — nein, bitte bleib!" Und er suchte die Widerstrebende sanft in den Lehnstuhl zurückzudrücken.

„Nein, es nützt dir nichts — ich gehe. Du kennst mich, wenn ich einmal —"

Er trat zurück und machte eine tiefe, fast ehrfurchtsvolle Verbeugung.

Sie schritt zu dem Spiegel aus venetianischem Glase und begann ihr Haar zu einem einfachen, kunstlosen Knoten zu formen.

Als sie damit fertig war, drückte sie den leichten Florentiner darauf, ließ sich den Mantel reichen und gab ihm die Hand, die er leicht umspannte.

„Jetzt bist du nicht mehr meine Muse, sondern jetzt sind Sie das hochwohlgeborene Fräulein Elly von Brencken. Ich küsse die Hand, mein Fräulein."

Sie neigte stolz und stumm das schöne Haupt, schritt ohne sich umzusehn durch die niedere Gartenpforte auf den weißen Muschelsand des Strandweges.

Er — der Dichter — sah ihr nach — lange — lange.

Und als er ihre Gestalt aus den Augen verloren hatte, setzte er sich an den Schreibtisch, stützte den Kopf in die heißen Hände und schaute trübe vor sich hin.

Es war doch alles so klipp und klar — sie durften sich nicht lieb haben. — — —

In wenigen Wochen verließ sie mit ihren Eltern das Seebad.

Am Abend, der der Abreise voranging, kam sie nochmals zu ihm.

„Wir werden uns nie mehr wiedersehen — hörst du — nie mehr!"

Wohl hörte er es. Aber fassen konnte er es nicht. Seine Muse. Er wußte und fühlte es — nun war es aus mit ihm — ganz aus.

Als sie das Zimmer verlassen wollte, da umarmte er sie zum ersten und zum letzten Male. Und da küßten sie sich — einmal — heiß und inniglang und lang.

Dann ging sie. Und er brach über der Ottomane in wildem Weh zusammen.

Da erwachte er.

Durch die tiefe Stille trug die Luft zitternd elf eherne Glockenschläge an sein Ohr.

Die Zigarette entrollte seinen Fingern.

Theodora Koch:

Abendkuß.

Wie rote Flammen ziehn die Wolken wieder —
Im letzten Sonnenstrahl sind sie entbrannt,
Ihr weiches Glühen sinkt vom Himmel nieder
In mildem Leuchten liegen Meer und Land.

Mit meinen Händen faß ich deine Hände
In deinen Augen sehe ich die Pracht,
Das warme Glühen dieser Tageswende.
Ich küsse dich — und um uns sinkt die Nacht.

Müdigkeit.

O, wäre ich stark, zu wandern in Lust,
Selbstsicher auf eigenen Wegen,
Hoffend und glaubend des Glückes bewußt,
Dem Lichte des Lebens entgegen.

Doch bin ich so schwach; und da trägt mich die Zeit
Und trägt mich an allem vorüber.
Auf einsamen Wegen, so öd' und so weit
In das Dunkel des Todes hinüber.

Paul Dietz:

Der Triumph der Sünde.

Der Mensch.

Was willst du wieder, grausames Gespenst,
Das mir auf Weg und Steg in finstrer Ruh'
Nachschleicht,
und, wenn den Blick ich drohend wende,
Nur höhnisches Gelächter für mich hat? —
Glaubst Du, daß ich Dir schon verfallen sei,
Du Ungetüm, um dessen Schultern ringeln
Sich Nattern, die giftsprühend geifern, zischen,
Als ob sie ihres Opfers schon gewiß! —
Ha! welche Höllenlust hat Dich gezeugt
Und welcher Hexentrank hat Dich gestärket? —
Du bist des Satans leibliches Gebilde,
Und ew'ge Bosheit liegt in Deinem Schoß.
Die Flamme, die an Deinen Fersen haftet,
Sie zeichnet Dich als der Verdammnis Sohn. —
Komm nur heran, ich halte mutig Stand' —
Dir biet' ich Trotz und Deinen Höllengeistern! —
Wirkt doch die Scheußlichkeit, die Du mir zeigest
Abstoßend schon von selbst;
Du fängst mich nicht. —
Also der Mensch. —
Der Satan aber lächelt
Und schaut den Aermsten an mit kaltem Hohn. —

Satan.

Ei! seh' doch einer solch ein Menschenkind,
Aus einem Erdenkloß zur Form geschaffen
Scheinbar vollkommen! —
Ha! Du bist es nicht.
Nun willst Du dich wohl gar im Wahn vermessen,
Dem Teufel selbst eine Lektion zu geben,
Willst zeigen ihm wohl die vermeinte Kraft? —
Das Ebenbild der Gottheit glaubt sich schon
Berufen, Lucifers Gespinnst zu trennen
Mit einem Wort!
Doch was bedeutet solches,
Wenn, es zu halten, ihm die Kraft versagt. —
Laß sehen, eitler Tor, was es Dir frommt? —
Nur allzu offenbar ist mir Dein Wesen,
Das, wandelbar, entbehrt des festen Willens,
Und nichts vermagst Du gegen meine Macht! —
Wenn Dir der Teufel erst im Nacken sitzt,
Dann findet er ein Plätzchen schon zum Rasten; —
Er wird sich nicht so leichterdings bequemen

Zum Rückzug, eh' nicht alles er versucht.
Im Menschenherzen wohnt seit Urbeginn
Ein gutes Teil und auch ein böses Wünschen,
Und beide kämpfen ewig miteinander;
Denn Herrschaftssucht liegt beiden in dem Sinn.
Das Gute siegt, solang Versuchung sich
Bequemt zu nahn in einem Kleid, das offen
Sie zeigt als eine Feindin des Erhabnen,
Das Gott als Abbild sich im Menschen schuf. —
Doch naht sie sich als Lust in Fleisch und Blut,
In menschlicher Gestaltung, schön und lockend,
So möchte ich den eitlen Toren sehen,
Der solche Frucht zu pflücken unterläßt.
Verlor einst Adam doch das Paradies
Um eines Apfels willen, den ihm Eva
Mit Lächeln reichte; — mit gar süßen Worten
Nahm sie von ihm der Reinheit hohe Zier.
So kenne ich Dich, armer schwacher Mensch,
Und will Dir jetzt, nachdem Du meinem Schrecken,
Nachdem Du meinem Drohen widerstanden,
Im süßen Zauber holder Reize nah'n.
So sprach der Satan:
Doch der Mensch blieb fest,
Und trutziglich erkühnte er sich dessen,
Daß selbst der Reize schmeichelndes Verlocken
Ihn nicht abziehen werde von der Pflicht.
In der Gefühle mächt'gem Widerstreite,
Der Liebe zu des Schöpfers ew'ger Gnade
Wie auch des innern Dranges nach Befreiung,
Blieb fest er im Gehorsam gegen Gott. —
Und siehe da, die Sonne, sie verdunkelt
Sich rasch, und Nebel stiegen von der Erde
Empor, umhüllend alles rings mit Dämm'rung,
Daß lang und länger ward der Schatten Riß.
Ein Schauern überzog dabei die Welt,
Und alles Leben barg sich scheu im Winkel; —
Dieweil ein Wettersturm die Luft durchbrauste,
Hielt Rat der Teufel mit dem höll'schen Heer.
Beschlossen ward des Guten Untergang,
Es wirkten finstre unheimliche Mächte
An diesem Werk satanischer Verlockung;
Und sieh', es schien, als sei das Ende nah. —

* * *

Mensch.

Ich wanke nicht und biete dennoch Trotz
Auch diesem Teufelsspiele, das ersonnen,
Um Sieg zu feiern über das Erhabne,
Das da gefällig ist dem ew'gen Gott.
Naht euch nur neue Schrecken! Lodre auf,
Des Orkus Flamme, gierig zu verschlingen
Das Opfer, das mit Schwachheit er begabte
Der Schöpfer, zu erproben es im Kampf. —
So ward, des Meisters Ebenbild, der Mensch,
Des ew'gen Lebens Krone zu verdienen,
Die der Vollkommenheiten letztes Sehnen
Bedeutet, auf sich ganz allein gestellt. —
Und seinem Willen ist das höchste Ziel,
Elysiums Wonne, einzig vorbehalten,
Wenn in dem Widerstreite beider Seelen
Im Menschen sich das Gute ringt zum Sieg.
So sprach einst Gott, als er das Paradies
Dem Menschen nahm um jener ersten Sünde
Des Ungehorsams willen und verfluchte
Das Werk, das seiner Schöpfung Krone war.
Blieb Adams Erbe auch dem Enkel, stets
Mit der Versuchung tück'schem Feind zu kämpfen,
So lohnte Gott mit seinem Farbenbogen
Am Firmamente doch des Menschen Sieg.
Naht drum, ihr Zauber! Oeffne dein Portal
Der Sünde Schloß, daß ich die Prüfung wage,
Daß ich den list'gen Teufel überwinde,
Weil ich nur handle, wie ich soll und will.

* * *

Von ungefähr durchbrach die dunkle Nacht
Ein Flammenstreifen;
feurig rot erglühten
Der Nebel Ränder;
wunderbar erstrahlte
In hellem farbenprächt'gen Zauberglänzen
Ein Bild von majestätisch schöner Pracht.
Und deutlich hoben wohlgefügte Formen,
Von einem Märchenschimmer zart umflossen,
Sich ab vom Hintergrund des ew'gen Alls.
Es blitzte auf ein neues holdes Sein,
Und eingerahmt von schneebedeckten Höhen
Wildzack'ger Gipfel, die in ros'gem Glühen
Erstrahlten, stand der Erde Gott, der Mensch. —
Zu seinen Füßen aus dem Felsen sprang
Ein muntrer Quell; sein silberhelles Wasser
Zum Tale sendend, wo dem stolzen Strome
Er sich vermählend strebte in das Meer.
Und so, versunken in das hehre Bild,
Das um ihn her Natur hatte gebreitet,
Stand stumm der Mensch, der Wolken Zug verfolgend,
Und wußte nicht, wie ihm dabei geschah. —
Da wacht in ihm ein seltsam Fühlen auf,
Er pries den Herrn, der alles dies geschaffen,

Daß er ihn aus der Sünde Bann entrückte,
Und zündete ein Dankesopfer an. — —
Ein Windhauch trieb jedoch hinab ins Tal
Des Rauches Fülle; denn die Opferstätte
Umspielten schon des Teufels Lustgebilde,
Und nahe war dem Menschen schon der Feind. —

* * *

Mensch.

Was tat ich, daß mein Opfer du verschmähst,
Erhabner Gott? — Verleih mir Kraft und Stärke,
Verborgner Feinde Einfluß zu zerstören
Und rein zu halten deines Tempels Glanz! —

* * *

Als dann der Mensch das Auge rückwärts ließ
Zu jener Stelle schweifen, wo ein Singen
Von nie vernommner Schöne zu ihm tönte,
Vom Waldesrande her, da stand er starr.
Es schlotterten die Knie bei jenem Anblick,
Der sich ihm bot, bis ihm die Sinne schwanden
Und er entzückt, gepackt von einem Taumel,
Versank in jenes Bildes Zauberbann.
War das ein Wesen, lebend ihm verwandt,
Das in des weichen Rasens Pfühl gebettet
Der Glieder wundervolle Schöne zeigte,
Ein Weib, wie schöner nie er eins gesehn?
Vom Schlummer noch umfangen, ruht sie nackt,
Um ihre dunklen Augen spielte Lächeln,
Und um ihr Antlitz floß des Haares Fülle
Wie Sonnenstrahlen um den Glutenkern!
Ein Wonneschauer ihren Leib umfloß,
Selbst in dem Schlafe heißes Leben sprühend,
Der schwanenweiße volle Busen wogte
In ungezähmtem Beben auf und ab.
Das schöne Weib umzuckte süße Lust,
Der vollen Lippen rotgeschwelltes Prangen
Entfachte das Verlangen nach den Reizen
Der Liebe in der Sinne Taumelspiel. —

* * *

An dieses Bild gefesselt, hing der Blick
Des Menschen, als ob ihn Magnete zögen.
Er konnt' nicht rückwärts fliehn; — Die Sünde lockte;
Denn gar zu schön, zu wonnig war der Feind.

* * *

Mensch.

Schändlicher Teufel, ist das deiner würdig,
Daß du solch himmlisch holdes Wesen wähltest,
Um deiner Ränke Spiel mit mir zu treiben.
Trittst du so leicht auf dieser Schönheit Bild.
Wo bist du Satan?
Ha! Du bist entflohn
Und lässest mich allein mit deinem Opfer!
Steckst du wohl gar in dieses Weibes Körper,
Daß mich ihr Blick in süße Bande schlägt.
Ich fühl's, das gehet über Menschenkraft,
Das ist ein Feind, vor dessen starken Waffen,
Aus dessen feinem Garn es kein Entweichen
Mehr gibt;
In dessen Bann ich fallen muß.
Wo bist du Gott? — Nimm dieses Bild von mir,
Eh' ich der süßen Lockung unterliege,
Eh' triumphiert des Teufels Höllenzauber,
Die Reinheit weicht von deinem Ebenbild. —

Bist du Fata morgana holder Lust,
Von Fleisch und Blut ein sterblich irdisch Wesen?
Wie könnte sich in solcher Schönheit Fülle
Verbergen eines armen Teufels List. —
Und doch! — Ich will, ich darf nicht fallen hier,
Zertrümmern nicht solch' herrliches Gebilde,
Im tollen Taumel wild entfachter Sinne
Nicht freveln an dem Kunstwerk der Natur! —

* * *

So sehr nach Hilfe lugte aus der Mensch,
Es nahte keine, deren Kraft vermochte
Zu ziehen ihn aus jenem Zauberbann,
Mit dem die Lust den Aermsten hielt umstrickt.
So oft er auch die Blicke abgewandt,
Er mußte, folgend einem innern Zwange,
Doch schaun das Antlitz wieder, immer wieder,
Das ihm so ganz des Willens Kraft gelähmt.

* * *

Satan.

O, nahe dich, Geliebter, meiner Statt,
Nimm hin, was ich dir voller Liebe biete,
Nimm hin, was allen Lebens tiefste Quelle,
Nimm's als Geschenk aus innerm Drange hin.
Im Dienst des Schönen liegt der Erde Glück,
Laß meine Arme liebend dich umschließen,
Genieße meiner Reize süße Wonnen,
Senk in Vergessenheit des Daseins Leid.
Die Jugend hat zu Lieb und Lust ein Recht,

Laß küssen dich von meinen roten Lippen; —
Ein Tor, der an dem Lebensborn gestanden
Und sich nicht trank die Seele dran gesund.

* * *

Mensch.

Ja! Satan, deine neue List war gut,
Ich kann's nicht wehren; nein, ich muß vergehen. —
Da hast du mich; — ich kann nicht weiter leben,
Eh' ich an deinem Herzen ruhte aus.
Wild auf in meinem Innern fühle ich
Es lodern wie ein ungestümes Flammen;
Mag draußen ein rasend Feuer auch entstehen,
Ich will dir dienen, muß dein Sklave sein. —

* * *

Ein Sinnenrausch erfaßte ihn — und plötzlich
Warf er dem Weibe sich entzückt zu Füßen,
Das regungslos, doch schön und lusterweckend,
Ja, schöner selbst als Aphrodite einst,
Die stumme Sprache des Genießens sprach .
Da riß es ihn hinab; — er stürzte jäh,
Ausbreitend seine Arme, auf es nieder
Und küßte sinnlos, ahnungslos begeistert,
Das schönste Weib, das je die Erde sah.
Also erwacht, aus ihren Augen blitzte
Es auf in jener schwarzen Tiefe Glänzen,
Und fester, immer fester hielt umfangen
Sich Mann und Weib im sinnlich wilden Rausch. —
Sie wehrte nicht das Küssen, ließ geschehn,
Daß er in Fieber in sich aufgesogen
Der holden Reize himmlisch süßen Odem,
Und ließ ihn fühlen ird'sche Seligkeit.
Er schloß das Auge und versank dabei
In jenen sinnbetörten Wahn, daß Liebe
Nur im Genuß erst zur Vollendung reife,
Und daß des Lebens Krone sei das Weib.
Es fieberte ihm das erregte Blut,
Vergessen war der Schöpfer alles Hohen,
Vergessen jener Treuschwur, den er eben
Noch seinem Gott in kühnem Stolz getan. —

Da fuhr es ihm wie höllisch heiße Glut
Durch alle Glieder, daß er jäh erwachte; — —
Und starr vor Schrecken zitterte und bebte
Im Arm des Teufels der gefall'ne Mensch. —

Wo waren sie, die schneeig weißen Glieder,
Der Busen wo, an dem er liebend ruhte,
Wo jener Augen heiße Feuerglut? —
Ein grinsend Lachen lehrte ihn zu bald
Nur, daß der Satan hielt ihn in den Armen
Als neues Opfer seiner finstern Künste; —
Geschändet war des Ew'gen Ebenbild! —

* * *

Satan.

Armsel'ger Mensch, wo blieb doch deine Kraft?
Dem Bösen mutig ein paroli bietend,
Fielst du in seiner Schlingen feste Netze,
Und keine Gottheit half dir in dem Kampf!
Mein jüngster Sohn, sieh' also schafft die Macht,
Die im Verborgnen an der Schöpfung rüttelt,
Vor deren Streichen eine Welt erzittert; —
Erkennst du nun, was wert dein göttlich Teil?
Er schuf dich schwach; — Warum verlieh er dir
Nicht jene Mittel, die zu seinem Ruhme
Triumph und Sieg dir hätten bringen können?
Er, der dir dem lebend'gen Odem lieh,
Versagte dir, aus den gezognen Grenzen
Neidisch wohl auf sein Werk, hinauszuschweifen,
Und opfert lieber dich dem dunklen Feind. —

Erkenne drum, daß im Genuß allein
Das liegt, was höchstes Glück vermag zu geben
Die für's erbärmlich kurze Erdenleben,
Wirf ab von dir des Guten eitlen Schein!
Du kannst ein Herrscher sein in diesem All,
Vom Augenblick laß dir die Güter reichen,
Eh' sie vor deinen Augen dir entweichen,
Entbehrung ist nur Torheit, Rauch und Schall.
Die Hand zum Pakt; die Erde bleibe dir,
Laß dir das Drüben keine Sorge machen,
Erhalte dir der Freude wildes Lachen,
Genieß' das Sein;
Die Zukunft bleibe mir! —

* * *

So sprach der Satan! —
Und des Menschen Ohr
Betörte seiner Rede Klang und Fülle,
Er warf von sich der ew'gen Hoffnung Hülle
Und stieß die Reinheit durch das offne Tor. —
Die Sünde triumphierte;
Weil der Fall
Des Menschen, ihn in ihre Hand gegeben;
Für ird'sche Lust ließ er das Seelenleben:
Der Hohn des Teufels dröhnte durch das All! —

* * *

Dr. Otto Klein (Bitterfeld).

Goethes Scheiden aus der Oberleitung des Weimarer Hoftheaters.

„Weimar, Sonnabend den 12. April 1817. Zum ersten Mal: Der Hund des Aubri de Mont-Didier oder: der Wald bei Bondy. Historisch-romantisches Drama in drei Abtheilungen, aus dem Französischen übersetzt von Castelli, Musik von Ritter von Seyfried . . . . . Herr Karsten vom K. K. Theater an der Wien — Aubri de Mont-Didier. Anfang 6 Uhr. Ende halb 9 Uhr." So lautete der Theaterzettel jener Komödie, in der ein wohldressierter Pudel auf der Bühne des Großherzoglichen Hoftheaters seine Kunststücke als Hauptakteur vorführen sollte, — auf der Bühne, die einst Schillers Ruhm begründete und der Goethe seit einem Vierteljahrhundert als oberster Leiter mit rastlosem Eifer und heißem Bemühen vorstand. Das Stück, ein elendes Machwerk, behandelte jene Sage, derzufolge Richard de Macaire, welcher den Ritter des französischen Königs Karl V., Aubry de Mont-Didier, im Jahre 1371 ermordet hatte, sich von dem Verdachte dadurch reinigen sollte, daß er mit dem Hunde seines Opfers einen Kampf bestehen mußte.

Schon tagelang vor der ersten Aufführung war diese Hundekomödie der beliebteste Gesprächsstoff des sensations- und klatschsüchtigen Weimarer Publikums, und das den Musen geweihte Haus dicht besetzt lange bevor der diensttuende Hoffourier beim sechsten Glockenschlage durch das Aufklopfen seines Stabes das Zeichen zum Beginn der Vorstellung gab. Aller Augen und Ohren waren mit Spannung auf die Vorgänge der Bühne gerichtet, aber „widerwärtig genug ist es ja," berichtet Gotthardi in seinen „Weimarischen Theaterbildern aus Goethe's Zeit" (Jena und Leipzig, Hermann Costenoble, 1865), „eine Handlung zu verfolgen, wobei das moralische Gefühl bis zum Unerträglichen in den Schraubstock gepreßt wird, wo in drei langen Akten es sich darum handelt, einen Elenden, der seinem Freund aus irgend einem verwerflichen Motive das Lebenslicht ausgeblasen hat, durch eine Bestie zu entlarven."

Das „historisch-romantische Drama" und das Spiel des Hundes, der seinen Besitzer und Lehrherrn Karsten an künstlerischer Leistung übertraf, wurden nach Aussage des vorgenannten Gewährsmannes gut aufgenommen, von der großen Masse sogar „sehr gut, ausgezeichnet, brillant," weswegen die Wiederholung am 14. April eine noch zahlreichere Zuhörerschaft herbeilockte.

An dem ersten Aufführungstage hatten die Zuschauer mit nicht geringer Unruhe und Erwartung immer wieder nach dem Platze hingeblickt, den Goethe sonst einzunehmen pflegte, so oft er das Theater besuchte, aber sie sahen sich allemal getäuscht. Der Sitz blieb leer und des Hauses guter Geist fern für lange Zeit, denn erst das Jahr 1824 führte ihn wieder ins Theater zurück, wie seine Tagebucheintragungen erkennen lassen. Übrigens befand der Dichter sich an jenem Tage garnicht in Weimar, sondern war bereits am 21. März nach Jena gefahren, woher er erst am 18. Mai nach Hause zurückkehrte.

Im Jahre 1791 mit der Oberleitung des herzoglichen Hoftheaters betraut, hatte Goethe mit Unterstützung des derzeitigen Landkammerrats und Assessors des Hofmarschallamtes und nachmaligen Hofkammerrats Franz Kirms unablässig dahin gewirkt, aus der Weimarer Bühne eine Musteranstalt zu schaffen, und er allein hat eigentlich dies zustande gebracht, denn Kirms besorgte als gewandter Geschäftsmann lediglich die ökonomischen Angelegenheiten, ohne deren treffliche Verwaltung kein Theaterunternehmen blühen kann, während er der künstlerischen Seite des letzteren ziemlich fern stand. Daß Kirms aber oft mit den geringsten ihm zur Verfügung stehenden Geldmitteln gleichwohl allen Anforderungen gerecht zu werden verstand, und in den Tagen des Unglücksjahres 1806 die Theaterkasse fast die einzige war, die noch über Gelder verfügte, muß ihm hoch angerechnet werden.

Schon nach vierjähriger Tätigkeit war Goethe des Theaterwesens überdrüssig geworden, hatte sich jedoch schließlich auf gutes Zureden des Herzogs dazu bequemt, „in dem dauernden Verhältnisse fortzuwirken," auch die Streitigkeiten im Jahre 1808, die sein Ansehn und seine Stellung entwürdigten, auszugleichen gesucht, und ebenso es über sich ergehen lassen, daß Graf Edling, den er allerdings völlig ignorierte, 1814 der Theater-Kommission eingereiht, und diese durch ein Reskript des Großherzogs Karl August vom 26. März 1816 zur Hoftheater-Intendanz erhoben wurde. Allein als am 1. Februar 1817, dem Geburtstage der Großfürstin Maria Paulowna, gegen seinen Willen Kotzebues „Schutzgeist" aufgeführt worden, fühlte er sich tief gekränkt und hielt die Zeit für gekommen, abermals seine Entlassung aus den Theaterdiensten zu erbitten. Seinem Wunsche wurde wiederum nicht stattgegeben.

Inzwischen war auch sein Sohn August „mit zur Intendanz gesetzt worden," und Goethe hoffte, da

„er eine unumschränkte Gewalt im Kunstfach ausübte, ohne durch Nebendinge gehudelt zu werden, daß alles in kurzer Zeit ein anderes Ansehn haben und dieser Anstalt besser geholfen sein soll als durch Salons Gesetze." Er täuschte sich leider hierin, und auch die von ihm neu aufgestellten Theater-Instruktionen vermochten keine Änderung in den einmal eingerissenen Zuständen, denen „endlich eine Explosion folgen mußte," herbeizuführen. So bot ihm denn das Gastspiel eines Hundes die willkommene Gelegenheit, aufs neue seine Entlassung von den Theatergeschäften nachzusuchen, nachdem er vergeblich auf die bestehenden Theatergesetze, denen zufolge „kein Hund auf die Bühne kommen darf," und vergeblich auf die Würde der Kunstanstalt hingewiesen hatte. In tiefster Wehmut erkannte er seine Schwäche stärkeren Einflüssen gegenüber und wußte nur zu wohl, daß der Großherzog, der stets einige Hunde als treue Begleiter um sich hatte, der Hundekomödien-Aufführung sehr geneigt war und in seinem Wunsche von dem Obermarschall Graf Edling und der fürstlichen Geliebten und Nebenfrau, der hervorragenden Schauspielerin Karoline Jagemann, bereitwilligste Unterstützung fand.

Uebrigens war Karoline über die Theaterangelegenheiten weit besser unterrichtet, als der Oberleiter Goethe, der „vieles versäumte und verlottern ließ, einen großen Teil des Jahres fern vom Theater in Jena, in Böhmen oder auf Reisen verbrachte und einen anderen Teil des Jahres geistig fern vom Theater lebte." Es war Karl August also nicht zu verübeln, wenn er schließlich die Leitung seiner Bühne dem alternden und vielbeschäftigten Dichter entziehen und regeren, frischeren Kräften anvertrauen wollte. Es darf übrigens kaum bezweifelt werden, daß Goethe, wenngleich mit schwerem Herzen, von der Notwendigkeit eines Wechsels in der Oberleitung sich am Ende auch überzeugte, daher mit Stillschweigen in das Unabänderliche sich fügte und, nicht allein durch des Pudels Auftreten, sondern vielmehr durch alle sonstigen Unzuträglichkeiten und Scherereien bewogen, sein Abschiedsgesuch einreichte, das der Fürst jetzt nicht mehr abschlägig bescheiden konnte und wollte.

Am 13. März, an dem Tage zwischen den beiden Aufführungen des „Hund des Aubry" ging Goethen das offizielle Schreiben des Großherzogs zu, das ihn von den Geschäften des Hoftheater-Intendanz entband und ihm den „tiefgefühltesten Dank übermittelte für die vergangenen ausgezeichneten Dienste, die er bei Creirung, Erhaltung und Dirigirung der Theater-Geschäfte und zwar in allen dahin einschlagenden Fächern geleistet hat."

Trotz dieser anerkennenden Worte soll Goethe in seinem ersten Schmerze ausgerufen haben: „Karl August hat mich nie verstanden." Es darf nun aber dieser Aeußerung, selbst wenn sie wirklich über die Lippen Goethes gekommen ist, nicht zu viel Wert beigemessen werden, denn der Dichter, der offenbar unter den Parteiungen und Umtrieben viel gelitten hatte, befand sich in sehr gereizter Stimmung und übler Laune, in welcher Gemütsverfassung oft ein herbes Wort gesprochen wird, von dem das Herz nichts weiß. Die Folgezeit lehrte auch, daß er seinem Fürsten nicht das Geringste nachgetragen und die anscheinende Kränkung in Kürze verwunden hatte, wie er auch nach wie vor mit Karoline Jagemann in freundschaftlichster Beziehung geblieben ist, sie in seinen Briefen als „teuerste Freundin" angeredet und ihre Gesellschaften gern besucht hat.

Zu seinem Freunde und Gehilfen Riemer sprach er allerdings bald nach seiner Geschäftsniederlegung noch folgende inhaltschwere Worte, die seinen Schmerz erkennen lassen, die aber wiederum zeigen, daß er eine längere Zugehörigkeit zu der Theaterdirektion unter den obwaltenden Umständen für unmöglich erachtete und selbst nicht wünschte: „Wohl dem, der sich loslösen kann von einem Fuhrwerk, das bergab stürzt. Ich kann's und will fort von einem Wege, auf welchem die rechte Höhe unerreichbar ist — bei dem Theater besonders deshalb, weil den jetzigen Schauspielern überhaupt das Leben und die Kunst, der Ernst und die tüchtige Auffassungsgabe mangeln. Es ist ein weibisch Volk und ein Weiberregiment ihnen das Zuträglichste."

Goethe war gegangen, und die Alleinherrschaft über Weimars Bühne führte fortan bis zu dem 1828 plötzlich erfolgten Tode Karl Augusts — Karoline Jagemann, denn der Sänger Stromeyer, der 1820 in die Intendanz berufen und 1824 zum alleinigen Leiter unter dem Titel eines Oberdirektors mit dem Range eines wirklichen Rats ernannt wurde, war, obgleich er sich der beständigen Gunst seines Fürsten erfreute, doch nur eine vorgeschobene Persönlichkeit und hat die Rechte eines Theaterleiters niemals für sich beansprucht, was weniger auf den Mangel an Fähigkeiten, als auf die eigenartige Stellung Karoline Jagemanns, die diese ihrem Herrn und Geliebten, dem Theater und ihren Kollegen gegenüber einnahm, zurückzuführen ist.

Otto Born:

Sorgen.

Auf leisen Sohlen schleichen
Die Sorgen ein,
Und ihre Schatten scheuchen
Den milden Schein,
Der alles Sein verkläret
Zu stillem Glück.
Ging es einmal, dann kehret
Es nie zurück.

Otto Born:

Eros.

Mädchen mit fragenden Blicken,
Mädchen mit sehnendem Mund:
Will man dir Eros zerstücken,
Und seine Flügel zerpflücken,
Wein' dir die Augen nicht wund!

Haben ihn schmählich geschlagen,
Haben ihn böse gezaust?
Und du kannst es nicht tragen
Wie sie mit schlimm'rem Behagen
In deinem Herze gehaust?

Lächle und laß es geschehen:
Eros bleibt Sieger im Streit.
Menschen kommen und gehen,
Liebe wird immer bestehen
Bis in die Ewigkeit.

Mädchen mit fragenden Blicken,
Mädchen mit sehnendem Mund:
Wisse, dein lachendes Nicken
Und dein lichtes Entzücken
Machen dir Eros gesund!

Herma v. Skoda:

Die Sonne fehlt.

Die Sonne fehlt — sie floh auf fernen Bahnen
Die junge Flur von üppgem Grün belaubt.
Kein tiefes Grau, nur leichte Wolkenfahnen
Verschleiern uns ihr lichtumwobnes Haupt.

Und dennoch hüllt ein weicher Wehmutsschauer
Der Blüten und der Bäume stolze Pracht
Als sei in ihren Herzen bange Trauer
Uneingestandner Sehnsucht leis erwacht.

Als könnte keine Farbe leuchtend glühen
Und keine Blüte, ob sie's auch verhehlt,
In voller holder Lieblichkeit erblühen
Da doch der Sonne warmes Lächeln fehlt.

Ein trüber Hauch scheint alles zu umweben
Und dämpft jedweder Freude hellen Schein. —
So dünkt mir meiner Tage buntes Leben,
Seitdem du unsr're Schwelle miedst, zu sein.

Friedrich Kipp:

Ach, daß der Frühling sterben muß.

Ach, daß der Frühling sterben muß
Und all sein zartes Blühen,
Ach, daß vom kalten Rauhreifkuß
Verlischt der Rosen Glühen!

Ach, daß von allem wahren Glück
Das jauchzend man besessen,
Nur bleibt ein großer Schmerz zurück,
Der niemals läßt vergessen!

Das macht das Herz so schwer und bang,
Daß rings kein Licht mehr schimmert,
Daß laut des Herbstes Klagesang
Durch fahle Blätter wimmert.

Ernst Bussard:

Brienne.

Fast alle waren schon fort, „à la promenade", elegant, frisiert, parfümiert.

Er saß allein am Tisch, das schwarze Haar schlecht gepflegt, nachlässig in Haltung und Kleidung, stützte den Kopf in die Hand und sah verloren vor sich hin. —

Der Wind umfuhr die Ecole de guerre, pfiff um den Dachfirst und ließ die welken Blätter tanzen, bald hoch in der Luft, bald tief am Boden sie fegend und jagend....

Was lehrte doch Rousseau? Gleichheit, Brüderlichkeit? Gab es denn das nun auf der Welt?

Warum waren sie die Verwöhnten, Gefeierten, die zierlichen Herrchen mit den Golduniformen der vornehmen Regimenter? Und er? Ihn sahen sie alle über die Achsel an, ihn mit seiner unansehnlichen Figur, seiner fahlen Gesichtsfarbe, der so garnicht auf sich hielt!

Ihn fröstelte. Pah, wie er sie verachtete! Was waren ihm ces gens — la! Hatte ihr Leben einen Zweck? Kam es da auf solche Menschen an?

— — Kam es überhaupt auf Menschen an? — Sterben mußte man doch — früher oder später. Und da war manch einer bloß durch seinen Tod, sein Absterben nützlich. Er machte dem Bessern Platz. —

Gigantische Pläne stiegen in ihm auf. Wenn er sich nun an die Spitze der Masse stellte, die jene verachteten — ebenso wie ihn — diese Puppen mit Schnallenschuhen und Seidenstrümpfen über den Haufen fegte, so wie der Novembersturm draußen die Blätter wirbelte?

— — Und das Volk jubelte ihm zu, alles zeigte auf ihn, er war der Held, der Messias Frankreichs, der den Armen, Geknechteten mit starkem Arm emporhob und in die Paläste der vertriebenen Frohnherrn führte? — Und jene lagen am Boden vor ihm! — —

Er stand auf und durchmaß mit hastigen Schritten den kleinen, unfreundlichen Raum mit den kahlen Wänden, den Blick auf den Boden geheftet, die Hände auf dem Rücken.

Und draußen heulte der Sturm weiter, hohe Bäume neigten sich seiner Gewalt, dunkles Gewölk ballte sich am Horizont, noch fernes Unwetter kündend.

Christiana Gunkel:

Mutterlieder.

I

Sommerfäden.

Sommerfäden zart und duftig
Schlingen sich von Baum zu Baum.
Durch die Seele zittert leise
Mir ein holder Zukunftstraum.

Sommerfäden, Sommerfäden,
Brauche weiches, weißes Linnen.
Laßt euch haschen, laßt euch fangen,
Will am Rocken euch verspinnen.

Mache aus den Sommerfäden
Windlein klein, gar weich und warm,
Denn eh' Frühling es geworden,
Halt' ein Kindlein ich im Arm.

II.

Mutterglück.

Ich sitz' unterm blühenden Kirschenbaum
Im Lenzeshauche so lind.
In brauner Wiege zu Füßen mir
Da liegt mein holdseliges Kind.

Es gleicht den schneeigen Blüten im Mai
Sein liebliches Angesicht,
Und selber ist es so hold und so süß,
Als wär' es ein Frühlingsgedicht.

Es dünkt mich ein Engel
Von Gott mir gesandt
Aus fernen, sel'gen Geländen,
Der mir ein Stückchen vom Himmel gebracht
In seinen rosigen Händen.

III.

Wiegenlied.

Kindlein klein, Kindlein mein,
Schlaf' in deiner Wiegen:
Viele kleine Engelein
In den weißen Hemdelein
Sind herabgestiegen.

Von des Himmels lichten Höhn
Kamen sie hernieder,
Stehen um dein Bettchen rund,
Singen süße Lieder.

Kindlein mein, Kindlein klein,
Laß die Aeuglein zu,
Denn sonst sind die Aeugelein
In den weißen Hemdelein
Fort in einem Nu.

Adolf Dreßler:

Lebensfrühling.

I.

Hyazinthe.

Auf meinem Arbeitstisch im Zimmer traut
Erschaue ich ihr blaues Blühen wieder
Und draußen walten Stürme wild und laut
Und wirbeln weiße Silberflocken nieder
Mein frohes Auge trinkt voll Seligkeit
Den Farbenreiz, den stets ich schöner finde —
Ein Frühlingsmärchen in der Winterszeit
Dem gleichst du hold erblühte Hyazinthe! —

Am Arbeitstisch in meinem Zimmer traut
Ein zierlich Briefchen halten meine Hände,
Der Sturm des Lebens brauste um mich laut
Jetzt scheint's, als finde alle Qual ein Ende
Ein Lenzesblühen wuchs aus Wintersschnee,
Möcht fragen fort und fort voll süßem Beben:
„Will wirklich denn in Daseins Wonn und Weh'
Mir Gertrud ganz ihr Herz zu eigen geben? —"

II.

Der Frühling pocht an.

Der Frühling pochte ans Fensterlein
„Holdselige Gertrud, tu' auf, laß ein!"
„Was willst du mir bringen, Lenz, sag' an?"
„Ich spende dir Blumen so viel ich kann,
Schon gestern—hast du's am Bach nicht entdeckt—
Schneeglöckchen hat läutend jung Hoffen erweckt.
Bald werden blauäugige Veilchen erblühen,
Die Saaten keimen, die Wiesen grün.
Ich bringe den Flieder zum Knospen fein.
Und goldene Himmelschlüssel im Mai'n."
Da lächelte Gertrud: „Geh nur hin
Nach höherem Glücke steht mir der Sinn!"

Der Frühling pochte ans Fensterlein —
„Holdselige Gertrud, tu auf, laß ein."
„Was soll mir dein Locken?" fragte die Maid.
„Ich bringe dir Träume von Seligkeit
Wenn die Bäume mit jungem Grün sich belauben
Unterm Giebel kosen die weißen Tauben
Und die Drosseln singen, wenn alles schweigt,
Wenn der Mondschein über die Berge steigt
Und die Winde und Blätter Märchen tauschen
Daß die Sterne in seliger Ehrfurcht lauschen."
Leis' seufzte da Gertrud: „Geh nur bei Seit',
Ich will nicht Träume, will Wirklichkeit."

Da pochte der Frühling ans Fensterlein:
„Jungfräuliche Gertrud, tu' auf, laß ein."
Das Mägdlein saß und sann gar nach,
Wann zu ihr das Glück wohl kommen mag.
Der Frühling lockte: „Ich reiche dir
Des Lebens Blume, die schönste Zier
Das heiligste, hehrste, noch nimmer empfunden,
Die Liebe, die erste, bringt selige Stunden,
Wisse, der Tag dir gekommen ist, wo der Prinz
Dornröschen, das schlafende, küßt.
Fühlst du denn nicht die wärmende Welle,
Das Glück, das Licht, die strahlende Helle?

— — — — — — — — — — — — — — —

Da öffnete Gertrud das Fensterlein
Und der Frühling zog ein. — —

III.

Wohl sah ich das Glück.

Wohl sah ich das Glück am Tag, den frühen
Als am Himmel entglommen ein Rosenglühen
Es träumte unweit vom Fliederduftstrauch
Ein Vöglein im Neste beim Morgenhauch
Da wehte ein Wind durch den Garten her,
Der war so frisch und doch düfteschwer,
Er löste das Schweigen
In Büschen und Zweigen,
Da äugt auch mein Vöglein verschlafen drein
Und sang sein Lied in den Morgen hinein,
Das war so süß, so lockend zart,
Mir pochte das Herz gar seltsamer Art.
Ich mußt' im Berauschen

Dem Singenden lauschen.
Bald klang es wie Sehnsucht, bald wie Flehn
Und dann wie Verheißung, süß und schön,
Wie die tiefste Wehmut mit Lust gepart,
Bis vom Nachbarbaum zwitschernd ihm Antwort
ward.

Dort löste es sich aus dem grünen Geäst
Und flattert froh in des Sängers Nest
Wie zaubergebannt war mein Blick,
Da sah ich das Glück — —

(Das 3. Gedicht ist als Erzählung Gertruds aus des Verfassers neuestem Werk „Wenn der Flieder blüht" erschienen im Magazin-Verlag, Leipzig-Möckern. Preis *M.* 1.—, eleg. gebunden *M.* 1.50, entnommen.)

Else Roch:

Dornen.

Warum irrt ein wehes Lächeln
Nur so oft um deinen Mund?
Warum blickt dein Aug' so trüb
Oft, wenn alles um dich lacht?
Sag es mir, du Liebe, Holde —
Du, geschaffen zu beglücken —
Warum schlüpft so oft ein Seufzer
Ueber deine blassen Lippen?
Gab das Mädchen mir zur Antwort:
Dornen wuchsen mir am Wege.
Wo für andre Rosen duften
Blieben mir nur Disteln stehen.
— Liebte einen süßen Knaben,
Und er liebte mich auch wieder — —
Dennoch ging er hin und freite
Sich ein reiches Kind zur Gattin. —
Dornen wachsen mir am Wege
Wo für andre Rosen blühen — —
Darum irrt ein wehes Lächeln
Wohl so oft um meinen Mund.

Armin Wilhelm Werner:

Bon-Bon.

Mein Liebchen ist so süß, so süß!
So süß und zuckrig fein,
Und will ich ans Liebchen denken, so trink'
Ich süßen Champagnerwein.
Und daß nach dem zarten Kindchen mich
Die Sehnsucht nicht vollends verzehr' —
So trink statt Bier Limonade ich
Und greif' nach der Bonbonniere.

Der Gedanke an ihn.

O Wonne engelrein,
Ein Jungfräulein
Von sich träumen wissen,
Das nachts in die Kissen
Errötend das heiße Gesichtchen versteckt,
Weil's ein Gedanke süß erschreckt,
Der ihm zu glühend geworden schien:
Der Gedanke an Ihn!

A. Fritsch-Weidenrieth:

Es stirbt der Tag.

Das Abendrot am Himmel sanft verglimmt,
Und leichte Nebel schleichen übers Land,
In weite Fern' rückt jeder Gegenstand,
Und schon der Abendstern durch Wolken flimmt.

Müd' rauscht der Wald. Der schwüle Abendwind
Umkoset Blum' und Baum mit leisem Klagen'
Wehmütig klingts: wie längst verklung'ne Klagen,
Wie alte Lieder, die vergessen sind.

Da dringt ein Lied durch die laue Abendluft,
Und Trauer fühl ich in die Seele dringen:
Wan'drer tu den Tag in Schlummer singen,
Und Blüte, Blum', streut aus ein Meer von Duft!

Und weiter schickt der Sänger mit Bedacht
Sein Lied zum Himmel ... mit Begeisterung
Verklingt das Lied in blauer Dämmerung,
Es stirbt der Tag, gebrochen seine Macht,
— Nacht! —

Abendgang.

Die Himmelslichter stehn zu Hauf
Der Nachtwind haucht durch dunklen Tann,
In Wolken gleitet mit „Glück auf!"
Des Mondes blanker Silberkahn.

Wie Mutterlaut, der sanft und lind,
Das Herz des Kindes dauernd fällt,
So hör' ich, wie der Frühlingswind,
Mit meiner Seele Zwiesprach hält.

Friedrich Eichrodt:

Verschlossen.

Als ging ich seit Jahren ohn' Sang und Klang
Eines herrlichen Parkes Mauer entlang,
Dess' Tor mir ewig verschlossen.
So kommt mir mein Wandeln durch's Dasein vor,
Darin einem Weibe ich Liebe schwor,
Dess' Herze mir ewig verschlossen.

An die Asra.

Mancher muß fern der Geliebten leben und Entsagung üben,
Wär' er doch vom Stamm der Asra, welche sterben, wenn sie lieben.

Carl Brand:

Lilieneron-Gedenken.

Elektrisch fuhr ich durch erhellte Straßen,
Im Stadtlärm stickte jeder Menschenlaut.
Ich ließ mich treiben von dem Strom der Massen,
Bald hieß es rechts, bald links sich umgeschaut.
Auf einmal steht, kaum kann das Bild ich fassen,
Vor mir ein Knabe mit dem Haidekraut .....
Du mußtest allzufrüh dein Leben lassen,
Du, dem die Haide lieb wie eine Braut!

Sehnsucht.

Die ganze Nacht, den ganzen Tag
Hör ich ein Klirren und ein Dröhnen,
Mit jedem Viertelstundenschlag
Klingt an mein Ohr ein Stampfen, Stöhnen.

Vorüber fliegt die Eisenbahn,
Es donnert, bebt, — ein schrilles Pfeifen —
In meiner Seele ist es dann,
Als wollt' sie in die Ferne schweifen.

Ein leichter Traum hält mich umspannt,
Ein kurzes Glück! — Da dröhnt es wieder:
Die Züge brausen durch das Land,
Sie gleiten auf und gleiten nieder.

V. Kirchner:

Grübeleien.

Wer reflektiert hat viele Zeit!
Ich wünsche mir Harmlosigkeit!
Gewiß ich hätte weniger Leid!

Selten beides.

Weshalb so vieles nur begonnen?
Warum so vieles nur geplant?
Weswegen manches ganz zerronnen,
Wozu die Wege schon gebahnt?
Es fehlt die Muße, wenn die Kraft vorhanden;
Wenn die Muße da, so lag die Kraft in Banden.

Fallende Blumen.

Fallende Blumen,
Welkendes Gras,
Göttlichem Ruhme,
Himmlisches Naß!

Oeffne die Blüte!
Ewiger Quell
Göttliche Güte
Sprudelt dir hell!

Wende die Krone
Hin zu dem Licht,
Daß dir zum Lohne
Strahlt beim Gericht!

Glaube ein Leben
Droben bei Gott;
Zu ihm erheben
Trübsal und Tod.

Falle, o Blume!
Welke, o Gras!
Zu Gottes Ruhme!
Tröstet dich das?

Himmelan.

Irdische Nöte
Sind zu gering,
Himmlische Röte!
Himmelan schwing

Dich meine Seele!
Trifft dich gleich Leid,
Dulde, doch quäle
Dich nicht zur Zeit!

Dulde: Bewährung
Wächst dir als Bucht,
Hoffe Verklärung
Die du gesucht!

Stirbt von deinen
Eines dir hin,
Hoffe auf einen
Wahren Gewinn!

Theo Liefertz:

Lebe wohl.

Ein leises, weiches Tagen
Zieht von der Höh ins Tal;
Nun huscht wie Abschiedsagen
Zu mir ein Sonnenstrahl.

Die ersten Morgenglocken
Wehn zitternd durch den Wind,
Und süße Vögel locken
Das Glück, das ich nicht find.

Da unten blüht der Flieder
Wohl um ein kleines Haus —
Und ich bin schon ein Müder,
Eh ich noch zog hinaus.

Und doch muß wandern, wandern
Ich viele Meilen weit,
Muß suchen, fremd ,bei andern
Das Kraut Vergessenheit.

Noch einmal muß ich saugen
Das Herz mir voll von Weh
Dieweil nur blaue Augen
Und blond Gelock ich seh. — —

Dann will ich wandern, wandern,
Wo dich kein Mensch auch nennt.
Leb wohl! ... und sag den andern,
Was mir im Herzen brennt.

George Morin:

Das rote Kreuz.

Kennst du das Zeichen, leuchtend schön,
Das alle Welt hält hoch in Ehren?
Das überall erscheint, wo's gilt
Der Unbarmherzlichkeit zu wehren?
Das längst mit seinem Segensruf
Um unsre Erde macht die Runde? —
Es ist das Zeichen höchster Menschlichkeit:
Das rote Kreuz auf weißem Grunde!

Wo dieses Zeichen auch erscheint,
Im Kriege zwischen Nationen,
Da atmen Schwerverletzte auf,
Es schweigen Flinten und Kanonen;
Da naht die Hilfe in der Not,
Sie stillt das Blut und schließt die Wunde;
Von tausend Lippen tönt's: Hab Dank,
Du rotes Kreuz auf weißem Grunde! —

Drum helft, auf daß es stets so bleibt
Im Frieden schon durch Eure Gaben,
Daß unter diesem Zeichen man
Die Ärmsten einst wird können laben!
Was Ihr auch gebt wird Euch zur Tat,
Zur schönsten Eurer Lebensstunde,
Wenn siegreich einst die Fahne weht
Vom „roten Kreuz auf weißem Grunde"!

(Obiges Gedicht fand vor ein paar Jahren beim Münchner Jubiläumsfest des „Roten Kreuzes" viel Verbreitung und großen Beifall.)

Karl Wilhelm:

Der Stolz.

Der Stolz, gleich der Pflanze auf sandigem Plan,
Wird gehegt von den Händen des Toren.
Es ist ein gebrechlicher, blöder Wahn,
Dem sich Frechheit und Willkür verschworen;
Er deucht sich erhaben und dünket sich groß,
Löst, reißt sich von allem, was göttlich ist, los.

Barsch, trotzig verachtet er Mensch und Getier,
Vermeint aus sich selber zu leben;
Er wähnt sich ein König im Erdenrevier,
Fremd ist ihm des Redlichen Streben.
Doch streift ihn ein Unglück mit nur leiser Gewalt, —
Erzittert und schwankt er wie herbstlicher Wald.

Und im Nu ist verstummet sein fades Geschwätz!
Er, — der zu was Höh'rem geboren, —
Ringt, sucht einen Ausweg im natürlichem Netz;
Heult ängstlich: „Ach, ich bin verloren!"
Und wie kläglich am Felsen zerschellen die Wogen,
So stürzt er am Dasein, — er hat nur betrogen.

Alb. G. Krueger:

Durjodana.

Das Pantschalerbanner wehte
Vor mir her von Sieg zu Sieg,
Meine Keule blutig mähte
Allvoran im Kurukrieg.
Panduföhne wütend stampften, —
Wütend stampften,
Blutgetränkte Flur,
Muschelhörner, Siegesjubel, —
Siegesjubel,
Folgten meiner Spur.

Vaterlandes Ruhm und Ehre
Schützt' ich fern in blut'ger Schlacht,
Am Gestade heim'scher Meere
Sank mein Glück in Todesnacht.
Ach, was soll mir Heldenruhm nun,
Heldenruhm nun,
Gleißend Siegsgewand,
Da Draubadis Silberlachen,
Von der Erde schwand?

Ach, nicht Gold noch Edelsteine
Barg mein Hüttchen, still und klein,
Einzig sie, die Holde, Reine,
Meinen armen Sonnenschein.
Aber selbst das Allerletzte, —
Allerletzte,
Winzig Teilchen Glück,
Reizte Gier'ge, kahle Trümmer, —
Kahle Trümmer,
Blieben mir zurück.

Auf dem Götterthron, dem hohen,
Indra, sahst du meine Not, —
Warum warf der Blitze Lohen
Nicht die Frevler in den Tod?
Leer und öde ist das Weltall, —
Ist das Weltall,
Was soll ich noch hier?
Yama, Yama, Totenkönig, —
Totenkönig,
Nimm mich auf zu Dir!

Auf das Banner, gellt den Kampfruf:
Rache an der Mörderbrut!
Vorwärts! Und auf flücht'gem Rosshuf
Watet in der Feinde Blut! —
Auf die Adern, laßt beströmen, —
Laßt beströmen,
Berg und Täler rot,
Unter Pantschals Siegesbanner. —
Siegesbanner,
Flieg' ich in den Tod!

Bertha Lüdemann:

Die Haide.

Die Sonne trieb hinaus ins Land
Es schlug ein ferner Glockenklang,
Die Toneswellen flogen hin,
Füllten die Seele mit Gesang.

Über die Haide ging mein Schritt,
Es dehnt der Horizont sich weit,
Die Rosenflucht der Erika
Wiegt sich in Düften weit und breit.

Ich bin allein, es drückt mich nicht,
Allein in tiefer Einsamkeit,
Es macht mich groß, und macht mich froh,
Die Seele wächst, fühlt sich befreit.

Sie jauchzt nicht laut, sie jubelt hin,
Gedanken tragen sie empor,
Denn weiter als der Haide Saum
Ist noch der hohe Himmelsraum,
Der sie umspannt, der sie umfängt,
Und aufwärts mir die Seele drängt.

Ruhe suchen.

Du trägst oft schwer des Tages Lasten
Und sehnst dich nach der vollen Ruh,
Mal auszuspannen von dem Hasten
Daß still du sähst dem Wechsel zu.

Und dich verlangt nach heitern Tagen,
Nach freier Arbeit los vom Zwang,
Ach lange wirst du's nicht ertragen
Das offne Tor zum Müßiggang.

Es hat noch Niemand lang erduldet
Der schönen Tage saure Zeit,
Man fühlt sich innerlichst verschuldet
Dem flüchtigen verloren heut.

Du suchst die Ruhe um zu sehen
Wie bald und schnell sie dich verdrießt,
Und lernst erkennen und verstehen
Wie immer du ihr Schuldner bist.

Noch keinem ward sie je beschieden
Wo nicht den Mühen folgt die Ruh,
Im Arbeitsschatten wohnt der Frieden
Deckt dich dein breiter Flügel zu.

Adolf Rosenstein:

Sehnen.

Es eilen die Zeiten im Fluge dahin
Die Kindheit scheint ganz vergessen
Doch heute lenk ich nach dort meinen Sinn
Wo ich oft hab als Knabe gesessen.

Der Vater Geschichten uns traulich ersann,
Wenn Abends wir saßen im Zimmer,
Daß oftmals käme der Weihnachtsmann
Beim freundlichen Lampenschimmer.

Er sprach von den Menschenfressern sogar
Von Schneewittchen und ihren Zwergen,
Von der Jungfrau im goldenen Lockenhaar,
Die da weilt in verzauberten Bergen.

Und die Märchen sind all mir geblieben
Nach dem Teuern sehn ich mich sehr,
Ich suche den Vater, die Mutter,
Doch find ich sie nimmermehr.

Aphorismen.

Dem Bewußtsein einer Kraft liegt eine Schwäche zu Grunde — nicht aber dem Bewußtsein einer Schwäche eine Kraft.

Liebe kann ohne Mitleid, doch Mitleid nie ohne Liebe sein.

Es gibt kein Mittel der Härte und der Güte, daß einen Menschen verhindern könnte, sich lächerlich zu machen.

Glauben wollen heißt am Bestehen zweifeln.

Wahrlich, es gibt Betende und Büßende, deren Gebet und Buße ein Fluchwürdiges ist, gleichwie mancher leidenschaftliche Fluch der Gebete tiefstes ist.

Ich liebe die Zornigen und wilden Flucher von Geist, denn Ueberschuß an Kraft ist ihr Zorn und Fluch. Ich hasse die Erbarmungsreichen und Vergebungsgroßen, denn der Armut an eigener Kraft, der Kampfmüdigkeit sind sie voll.

Das Uebergroße, Gewaltige, ja das tief Erschütternde wahrer Ruhe empfindet nur, wer sie übergroßen Auges und atemlos kommen hörte.

Wie Tag und Nacht liegt's zwischen Schritt und Tritt — kraftvoll tausendfach und lebensreich das eine, müde und tot das andere.

Das Recht der Mehrheit ist oft das bitterste Unrecht der Minderheit.

Die Anerkennung der Autorität der Mehrheit ist oft Untergrabung des eigenen, freien Willens.

Ich will der Welt nichts danken — mir selbst will ich Aufbau, mir selbst Zusammenbruch sein.

Titanen des Ichs sind es, die Herren ihres wildesten Schmerzes sind und nicht des Schmerzes Knechte werden.

Reden und sprechen höre ich oft von Künstlerneid und immer sagen's die Kleinen von den Großen. Wahrlich, „Neid" ist's nie, was den wahrhaft Großen die Kunst der Kleinen, ihre Stümperei, geißeln läßt. Zorn und Weh und Scham ob der schnöden Verzerrung echter Kunst ist's, welches sich in den tiefbitteren Worten scheinbaren Künstlerneides birgt. Es ist das imposante, herrische Aufbäumen der im Wesen edlen Kunst vor der Niedrigkeit.

Leben ist Gewißheit des Todes, Name ist Schall und Rauch, Tat aber ist das „Ich".

Feige sind's zumeist, die einen Stein heben und heimtückisch oder offen schleudern; — werft ihn auf Euch selbst mit ehrlicher, mannbarer Wucht — so sollt Mutige Ihr heißen. Aber ach, tut Ihr's je, so ist Spiel und spieglerischer Egoismus solcher Wurf.

„Lügen wollen" ist eine Unnatur für Verlogene und Lügner und solchem Wollen entsprießen dann seltene Wahrheiten. Die Unnatur fordert ihr Opfer.

„Kunst ist Luxus!" Also brüllt Ihr. Wie schlecht definiert Ihr doch! Kunst an sich ist: Notwendigkeit. Das Fühlen ihres Daseins, das Verständnis, das geringste und naivste selbst, für ihr Wesen trennt Euch vom Wurm, den Euer Fuß achtlos zertritt. Zwischen dem niederen Leben und dem höheren Leben steht die Kunst als Grenzpfahl. Wollt Ihr die Grenze brechen und vertieren? Wollt Ihr leugnen, daß jede Menschenkunst die Wurzeln eines Kunstsinnes — und damit Kunst — umschließt. O, über Euch Flucher und Schreier über Euch selbst!

Alles Körperliche trägt den Keim der Vernichtung in sich selbst — auch der Mensch also; — gleichwie jede Frucht den Keim der Fäulnis.

Sprich von Leben, Mensch oder Kreatur, es ist alles eine Einheit, ihr entstammend, ihr zurückfallend.

Der Maßstab für die kulturelle Höhe des Menschen ist seine Liebe zur Arbeit.

Tausendfach ist ein Gebrauch des Wortes „Mensch", eine Entwürdigung des Begriffes „Mensch".

Nicht bedingungslos, aber zahllos oft in unserer modernen Zeit ist das Ideal oder auch die Ideale eines Einzelnen im Kern: Mangel an Energie, Mangel an Willen zu jenem oder jenen.

Der Begriff „Sorge" ist eine Nervenpeitsche, — überallhin schlägst du mit ihr. Um Lust und Leid und Glück und Freud, um Furcht und Hoffnung — um Haß und Wut und Grimm und Pein und Qual schafft man sich „Sorgen". Im Topf der Sorge brodelt und gährt die ganze Empfindungsseele des Menschen — ist das nicht Narreninhalt? —

Meide die Erinnerung — oder frommt es, in toter, kalter Asche zu wühlen?

Selten wohnt der Erinnerung ein kräftiger, treibender Sporn inne; — wie könnte lebensreich je totes Leben sein.

„Erbauungsbuch" nennt man die Bibel? — Wahrlich eine Ironie! Oder enthielt sie nicht zum neunundneunzigsten Teile Gnadenmittel für Sünder und Sündige, für die reudigen Schafe unter des Herrn Herde? — Was ist in solcher Schrift erbaulich für die „Sünder allzumal". Oder liegt die „Erbaulichkeit" in den Schlagworten von der Liebe, die da nimmer aufhöret, über uns Sündern zu walten, in der Krone, die dereinst zieren soll das Haupt der guten Christen? Oder darin, daß man glauben lerne, ohne zu sehen? Kann ein Buch sorgsam erdachter, die Zuwiderhandlungen gegen die Autorität der Religion strafender Vorschriften, erbaulich sein — oder gar erzieherisch wirken?

Eins jener Worte, das vielen — oder besser den „Wenig-Allzuwenigen" — beim Hören ein physisches Unbehagen schafft, ist: „Weltschmerz". Was alles ist Weltschmerz im Sinne der „Vielen-Allzuvielen"? Uebersättigung; aus mangelnder Tatkraft resultierende Unzufriedenheit; Lebensüberdruß; Verzweiflung am Können und Wollen; unglückliche Liebe, Ausgeburt übermoderner „Ichlerei", sogen. „Philosophie des Egoismus"; rasende Lust am Leben, aber keinen Raum zum toben; ach, und so unzählig Vieles — Menschliches, zu Menschliches. Wahrlich, ihr Weltschmerzlichen, Komödianten des Weltschmerzes — ihr alle erkanntet die Welt, erkanntet den Menschen, beider innerstes Leben im Spiegel grausamer Wahrheit nicht; — sonst würdet ihr wissen, daß Welt- und Menschen-Erkenntnis die Wiege des unsäglichsten, ich möchte sagen heiligen Weltschmerzes ist.

Um das Schaffen der Geistesheroen, der Fürsten unter den Dichtern, möglichst tief durchdringen, ihre Psyche durchleuchten zu können, um so ihre ganze Größe dem weitesten Volke verständlich und zugänglich zu machen, suchte man ihr geheimstes Leben zu erforschen und gab es preis. Solche Preisgabe verdient Lob. Um aber ihre Beutel mit klingendem Silber zu füllen, werden jetzt die alltäglichst gelebten Leben selbst von weniger als Durchschnittsmenschen in dicke Bände blumenreich gebunden. Wahrlich! Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist's nur ein Schritt.

Lebenskraft heißt: schön genießend die Gegenwart zu leben. Wie wenige Lebenskünstler aber gibt's — — der Legion der Vergangenheits- und Zukunftsmenschen gegenüber, deren Lebenspole sind: „wie es war" und „wie es werden könnte." Und das lebenskluge „wie es ist" vergessen sie ganz.

Des Schmerzes ganze Schwere zu empfinden, heißt Herr des Schmerzes sein. Helden über ihr Ich sinds, die sich über ihren Schmerz stellen.

Das Selbstverständlichere in der Welt ist Schmerz, ist Unglück, — denn die Sehnsucht der Welt steht nach Freude und nach Glück. Und Sehnsucht wieder verlangt doch nur nach dem, was nicht ihr Eigen ist.

Einsamkeit ist vielen ein Friedhof, allwo sie glauben erfrieren zu müssen. Und wie weit ist sie doch von diesem! Das üppigste Leben wuchert unter ihrem Flügelschlage in reinen Farben. Fragt nur die mutigen und starken Seelen, die der Einsamkeit herbe, reiche Schönheit trunken erkannten.

Die lauteste Sprache führt die stille Feierstunde der Seele, gleichwie die Einsamkeit tausendfältiges Leben weckt.

„Die Botschaft hör' ich wohl, doch, ach, mir fehlt der Glaube." Ja, Tausende sagen's; sagen's lächelnd, oder gleichgültig, oder voll zorniger Empörung — wenn man ihre sokratische Weisheit ad absurdum führt, daß sie keine Herren der Welt, keine Gebieter über alle Kreatur, daß sie keine Meister der Natur sind. — Und wenn ich mit Engelszungen redete — — ihr kraftvollen Stürmer gen Himmel, ihr stürmenden Stürzenden, nur und allein und allein und nur um der Natur willen seid ihr da — —; sie wirtschaftet mit euch millionenfältig zu jedem Augenblick und ihr stürmt ein Menschenleben lang gegen ihre Feste. Aber: Ehre solchem Sturm! Heiligste Menschenwürde und Göttliches und Ekel und Menschenniedrigstes, so liegt Stürmer an Stürmer und das ist „das große Unvollkommene" der Menschheit, daß sie im hehrsten und niedersten breit klafft.

Es ist ein rauhes Wort, das da sagt: „Geld regiert die Welt." Rauh, weil es so viele Wahrheit in sich schleppt, weil es ein Knecht des Geistes, ein Knecht der Moral — ein Knecht der Wahrheit, des Lebens selbst ist. Aber noch lebt dem Worte gegenüber ein anderes und dieses heißt: „Der Gedanke regiert die Welt." Und darin liegt die Majestät seiner Regierung, daß er ewig ist. Wie ein leuchtender Meteor strahlt er urplötzlich auf, strahlt durch das gesamte Gegenwartsleben, strahlt durch die gehende und kommende und nächste Generation, leuchtet hin über Jahrtausende, Segen spendend, regierend mit eisernem Zügel, der Niemanden drückt. Der Gedanke, der regierende, war und ist und wird sein, so unerschaffen, so unver-

gänglich ist er. Und das Geld? — O, über euch Kleinen, die ihr seine Majestät gelten laßt!

Das Proletariat im Geistesadel ist sein unbedingter Glaube an sich, sein tiefwurzelndes Polyhistor-Bewußtsein und last not least: sein Mangel, das geistig Gleiche anzuerkennen oder gar ob dessen Vorhandensein sich ehrlich zu freuen. Schade, jammerschade, denn solches Proletariat ist ein erbarmensloser Vernichter und Würger jenes Kommenden, daß nur vereint von Gleich und Gleich hätte erzeugt werden können.

Einmal las ich und kein „Kleiner" vom Geschlechte der Geistigen schrieb den Satz: „Schönheit ist der Sinn der Welt." Nur? frage ich, denn Schönheit an sich ist ein Ganzes, ein Beiwortloses. Also nur Schönheit? Nein; Genuß ist der Sinn der Welt! Oder aber, nicht so allgemein und bedingungslos (des Wortes „Welt" halber!), mit Schönheit genießen. All' das andere sind Wege und Ziele und Mittel (so die Arbeit) zum Genuß.

Lebensleere. — Schon einmal sprach ich vom Weltschmerz und den Tragikomikern des Weltschmerzes. Die tiefste Tiefe des Weltschmerzes muß Lebensleere sein, Lebensleere, erzeugt aus bis zum Grunde durchsiebter Lebensfülle.

Es liegt eine menschenunwürdige Schwäche in der Berufung auf die „alte, gute Zeit."

Ihr wartet auf eine neue Zeit, da es besser werden wird, nickt mit dem Kopfe, redet unsäglich klug, schafft und schlaft. Und das reizt mich zum grausamen, ironischen Lachen. Mut und Feigheit in einem Atem. Ach, wenn ihr doch, statt der fetten Worte triefender Behäbigkeit, die alten Tafeln der „geheiligten Tradition" fassen wolltet, so recht eisern fest, und mit wuchtigem Schlage sie zerschlüget.

Wie schade und wie charakteristisch für den nervarmen oder besser nerv-empfindsamen Zug der „modernen" Zeit ist's, daß man lächelt, wenn ein vollendeter Mann von der schweren Pflicht der Selbstbestimmung als von „einem herrlichsten Glücke" spricht .

Der unendlich großen Zahl von Menschen, die ob des mit vieler, ehrlicher Mühe errungenen geistigen Wissensschatzes eine echte, fern aller lächerlichen Ueberhebung und närrischem Stolz stehende Freude empfinden, steht eine winzig kleine Zahl Menschen gegenüber, die Schmerz und Qual nur fühlen ob des unter Blut und unsäglicher Energie erkämpften reich-armseligen Wissens. Diese letzteren haben das Recht auf Glück im Menschensinne — — aber im Besitz haben's die ersteren.

Zwei Gleichheitsstufen nur hat der Mensch mit der Menschheit, alles Lebende mit allem Lebendigen: sein Werden und sein Gehen; Entstehen und Zerfall des Körperlichen. Was zwischen diesen liegt, ist sein Ureigenstes und Ungleiches.

Man sagt auch von unehelichen Kindern, daß sie ihr Leben, ihr Dasein der und jener Gefallenen „verdanken". — „Verdanken?" Feiert in solchem Sinne nicht die Ironie ihre krassesten Orgien?

Ein Gegner der „Freien Liebe" bin ich nicht — — doch gebt erst ein andersdenkendes Geschlecht, gebt moralischen Adel. Denn wahrlich, nicht die kirchliche Ehe, nicht der Segen des Priesters macht die Ehe sittlich — — nur die Liebe gibt ihr diese höchste Weihe — und diese soll doch frei sein, unendlich frei sich entfalten?

Liebe deine Feinde — nicht im Sinne der Bibel, sondern zunächst, weil sie deine tüchtigsten Lehrmeister sind.

Jammervoll das Volk, daß seine Führer durch die Irrnisse und Wirrnisse der Politik und des Volkslebens nach ihrem gelebten Liebesleben richtet. Seit wann richtet man diese mit anderen Maßen als sich selbst der Moralphilister richtet? Für diesen die Moral, für jenen die Taten als Maß.

Klassenmoral heißt Vergewaltigung der rein individualen Moral, heißt: die Aeußerungen der Moral jedes Einzelnen in eine Koppel spannen und zu Paaren treiben. Kann Klassengut werden, was unabänderlich Einzelgut ist? Klassenmoral ist Entmündigung der Menschenklasse.

Ein Leben ohne Kampf — gleichviel welcher Natur dieser ist, welchem Keime er entspringt — ist ein Unding; überall ist Kampf, im kleinsten Leben. Und keine Gewalt, weder Liebe, Wissenschaft und Kunst, wird ihn nur stocken machen. Deshalb, weil wir den Kampf nicht zu jeder Zeit als gegenwärtig fühlen — ruht er nicht. Eine große Menschen- (nicht Welt-) Sehnsucht ist ja „Ruhe"; — eben des steten Kampfes halber.

Wie reich an Zahl sind die enthusiasmierten Vaterlandsliebenden, die ihren Enthusiasmus stets über die

Lippen fließen lassen und doch nur egoistische Liebe zum Erdboden damit meinen, der Gold und andere Schätze ihnen birgt. Bei ihnen ist Vaterlandsliebe wertbar, je nach der Güte des Bodens, dem sie ihr sattes Haupt anvertrauen.

Sehnsucht ist das Geheimnis alles Lebens.

Wer sich willentlich in Gefahr begibt, um darin umzukommen, ist unsäglich feig, trotz allen Mutes, weil die Spannkraft dieses höchsten Mutes doch nur im letzten Grunde Feigheit ist.

Milde und Güte ist erst dann vollkommen zu erwarten, wenn sie selbst erst über bitterste Härten und Rauhheiten gehen mußte.

Was ist Trotz? Ein wildes Aufbäumen und Hineintaumeln in ihn überragendes Leid.

Im Kampfe taugt Liebe nicht, aber Ritterlichkeit und Achtung. Im Frieden dagegen laßt Liebe walten. Daher: Ritterlichkeit und Achtung unter zurückgedrängter, weicherer Gefühlsempfindung herrsche zwischen Vater und Sohn, die dem Kampfe des Lebens zuerst zugeteilt sind. Liebe aber in ihrer hehren Gestalt und Vollendung herrsche zwischen Mutter und Tochter, so vollkommen Frieden schaffend.

Wahre Kritik ist selten geworden, zum großen Teil ist sie in Gourmandise ausgeartet. Und von dieser Kritik hängt oft das Geschick eines Werkes ab, welches zur gerechten Würdigung physische und psychische Durchdringung fordert. — Es ist ganz natürlich, daß die Kritik die Kunst nicht mehr versteht — noch natürlicher, daß die Kunst die Kritik nicht begreift.

Die vollkommenste Verachtung eines Menschen gipfelt oft darin: ihn schweigend zu dulden.

Wie Tag und Nacht ist's: in in Dinge einen Sinn zu legen — — den Dingen einen Sinn (Tiefe) zu geben.

Willst du deine Seele dem einzigsten, dem abgeklärtesten Egoismus faustisch verschreiben, so versichere stets als unterstrichene Unterschrift deines Ichs unantastbare Selbstlosigkeit. Selbstlos im Sinne des Wortes sein, heißt, seine Gottichheit in allen Gangarten trefflich sicher reiten.

Mit weit mehr Recht kann man Eltern nach ihren Kindern, als Kinder nach den Eltern beurteilen.

Es gibt nichts allgemeineres als: die Menschen, nichts einzigeres als: den Menschen.

Wie Tag und Nacht — — so klafft es zwischen „Leuten" — — und „Menschen."

Empfindest und fühlst du nicht die Schönheit, die Kunst, das Erhabene in ihr; kein Katheder, und wenn es mit Engelszungen redete, offenbart sie dir in ihrer wahren Tiefe.

Die wirkliche Lebensruhe und Lebensheiterkeit beruht in der Erkenntnis des Grundes der Dinge.

Das erste und tiefste Heimatgefühl wurzelt nicht im Boden der Heimat allein, sondern in dem Leben auf fremder Erde.

Das Bewußtsein von glücklich und somit auch von unglücklich sein, ist erst mit der steigenden Kultur der Menschheit eigen geworden. — Der vollkommen glücklichste Mensch kann nur der unkultivierteste gewesen sein, schon deshalb, weil das Gegensätzliche von Glück und Unglück für seine Begriffe nicht bestand.

Hüte dich, nicht zum Toren zu werden, wenn du als weise dich preisest — — wisse es selbst und hüte solch Wissen als keuschen Schatz.

Die Krittelei trägt die Brille geflissentlicher Herabsetzung und Verkleinerung.

Da, wo der denkende Mensch im hohen Grade mit seiner Denkkraft einsetzen soll, sagt zumeist die Bibel halt! Sie fordert: vertraue! glaube! Ist es nicht ganz natürlich, daß der also gehemmte strenge Gläubige — — nur ein mark- und kraftloser Gläubiger ist? Der denkende Mensch ist unstreitig der Gläubigere .

„Gesellschaft", was alles heißt man solche? Und unter welchen Deckmänteln aller Art muß sie ihre mehr oder minder dürftige glanzsüchtige Existenz entschuldigen. Das ist ja das Niederdrückende, das sie des Mantels bedarf, daß sie keine Einheit, kein kraftvolles Ich, keine körperstarke Seele besitzt, — — sondern nur Worte, Worte und Worte braucht. Mußte durch diese Gesellschaft nicht der illustre „Gesellschaftslöwe" gezüchtet werden?

Schablonenhafte Zersplitterung ihrer selbst nennen die Menschen „Gesellschaft".

Was dem geistlosesten und hohlsten Resonanzboden entspringt, pflegt man am trefflichsten zu bezeichnen mit „Salongespräch".

Oft ist — besonders aber in der sogenannten Gesellschaft — der Gähner der geistig Munterste.

Nur Haß hat kein Mensch je gelogen.

Höchsten Ruhmes Maße sind Mißgunst und Leidenschaft.

Vor dem Glück sind wir alle Bettler.

Lächeln ist ein Metermaß der Bildung.

Schon Wirklichkeitsdeutung ist Kunst.

Der Schutzsuchende ist oft Quelle des Mutes für den Mutlosen.

Vom Büchermarkt.

Das Mädchen mit den drei Unterröcken, von Paul de Kock. Dr. R. Douglas Verlag, München.

Paul de Kock? Man erschrickt fast, wenn man den Namen liest, fühlt sich auf verbotenen Wegen, wenn man das Buch in die Hand nimmt. Denn wir entsinnen uns, Papa hatte uns gerade diesen Autor immer aufs Strengste verboten, und in keinem anständigen Hause durfte sein Name genannt werden. Und wie harmlos ist doch dieses Werkchen: Man hat das Gefühl, einen alten gemütlichen Herrn schmunzelnd erzählen zu hören, erzählen von seiner Zeit, wie es damals war; einen alten Herrn, der sich einbildet, sehr offen und frei zu reden, ein Blatt vor den Mund zu nehmen, der aber in Wirklichkeit nicht einmal andeutet, was wir heute offen und ohne Scheu auszusprechen pflegen. Ein Sittenverderber erschien er unseren Vätern, ein Sittenrichter erscheint er uns. Mit feiner Ironie erzählt er uns, daß es damals schon so war wie heute, nachsichtig, wohlwollend belächelt er die menschlichen Torheiten und zeigt, wie man's nicht machen soll.

Der Dritte, von Gräfin Adeline zu Rantzau. Verlag Martin Warneck, Berlin. Brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Es ist schwer, ein feineres Problem zu finden, das, welches Gräfin Rantzau sich in ihrem neusten Roman gestellt hat. Der Dritte, der sich stets zwischen das Glück der Menschheit gestellt hat, stets an allem die Schuld trägt, dieses geheimnisvolle Wesen, das oft Menschengestalt annimmt, aber auch Verhältnisse, Schicksal sich nennt, ist in diesem Buche in vielerlei Gestalt verkörpert. Die schlichte Wahrhaftigkeit einer edlen Frau weiß seine Macht zu brechen und ihm die Larve vom Gesicht zu reißen: Wir suchen die Schuld stets dort, wo sie nicht ist, und nie in uns selbst, wir bürden sie einem Dritten auf. Wenn wir diesen Dritten, der zwischen uns und Gott steht, in der eigenen Seele überwunden haben, sind wir erlöst. Die Verfasserin hat mit diesem Buche ein Werk voll tiefer Lebensweisheit und Reife geschaffen, dessen Gehalt und Gedankenreichtum man erst bei öfterem Lesen ganz genießen wird. Die Spannung der hochinteressanten Erzählung läßt den Leser das Buch nicht aus der Hand legen, bis er es zu Ende gelesen hat. Je länger man sich aber in die Einzelheiten vertieft, desto mehr Schönheiten und Feinheiten wird man entdecken. „Der Dritte" ist ein Roman von großer Bedeutung, der sich durch seine Reinheit, Unerschrockenheit, seinen künstlerischen Wert, seinen Humor, den glänzenden Stil und fesselnde Handlung, die feine Charakteristik und Mannigfaltigkeit der Gestalten einen großen Leserkreis erwerben wird. Gräfin Rantzau hat schon viele hervorragend gute Bücher geschrieben, aber ein so reifes, tiefdurchdachtes Werk wie „Der Dritte", hat sie uns noch nicht geschenkt. B. v. K.

Vom blühenden Dasein. Novellen von El-Corrëi. Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. in Berlin W. 30. Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

El-Corrëi ist durch ihre Romane und Erzählungen so bekannt geworden, daß man ihren Werken mit einer gewissen Spannung entgegen sieht. Sie ist eine emsige Sucherin und Forscherin, jedes ihrer Roman-Bücher ist eine innere Notwendigkeit, ein Bekenntnis, eine Staffel. Dadurch stellt sie sich zu den ganz Wenigen, die in der phantastischen Welt des Spiels, des Scheins, der Lüge, in dieser gefährlichen und mächtigen Illusionswelt der Kunst, das Heilige sehen, den lachenden Gottesdienst. Man könnte versucht sein, zu denken, daß der Novellenband, den sie uns jetzt bringt, ein Intermezzo in diesem Aufstieg ist, eine Art Ruhepause behaglicher Unterhaltung. Bei näherem Zusehen aber hängen diese kleinen italienischen Geschichten sehr eng mit der Entwickelung dieser Dichterin zusammen, ja, sie spiegeln

ab und zu ihr Wesen außerordentlich deutlich. Man kommt ihr, die sich hier unbefangener, herzlicher gibt, die sich hier sorgloser als sonst gehen läßt, gleichsam persönlich näher. Man sieht sie mit guten, sonnigen Augen durch die Welt schreiten und sammeln. Mehr als einmal läßt man das Buch sinken, sieht diesen angedeuteten Menschenschicksalen auf eigene Faust nach, wird also selbst produktiv und erlebt so einen Genuß, den diese enger begrenzte Kunstform allein verschaffen kann, und der für viele überhaupt der Höchste ist, den ihnen die Kunst geben kann.

Wie das so ist. Novellen von M. C. Andre. 4. und 5. Auflage. Dr. R. Douglas Verlag München. Preis brosch. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50.

Es ist interessant zu beobachten, wie sich Andre seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Novellenbandes entwickelt hat. Wir finden heute eine objektive Anteilnahme, eine Sicherheit und Reife im Urteil, wie sie eben nur der Autor von „Mensch: erkenne dich selbst!" hat. Nur noch plastischer und lebenswahrer treten die einzelnen Figuren hervor als früher. Aber trotz aller Realistik entbehren die Novellen nicht der Poesie. Dies gilt besonders von der letzten, die in ihrer Schlichtheit und dem Tone der einfachen Erzählung ergreifend wirkt. Gerade diese Schmucklosigkeit, dieses Vermeiden aller stilistischen Effekte, diese gewisse Geradlinigkeit und starre Nüchternheit tragen hauptsächlich dazu bei, das ganze Milieu plastisch zu bilden, ohne daß der unbefangene Leser sich dessen bewußt wird. Wahrscheinlich hat Andre selbst ohne Absicht, instinktiv diesen eigenartigen Erzählerton ergriffen; für sein Zeichentalent, seine sichere Pinselführung und geniale Gestaltungsfähigkeit dürfte dies ein ganz besonders beredtes Zeugnis sein. Der „Subskriptionsball" dürfte seinesgleichen nicht leicht finden. Auch hier zeigt sich jene vornehme, den Dingen längst entwachsene Natur des sicher, objektiv schaffenden Künstlers, der — selbst fertig und gefestigt — für die Sünden und Schwächen der Mitwelt nur ein halb müdes und bedauerndes, halb sarkastisches und stolz und kühl abwehrendes Lächeln übrig hat, das aber nie beißend oder verletzend wird, weil der Dichter einmal keinen Teil mehr hat an diesem Mummenschanz, und zum andern nicht daran zu glauben vermag, daß die Welt durch beißende Ironie zu bessern und zu ändern ist.

Letztes Beichten. Lyrisch-dramatische Dichtung von Hans Karl von Winterfeld. Verlag des Bureau Fischer, Berlin-Friedenau.

Ein Schwindsuchtkranker hält Einkehr in einem friedlichen Dorfe, um die letzten Wochen seines armen Lebens in Ruhe zu genießen. Da aber tritt die Liebe eines keuschen Dorfkindes in seinen Weg, doch ist er stark genug, die zarte Blume nicht zu entweihen, obgleich heiße Gegenliebe in ihm spricht. Nachdem er ihr von seinem Leiden gesagt, zieht er von dannen. Der dramatische Aufbau des Werkes erinnert an Frank Wedekinds „Frühlings Erwachen". Inhaltlich schwingt sich Hans Karl von Winterfeld zu einer außergewöhnlichen dichterischen Höhe empor. Die Gespräche Walters mit seiner Mutter, das Eintreten des alten Spielmanns in das junge blühende Lebensglück, die große Gewitterszene zwischen Lisel und Walter zeugen nicht nur von starker poetischer Veranlagung, sondern auch von einer reifen Kunst und dramatischen Wucht. Möchte das Werk recht bald eine Aufführung finden

Ad. Dreßler jun.

Rachel. Ein Ghettoroman von Karin Michaelis. Deutsch von Mathilde Mann. Concordia Deutsche Verlagsanstalt G. m. b. H. in Berlin W. 30. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Karin Michaelis große Begabung zeigt in diesem neuen Werk mancherlei neue Züge. Sie schildert diesmal Leute des Ghetto, arme Juden, die unter den sten und merkwürdigsten Existenzbedingungen vorwärtsleben. Seit Karl Emil Franzos sind derartige Stoffe öfters behandelt worden, zum ersten Male seit Franzos aber fühlt man wieder die Meisterhand. Es ist außerordentlich schwer, unserem Empfinden derartige uns abgelegene Zustände wirklich nahe zu bringen, wenn's dem Autor künstlerisch ernst mit seiner Aufgabe ist, und er auf jene billige Ghetto-Romantik verzichtet, die von den wirklichen Zuständen ungefähr soviel wiedergibt, wie die Lederhosen- und Ritterstiefel-Romantik von den Zuständen der Bauern und Kriegsleute. Wenn die Dichtungen Schalom Asch's aus dem tragischen Empfinden seines Volkes herausgeboren sind, so sieht Karin Michaelis den Menschen als feine, kulturell außerordentlich hochstehende Europäerin, welche die innere Notwendigkeit fühlt, sich mit diesen Erscheinungen unserer heutigen Zeit künstlerisch auseinanderzusetzen. Aus dieser Gegensätzlichkeit zwischen dem Schilderer und dem Geschilderten entsteht eine überaus reizvolle Stimmung, die über dem Ganzen liegt. Mit feinstem psychologischen Takt weiß Karin Michaelis sich in diese Menschen einzufühlen, an ihren Schicksalen Anteil zu

nehmen und dieg anze verworrene Welt dieser auf den Sonnenaufgang noch wartenden Seelen zu durchmessen. Dabei hat sie doch durch ihr überlegenes Menschentum Distanz genug von ihrem Stoff um alles mit dem liebenswürdigen Humor zu sehen, der eben schon bei Franzos so wundervoll war und der alles Dumpfe, Abstoßende, Unerquickliche, Quälende, Graue, das sonst über solchen Geschichten liegt, ausschließt. Der Roman Rachels und die sonderbaren Kreuz- und Querwege dieser zähen und unermüdlichen, jüdischen Vorwärtsdränger (der Väter oder Großväter unserer hier und dort schon geadelten Geld-Magnaten) wird bald überall das größte Interesse erregen.

Der zerrissene Schleier und andere Märchen von Herma von Skoda. Wien 1911, Verlag Paul Knepler Wallishausersscher Hofbuchhandlung.

Märchen des Lebens und der Seele sind es, die uns hier die Dichterin bietet. Das Streben nach künstlerischer Reife und innerer Verfeinerung hat Herma von Skoda auffliegen lassen zum Gipfel höchster Vollendung. Ohne Schlacken und Banalitäten ist ihr neues Buch, jedes der einzelnen Märchen bedeutet ein kleines in sich abgeschlossenes Kunstwerk. Wir sehen das Leben, so wie es ist, aber eine sanfte Dämmerung liegt über allen gebreitet zart und wieder doch plastisch treten die Farben hervor und die verworrenen Stimmen des Lebens werden zu melodischen Singen. Als Perlen sind aus dem Werk herauszugreifen, das Eingangsmärchen von der Jungfrau, die in Träumen ging, um auf einmal die Welt in ihrer ganzen Nacktheit sehen zu müssen, bis ihr eine Fee ein Ahnen vom höchsten Glücke des Lebens, von der Liebe ins Herz gießt. Weiter nenne ich noch das Märchen vom klugen Hutmacher, der ein liebendes Menschenherz in die Wagschale legt und auf die andere Seite der Wage Geld auf Geld häuft. Tiefempfunden ist die Erzählung vom Christkindlein im Nordpol und auf gleicher Höhe steht das entzückend satirische Ostermärchen. Dem hohen Loblied der oesterreichischen Presse werden sich auch die deutschen Zungen anschließen müssen, denn Herma von Skoda ist eine Dichterin, die zur Beachtung zwingt und die man in späteren Zeiten einer Carmen Silva gleichzustellen haben wird. A. Dreßler jun.

Johannes von St. Gallen. Per aspera ad astra. Ein Pilgerlied von Emma Croon-Mayer. Zweite verbesserte Auflage. Magazin-Verlag Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern 1910. Preis Mk. 2.—.

Die Frömmigkeit einer edlen Menschenseele leuchtet uns aus diesem Buch in wundersam verklärter Reinheit entgegen. Schlicht und doch voll tiefer Gedanken ist die Sprache, ein ganzes Menschenherz eine ganze Seele offenbart sich uns daraus. Gerade daß die Dichterin nicht ein Epos in geschlossenerer Form bringt, daß sie hier und da kleine Gedichte einstreut, läßt ihre Phantasie freie Flugkraft und erhöht den inneren Wert des Werkes. Die geschichtlichen Tatsachen sind genau so schlicht und lebensvoll dargestellt wie die Verse Emma Croon-Mayers anmuten. Gerade mit wenig Worten viel zu sagen, das ist die Kunst der Dichterin und ein derartiges Buch ist Bedürfnis für unsere Zeit.

Ad. Dreßler jun.

Mademoiselle Clairon, Schauspielerin des Theatre Francais. Roman nach ihren Memoiren von Victor von Schubert-Soldern. E. Pierson's Verlag in Dresden. Preis Mk. 3.50.

Der Roman schildert die Lebensgeschichte einer französischen Schauspielerin. Mit tatsächlicher Treue und zum Teil ergreifenden Realismus. Der Dichter hat es hier verstanden, uns einen köstlichen Trank von Wahrheit und Poesie zu reichen. Die Schilderung der damaligen Zeit, die Urschriften wirklicher Rezensionen und Briefe zeugen von einem genauen Studium. Das vornehm geschriebene Buch, welches viele dichterische Schönheiten enthält, ist warm zu empfehlen.

Ad. Dreßler jun.

Sommerträume. Gedichte von Heinrich Bredow. Hamburg 1911. Druck, Verlag Otto Bröcke & Co, Hamburg 11.

Heinrich Bredow ist eine echte Poetennatur, die mit rascher Flugkraft zur Höhe strebt und sich in ihrem Schaffen aus sich selbst heraus verklärt. Edel und rein ist immer die Sprache und durch klangschöne Töne und farbenreiche Bilder vermag sie oft eine starke Wirkung auf uns auszuüben. Das neue Werk des Dichters ist zweifellos als ein bedeutender Fortschritt anzusehen. Ad. Dreßler jun.

Hagar. Roman von Christiana Gunkel. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik 1910.

Die Verfasserin offenbart ein starkes ursprüngliches Talent, wodurch sie es vermag, ihr Buch weit über das durchschnittliche Mittelmaß zu erheben. Die Durchführung der Handlung ist korrekt und verständlich, die Zeichnung der Charaktere kann man ja zum Teil als sehr gut gelungen bezeichnen. Die Stärke des Buches liegt jedoch in einer oft dichterisch leuchtenden Schilderungskraft . Adolf Dreßler jun.

Stille Gewalt. Lieder und Gedichte von Albert Nikolaus Hermann Henke. Bruno Volger Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Gohlis 1910. Preis geb .Mk. 5.—, geh. Mk. 4.—.

Der Verfasser erzählt uns hier die Geschichte seines Lebens. Mögen es nun Naturbilder von anmutigem Farbenliebreiz oder rein erzählende Gedichte sein, immer tritt das persönliche Ich, die Gestalt des Dichters in den Vordergrund. Ein echtes lyrisches Talent ist dem Dichter nicht abzusprechen, es gehört aber ebenso ein vollkommenes Vertiefen in seine Eigenart dazu, um ihn ganz verstehen und richtig schätzen zu lernen.

Ad. Dreßler jun.

Auf dem Lebenswege. Unterhaltende und belehrende Geschichten für junge Mädchen von Margarete Altgelt. Druck und Verlag von W. Härtel & Co. Nachf., Leipzig.

Die in Berlin lebende Lehrerin Margarete Altgelt ist wohl ganz dazu angetan, ein derartiges Buch zu schreiben. Der tägliche Verkehr mit ihren Schulerinnen gibt ihr ja Anlaß und Stoff genug dazu. So weiß sie nicht nur anregend zu unterhalten, sie belehrt auch die reifere Jugend. Ihre Erzählungen sind daher lobend anzuerkennen und hoch zu bewerten. Zumal es ihnen auch an dichterischer Gestaltungskraft und Schönheit nicht fehlt.

Ad. Dreßler jun.

Die Sage vom Frauenberg. Ein Gedicht von Bruno Sasse. Druck und Verlag von Fr. Aug. Hügels Hofbuchdruckerei Sondershausen 1910.

Das Innenleben des Dichters gibt ihm Anregung zu seinem Wirken und Schaffen und selbst die Außenmomente des Lebens sind daraus geboren. So kommt es, daß Bruno Sasse gerade mit diesem Sagenstoff das Rechte getroffen hat und daß seine Dichtung dadurch gehaltvoll und lesenswert erscheint. Das Buch ist wirklich schön und ein korrektes Versmaß, eine gesättigte Schilderungskraft erhöhen noch seinen inneren Wert. Bruno Sasse ist ein aufstrebendes Talent und wird er auch nicht den Beifall der großen Welt finden, so werden sich doch ein Kreis wahrer und echter Freunde um seine Muse scharen, die ihn voll verstehen und schätzen lernen.

Ad. Dreßler jun.

Grete Rautenstrauch. Roman von Traugott Pilf. Verlagsbuchhandlung Heinrich Staadt, Wiesbaden. Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.50.

Ein feines stilles Buch. Keine falsche Romantik ist darin, keine dämmerige Mystik, aber viel frisches altes und junges Leben. Wie ein elternloser seine Heimat und sein Liebes- und Lebensglück fand in einem grünen Pfarrgarten und in einem alten ländlichen Pfarrhause, wo altes und junges, ernstes und fröhliches Volk wohnt, davon erzählt das Buch. Es ist keine einfache Liebesgeschichte, die glatt auf der Oberfläche hingleitet; es ist viel Kampf in dem Buche, doch nicht jener rohe mit Waffen in den Händen, sondern es ist ein starkes, inniges Seelenringen, das den stark macht und erhebt, der es mitzuerleben und mitzuempfinden versteht. Und auch viel Geschehen ist darin, aber nicht jenes plump Aufdringliche, das mit groben Händen zu fassen wäre. Es ist das stille Kämpfen um Reinheit und Liebe. Das hohe Lied von der jungfrischen Liebeskraft, die keusch und rein bleibt. Und zwischen all dem Schweren und Ernsten, dem Freien und Fröhlichen tollen die drei prachtvollen Pastorsjungen lachend umher und verüben ihre köstlichen Kinderstreiche.

Denen, die da einsam sind. Roman von Yvette Prost, deutsch von Roll. Verlagsgesellschaft München Ges. m. beschr. Haftung. (Berthold Sutter Verlag.) Preis geb. Mk. 5.—, brosch. Mk. 3.50.

Dieser Roman, der den heroischen Kampf einer tapferen und stolzen Frau gegen die feindlichen Mächte des Schicksals in rührender Zartheit und ergreifender Wahrhaftigkeit schildert, ist ein wertvoller Beitrag zur Frauenfrage. Alfred de Musset hat einst den Stolz in beredten Versen gefeiert und vor ihm schrieb Chateaubriand: „Der Stolz ist die Tugend des Unglücks." Der Roman der Yvette Prost kann als eine wohlgelungene Umschreibung dieses Ausspruchs bezeichnet werden, als — um mit einem bekannten französischen Kritiker zu reden — „eine Monographie der armen und tapferen Intellektuellen, wie sie bisher noch niemand geschrieben hatte." Die ärmliche Kindheit der kleinen Marie Hoël, ihre übertriebene Empfindlichkeit, die sie durch einen stolzen Willen bemeistert, ihre Kämpfe gegen das eigene Herz, sowie gegen die Bosheit und Dummheit ihrer Umgebung, sind mit einem unvergleichlichen Talente geschildert. — Der Wunsch, den die Verfasserin ihrer Heldin in den Mund legt: . . . . wenn ich fähig wäre, ein Buch zu schreiben, so würde ich es tun mit aller Aufrichtigkeit des Herzens; ich würde kein Wort sagen, das eine Seele trüben oder beunruhigen könnte; ich möchte, daß es in der Macht meiner Worte läge, einen schwankenden Willen aufzurichten, ein mutloses Herz zu trösten, sie wieder zu gewinnen für den herben Kampf ums Dasein . . . . hat sich bei ihr ganz erfüllt. Wahrhaft, dieses schöne, so starke und so zarte Buch verdient den Beifall auch der deutschen Leser, insbesondere derer, „Die da einsam sind."

DAS MAGAZIN

Monatsschrift für Literatur und Kultur • Kunst und Theater

Herausgeber: Adolf Dreßler jun. Schriftleitung: Bruno Volger

März 1911

:: Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern. ::
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
:: :: :: Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten. :: :: ::

Gerda von Robertus:

Frühlingsmahnung.

Es fährt der Tauwind durch die Nacht,
Mit feuchtem, schweren Flügelwehn —
Der Knabe Lenz ist aufgewacht.

In solchen Nächten schlaf ich nicht —
Erregend dann Erinnerungsglück
Den Feuerzauber um mich flicht.

Genossenen Glückes Glorienschein
Umstrahlt mich, weihrauchduftgetränkt
— Süß war ja selbst noch Liebes p e i n!

Und Glück mich mahnt, das ich versäumt
— Der Jahre Kette schien so lang —
Und Lenze, die ich schlafverträumt.

In Sehnsuchtsqual schluchzt auf mein Herz,
Ganz heimlich, daß es niemand hört . . .
Mein Leben eilt ja alterwärts. —

Alb. G. Krueger:

El Matadreo.

Es war schon Mitte September, dazu befand sich die Sonne im Sinken.

Aber dennoch beflammten ihre glühenden Strahlen gleich verzehrendem Feuer die Südhänge des Arba-Gebirges. Rauhe, wunderlich phantastische Gesteinsmassen, die sich in wilden Schluchten hinab in die todeshauchende Einöde senkten, — die Wüste.

Die Wüste!

Gleich einem unabsehbaren Leichentuch, einförmig und still, lag die ewig gelbweiße Ebene vor dem Auge des Beschauers, mit dem Horizont verschwimmend, sodaß niemand zu sagen vermochte, wo sich Himmel und Erde schieden.

Alles Leben schien erstorben. Kein fröhlich zwitschernder Vogel in der Luft. Kein Tier der Erde unter diesem Gluthauch auf der weiten Fläche, über welcher die Luft vibrierte und zitterte, sobald ein leiser Luftzug sich von den Bergen herüber verlor.

Ja, es war die Sahara, jener furchtbare Ozean aus Staub und Feuer, der sich hier in seiner Unendlichkeit breitete, und lautlos still des Sirocco harrte, der den beweglichen Sand zu Hügeln und Bergen türmt, die Knochenreste verschütteter Karawanen bloßlegt, und mit seinem glühenden Atem die Vernichtung Schritt für Schritt nach Norden trägt.

Die Sahara, wo der heulende Schakal und der beutelüsterne Tuareg der furchtsamen Karawane folgt. Wo über dem Schlaf des ermatteten Wanderers das Donnergebrüll des Löwen dröhnt, die Lanze und der Yatagan des mordgierigen Feindes schwebt.

Wenn, wie der große, römische Dichter singt, der, welcher sich auf das unendliche Meer hinauswagt, die Brust dreifach mit Erz umpanzert haben soll, so muß wahrlich derjenige, welcher sich in die Gefahren der Sahara stürzt, das Herz selbst von Erz haben.

Aber was auf der Erde vermag wohl die Habsucht, den Haß, die Eitelkeit und die Torheit des Herrn der Schöpfung zurückzuschrecken? —

Auf dem Abhang der Felsen, zwischen Gesteinstrümmern, spärlichen Kakteen und niedrigen Fächerpalmen fast verborgen, stand ein kleines Zelt von jenem dunkelen Filzstoff, wie ihn die Araber für ihre luftigen Wohnstätten lieben.

Dicht neben dem Zelt lag wiederkäuend eines jener langhalsigen Dromedare von der so seltenen, weißgrauen Rasse, welche wegen ihrer wunderbaren Schnelligkeit so sehr geschätzt sind, und deren Beine, — um den arabischen Ausdruck zu gebrauchen, — „die Erde verschlingen".

Der Araber treibt mit diesen Tieren denselben Kultus, wie mit den schönen Pferden der echten Rasse. Und nie, oder doch nur äußerst selten, gelangt ein Europäer in den Besitz eines solchen Renndromedars.

Dennoch war der Besitzer dieses edelen Tieres ein Europäer, obschon man ihn seiner Tracht und seines Gehabens wegen kaum für einen solchen zu halten geneigt sein mochte.

Eine ungewöhnliche Erscheinung war der Mann, der da, nachlässig an einen Felsen gelehnt, scharf in die Wüste hinausspähte, durchaus.

Obgleich ein dunkler Kabylenburnus seine Gestalt fast völlig umhüllte, sah man doch, daß diese groß und kräftig war.

Er trug die roten Hosen der französischen Militärs und Stiefel von rohem, starken Leder. Sein Oberkörper steckte in einem wollenen Jagdhemd, das unter der Taille von einem breiten Ledergürtel zusammengehalten wurde. In diesem steckte als einzige Waffe außer der griffbereit am Felsen lehnenden Büchse ein langer tunesischer Dolch mit breiter, krummer Klinge und einem Griff von Elfenbein.

Von dem Gesicht des Mannes war wenig genug zu sehen, da er die Kapuze seines Burnus tief in die Stirn gezogen hatte. Alles, was man zu erblicken vermochte, war ein dichter schwarzer Vollbart um ein paar blutrote Lippen, und eine fast braun gebrannte, kräftige Nase über der zwei dunkle Augen in düsterem Feuer brannten.

Lange stand er so und starrte hinaus in die unabsehbare, laut- und bewegungslose Fläche.

Plötzlich richtete er sich straff auf und faßte mit etwas vorgebeugtem Oberkörper eine soeben am Horizont sichtbar werdende kleine Staubwolke fest ins Auge.

Langsam glitt seine Hand unter den Burnus. Ein Krimstecher kam zum Vorschein, durch den er eine Weile scharf die Einöde vor sich musterte.

Das Ergebnis mußte ihn befriedigen, denn tief aufseufzend steckte er das Glas fort und lehnte sich wieder wartend an die Felswand.

Die Staubwolke vergrößerte sich rasch, teilte sich endlich, und nun konnte auch das unbewaffnete Auge bereits die Konturen eines mit unheimlicher Geschwindigkeit heransausenden Eilkamels erkennen.

Näher und näher flog das Tier, und in kaum einer Viertelstunde hielt der Reiter am Fuß der Felsen.

Auf einen kurzen Anruf ließ sich das Kamel nieder. Der Reiter stieg ab, löste von dem Sattel einen Schlauch mit Wasser, aus welchem er sein ruhig am Boden verharrendes Reittier sorglich tränkte.

Nachdem er ihm dann noch ein Säckchen mit Bohnen am Kopf befestigt, eine Weile leise zu ihm gesprochen und es liebkosend geklopft hatte, faßte er seinen Burnus und begann langsam den Felsen empor zu klimmen.

Der Mann oben rührte sich nicht. Seine Flammenaugen folgten indes jeder Bewegung des Ankömmlings. Und erst, als dessen Kopf über dem Plateau sichtbar wurde, ging er ihm langsam einige Schritte entgegen.

Der Araber, denn ein solcher war es, hatte jetzt den Gipfel des Felsens erreicht. Tief aufatmend blieb er einige Augenblicke halten. Dann schritt er ruhig und gelassen auf den Wartenden zu, hob die rechte Hand und sprach mit klangvoller Stimme in den tiefen Gutturaltönen der Eingeborenen:

„Dif Erbi!" das heißt: „Ein Eingeladener Gottes".

„Marsaba-bick! Du bist willkommen! Tritt in mein Zelt und nimm, was ich Dir zu bieten habe!" klang es ernst und feierlich zurück.

Schweigend senkte der Araber sein Haupt und betrat, gefolgt von dem Europäer das Zelt, wo sich beide auf den daselbst ausgebreiteten Teppich hockten.

Ebenso schweigend nahm der Araber von einem Teller ein Stück Brot, tauchte es in Salz und aß es. Mit diesem Zeichen des Friedens hatte er sich unter den heiligen Schutz der Gastfreundschaft gestellt.

Dann sah er ernst und fragend auf seinen Wirt, der inzwischen einen Tschibuk entzündet hatte, den er seinem Gast mit den Worten reichte:

„Friede sei mit Dir, Abu Said, edler Scheich der Beni Markesch. Ruhm und Ehre folge den flüchtigen Hufen El Ratis, deines Streitrosses!"

Dankend neigte der Angeredete den Oberkörper, ergriff die Pfeife und tat langsam ein paar Züge.

Lange verharrte er in Schweigen, das Haupt tief gesenkt. Forschend betrachtete ihn sein Wirt.

Scheich Abu Said mochte etwa sechsundzwanzig Jahre zählen. Aber obschon noch jung, war er nicht blos unter den Stämmen der Wüstengrenze, sondern der ganzen Aghzila, des Ziban und der Aulâa Nail hochberühmt. Von den Franzosen nicht ohne Argwohn und Besorgnis betrachtet, — war er doch ein Abkömmling ihres nun unschädlichen, großen Feindes Abdel-Kader, — machte er aus seinem Haß gegen die Fremden durchaus kein Hehl.

Von mittelgroßer, schlanker Gestalt, jeden überflüssigen Fleisches bar, bestand er fast nur aus Haut und Muskeln, wie die berühmten Renner seiner Heimat.

Er hatte die Kapuze seines Burnus zurückgeschlagen und zeigte unter dieser den kleinen Kopf mit dem geschorenen Haar durch ein grünes, seidenes Tuch turbanartig umwickelt.

Seine Züge waren intelligent, seine Nase groß und schmal und das schwarze Auge selbst in seiner gewöhnlichen Ruhe stolz und funkelnd. Im Affekt mußte sein Ausdruck furchtbar sein.

Kinn und Wangen beschattete ein großer, schwarzer Bart, aus dem die spitzen Zähne raubtierartig blitzten.

Bei der Öffnung des Burnus zeigte sich seine Brust in eine reich mit Gold gestickte türkische Weste von grünem Stoff gekleidet, während ein Shawl von roter, tunesischer Seide das weiße Oberhemd und seine schlanke Taille über den breiten Hüften umschloß.

Keine Waffe steckte in diesem Gürtel, den sonst ein ganzes Arsenal von Pistolen, Dolchen und Yatagans zierte.

Seine Geschicklichkeit in den Waffen, sein Mut und seine Tapferkeit als Jäger und Krieger waren berühmt und selbst von seinen Feinden anerkannt.

Er selbst hielt nur einen Menschen auf der ganzen Welt in diesen Dingen für seinen Meister. Das war sein augenblicklicher Wirt, El Matadreo, der Löwentöter, der ihm das Leben gerettet, und den er deshalb zugleich liebte und haßte.

Endlich hob der junge Scheich den Kopf. Seine Augen flammten in die des Matadreo. Und langsam mit der schmalen, feinen und doch so kräftigen Hand auf die untergehende Sonne deutend, sagte er ernst:

„El Matadreo hat mich gerufen zu der Zeit, wenn das Tagesgestirn sich anschicken wird, in das Meer zu tauchen. Da bin ich! — Mag mein Bruder mir sagen, was er wünscht!"

Der Matadreo zögerte etwas. Sein forschender Blick glitt über das düstere Gesicht des jungen Scheichs. Dann antwortete er langsam:

„Dein Auge blickt finster und ich hätte doch eine große Bitte an Dich!"

Der Scheich berührte seine Hand.

„Der tapfere Franke möge sprechen. Er, der dem Löwen ohne mit der Wimper zu zucken ins Auge sieht, weiß, daß Abu Said el Markesch sein Freund ist, und ihm alles, was er besitzt zu Gebote steht!"

Der Löwentöter nickte: „Ich kenne Deine offene Hand. Aber ich bedarf nicht Deiner Güter. Was ich von Dir erbitte, ist etwas Schweres für Dich und es

wird Deinem Herzen Überwindung kosten, mir die Gabe zu bewilligen!"

„Der Koran spricht: „Je schwerer die Überwindung, desto größer das Verdienst. Abu Said verdankt dem Matadreo sein Leben. Und als der Löwe, der auf seiner Brust stand, von der Kugel des tapferen Franken getötet wurde, hat er geschworen sein Schuldner zu sein und diese Schuld zu lösen! — Der Scheich der Markesch hat nichts, was er nicht gern dem Freunde darbieten würde, und wäre es selbst Rati, seine Lieblingsstute mit den geflügelten Füßen!"

„Auch Deine Schwester Zoraide?"

Der Scheich fuhr zurück. Die Falten auf seiner Stirn vertieften sich. Jäh flammten seine Augen auf.

„Was willst Du damit sagen? — El Matadreo verachtet die Weiber — wir haben oft genug zusammen gejagt, daß ich es wissen kann!"

„Es muß Offenheit zwischen uns herrschen, edler Scheich!" rief bieder der Löwentöter. „Ja, es ist wahr, ich verachtete die Weiber, — bis, — ja bis ich Deine Schwester, die „Perle des Tales" kennen lernte. Aber diese liebe ich mit aller Glut meiner Seele. Jeder Atemzug gehört ihr. Auch sie liebt mich, und ich will sie zu meinem Weibe machen! Wohl weiß ich, daß ich zu arm bin, Dir das Brautgeld zu bieten, das die Tochter Deines Geschlechts verdient. Deshalb, und nur deshalb, werfe ich das kleine Verdienst, das ich mir durch einen glücklichen Zufall um Dich erwerben konnte, in die Wagschale und bitte Dich, mir dafür Zoraide zu geben!"

Der Scheich war aufgesprungen. Düster starrte er auf den Boden. Gewaltige Leidenschaften durchtobten offenbar seine Brust. Auch der Matadreo hatte sich erhoben und blickte gespannt auf seinen Gast.

„Das Blut Zoraidens stammt aus den Adern Omars. — Du weißt nicht, was Du verlangst, Franke!" murmelte der Araber endlich dumpf.

„Ich weiß es, Scheich! Darum eben erinnerte ich Dich an jenen Schuß!"

„Sie ist eine Gläubige und Du bist ein Giaur!"

„Die Ehen zwischen Eingeborenen und Christen sind in diesem Lande nichts Ungewöhnliches. Wir glauben alle an einen Gott!"

Wieder schwieg der Scheich längere Zeit. Mit fieberhafter Spannung beobachtete ihn der Löwentöter.

Endlich zuckte er auf. Ein Blick tötlichsten Hasses streiften den Matadreo. Er schien einen Entschluß gefaßt zu haben. Dann sagte er eisig:

„Abu Said el Markesch, der Sohn Nadurs, des großen Scheichs der Wüste, hat noch niemals sein Wort gebrochen. Er gab es dem Matadreo. — Wird die Schuld Abu Saids gegen ihn als getilgt betrachtet, wenn er sich verpflichtet, ihm seine Schwester Zoraide morgen, wenn die Sonne im Mittag steht, als Eigentum zu geben? — Er möge es wohl bedenken, daß die Markesch dann frei von jeder Verpflichtung gegen ihn sind!"

Die Stimme des Arabers klang stahlhart und der Matadreo bemerkte nicht den heimlichen Triumph, der aus jenes dunkelen Augen flammte. Glühend rief er:

„Es gibt nichts auf der Welt, daß ich mehr liebe, als Deine Schwester. Ich bin der Glücklichste Mensch unter der Sonne, wenn die Taube der Wüste mein Zelt teilt. Ich gebe Dir gern Dein Wort zurück, Abu Said, betrachte Dich ewig als meinen Blutsfreund, wenn Du mir Zoraide gibst!"

„Du sollst sie haben! — Bei dem Grabe Nadurs, unseres Vaters, der im Kampfe gegen die Franken fiel, morgen, wenn die Sonne im Mittag steht, magst Du sie holen. Die Braut wird den Liebsten erwarten, allein, ohne ihre Verwandten, nur von zwei Sklaven begleitet, an den sieben Palmen zwischen hier und der Festung der Franken. Nichts soll an ihrer Mitgift fehlen!"

„Ich kenne den Ort. — Ich danke Dir, Abu Said, Du hast edelmütig gehandelt!"

Wieder flammte es jäh in den Augen des Scheichs auf. Langsam und schwer ernst antwortete er:

„Danke mir nicht zu früh, Matadreo! Du hast durch Deine Bitte meine Seele zerschnitten! Einen schlimmen Handel hast Du gemacht! Von dieser Stunde sind Abu Said und der Matadreo nur der Araber und der Franke. Möge Dein Gott Dich schützen — die Markesch haben keine Pflicht mehr gegen Dich!"

Mit einer stolzen Bewegung wies der junge Scheich seinen Wirt zurück, der in seiner Herzensfreude ihm tausend Dank und Beteuerungen aller Art ausdrücken wollte. Dann hüllte er sich in seinen Burnus und schritt dem Ausgang zu. Hier blieb er noch einmal stehen, faßte den Zipfel seines Gewandes und bewegte ihn, als wolle er den Staub dieses Ortes von sich schütteln. Im nächsten Augenblick war er zwischen den Felsen verschwunden.

Betroffen blickte ihm der Matadreo eine Weile nach. So etwas, wie eine dumpfe Sorge wollte in ihm aufsteigen. Aber er war zu selig in diesem Augenblick, um lange trüben Gedanken nachzuhängen. Zoraide sein, — o, das namenlose Glück!

Glühend sank er in seine Kniee, hob die Hände und flüsterte:

„Allvater über dem Sternenmeer, — ich danke Dir!“ —

* *
*

Senkrecht flammten die Strahlen der Mittagssonne auf einen Abhang des Arba-Gebirges, der sich in ein enges, schluchtartiges Tal senkte.

Die Berge umher waren rauher Fels, oder mit wucherndem, niedrigem Gestrüpp bedeckt.

Auf der einen Seite des Tales sprang aus der Felswand ein klarer, munterer Quell und ergoß sich in ein rohes Steinbecken, das arabische Pietät wohl schon vor Jahrhunderten hier ausgehauen haben mochte.

Um dieses Becken wiegten sieben schlanke Palmen, an welche eine Anzahl Kamele und drei Pferde angebunden waren, ihre Wipfel in der heißen Luft.

Gleich Bildern von Erz, die nackten Arme über der Brust gekreuzt, lehnten an dem Brunnen zwei Aethiopier. Und zwischen ihnen saß auf einem Stein eine dichtverschleierte, weiße Gestalt.

Totenstille rings umher, nur ab und zu unterbrochen durch das Schnauben eines Pferdes, das matte Grunzen eines Kamels. Reglos lag der weiße Sand, soweit das Auge reichte.

Plötzlich tauchte fern am Horizont eine Staubwolke auf, die sich schnell vergrößerte und näherte.

Die beiden Aethiopier wechselten einen kurzen Blick des Einverständnisses um gleich darauf wieder in ihre alte Starre zurück zu verfallen.

Minuten vergingen. Dann war die Staubwolke auf fünfhundert Schritt etwa heran, verharrte dort, — verwehte. Und aus ihr schälte sich ein Reiter auf einem prachtvollen, schwarzen Hengst, der die bei den Palmen befindlichen Pferde mit schmetterndem Gewieher begrüßte.

Es war der Matadreo, der gekommen war seine Braut zu holen.

Eine Weile zuckten seine Augen mißtrauisch über die Gruppe am Brunnen und dessen nächste Umgebung.

Dann spannte er den Hahn seiner Büchse, setzte den Kolben auf den Schenkel und ritt langsam näher.

Etwa zehn Schritt vor den Palmen hielt er nochmals und musterte scharf jeden Gegenstand vor sich.

Die beiden Aethiopier waren schweigend einen Schritt vorgetreten. Nun warfen sie sich auf die Knie und berührten dreimal zum Salam mit den Stirnen den Boden. Dann erhoben sie sich und zogen sich hinter die Tiere zurück, der Befehle ihres neuen Herrn harrend.

Verwundert haftete das Auge des Matadreo auf der am Brunnen bewegungslos sitzenden weißen Gestalt.

War es jungfräuliche Sitte, oder Scham — sie erhob sich nicht, um dem Liebling ihres Herzens entgegen zu gehen.

Der Anblick, welcher sich dem Reiter bot, war in der Tat seltsam:

Um den Brunnen lagen etwa sechsunddreißig sorgsam zusammengebundene Straußenhäute mit dem kostbarsten Federschmuck, und auf dem Brunnenrand stand ein hölzerner Koffer, wie die Orientalen sich seiner zur Aufbewahrung der Kleider und des Schmuckes bedienen.

Aber das Mädchen am Brunnen, dessen Ausstattung und Habe das Alles bildete, blieb noch immer stumm bei der Annäherung dessen, der künftig ihr Hort und Halt im Sturm und Drang des Lebens sein sollte.

„Zoraide!“

Der Matadreo sprang vom Roß, eilte vorwärts und warf sich zu den Füßen des Mädels nieder.

„Zoraide! — geliebtes Leben, — Seele meiner Seele, komm an mein Herz! Laß alle Trauer, denn von nun an bist Du mein. Dein Bruder hat Wort gehalten, und nun trennen wir uns nie mehr!“

Die weiße Gestalt rührte sich nicht. Der Matadreo hob die Hand, um die des jungen Mädchens zu suchen. Plötzlich zuckte er zusammen, sprang empor und riß die Schleier fort.

Bei dieser ungestümen Bewegung verlor die Gestalt das Gleichgewicht und sank schwerfällig zur Seite.

Es war in der Tat die junge Araberin, die Taube der Wüste, die Schwester des Scheichs, Zoraide — aber ihr Gesicht war bleich, ihr Auge geschlossen, der Karmin ihrer Lippen verschwunden — der Matadreo hielt eine Tote in seinen Armen.

Ein entsetzlicher, gellender Schrei löste sich aus der Tiefe seiner Brust, als ihm die schreckliche Erkenntnis wurde. Dann, — immer noch die Leiche festhaltend — stürzte er in wilden, krampfhaften Zuckungen zu Boden.....

Längst deckten die Schatten der Nacht die stille Einöde, an dem dunkeln Himmel flammten die Sterne, als es den beiden Aethiopiern endlich gelang, den Bewußtlosen in das Leben zurückzurufen.

Mit stierem, irrem Blick schaute der Unglückliche um sich. Er sprach kein Wort. Tiefe Falten deckten

sein lebloses Gesicht. Er schien um zehn Jahre gealtert.

Langsam ließ er sich neben der Leiche nieder, zog sie an seine Brust, und Träne auf Träne netzte das stille, noch im Tode engelschöne Gesicht. So verharrte er stundenlang.

Als der erste Sonnenstrahl, einem leuchtenden Speere gleich im Osten emporflammte, als der Morgenwind seufzend über den leise rieselnden Sand zu streichen begann, erhob er sich endlich und winkte den beiden Sklaven.

Die Leiche Zoraidens wurde nun sorglich in Schleier und Decken gehüllt und auf ihrem Lieblings-Dromedar befestigt. Alle ihre Habe schnürten die Aethiopier auf die übrigen Packtiere.

Dann riß der Matadreo ein Blatt aus seinem Taschenbuch, schrieb einige Zeilen darauf und übergab es den Sklaven mit den Worten:

„Kehret heim in Eueren Duar. Reitet langsam, damit Ihr den Frieden Euerer toten Herrin nicht stört. Sagt dem Scheich, der Matadreo sende ihm die Leiche seiner Schwester und all ihre Habe zurück. Dann gebt ihm diesen Brief!"

Die Aethiopier verneigten sich schweigend, bestiegen ihre Pferde und langsam, feierlich setzte sich der Zug in Bewegung, der Heimat Zoraidens, der Stätte ihrer Kinderspiele entgegen, die sie nun nie wieder verlassen würde. Dorthin, wo man ihr in der Blüte der Jugend, in der Hochflut des Glückes eines jener furchtbaren und schnell wirkenden Gifte eingeflößt hatte, deren sich die Orientalen häufig genug bedienen und deren Geheimnis sie allein kennen.

Mit brennenden Augen schaute der Matadreo dem Zuge nach, bis er am Horizont verschwunden war.

Dann bestieg er sein Roß und jagte davon.

In tiefer Stille lag wieder die Einöde. Nur das Bächlein rauschte leise. Und mit den rieselnden Sandkörnchen spielte der Wind....

Als die Sonne sich dem Westen zuzuneigen begann, übergaben die beiden Aethiopier dem jungen Scheich Schwester und Brautschatz, welche er mit einem höhnischen Lächeln in Empfang nahm.

Dann ordnete er die Bestattung der „Blume des Tales" an und entfaltete das Schreiben des Löwentöters.

Es lautete:

„El Matadreo sendet dem Scheich Abu Said el Markesch die Leiche seiner Schwester und ihren Brautschatz.

Mörder, elender, fluchbeladener Mörder! Für uns beide ist fürder kein Raum mehr auf der Erde! Wenn Du den Mut eines Mannes hast und nicht die Spindel der Weiber drehst, findest Du mich allein bei den sieben Palmen, wenn die Sonne zum zweiten Male sich anschickt in das Meer zu tauchen. — Der Fluch Allah's und seines Propheten sei über Dir!"

Glühende Röte deckte im Nu die Züge des jungen Scheichs. Ein Wutblitz flammte aus seinen Augen. Aber er sprach kein Wort.

Hastig drehte er sich um und schritt seinem Zelt zu. Das Gefolge entließ er durch eine kurze, herrische Handbewegung.

Langsam senkte sich die Nacht auf den Duar, in dem es stiller und stiller wurde.

Und von der Wüste her dröhnte das Donnergebrüll eines jagenden Löwen.....

* * *

Schräg blitzten die Strahlen der sinkenden Sonne über den stillen Brunnen bei den sieben Palmen, glitzerten und funkelten auf dem von einem leisen Windhauch leicht gekräuselten Wasser.

Geheimnisvoll flüsterten die schlanken Palmen und wiegten leise rauschend ihre grünen Häupter.

In tiefer Stille lag die Wüste. Nur hie und da huschte geräuschlos eine jener kleinen Eidechsen über den glühenden Sand, wie sie in der Nähe des Wassers häufig werden, — zitterte eine Libelle über dem Quell, um ihren Durst zu löschen.

Da tauchten plötzlich im Norden und im Südwesten zugleich hinter den Bodenerhebungen zwei Eilkamele auf, welche in rasender Geschwindigkeit dem Brunnen zustrebten.

Es war der Matadreo und sein Todfeind, der Scheich Abu Said.

Bald genug hatten sie die Palmen erreicht, hielten, und musterten sich haßerfüllt, schweigend eine Weile.

Auf einen kurzen Anruf ließen sich dann die Kamele nieder. Beide Reiter stiegen ab und befreiten ihre Tiere von Sattel und Zaum.

Mit befriedigtem Grunzen sprangen diese auf, schritten gravitätisch zu dem Brunnen, tranken in langen, gierigen Zügen, und begannen dann das spärliche zwischen den Palmen wachsende Gras abzuweiden.

Schweigend, mit finster zusammengezogenen Brauen prüfte der junge Scheich nun lange die Stellung der Palmen zu einander. Endlich schien er das Richtige getroffen zu haben.

Langsam schritt er zu dem Sattel und löste von

diesem eine starke, weiße Schnur, die er fest um vier der Palmen schlang, welche etwa ein Parallelogramm bildeten.

Dann warf er den Burnus ab, wickelte sein Turbantuch fest um den linken Arm, und sprang in den durch das weiße Seil abgegrenzten Raum, wo er sich dicht bei demselben an einer Schmalseite aufstellte.

Endlich riß er den Yatagan aus dem Gürtel, und, während ein höhnischer Blick das Gesicht des Matadreo streifte, dröhnte es von seinen Lippen in tiefen Kehltönen:

„Ich warte!"

In gleicher Weise hatte sich der Löwentöter gewappnet und seinen Platz eingenommen.

Beide Gegner schritten nun langsam mit ausgestrecktem Arm, in dessen Faust die Waffe blitzte, solange aufeinander los, bis die Spitze eines jeden Ya- die Waffe seines Gegners seinen Körper berührte.

Unwillkürlich schauderte der junge Scheich, als die Waffe seines Gegners Körper berührte.

Dann machten die Kämpfer je zwei Schritte rückwärts.

Im nächsten Augenblick stieß Abu Said einen gellenden Schrei aus, — der Kampf begann.

Kalt und ruhig, aber blitzschnell abwägend, folgte das Auge des Matadreo jeder Bewegung des Scheichs. Geschickt parierte er dessen heftig und schnell geführte Stöße, ohne vorläufig selber zum Angriff überzugehen.

Diese Ruhe des Gegners schien Abu Said, dessen Antlitz eine glühende Röte deckte, mehr und mehr in helle Wut zu versetzen. Dämonisch flammten seine Augen. Immer schneller und schneller erfolgten seine Angriffe. Selten nur machte der Matadreo einen Gegenstoß

So wogte der Kampf etwa zehn Minuten lang hin und her.

Da schien Abu Said die Besinnung zu verlassen.

Mit einem wilden Schrei prallte er plötzlich vor und führte einen Scheinstoß nach der Brust des Gegners. Im nächsten Augenblick blitzte sein Yatagan in der Luft um mit Vehemenz auf den ungeschützten Kopf des Matadreo zu schmettern.

Das war nach dem Ehrenkodex der Wüste unfair. Nach diesem galt nur der Stoß des Yatagans für korrekt. Der Hieb mit dieser Waffe war verpönt.

Abu Said hatte sich von seiner Wut, seinem Haß hinreißen lassen.

Der Löwentöter hatte zwar schnell genug die Finte erkannt, doch aber nicht gut genug pariert.

Er konnte es nicht verhindern, daß die scharfe Waffe des Gegners seinen Kopf traf und dort eine klaffende Wunde zurückließ, aus der das Blut heftig hervorspritzte.

Heller Triumph glühte in den Augen des Scheichs. Durch die Gewalt des Schlages war er ins Schwanken gekommen. Ehe er aber noch sein Gleichgewicht gewann, zuckte die Waffe des Gegners zum Schlage hoch. Und als er nun zum Schutz hastig den linken Arm aufwarf, fuhr ihm der Yatagan des Matadreo bis an das Heft in die Brust.

Ohne einen Laut von sich zu geben, ließ er die Waffe fallen. Die Kniee knickten ein, und er sank vornüber auf das Gesicht in den Sand. Ein kurzes Zucken und Strecken noch, — dann lag er still.

Finster und schweigend starrte der Löwentöter eine Weile auf seinen gefallenen Feind.

Dann griff er dessen Waffe, an welcher sein eigenes Blut klebte, vom Boden auf, hieb die Schnur durch und schritt langsam zu der Zysterne.

Hier reinigte er zunächst seine Wunde, bedeckte sie mit seinem Taschentuch und band darüber sein Turbantuch, das er fest verknotete.

Dann befreite er den Yatagan von dem anhaftenden Blute und steckte ihn in seinen Gürtel.

Endlich schritt er gelassen nach dem Kampfplatz zurück, legte den jungen Scheich auf den Rücken, drückte die Lider über die starren Augen und deckte den Burnus Abu Saids über seine Leiche, den er noch mit Steinen beschwerte.

Seine Waffe blieb in dem Körper stecken.

Nachdem er so den Gesetzen der Pietät, welche die Wildnis vorschreibt, genügt hatte, sattelte er sein Kamel, band das andere an eine Palme, stieg auf und ritt langsam davon.

Auf der nächsten Bodenerhebung hielt er noch einmal still.

Und während ein langer, langer Blick den Brunnen, die Palmen und die Leiche streifte, flüsterte er leise:

„Zoraide, Du bist gerächt!"

Im nächsten Augenblick war er hinter dem Sandhügel verschwunden. —

Totenstille nun wieder. Stunden waren vergangen. Längst hatte die Nacht ihren dunklen Schleier über den Schauplatz des Wüstendramas gebreitet. Ein leiser Windhauch flüsterte in den Gräsern und spielte mit dem losen Zipfel des Burnus.

Da ertönte plötzlich ein leises, scharrendes Geräusch.

Vorsichtige, flüchtige Schritte huschten über den Sand. Unheimliche, dunkle Schatten glitten heran. Ärgerlich stampfte und schnaubte das Kamel.

Dann ein langgezogenes, gellendes Lachen, untermischt mit kurzem, heiseren Bellen, — Hyänen und Schakale, die Totengräber der Wüste, näherten sich, angelockt durch den Blutgeruch der Leiche.

Noch hielt sie der weiße Burnus zurück, den sie mißtrauisch und ängstlich betrachteten. Aber bald schlichen sie näher und näher. Immer enger und enger wurden die Kreise, in welchen sie den Toten umschritten.

Unheimlich blitzten die weißen, spitzen Zähne im Dunkel. Keuchend ging der Atem. Und die Zungen hingen gierig, lechzend aus den offenen Rachen. Das frische Blut lockte gar zu verführerisch.

Plötzlich ein kurzes, dumpfes Aufheulen, — und nach allen Richtungen stoben die Bestien auseinander.

Die Erde dröhnte unter den Hufen herangalloppierender Pferde. In wenigen Minuten hielt eine Reiterkavalkade unter den Palmen. Es waren die Krieger des Stammes el Markesch, die ihren geliebten, jungen Scheich suchten, den „Löwen des Tales", die „Eisenhand".

Mit weit vorgebeugtem Oberkörper starrten die Reiter auf den weißen, sich scharf aus dem Dunkel abhebenden Burnus. Dann flogen sie aus den Sätteln, stürmten auf den Kampfplatz und zerrten das Gewand von der Leiche.

Ein unheimliches, langanhaltendes Klagegeheul gellte sofort in die Nacht hinaus. Wieder, — und wieder.

Schmerzzerrissen knieten die wetterharten Araber an dem Leichnam ihres Lieblings, ihres Helden nieder, streichelten weinend seine Hände, seinen Körper, küßten das kalte, starre Gesicht.

Und immer wieder tönte ihr dumpfes Geheul.

Dann faßte einer der Stammesgenossen den Yatagan und riß ihn mit einem Ruck aus der Wunde.

Fiebrig hefteten sich die Augen der Araber auf die Waffe. Und aus fünf, sechs Kehlen brach es wuterstickt:

„El Matadreo!"

Eine Stunde war vergangen, als fünf Araber langsam und feierlich südwärts ihrem heimischen Duar entgegenzogen. In ihrer Mitte schritt mit gesenktem Kopf das Lieblingsdromedar des jungen Scheichs, das seinen toten Herrn traurig seiner letzten Ruhestätte zuführte.

Und gen Osten jagten auf schäumenden, windschnellen Rossen fünfundzwanzig arabische Krieger. Die Blutrache folgte den Spuren des Matadreo.

Man hat nie wieder etwas von ihm gehört. . . .

❦

Maximilian Fliegenschmidt:

Mein Weib sprach in der Nacht...

„Du — o nicht so glühend —
Lieber, vor meinen Augen,
die du verdecktest mit zärtlicher Hand,
brandet ein Feuermeer —
in den Schläfen hämmert mein Blut!
Du — bitte nicht so — du — —
Du peinigst mich!
Aber deine Qual ist unendlich süß —
o quäle mich heftiger,
quäl mich ewig so!
Ha — ich lechze nach dir —
hier, hier — o tiefer,
völliger dringe in mich,
Du Seliger!"

„Lieber — wie unaussprechlich!
Du ruhst in meinem Schoß,
in meinem Leibe bist du beschlossen —
gleich wie wenn du mein Kind wärst!
Ich trinke deine Seele
mit allen Sinnen —
fühlst du, wie dein Weib
dir Unsterblichkeit schenkt?"

„Du Göttlicher, Guter —
ach, und die Menschen
nennen das Sünde?"

„Ha — diese Teufel!
Diese lüsternen Schwächlinge —
um unsrer Liebe willen
hasse ich sie — —
Du aber bist gut
und ist kein Fehl an dir,
Geliebter — —
mein Herz jubelt, daß ich

dein bin —
ganz dein glückliches Weib —
du mein Gemahl!“

Heilige Nacht —
Mondlichter auf dunklen Wänden —
und süßträumerisch
spricht an meiner Brust
eine wundervolle Frauenstimme!
Weiche, lustatmende Küsse
schalkhaft verhaltener Inbrunst —
und ich versinke
im Unendlichen!

George Morin:

Die Hochzeitsreise.

Auf dem Canale grande,
— Der Morgen war so klar —
Glitt sanft dahin die Gondel
Mit einem Hochzeitspaar.

Die Beiden brachte die Reise
Auch nach Venezia.
Sie freuten sich an allem
Was da ihr Aug' ersah. —

Nun trug an den Palästen
Die Gondel sie vorbei;
Das Leben und das Treiben
War ihnen alles neu.

Um i h r e zarte Schulter
Da legte sich sein Arm,
Und ihren Schoß voll Rosen
Umkreist der Tauben Schwarm.

Das war ein liebes Geflatter,
Ein Schwirren und Gegirr',
Ein reizend Flügelschlagen,
Voll Poesie und Zier! —

Blickt s i e in dieses Leben
Der Prachtlagunenstadt,
War's ihr, als wär's ein Märchen. —
Ihr Aug' sah sich nicht satt. —

Noch lang schwelgt sie zu Hause
An dieser Hochzeitstour,
Und doppelt selig küßt sie
Den Mann, dem Treu' sie schwur. —

So blieb denn auch gefestigt
Ihr schöner Liebeswahn —
Die Tauben von Sankt Marco
Die hatten's ihr angetan. —

F. Gebhardt:

Die treue Gudula.

Eine Episode aus der Zeit der Bauernkriege.

(Nach hannöverschen Chroniken.).

Schloß Berlepsch. Um Mauern und Zinnenkranz
Spielt scheidender Sonne rötlicher Glanz,
Streift über Fenster und Söller geschwind
Und flicht um den Scheitel dem blonden Kind,
Der jungen Magd, eine güldene Kron',
Im Arm hält sie den Grafensohn.
Sie herzt das Kindlein und wiegt es zur Ruh,
Und leise summt sie ihr Lied dazu:
„Schlafe nur, Knabe! Es hütet ja
In Liebe und Treue dich Gudula!“
— Da horch! Welch Getöse den Wald entlang?
Das ist nicht des Abendwindes Gesang!
So klirrt nicht des Grafen reisiger Troß;
(In Münden weilt er im Herzogsschloß) —
So schleicht nicht, wer offene Fehde bekannt;
(Rings ist ja Frieden in Braunschweigs Land).
Auch Gäste nicht nahen auf heimlichem Pfad:
So schleicht nur die Tücke, so raunt nur Verrat! —
„Weh über uns alle! Daß Gott erbarm'!
Bewaffnete Bauern, Schwarm auf Schwarm!“
Wer schürte den Aufruhr? Wer führt sie an?
Der Kuno, der ehemals des Grafen Mann,
Dem Wege und Winkel und Pförtlein vertraut! —
Nun sucht er die Rache. Er schwur sie laut,
Als einst er mit Schimpf ward von hinnen gejagt—
Um Gudula war's, um die junge Magd! — —
— — — — — — — — — — — — — —
Laut gellet Hornruf und Waffenschrei
Der Burg bestürzte Hüter herbei.
Doch lauter brüllet der Wahnwitz drauß':
„Wo birgt sich der Berlepsch? Den Grafen heraus!

Zu Hofe? Hoho! Der Fuchs ist im Bau,
So nehmen wir auch fürlieb mit der Frau! —
Auch die mit? Verdammt! Ist die Herrschaft fern,
Sind w i r, ihr Brüder, des Schlosses Herrn!
Vorwärts! Den Männern den Spieß in die Brust,
Die Weiber ins Lager zu Lieb und Lust!
Zur Hölle, wer es uns wehren mag:
Heut halten w i r Rechnung und Löhnungstag!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Schloß Berlepsch. Ob Mauer und Zinnenkranz
Erloschen der goldige Sonnenglanz.
Verstummt des Abendwindes Gesang
Vor Schreien und Toben und Waffenklang.
Erstiegen die Mauern, die Tore gesprengt,
Die Mannen erschlagen, zurückgedrängt.
„Unser die Burg und drinnen das Gut.
Auf und sucht mir die Herrenbrut!
Nieder mit allem, was adlig sich nennt —
Hei, und dann schaut, obs auch leuchtet und brennt."

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Magd auf dem Söller, im Arme das Kind,
Sie späht und lauschet und zittert und sinnt:
„Der wilde Kuno!" — Sie kennt ihn gut.
Wohin sich retten vor seiner Wut?
Kein Helfer heut nah ihr in schrecklicher Not,
Wie einst, da der Trunkne ihr Schlimmstes gedroht.
Sie blickt in die Tiefe — der Sprung hinab,
Er öffnet des Kindes, ihr eigenes Grab — —
Sie ist so jung noch, sie lebt so gern.
Und das Kind, der Erbe des edlen Herrn.
„Mag Burg und Habe in Flammen lohn —
Nur Rettung, Rettung dem Grafensohn!" —
Und fester umschließt sie das weinende Kind
Und steht und lauschet und zittert und sinnt. —
In Kammern und Gängen der Mägde Geschrei
Verkünde, wie nah das Verderben sei.
Und jetzt — ein Krachen und Dröhnen treppauf,
Es poltert am Türlein, schon dringt es herauf —
Schon schwebt ihr Fuß auf des Söllers Rand —
Da reißt es sie rückwärts mit nerviger Hand.
„Ho, Täubchen, das ist mir zu luftiger Platz,
Komm nur, ich trag dich hinunter, mein Schatz."—
Ein Zweiter sie packt um den bebenden Leib:
„Ich war zugleich hier, mein ist das Weib!"
Und dann eine Stimm', übertönend den Schwarm:
„Die Herrenbrut! Reißt sie der Dirne vom Arm!"
Schon faßt der Wilde das schreiende Kind —
Da zwingt sie das Graun, das sie lähmend durch-
rinnt.

„Tu's!" schreit sie, im Blicke des Hasses Glut,
Und morde — dein e i g e n e s Fleisch und Blut!"
Jäh löst sich zuckend die harte Faust:
„Du lügst!" Er stammelt's, von Schreck durchgraust.
Nicht zuckt die Wimper der mutigen Maid:
„Ich schwör's bei Seele und Seligkeit!" —
„Du schwurst — geh hin, dein Weg ist frei!
Ihr Burschen dort, laßt das Weib vorbei!
Weh, wer sie kränket mit Blick und Laut —
Mein ist die Dirne, ist Kuno's Braut!" —

— — — — — — — — — — — — — — —

Schloß Berlepsch. Um Mauer und Zinnenkranz
Zuckt glutrot flackernder Flammenglanz.
Ein Knistern und Raunen die Wipfel entlang:
Das ist der Zerstörung wilder Gesang! —
Laß Schloß und Habe in Flammen verlohn:
Gerettet des Grafen einziger Sohn!
Ob wild des Wahnsinns Triumphlied hallt —
Still ist und dunkel und treu der Wald,
Treu ist die Nacht. Und eh sie verrinnt,
Liegt schon in den Armen der Mutter das Kind.

— — — — — — — — — — — — — — —

Und wer es gerettet und wie es geschah?
Die Magd nur tat es, die Gudula.
Ab schwur sie Seele und Seligkeit,
Die Herrin zu hüten vor Gram und Leid.
Doch mein' ich, der Kronen verhieß der Treu',
Daß Er der Treuen einst gnädig sei! —

❀

Georg Ziechert:

Drei rote Rosen.

Drei rote Rosen wunderbar,
Gepflückt in drei seligen Stunden,
Hat sie sich weinend ins Lockenhaar,
Als der Tag sich neigte, gewunden. —

Auf ihrem Grabe traurig-still
Stehn drei blutrote Rosen
Und flüstern leis', wenn's dämmern will,
Von des wilden Burschen Kosen. —

❀

Sehnsucht.

In dieser Nacht, der sternenlosen
Verstand ich jäh, in wilder Qual,
Die heiße Sehnsucht flammender Rosen,
Das klagende Sehnen der Nachtigall.

Doch meine brennende Sehnsucht muß
schweigen!
Der Schmerz flammt auf in schauriger Pracht,
Und weinend muß mein Haupt ich neigen
In dieser sternenlosen Nacht! . . .

❀

Gertrud Stendal:

Mein Sterben.

Noch nicht, erst wenn der letzte Rest des Trankes
Die lebensdurst'gen Lippen mir genetzt,
Wenn sich mein Streben, ach, mein unstet schwankes,
Von Höh' zu Höhe müde hat gehetzt,
Wenn mir der Kranz aus dunklen Dornenzweigen
Die ernste Stirne blutig einst gedrückt,
Dann will ich harren auf das große Schweigen
Und auf den Boten, den das Jenseits schickt.
Still müßt' es sein, in nebelblauer Runde,
Der Abendglocke Klang in stiller Luft,
Ein Heimchenzirpen leis im Wiesengrunde
Und vom gemähten Heu der frische Duft.
Ein grauer Falter schwirrt in schwanken Zweigen;
Ein Glühwurm hat sein Leuchten grad entfacht,
Und aus des Abends purpurdunklem Schweigen
Steigt stumm die Nacht.
Dann seh ich sie mit ernsten Blicken schreiten
Hin durch die Täler ihre stille Bahn,
Und einen Schatten seh ich vor ihr gleiten,
Der schaut mich an.
Und wenn die Abendglocken rings verhallten,
Im Westen bleich der Sonne Gold verglomm, —
Dann will ich stumm und stark die Hände falten:
„Nun, sanfter Genius mit der Fackel, komm!"

❀

Rudolf Fritzsche:

Karl Ernst Knodt.

Nachdruck verboten.

„Man muß das deutsche Volk zu den Dichtern führen, die abseits vom großen Markt ihrem Gott und ihrem Volke auf ihre Weise dienen." Karl Ernst Knodt (1856 im rheinhessischen Eppelsheim geboren, jetzt in Bensheim an der Bergstraße lebend) ist ein solcher, der abseits von der Menge seine stillen Wege geht. Er ist ein „später Mann", dieser ehemalige hessische Waldpfarrer, erst im vierzigsten Lebensjahre gab er sein erstes Büchlein heraus.

Abgeklärt ist in ihm alles zu einer schlichten Einfachheit. Da ist keine quälende, drängende Leidenschaft, kein Stürmen und jugendliches Verlangen. Ein Hauch von Ruhe und Frieden liegt über den stillen, meist so fein geschliffenen Versen; und die Sehnsucht ist der immer und immer wieder anklingende Grundton seiner Lyrik. Ein stilles Heimweh, das zu blauen Himmeln, zu Sternen und Wolken aufschaut.

Heimatlose Wanderwolken
Nennst du, die da droben ziehn?
Die — so dünkt's dich — planlos, ziellos
In verlorne Fernen fliehn!...

Heimatlos ist nichts hienieden.
Alles treibt ein Heimweh groß.
Auch die Wolken finden Frieden
In dem weiten Meeresschoß.

Aber es ist nicht das Heimweh einer kranken Seele, die sich von der Erde wegsehnt, weil sie ein Jammertal sei. Nein, stark soll die Seele sein und des Lebens hier nicht vergessen; doch immer auch soll sie wissen und eingedenk sein, daß sie auf der Wanderung ist. Aufschauen soll sie und suchen nach der Heimat, die hinter Sternen weit liegt und ablösen wird diese flüchtige Heimat hier. Ein frommer Gottsucher ist Knodt, kein Dogmenglaube und Formelfrömmigkeit, er glaubt den Gott der Liebe, in ihm ist seine Ruhe und seiner Sehnsucht Ende: „alles erlöst und alle die e i n e Liebe Gottes." In allem, was er singt, klingt leiser oder heller ein Ton der Sehnsucht mit.

„Die Fackel in der Hand,
So weist die Sehnsucht weit ins Land,
Wo tausend Wege münden.

Ach, einen möchte ich wohl gehn:
„Nach Hause!“ müßte drüber stehn.
... O Herz, nun geh ihn finden!“

Vom Alltag weg, von der Hast und dem Staub der Straßen ruft er uns weg, hinein in seinen Wald, wo seine „fontus Melusinae“ strömen, und sagt uns wundersame Worte von Weib und Ehe, von Glauben, von Liebe und Gott und Sehnsucht, von seinem Wald und seinem Weben und Raunen spricht er. Und die Quellen singen und springen; und er zwingt dich in seinen Bann und weckt deine Sehnsucht, und du wanderst mit ihm durch seinen Wald und durch seine Verse, wie durch ein frühlingsstilles Tal, an dessen Ende Gott stehen muß, dich zu empfangen. Der Wald ist der Ausgangspunkt seiner Lyrik. Hier geht er seine stillen Wege und läßt seine Lieder werden und ihre duftigen Schwingen heben.

„Das große Schweigen hier in meinem Wald,
Das weckte mir die vielen kleinen Lieder,
Auf grünem Fittich schwebte die Gestalt
Der Poesie durch Tag und Traum hernieder.“

Er kommt nicht herein in unsre Städte. Wir müssen zu ihm kommen, hinaus in die stille Natur. Hier feiern Schönheit und Weisheit ihre Feste. Die Alltagskleider müssen wir abtun und stille Stunden haben, wollen wir in seinen Büchern lesen und seine Worte aufnehmen. Seine Bücher sind Gebetsbücher für unsere Zeit, und als solche wollen sie gelesen sein. Da sind die „Fontes Melusinae“ ein wundersames lyrisches Prosabuch, die Welt eines Träumers und Gottsuchers und -künders. In das Rauschen der Bäume klingen bald lachend und fröhlich, bald traurig und sehnsüchtig die Quellen hinein. „Die melusinischen Quellen erzählen, was das Ohr der meisten Menschenkinder nicht hört und ihr Auge nicht sieht, — was so unsichtbar und unsagbar ist, wie die ungesehene und unsagbare Ewigkeit, dahin sie wandern. Die Geheimnisse der Erde und des Himmels kennen und nennen sie, denn sie umfließen und umschließen das weite Weltall... Sie sind der Seele Sehnsucht, die das „Woher“ ergründet und das „Wohin“ verkündet.“ — Und so sind alle seine Bücher sinnend und nachdenklich, eine Fülle von Schönheit und Ruhe und Wahrheit, Edelsteine, die auf dem großen Markt verschwinden, aber in der Stille glühen und leuchten und unsere Herzen zwingen.

H. Stoll:

Heimkehr.

So seh ich endlich dich nun wieder,
Geliebte Heimat — Vaterhaus
Aus dem mit Hoffnung reich beladen
Ich einst zog in die Ferne aus.

Du liegst noch so im tiefen Frieden,
Von schwarzen Wäldern rings umsäumt
Wie ich dort draußen in der Fremde
Im stillen oft von dir geträumt . . .

Auch sind die Gassen so geblieben
Wie ich als Kind drin hab gespielt
In ihren engen Ecken, Winkeln
Mich sorglos, heimisch froh gefühlt . . .

Nun kehr ich wieder wandermüde
Das Herz vom Leben müd und schwer —
Ach, daß ich einmal nur in jenen Mauern
Ein sorglos, heitres Kind noch wär.

Im Mondenschein.

Es liegen im Mondenschimmer
So silbern Berg und Land
Der Fluß glänzt hell im Tale
Wie ein funkelnder Demant.

Dort hinter jenen Bergen,
Dort wohnt die Liebste mein,
Dort lehnt sie wohl stumm am Fenster
Beim blassen Mondenschein.

Die Nachtigallen schlagen,
Ein Sehnen hier und dort
Ein Suchen und Verstehen,
Ein heiß geflüstert Wort.

Und weiter am blassen Himmel
Der Mond durch die Wolken zieht —
Und lächelt erhaben hernieder —
Das ewig, alte Lied.

Margarete Faust:

Ich liebe dich.

Skizze.

So oft Lisa nach stundenlangem Grübeln sich erregt aus dem Schaukelstuhle erhob, in dem sie müde und in sich zusammengesunken geruht hatte, war sie an dem Punkte angelangt, über den ihre Gedanken nicht hinweg konnten. Sie trat hastig ans Fenster und bohrte die Augen in die Dämmerung des Septemberabends, bis sie schmerzten und sich langsam mit Tränen füllten. Dann senkte sie rasch die dunkelbewimperten Lider, denn nimmer hätte sie geduldet, daß eine Träne den Weg über ihre bleichen Wangen gesucht. Sie raffte sich gewaltsam zusammen, als wolle sie den Schmerz abschütteln, der wie ein schweres Gewand auf ihr lastete und sie zu Boden zu ziehen drohte. „Ich liebe Dich", stieß sie dabei mühsam zwischen den Zähnen hervor und erschrak über den Klang ihrer eigenen Stimme, die so unvermittelt und heiser die Stille der Dämmerstunde unterbrach. Mit traurigem Kopfschütteln, wie über etwas Unmögliches, schlich sie auf ihren Platz zurück und begann von neuem zu grübeln.....

Seit einem halben Jahre verkehrte sie nun mit Felix, der doch anfangs so wenig dem Ideale geglichen, das sie sich von dem Manne, den sie liebhaben würde, gemacht. Sie hatte sich diesen Mann als einen ernsten, stillen Gelehrten gedacht und ein fast väterliches Verhältnis zwischen ihm und ihr ausgemalt. In seinem Bücherschranke und an seinem Schreibtische würde sie mit Verständnis zu ordnen wissen, dafür würde er sie in die Geheimnisse seines Wissens einweihen und ihre Seele anfüllen mit allem Schönen und Hohen, was den Menschengeist beschäftigen kann. Das war ihr Ideal. —

Da kam Felix! Nie im Leben würde sie den Moment vergessen, da sie ihn zum ersten Male sah. Er war der ritterlichste Kavalier, der schneidigste Sportsmann und — der gefürchtetste Herzensbrecher der ganzen Stadt. Sie fand ihn brutal, versuchte ihn gänzlich zu übersehen, und klammerte sich an das Ideal ihres tiefsinnigen Gelehrten. Doch ihn zu übersehen, der seine stolze Erscheinung ihr bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit in den Weg stellte, wäre ein Kunststück gewesen. Wenn sie miteinander sprachen, war es nur in höhnischem Tone, und sie übertraf ihn dann meist an grausamer Satyre. Einmal äußerte er sich allgemeinhin, daß er nie zu einem Mädchen zuerst sagen würde: „Ich liebe Dich". Da vergaß sie sich in der Empörung und entgegnete mit spöttischem Lachen: „Und wenn ich Sie auch bis zum Wahnsinn lieb hätte, so wollte ich mir doch eher die Zunge herausreißen lassen, als es Ihnen gestehen!" Da nahm er ihre Hand, küßte sie und sagte mit feinem Lächeln: „Ich liebe Dich". Sie riß sich los und wandte ihm, während die brennende Schamröte ihr ins Gesicht stieg, mit der Miene einer beleidigten Königin den Rücken. An diesem Abend sprachen sie kein Wort mehr zusammen.

Je häufiger sie aber in Zukunft mit ihm zusammenkam, desto mehr verblaßte ihr gelehrtes Ideal und bald war er, den sie schon lange nicht mehr brutal fand, der Mittelpunkt ihres Interesses geworden. Und fast schien es, daß Felix auch Eigenschaften besaß, die sie ihm nie zugetraut hätte: Gemütstiefe und Herzensgüte. Sie machte förmlich Jagd darauf, ideale Seiten an ihm zu entdecken, und er ließ sich das mit so glückstrahlendem Lächeln gefallen, dankte mit so kindlicher Freude für jedes Lob und war so aufrichtig betrübt, wenn sie ihn, ob seines tollen Lebens ausschalt, daß es ihr immer mehr Vergnügen bereitete, sich, wie sie sagte, seine Seele zu verdienen. — Aber nachdem er sie das erste Mal geküßt hatte, war sie enttäuscht und mutlos geworden. Das alte Ideal war noch nicht ganz verschwunden, in ihren Mädchenträumen lebte noch zu lebendig die Vorstellung davon, daß der Mann, dem sie ihre Lippen zum Kusse bot, auch sagen würde: ich liebe Dich. Das hatte Felix nicht getan. Feierlich, beinah ein wenig geschäftlich, hatte er ihren Kopf hochgenommen und seine begehrenden Lippen, „die stets bereit zum Kusse und zur Lüge," wie sie sich bitter im Stillen gesagt, auf die ihren gelegt. Auch wenn ihre mädchenhafte Scheu ihr nicht verboten hätte, seine Liebkosung zu erwidern, war sie doch durch sein Schweigen so tief beschämt und ernüchtert, daß sie, wenn sie ihren Gefühlen gefolgt wäre, sich in den Staub vor ihn hingewälzt und um ein liebes Wort gebettelt hätte. So flüsterte sie nur ein gebrochenes „Gute Nacht" und stürmte nach Hause. Seit diesem Tage suchte sie seine Seele nicht mehr. Dafür lernte sie seine Wünsche zu erraten, seinem Geschmacke Rechnung zu tragen und seine Küsse wortlos hinzunehmen und ebenso zu erwidern. Sie liebte ihn mit einer herben, qualvollen Leidenschaft, und das Verlangen, sich ihm hinzugeben, schrankenlos, in freier, heiliger Liebe zehrte an ihr. Jener rätselhaften Wahlverwandtschaft entspringend, die trotz der großen Ver-

schiedenheit ihrer Veranlagung zweifellos zwischen ihnen vorhanden war, hatte ihr Verkehr von selbst vertraute Formen angenommen. Aber wie konnte, wie durfte sie sich ihm hingeben, ohne daß er sich ihr in heiliger Liebe näherte, ohne daß er sie vor Schuld und Gram und Reue bewahrte durch das Bekenntnis: Ich liebe Dich!?

.... Hier war Lisa wieder an dem Punkte angelangt, über den ihre Gedanken nicht hinweg konnten. Sie stand erregt auf, trat ans Fenster und bohrte die Blicke in das Dunkel des Septemberabends, bis sie schmerzten und sich langsam mit Tränen füllten.....

Hermann Schilling:

Zwei Gedichte.

I.

Mir ist, wir wären wahlverwandt
Gescheitert an öden Riffen,
Und als wir erklommen das feste Land,
Da habest du lächelnd mit weißer Hand
Nach meiner Hand gegriffen.

Ein Feuerstrom durchflammte mich
Mit heißen, zuckenden Wogen;
Ich sah die Welt und doch nur dich,
Denn alles andre schwand und wich,
Als wär's in nichts verflogen.

Leis knisternd lag der Sonne Glühn
In deinen dunklen Locken,
Und aus der Höhe goldnem Sprühn
Und aus der Tiefe Dämmergrün
Erklangs wie Festesglocken. —

Und rissen Sturm und Flutgetos
Voll höllischer Gewalten
Zurück mich in der Vernichtung Schoß —
Ich lasse deine Hand nicht los,
Ich will sie ewig halten!

Dann müßtest du mit hinab ins Meer
Und müßtest sein mein eigen!
Und ich gäbe dich nun und nimmer her,
Und müßtest vergessen der Wiederkehr
In Purpurnacht und Schweigen . . .

II.

Noch steht auf meinem Scheitel
Das dichte braune Haar;
Noch schauen meine Augen
Ins Leben fest und klar;

Noch lösen meine Ohren
Der Stundenglocke Schlag,
Noch duften mir Violen
Und Rosen Nacht und Tag;

Noch spannt sich mir die Sehne
In ungebrochner Kraft,
Noch pochen meine Pulse
Voll starker Leidenschaft. —

Und dennoch spürt die Seele
Schon jenen leisen Duft,
Der hinter Gut und Böse
Uns grüßt als Höhenluft:

Ich will mein Haus bestellen,
Daß wenn der Ewge winkt,
Ihm alles wohlgeordnet
Und rein entgegenblinkt.

Will mich zur Reise rüstend
Antun ein Feierkleid —
Was ist im Weltenraume
Ein Mensch mit seinem Leid?

Margarita von Dillenburger:

Umsonst.

Heute war es nun zum Bruch gekommen, — obgleich sie es seit einiger Zeit hatte kommen sehen, so traf sie die Tatsache wie ein Keulenschlag. Eins stand fest, — sie wollte ihn nie wiedersehen. — —

Wie hatte sie ihn geliebt!... Hatte?... Ja, hatte...

Sie wußte, daß seit heute, seit dem jenes grausame Wort gefallen war, ihre Liebe tot war, — daß er sie selbst in ihr getötet hatte.

Sagte man aber nicht, Liebe sei kein vergänglich Ding! — — denn sonst sei es nicht die wahre gewesen — —. Hatte sie ihn denn wirklich nicht so geliebt, wie...

Gequält erhob sie sich von dem Sofa, wo sie schon seit Stunden über dies alles nachgedacht hatte, versucht hatte, sich ein klares Bild zu machen, umsonst, ihr Gehirn arbeitete nicht...

Sie ging an das Fenster und starrte mit heißen, trocknen Augen in den Regen... Grau... grau...

Ekel vor der ganzen Komödie ihres Leben stieg in ihr auf. Wie tief mußte sie schon gefallen sein, daß ihr Stolz ihr nicht half. Sie fühlte nur, — — ich leide namenlos, und ich gehe daran zu Grunde. — —

Liebte sie ihn vielleicht doch noch?! — — — oder war es wirklich alles aus?

Wie konnte alles nur so kommen??? — —

Viele Männer waren in ihr Leben getreten, hatten sich ihr in Liebe genähert. — Wie viele, sie wußte es kaum. — Sie war ja jung und schön! — Aber alle hatten sie kühl und gleichgültig gelassen. Sie hatte gehofft, endlich einmal einen Mann zu finden, der nicht so klein und schwach wäre, der nicht nach ihrem Gelde fragen würde, der mehr wäre, als die ganze Herde.

Da war er gekommen! — — Sie wagte kaum an ihn zu glauben, fast scheu prüfte sie ihn, und siehe, — er hielt stand, — — und dafür liebte sie ihn. Sie bot ihm den ganzen Reichtum ihrer reinen Frauenseele; er nahm — nahm — und gab! Da sie das fühlte, fielen alle Schranken, sie gab sich ihm hin voll und ganz. — —

Alles ließ sie in Stich, Familie, Verwandte und Freunde, — ja sogar ihre Kunst opferte sie ihm, und nun — — umsonst, alles umsonst — — Heiß kroch die Scham an ihren Gliedern empor. Jetzt erst konnte sie Scham fühlen, damals sprach nur das große Gefühl, die heiße Liebe, das Glück einen Menschen gefunden zu haben, der sie verstand — verstand!!??

Sie lachte kurz und bitter auf.

Verstanden hatte er sie nie, nur zu nehmen hatte er sie gewußt, mit grausamer Schlauheit herausgefühlt, daß sie keine Dutzendware war, sondern ein kleines Werk für sich, — ja, aber — Ware war sie ihm doch gewesen.

Wie im Ekel zogen sich ihre Schultern empor, und ihre Hand krampfte sich fest um das Fensterkreuz.

Graue, schwarze Schatten lagerten um die alten Bäume und feuchtkalte Abendluft zog durch jede Ritze und stieg ihr am Körper empor, daß sie erschauerte. Und doch fühlte sie nichts, — nur eine Leere, eine grauenhafte Leere in ihrem Innern.

Ein Gedanke fraß sich in ihr Gehirn, — wie ist es möglich, daß ein so großes Gefühl stirbt, warum mußte es in den Schmutz gezogen werden, warum, warum, warum...

Wie es gekommen war, wann es begonnen hatte, sie konnte es selbst nicht sagen. Hin und wieder zuckte der Gedanke des Zweifels in ihr auf — „er liebt dich nicht, nicht so, wie er vorgibt, — es ist Komödie, und er spielt sie so gut, daß du sie nur manchmal durchschaust." Dann schämte sie sich, daß sie so schlecht von ihm hatte denken können, und — nein, nein, schrie es in ihr, nur das nicht, nur keine solche Enttäuschung, das könnte ich nicht ertragen. Sie bat ihm im Stillen alles ab, und wie um ein Unrecht wieder gut zu machen, bot sie alles, was sie hatte, mit beiden Händen streckte sie ihm ihre Geistes- und Seelengaben entgegen. Oft nahm er dankend, bewundernd, oft griff er plump daneben und — weit öfter sah und fühlte er nichts. — Dann wand sie sich in tiefer Qual, — „Herr hilf" schrie ihre Seele in banger Pein. Und sie prüfte, wo der Fehler wäre, suchte und suchte, ward nervös von dem Suchen; ja es wurde Manie bei ihr. Nächte lang lag sie wach und grübelte, — stand geschlagen an Körper und Seele auf — und hatte nichts gefunden. Und er? — Er merkte nichts.

Strahlend begegnete er ihr, freute sich an ihrer Klugheit, bewunderte ihre Schönheit, — von ihrer gemarterten Seele empfand er nichts.

Hin und wieder lüftete er die Maske, die ihm wohl manchmal recht lästig war, — sie hatte ihm ja gegeben, was er gewollt. — Er hatte sie lieb, gewiß sehr lieb, er konnte sich nur nicht so ausdrücken; und dann war sie manchmal so ernst, so traurig, so unbequem offen und wahr, — alles ganz schön und gut, aber doch auf die Dauer recht lästig. Er war jung und.... man lebt doch nur einmal... !!!...

So fing die Entfremdung an, unbewußt ihm, fühlbar fast greifbar ihr. Wenn sie auch alles tat, um sich zu täuschen, so merkte sie doch, daß sie immer weiter auseinander trieben. Wohl klammerte sie sich noch immer an ihre Liebe — aber heute waren die Würfel gefallen. Das grausame Wort, das er ihr in seiner Wut entgegengeschrien hatte, trennte sie. Sie würde es nie vergessen können, nie, niemals, — es würde sie verfolgen, es würde sich ihr in glühenden Buchstaben vor die Augen drängen. — —

Ganz wirr war ihr im Kopfe, die ganze Szene war so schnell gekommen, daß sie kaum zur Be-

sinnung gekommen war, zuletzt hatte sie nur den einen Gedanken gehabt, — weg, fort von ihm, du beschmutzt dich, wenn du noch länger bei ihm weilst, so war sie hinausgerannt....

Am Morgen war sie voll Liebe zu ihm geeilt, sie hatte ihn mehrere Tage nicht gesehen und war frohen Mutes bei ihm eingetreten.

Er saß am Schreibtisch, versunken in dem Anblick einer Photographie. Er hatte sie erst bemerkt, als sie ganz dicht hinter ihm gestanden hatte. Sofort hatte er das Bild untergeschoben und einen Briefbogen mit den Händen bedeckt. Aber doch nicht schnell genug, als daß sie nicht ihren eigenen Namen auf dem Blatt Papier gelesen hätte, und in dem Bilde sein früheres Modell wiedererkannt hätte, das Mädchen von dem er behauptete, sie wäre ihm nichts gewesen, als ein Modell, das er benutzt hätte, um sich einen Weg zu bahnen in der Künstlerwelt.

Sie hatte ihn garnicht um eine Erklärung gefragt, er aber hatte verlegen und hastig eine Lüge nach der andern vorgesprudelt, und als sie Einspruch erhob, ihn bat zu schweigen, sie wolle ja nichts wissen, da hatte er in seiner Wut, sich durchschaut zu sehen, die Maske fallen lassen.

Häßlich, grauenerregend hatte sie seine egoistische Natur da angesehen, sodaß sie entsetzt vor ihm zurückgewichen war.

Er schrie ihr Sachen entgegen, die sie nicht begriff. —

Plötzlich hatte er gehustet, scharf, kurz, und als er hastig das Tuch zum Munde geführt hatte, hatte sie gesehen, daß es sich mit Blut rot gefärbt hatte.

Sofort war bei ihr alles vergessen, in namenloser Angst war sie auf ihn zugeeilt. Er hatte sie von sich gestoßen, und hatte ihr in heiserer Stimme ins Gesicht geschrien: „Feige bist du, feige, feige! Du bist nun so kühl, weil du fürchtest, ich könnte dich anstecken. Ich habe immer gemerkt, daß du zurückwichest, wenn ich hustete, weil du erbärmlich bist“... Wieder hustete er — „Aber — es — steckt — nicht — an!! — — darum beruhige dich nur...“

Er hatte noch viel geredet, — daß er gelogen hätte, daß sein altes Modell wieder mit ihm lebe, daß die sich nie vor seiner Krankheit gefürchtet, daß die ihn nie mit ihren hochtrabenen Worten langweile. — Jawohl, die wäre ein gefallenes Mädchen, aber die wollte auch nichts vorstellen, während sie . . .

... Dann erinnerte sie sich noch, ihn zu ihren Füßen gesehen zu haben, sie um Verzeihung anflehend ... Sie empfand nur eine betäubende Kälte in sich. — — Feige!! Feige!! — — Sie feige! — —

Wie sie fortgekommen war, warum ihr die Kleider schwer am Körper hingen, sie wußte nichts...

Sie stand am Fenster und zitterte, sei es vor Erregung, sei es vor Kälte. Schauer jagten durch ihren Körper, und der stechende Schmerz in der Brust wurde von Minute zu Minute schlimmer.

Wie unendlich viele Nächte hatte sie an seinem Bette gewacht, wenn sein altes Leiden ihn gepackt hatte, ihm den Schweiß von der Stirn gewischt, ihn gestützt, wenn der Husten ihm die Brust zu zersprengen drohte; keine Sekunde war sie von seinem Lager gewichen, wochenlang war kaum Schlaf in ihr Auge gekommen. Ihr ganzes Leben hatte sie ihm geweiht — umsonst — umsonst!!! Gellend lachte sie auf, — grausig klang es — kaum mehr einem menschlichen Tone ähnlich — —

„Es steckt nicht an!“ — —

Das saß. — Sie war getroffen bis ins innerste Mark. —

Plötzlich tat sich die Tür auf, das Mädchen brachte die Lampe.

Die unerwartete Erscheinung, das helle Licht brachten Leben in die Gestalt am Fenster. Sie tat einen Schritt vorwärts, setzte an zu sprechen, konnte keinen Ton hervorbringen. — — Ein Schwanken — — und ehe das Mädchen zur Stelle eilen konnte, um sie zu stützen, suchten ihre Hände umsonst einen Halt. — — Sie fiel mit einem gurgelnden Laut zu Boden. —

Der herbeigerufene Arzt erklärte es für Schwindsucht. —

Und da es in ihrer Familie keinen Fall gegeben hatte, und auch ihre ganze Konstitution nicht darauf hinwies, so meinte er, müsse es durch Ansteckung erfolgt sein, und durch große seelische Erregung sich Bahn gebrochen haben.

Sie starb daran und ihre letzten Worte waren: „Es steckt nicht an!“

Ewald Lotzing:

Sturm.

Wie der Wind brauſt durch die Gaſſen der Stadt!?
Wie er rauh umarmt die Dächer und Türme!?
Nur gebrochen noch redet das Leben und matt,
Faſt ſchweigt die Stadt im Toben der Stürme.

Wie die Uhr ſchlägt im klagenden Ton!?
Nur zerriſſnen Schall ſchickt die eherne Glocke.
Es erklingt ihr Ruf, wie Weinen und Hohn,
Es erklingt, als ob eine Stimme ſtocke.

Und ein Menſchenherz bebt in des Schickſals Gebraus;
Und es ſpricht ein Menſch nur gebrochenes Lallen;
Es erzittert ein Ton und ſchwankt hinaus:
Wie ein Höhnen und Weinen ſcheints zu verhallen.

Heimat.

Ein leuchtendes Sonnengold liegt auf der ſtillen Au;
Es ruht auf mir deiner Augen ſchimmernde Pracht;
O blicke mich lange noch an, erhaben edle Frau;
O ſchenke mir Tag und ſcheuche die drückende Nacht.

Ozonhauch des Waldes ſchmeichelt ſich in den Sinn;
Ich lege an mich dein ſeidnes duftendes Haar;
O bleibe du mir! denn ſiehe wie froh ich bin;
Ich blicke dich an und ſehe dein Weſen ſo klar.

Es ragt empor ein Haus mit ſchlankem Gebäu;
Ich lege die Hände um deinen zitternden Leib.
O, höre mich an und mache mich wieder wie neu,
Denn meine Heimat biſt du, erhabenes Weib.

Herbſttag.

Ein halbes Lächeln ſchenkt die Sonne noch
Den blätterſchweren, ſommermüden Landen;
Ein rotes Glühen hellt den kühlen Tag
Und deckt die Heide, wo die Blätter ſchwanden.

Ein heller Schimmer legt ſich um der Bäume Braun,
Und Blätter fallen ſtill, gemeſſen, —
Noch leuchtet Glut und ſchon verblaßt der Traum,
Noch hoffen wir, ſchon wollen wir vergeſſen.

Da gehſt du hin, in Haltung ernſt und ſtolz;
Wie ſanfte Wehmut liegt's in deinen Blicken;
Ein halbes Lächeln ſchmückt dein Antlitz noch
Und letzte Hoffnung ſcheint dich heimlich zu beglücken.

Mathilde Claſen-Schmid:

Kleinen Verlegers Klagelied.

Nachts laſſen manch' böſe Geiſter
Mich armen Verleger nicht ruh'n —
Am Tage hat man mit Kleiſter,
Mit Packen und Schnüren zu tun.

Dann zählt man die Abonnenten
Von dem ſo teuern Journal
Und wieder die Remittenten,
Die Sorge nur bringen und Qual.

Ach, immer nur zu ſpedieren
Die Bücher à condition,
Dabei iſt viel zu verlieren,
Und Kommis verlangen auch Lohn! —

Durch Redakteur — Redaktrice
Wird ferner das Leben erſchwert
Und daß recht viel uns verdrieße
Alles mehr Honorar noch begehrt.

Die ſäumigen Sortimenter
Empfehlen die Werke auch nicht —
Ach, ginge nur der Kalender! —
Denn: „Geld zu verdienen iſt Pflicht.

So tönen weiter die Klagen
Wie nie ein Autor es vermag,
Drum laß zur Warnung dir ſagen:
„Menſch, halt dich fern ſolchem Verlag!"

B. Lüdemann:

Die Freude.

Die Freude flieht, die Freude stirbt,
So ist es also wahr?
Sie kommt nicht mehr ins stille Herz,
Das wird uns langsam klar.

Die Freude flieht, die Freude geht,
Sie winkt noch mit der Hand,
Sie kehrt auf Augenblicke ein,
Doch hält sie nicht mehr Stand.

Und kommt sie einmal leis' daher,
Und kehret flüchtig ein,
Das Leben zog die Furchen schwer,
Der Schmerz legt sich hinein.

Man lacht nicht mehr, man lächelt nur
Es scheinet fast verklärt,
Doch wird's vielleicht noch schöner sein,
Was wahre Freude lehrt.

Es hat ein letztes Lichtlein sie
Im Gehn mir zugestellt,
Das leuchtet nun als stiller Schein,
In meine innere Welt.

❀

Elisabeth Kolbe:

Der Maler.

Er thront hoch oben auf der Landungsbrücke,
Verwegen, aber sichtlich furchtentwöhnt,
Auf dem Geländer, das sie schwindelnd krönt,
Und weithin schweifen seine Adlerblicke.

Dort auf der blauen Flut das braune Segel
Steht malerisch gegen den Himmel da.
Die Winde schlafen in der großen Raa,
Und stiller ebbt die Flut, als in der Regel.

Des Malers Augen gehen scharf herüber,
Und die gebräunte Hand führt leicht den Stift.
Schnell es gehalten, eh es weiterschifft,
Und eh das farbenprächtge Bild vorüber!

Nun noch die letzten kleinen Änderungen ...
Und das charaktervolle Antlitz blickt
Befriedigt auf das Bild, das ihm geglückt. —
Glücklicher Künstler, dem sein Werk gelungen!

❀

Ostermorgen.

Vorfrühlingsgeheimnis umzaubert den Garten,
Leis knospen die Haine, grün schimmert das Feld;
Still wandelt nach winterlich bangem Erwarten
Das Wunder des Lebens hin über die Welt.

Die Sterne erbleichen; ein heimliches Rauschen
Von himmlischen Schwingen in rosiger Luft.
Dies Leben mit ewiger Wonne zu tauschen,
Entsteigt der Gesegnete Gottes der Gruft.

Die heiligen Engel, sie mußten ihm dienen,
Die goldene Sonne geht strahlend ihm auf.
Die Erde erwacht, — denn ihr Heil ist erschienen,
Und sel'ger beflügeln die Stunden den Lauf.

Schon naht er, der Frühling, der holde Verschwender,
Mit Blüten und wehender Glocken Geläut.
So laßt uns ablegen die Trauergewänder
Und jauchzt dem Erstandenen, — Ostern ist heut!

❀

Noch leben wir.

Wir scheiden alle einst aus dieser Welt,
Von unsern Freuden, unserm heißen Streben,
Auch von den Leiden, die uns Gott gegeben, —
Wir müssen scheiden, wann es Gott gefällt.

Noch leben wir, noch grüßen wir das Licht,
Noch wandeln wir am Tage. Laßt uns danken
Und unermüdlich laufen in den Schranken,
Und laßt uns wirken, bis das Auge bricht!

❀

Alfred Cardi:

Maienbraut.

Am Park steht eine Hütte klein
Dort wohnt des Gärtners Mägdelein.
Der Herrensohn ist blond und schön,
Jung Mägdlein herrlich anzusehn.

Im Dickicht ragt ein alter Baum,
Rundum der Rasen, weich wie Flaum;
Der Ringeltäubrich girrt und girrt,
Manch Käfer durch die Zweige schwirrt.

Weit ab vom Schlosse liegt der Ort,
Ganz nah am stillen Häusel dort.
's ist Mai. Beim Nachtigallenton
Schleicht sich hierher der Herrensohn.

Da steht er stumm am Stamm gebückt,
Den Hund als Wächter vorgeschickt.
Und dunkler wird's. Kein Mondenschein,
Nur Licht im Giebelfensterlein.

Nun plötzlich springt der Tello für
Bis an die kleine Gartentür
Und bringt dem Herren wohlvertraut
Herangeführt die Maienbraut.

Sie ist ja ein so junges Blut
Und ist dem Jüngling, ach, so gut —
Und süßer Nachtigallenlaut
Umjubelt ihn und schön Gertraud.

— — — — — — — — — — — —

Das war ein selger Maientraum
Dort unterm alten, stillen Baum.
Doch bei dem frühen Morgenrot,
Da lag manch Blümlein welk und tot.

Männertränen.

Wenn ein Mann mit Tränen kämpfet
Zittert! schweigt mit Hohn und Spotte.
Steht wie wenn Gewitter dämpfet
Ehrfurchtsvoll vor einem Gotte.

So der Regen niederprasselt,
Folgt er nach dem Donnerschlage.
Wenn's durch Männerbrust gerasselt,
Tritt ihr Schmerz wohl auch zu Tage.

Mein „Motto".

Ich bin des Bauern schlichter Sohn
Und pflücke manche stille Blüte
Wie sie so oft am Wege steht.

Ich fordre nicht des Beifalls Lohn,
Kritik ist oft von falscher Güte;
Wenn sie nur nicht vorübergeht.

Margarete Altgelt:

Das Vaterhaus.

Ob prächtig scheint mit Turm und Bogen
Das Vaterhaus ins weite Land;
Ob es vom Laubgrün hold umzogen
Sich lehnet an des Waldes Rand;
Ob in der Straßen langer Reihe,
Ob einsam in den Fluren draus:
Ihm mangelt nicht die rechte Weihe: —
Es bleibt stets das liebste Haus.

Denn holde Bilder drinnen prangen
Aus unsrer lieben Jugendzeit:
Das Mutterherz, voll Lust und Bangen,
Das Vateraug' voll Zärtlichkeit,
Das Schwesterlein in seiner Wiege
Mit seinem Köpfchen rund und kraus,
Der Brüder laute, lust'ge Kriege! —
Dies alles zeigt das Vaterhaus.

O Vaterhaus voll Glück und Frieden
Sei uns gegrüßt viel tausendfach!
Ob längst wir sind davon geschieden,
Ob noch uns birgt das liebe Dach! —
Nimm unsern Dank für allen Segen,
Der je von dir uns strömte aus;
Wir danken dein auf allen Wegen,
Geliebtes, teures Vaterhaus!

Hugo Tluſtek:

Der Steuermann.

Es raſet der Sturm —
Wild türmen ſich Wogen. —
Durch ſchäumende Giſcht
Das Schiff kommt geflogen.

In Segel und Maſt
Ein Pfeifen und Stöhnen —
An Schiffswand und Bord
Wühlt Donner und Dröhnen.

Verzweiflung erfaßt
Zu ohnmächt'gem Ringen —
Die Brandung ſchon heult
Das Schiff zu verſchlingen. —

Der Steuermann da
Faßt feſter das Steuer.
Es glüht ihm im Aug'
Ein unheimlich Feuer.

Nicht will er noch jetzt
Der Lieben gedenken —
Nicht irres Gebet
Zum Himmel jetzt lenken. —

Das Steuer jetzt gilt's
Herum noch zu ziehen —
Es muß dann das Schiff
Der Brandung entfliehen. —

Ein Ruck — hoch das Schiff
Sich bäumt vor der Welle —
Dann ſchießt es hinab
In raſender Schnelle.

Das Steuer zerbrach —
Ein Fluchen und Stöhnen —
Ein ſchütternder Schrei —
Dann Berſten und Dröhnen. —

Die Fauſt dräut empor
Der Mann dort am Steuer.
Es loht ihm im Aug'
Trotz-düſteres Feuer. — —

In ſchäumender Flut
Durch Splittern und Krachen
Wild-rauh noch ertönt
Des Steuermanns Lachen. — —

Prof. Dr. Paul Schönemann:

Abſchiedsworte des Vercingetorix an ſeine Truppen in Aleſia.

(Nach Julius Caeſar, Bellum Gatticum VII, 89.)

Mit ſchwerem Herzen rief ich, Kampfgenoſſen,
Zu einem Wort des Abſchieds Euch heran;
Umſonſt iſt vieler Tapfern Blut gefloſſen
Und niemand uns die Rettung bringen kann.
Es iſt beſtimmt, daß noch Aleſias Mauern
Des Vaterlandes Freiheit überdauern.
Ich hatte einſt von meines Thrones Stufen
Zu dem Befreiungskampf Euch aufgerufen.
So tatenfreudig ſchlug und ſiegsbewußt
In vollem Königsſtolze meine Bruſt.
Als alle eure kriegsbereiten Scharen
Um mich als Oberhaupt verſammelt waren.
Schon wichen unſrer Macht an vielen Orten
Noch nie beſiegte römiſche Kohorten,
Und bei Gergovia war mirs als ſtände
Dort Cäſars Glück in ſeiner Sonnenwende
Doch haben wir vergebens alle Kraft
Zum letzten Schlag zuſammen noch gerafft
Um jenen dichtgeſchloſſnen Ring zu ſprengen,
Den Römerkunſt um unſre Stadt geſpannt,
Des Feindes Legionen zu verdrängen
Und ſo zu retten noch das Vaterland.
Ja, leider anders, als der Menſch gedacht,
Lenkt ſeinen Weg der Unſichtbaren Macht.
Ich will nur jeden Lebensaugenblick
Verbunden ſein mit eines Volks Geſchick,
Und was ich auch als überwundner Mann
Für euch ſchaffen, euch noch wirken kann,
Das will ich tun, daß ihr den Führer ehrt
Wenn auch der Sieg das Schickſal ihm verwehrt.

Vernehmt als Freunde ihr nun ohne Klage,
Wie jetzt zu handeln eben ich beſchloß.
Noch an dem heut'gen trauerreichen Tage
Beſteige ich mein treues Schlachtenroß

Und eile durchs Gefilde euretwegen
Den Römern als besiegter Fürst entgegen.
Vor ihrem Feldherrn ich heruntersteige
In meiner königlichen Rüstung Pracht;
Vor Cäsars Haupt das meinige ich neige
Und übergebe mich in seine Macht.
Als tapfrer Mann hab ich mit ihm gerungen,
Er hat mich als der tapferste bezwungen.
Um diesen Preis wird es mir wohl gelingen,
Zu lindern meines Volkes herbes Los.
Die Lippe möge noch ihr Werk vollbringen;
Mein Herz empfing, empfing schon da den schwersten
Als gestern in entscheidungsvoller Schlacht [Stoß,
Vernichtet ward für immer Galliens Macht.
Ja, glücklich muß ich die Gefährten preisen,
Die in dem Streite traf des Feindes Eisen;
Noch liegen sie, mit Trotz im Blicke, fest
Die starren Hände um das Schwert gepreßt.
O, wie beneide sie ich vor uns allen,
Die noch in Siegeshoffnung sind gefallen.
Auch manchen Streich vollführte meine Faust,
Als von des Feindes Speeren rings umsaust
Ich gestern, meines Sieges noch gewiß,
Die meinen fort zum Kampf mit Cäsar riß.
Die liebsten Freunde traf des Römers Schwert,
Des Königs Haupt allein blieb unversehrt;
O, hätte doch, da töricht alles Hoffen,
Es auch ein tödliches Geschoß getroffen.
Ich wünschte für das Vaterland zu sterben,
Auf jenem blutgetränkten Leichenfeld;
Denn hemmen konnte ich nicht das Verderben,
Deß Eisenarm uns fest umklammert hält.
Doch meinem Volk zum Heile soll ich enden
Nicht in der Schlacht, nein, unter Lictors Händen.
Ihr zuckt zusammen, da an diesem Ort
Ich nenne das verhängnisvolle Wort,
Und manches Auge, das ich schaue, spricht
Beredt zu mir: „Ergib dich, König, nicht,
Und hat für dich das Leben keinen Wert,
So falle lieber durch dein eignes Schwert."
Ja, wenn ich dächte nur an mich allein,
So würde dieser Rat der beste sein.
Allein es heischt zu Rom ein alt Gebot
Vom überwundnen Feind des Führers Tod,
Der dem Gefangenen durch des Liktors Beil
Soll werden auf dem Capitol zu Teil.
Und wenn ich selbst das Leben mir verkürze,
Hinein mich in die eigne Waffe stürze,
Muß einer dann von euch die Strafe dulden
Und nicht durch sein, nein, nur durch mein Verschulden.

Weil ich den Pfad zum Sieg nicht konnte finden,
Will keines andern Los an mich ich binden.
Und sollte in der Schlacht ich nicht vergießen
Mein Blut für euch, so mag dahin es fließen
Zum Besten meines Landes dort in Rom.
Und wenn von ihm gefärbt der Tiberstrom,
Die Römer schauen, sollen sie erfahren,
Daß für ihr Vaterland auch die Barbaren
Bereit sind jederzeit ihr Blut und Leben
Mit ungebeugter Seele hinzugeben.
Denn erst mit meines Herzens letztem Pochen
Sieht unsres Volkes Kraft der Feind gebrochen;
Doch wisse er, mit meinem letzten Hauch
Stirbt ruhmreich hin das alte Gallien auch.

So legt denn ab die Speere und die Schilde
Und übergebt euch Cäsar, dessen Milde
Den überwundnen Feind nicht wird vernichten;
Nur auf die Freiheit müßt ihr jetzt verzichten.
Im Flug der Zeiten, welche einst umwehen
Mit ihrem Hauch die Heimat wird erstehen
In ihr ein Volk, bei welchem Siegers Art
Sich mit der überwundnen Sitte paart,
Dem eine große Zukunft in der Welt
Mein Wort auch hierin sichre Aussicht stellt.
Ich aber noch als einer jener Alten,
Die ihre Freiheit für das höchste halten,
Mag meine Städte, meine heim'schen Auen
Nicht mit den Augen des Besiegten schauen.
Ich will mein Los, das mir bestimmt, vollenden,
So wird für euch es sich zum Besten wenden.

Ihr aber, Freunde, als der Götter Schluß
Betrachtet alles, was da kommen muß.
Das Alte, wie es war, wird nun vergehn
Und eine neue Ordnung wird entstehn.
Schon eure Enkel glücklich preisen werden
Als Bürger sich in einem großen Reich,
Dem in der Jahre Rollen hin auf Erden
Kein anderes an Macht und Größe gleich;
Wie schwer auch euch bedrückt die Gegenwart,
Der Kinder eine schönre Zukunft harrt.
Doch wird der Gott des Friedens wieder breiten
Die Arme segnend über euren Herd,
So haltet immerdar für alle Zeiten
Das Angedenken eures Führers wert.

Konnt ich mein Werk auch nicht zustande bringen,
Da mich zum Weichen zwang des Schicksals Macht,

Wird doch mein Name ruhmlos nicht verklingen
Und nicht versinken in Vergessens Nacht.

Wie mit des letzten Königs Todesweihe
Das alte Gallien auf Alesias Grund
Mit Ehren austrat aus der Völkerreihe,
Tut fernster Nachwelt die Geschichte kund.

Und so gefaßt ich auch das Los ertrage,
Das über meinem Erdenlauf verhängt;
Ich gehe fest entgegen jenem Tage,
Wo mich das dunkle Schattenreich umfängt.

Und nun leb wohl, laßt ruhen Schwert und Speer;
Nie wieder schaut euch je mein Auge mehr.

❀

Rudolf Fritzsche:

Gedichte.

I.

Alle sind wir dieser Schmerzensfrage übervoll,
Dieser bittren Frage, was es mit dem Leben soll.
Kennen weder Zeit noch Zweck.
In tiefer Finsternis geht unser Weg.

Welten rollen durch die Räume.
Werden, Leben, Sterben: kurze, bange Träume,
Und der Kräfte, die uns lenken unbewußt
Fühlen wir das Starre nur: Du mußt!

Senken müde dann das Haupt
Und mit wehem Lächeln geben
— Wissend, daß die Stirnen schmerzumlaubt —
Wir die Hände helfend uns im Leben.

II.

Wie ein Feuer brennt in meiner Seele
Nach Gott die Sehnsucht heiß.
Wie ich mich quäle,
Nur meine tiefste Nachteinsamkeit weiß.

Wen ich will fragen;
Was weißt du von Gott?
Der kann die Augen zu Boden nur schlagen,
Oder lächelt mit leisem Spott,
Oder lästert mit lautem Hohn
Und nennt mich einen Toren.
Ich weiß die Antwort ja schon,
Daß ich fürs Leben verloren.

Soll ich das Suchen lassen?
Ich kann es ja nimmer,
Und durch alle Gassen
Der Menschen läuft meine Frage immer,

Bis einer mir wird begegnen,
Der zur Antwort gewillt,
Und dafür will ich ihn heute schon segnen,
Den Tod, der alle Sehnsucht stillt.

III.

Du Königin in meinem Herzen
Du Bronnen meiner heimlich stillen
Schmerzen;
Du süße, holde Friedensspenderin,
Du läuternd Feuer meinem trunknen Sinn;

Du heiter frohes Kinderspiel,
Du höchst gesteigert Tat- und Kraftgefühl,
O Liebe du, du lösest mich von jedem Schein
Und führst mich tief ins heilig Wesen alles
Lebens ein.

IV.

Meine Seele ist ein Garten,
Duftet süß und schwer.
Du sollst ihrer warten,
Und der Garten
Werde nimmer leer.

Goldne Früchte trag dies Land,
Blumen blühen bunt und schön,
Deine weiche Hand
Dulde in dem Land
Nie, daß Dornen stehn.

Unkraut finde keine Heimatstatt,
Gottesgarten sei die Seele mein,
Was ein Garten Schönes hat,
Finde Heimatstatt,
Nur was gut und rein.

Schloß und Schlüssel nimm zu dir,
Liebste, du sollst Gärtner sein.
Unkraut weise von der Tür,
Und ich danke dir
Dadurch, daß ich dein.

V.

Sterne lächeln still vom Himmel,
Mondlicht in den Zweigen.
Frieden will sich tief in
Meine Seele neigen.

Komm, o komm du goldner Frieden,
Meine Seele öffne weit ich dir,
Nimm, ach, nimm Besitz,
Ganz Besitz von mir.

Trunken wandle ich durch mondbelichte
Fluren,
Meine Arme zittern dir entgegen,
Frieden, trauter Frieden,
Komm mit deinem stillen Segen.

Winde rauschen leise durch das Tal,
Küssen meine gluterglühten Wangen.
Meine Seele ist ein süßes,
Süßes Ruhverlangen.

Sterne lächeln still vom Himmel,
Mondlicht über Feldern liegt,
Und der Frieden kommt, o ich fühl's,
Der meine Seel in Wonne wiegt.

VI.

Meiner Sehnsuch lichte Kähne
Glitten wie weiße Schwäne
Weit hinaus
In silberblaues Sternenmeer,
Wünscheschwer
Beladen
Suchten sie nach seligen Gestaden.

Jahre wartet ich und schaute,
Ob sich ihnen baute
Eine Küste auf.
Doch heimwärts von langem Wandern
Kehrte einer nach dem andern,
Derweilen schon
Meine Jugend leise war entflohn.

Nikolaus Schmitt:

Ein Jahr.

Ein Jahr, ein Blatt in deinem Buche
Das zu den andern Blättern weht
Darin dein Werk geschrieben steht,
Dein Bild in künftiger Zeiten Fluge

Du gehst nach Erdenglück wohl auf die Suche,
Derweil im Turm der Pendel geht
Und Tag und Nacht in Eins verweht
Zu einem Jahr in raschem Fluge.

Endlos ist das Meer der Zeiten
Aus einem Felsen nur das Leben quillt
Davon du sollst genießen.

Vom Turm dir nur gezählte Stunden gleiten
Vielleicht kein Jahr mehr kommt zu deinem
Bild
Und dein Buch wird sich auf ewig schließen.

Aloys Pohlmeyer:

Einsam.

In trüben Stunden
Ich dacht an sie
Die tiefen Wunden
Sie heilen mir nie.
Doch ja, es kann nicht anders sein,
Denn ich bin einsam und allein.

Beim Blumenfächeln
Ich hab sie gesehn
Mit kaltem Lächeln
Vorüber mir gehn.
Doch ja, es kann nicht anders sein,
Ich bin ja einsam und allein.

Der Wald, er rauschet
Nach wie zuvor
Mein Herze lauschet
Und's dringt an mein Ohr.
„Du weißt, es kann nicht anders sein,
Denn du bist einsam und allein."

Gar liebliche Träume
Umgaukeln mich,
Und endlose Räume
Durchfliege ich.

Da komm ich zur Stelle,
Wo ich sie sah
Bei murmelnder Welle
Vertraulich nah.

Ein glühender Abend
Mit Blumenduft
So herrlich und labend
Das Liebchen ruft:

„Blick dort in der Ferne,
Geliebter mein,
Hinauf zu dem Sterne,
Will bei dir sein!"

Dann gab sie mir leise
Den letzten Kuß,
Die Abschiedsweise,
Die murmelt der Fluß.

Else Koch:

Wiederum.

Viel Vöglein ziehn noch immer
Im Garten — überm Hag —
Viel Blumen in buntem Schimmer
Bringt jeder Sommertag,
Und weiße Wolken ziehen
Noch immer hin über die Welt,
Und goldene Sterne glühen
Ewig am Himmelszelt.
— Und wenn auch frohe Träume
Dein Herz schon ausgeträumt —
Sieh doch, wie dort die Bäume,
Im Sturm der Wald sich bäumt —
Und wie die goldene Sonne
Sie wiederum umwirbt,
Wie vor dem Glanz, der Wonne,
Dunkel und Sturm stirbt!
So wird auch Dein Herz wieder
Träumen süßwonnigen Traum,
Und singen holdselige Lieder,
Wie's Vöglein im Blütenbaum.

Wir beide.

Ich hab's empfunden, die Liebe an jedem neuen Tag,
Wie all dein Denken und Fühlen zu mir sich flüchten mag.
Von jedem Morgen bis Abend, wenn golden die Sterne ziehn,
Ließ deine Liebe, die heiße, die Wangen mir erglühn.
Von jedem Abend zum Morgen, wenn glutvoll die Sonn' erwacht,
Hab ich im Wachen und Träumen Deiner, mein Lieb gedacht.
Hab allen Blumen, die blühen, Grüße für Dich bestellt,
Gab sie an alle Wolkensegler über der Welt.
Und wenn am Abend silbern der Mond in Dein Stübchen lacht,
Dann nimm ihm ab, Du Liebste, mein innig Gutenacht!

Neue Bücher.

Wie Schäfers Franz ein Forscher wurde. Erzählung von Paul Matzdorf. Verlag von Arnold Strauch, Leipzig. Preis geb. Mk. 1.20.

Der bekannte und verdienstvolle Herausgeber der „Märchen"- und „Sagenkalender" für die Jugend und der „Jugend- und Volksbücher", der einsichtsvolle Pädagoge und warmherzige Freund der Jugend Paul Matzdorf in Cöthen i. d. Mark, gibt in vorliegender Erzählung, die ebenfalls für die Jugend bestimmt ist, vorzugsweise für Knaben von 10—15 Jahren, das frisch und wahr gezeichnete Lebensbild eines jungen Menschenkindes, das sich vom Sohn eines schlichten Schäfers zum Gelehrten emporgearbeitet. Das Buch mit seinen lebendigen Schilderungen aus dem Leben des Waldes, der Tierwelt der Heimat, der Menschen in den einfachen ländlichen Verhältnissen wie auch des wackern großherzigen Edelmannes, dem „Schäfers Franz" zum Teil seinen Aufstieg dankt, wird in den Herzen der jugendlichen Leser Liebe zur Natur, Heimat und Mitmenschen wecken und pflegen helfen. Aber auch das Verlangen nach Spannung, die Freude am Abenteuerlichen in Knabenherzen findet Befriedigung durch die Erzählung der Erlebnisse in der Hermannshöhle im Harz, wie der späteren Reisen und Forschungen des Helden in Südamerikas Urwaldgebiet. Es ist nichts Ungesundes in dem Buch; Rührseliges, Unwahrscheinliches, Aufdringlich-Lehrhaftes durchaus vermieden. Kurz, ein gutes, echtes Jugendbuch, das wohl auch ein Erwachsener mit Nutzen und Vergnügen lesen mag. — F. Gebhardt.

Das große Rätsel. Historischer Roman. Frei nach dem Englischen von Jakob Nover. Verlag von J. Habbel, Regensburg.

Als ich das Buch zu Ende gelesen hatte, da war es Nacht geworden, eine sternenklare Winternacht. Ich selbst stand am Fenster und preßte die glühende Stirne gegen die Scheiben und starrte hinauf in das flimmernde Dunkel über mir — und träumte. In meiner Seele war ein Zittern und Klingen und vor meinen Augen jagten sich fremdartige Bilder ferner Länder und vergangener Zeiten. In dem Dunkel aber formten sich geheimnisvolle Massen zu immer neuen Gebilden und umschwebten in ewigem Zuge die eine Gestalt, die mich unwandelbar mit ihren Sternaugen anschaute: die nie enträtselte Sphinx des Lebens.

Zu Athen lebte um die Mitte des 3. Jahrhunderts Eudämon, ein junger Grieche, Vorsteher einer Epikuräer-Gemeinde, deren raffiniert feingeistige und sinnliche Feste er leitete. Selbst übersättigt und von seinem Leben unbefriedigt, sucht er einen Talisman, ein Lebenselixier gegen das drohende Gespenst der Vergänglichkeit und Verwesung. Die Sehnsucht nach diesem Ziel führt ihn nach Ägypten; aber auch dort, inmitten schwelgerischer Gelage grinst ihm das versteinernde Meduſenhaupt des Todes in Gestalt einer verhüllten Mumie entgegen. Wie einst dem vermessenen Jüngling Euripilus vor dem verschleierten Bilde von Saïs, wird auch ihm bei der Enthüllung dieser unheimlichen Festgenossin die Antwort: Du bist vergänglich! Memento mori!

Bald aber schlägt ihn der Zauber der Märchenstadt Memphis wieder in seinen Bann. Die Erscheinung einer reizvollen Isis-Bajadere, deren Tänze er beim Tempeldienst belauscht, verführt ihn, sie bis vor den verborgenen Eingang einer Pyramide zu verfolgen, wo sie rätselhaft verschwindet. Seine Sehnsucht findet den geheimen Eingang, und Eudämon dringt ein in labyrinthenhafte, unterirdische Räume. Intrigante ägyptische Priester haben ihn beobachtet und bereiten eine Falle, um den gefürchteten Epikuräer, dessen Ruf bis zu ihnen gedrungen ist, durch List zum Adepten der Isis-Mysterien zu gewinnen. Als er zum zweiten Mal in die Katakomben der Pyramide eindringt, um Alethe, das Weib seiner Träume zu suchen, sind Vorkehrungen getroffen zu einer dreifachen Mutprobe durch Feuer, Wasser und Luft, die er auch unerschrocken besteht. Ein heuchlerischer Priester empfängt ihn und will ihn salbungsvoll, für die Entschleierung der letzten Geheimnisse vorbereiten, doch ihm schwebt nur das Bild der entschwundenen Isistänzerin vor Augen. Schon will er mit schroffen Worten dem verachteten Gaukelspiel ein Ende machen, da erscheint ihm Alethe, um ihn zu retten und mit ihm als Begleiter dem ihr verhaßten Opferdienst zu entfliehen. Der Plan gelingt. Einem Vermächtnis ihrer verstorbenen Mutter folgend, will sie bei einem Eremiten in der Thebaïs Christin werden. Eudämon begleitet sie auf dieser, prächtig geschilderten Nilfahrt, um immer deutlicher zu erkennen, daß er Alethe nur durch seinen Übertritt zum Christentum gewinnen wird. Trotz liebevoller Einführung in die Bibel fehlt ihm noch der rechte Glaube und zuletzt wird er Zeuge des Martyriums seiner Braut,

die als Opfer der von den Isispriestern geleiteten Christenverfolgungen den Tod erleidet. Trostlos und verzweifelt irrt Eudämon umher, bis ein greiser Eremit ihn auf den rechten Weg bringt und schließlich tauft. Die Lehren dieses Eremiten enthalten die Quintessenz des Buches. Der verklärte Asket belehrt ihn über das Törichte und Naturwidrige, ein ewiges Leben hienieden zu wünschen und hält ihm als Beispiel das traurige Schicksal des „ewigen Juden" vor Augen. Dann läßt er ihn Trost und Hoffnung schöpfen in dem Glauben an die Fortdauer der Seele in einer reineren und glücklicheren Form, als der unseres Erdenlebens. Zugleich aber weist er ihn auf ein tätiges fruchtbares Arbeitsfeld und bewahrt ihn vor dem untätigen und im Grunde nur egoistischen Leben eines weltfremden Mönches. Eudomän eilt nach Rom. Dort wirkt er zunächst als Feldherr und Staatsmann und zuletzt als Vorsteher einer Christengemeinde in den Katakomben, bis er zum Tode durch wilde Tiere, verurteilt, im Amphitheater mit seinen Glaubensbrüdern den Märtyrertod erleidet, um nun mit der vorausgegangenen Geliebten auf ewig vereint zu sein .....

... Noch einmal zogen diese wechselnden Bilder an mir vorüber, und wieder stehe ich kleiner Mensch einsam und sinnend am nächtlichen Fenster. Hinten weit am Horizont lichtet sich das Dunkel. Zarte rosa Wölkchen fliehen zur Himmelskuppel. Die schwarze Sphinx dort droben krampft sich langsam zusammen; wie ein höhnisches Lächeln geht es über ihre Züge. Stern auf Stern erbleicht. Gleich einem Tiger krümmt sich jetzt die Bestie, mit einem Riesensprung schnellt sie empor und verschwindet im flammenden Horizont. Langsam öffnen sich wieder die geblendeten Augen... und siehe, an der Stelle, wo die Bestie verschwand, steht strahlend ein neues Rätsel... die Sonne! —

Der englische Dichter Thomas Moore, dessen Muse obigen Roman als Torso hinterließ, fand in Jakob Nober einen geistesverwandten Übersetzer und Vollender. Meisterhaft in der Diktion, spannend vom Anfang bis zum Ende und überwältigend in der Fülle dichterischer Schönheit und hohen Gedankenreichtums entstand unter Nobers Händen aus dem Fragmente ein Kunstwerk, das sich den besten Schöpfungen der Literatur würdig zur Seite stellen kann. Wer dies Buch aber gelesen hat, der wird es sorgsam zur Seite legen, gleich einem Kleinode, um sich zu ihm zu flüchten in den stillen Stunden, da er den immer erneuten Kampf kämpft mit der Sphinx in seiner armen Menschenbrust und dem großen Rätsel da draußen, das man — Leben nennt!

Ich frug auch die Wolken im tagenden Rot
Und bat sie, mir Antwort zu geben:
„Was ist dieses Weltall? Was ist dieser Tod?
„Der Mensch und das ewige Leben?"

Ich schrie es hinaus in der Fluten Gebraus:
„Gib Antwort, Du ewige Welle!"
Es klang aus den Wassern wie Kichern heraus,
Wie Hohngelächter der Hölle!

Reinhold Eichacker, Bonn.

Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend. Begründet und herausgegeben von Hans Vollmer. Band 34. An Ilm und Saale. Sommerfahrten durch klassische Stätten, von Heinrich Gerstenberg. Reich illustriert. Elegant gebunden Mk. 1.75.

Dieses 34. Bändchen der so überaus schnell beliebt gewordenen blauen Bibliothek führt unter dem Titel „An Ilm und Saale" — von Direktor Professor Dr. Heinrich Gerstenberg in Hamburg — den Leser ins Herz Deutschlands, an Stätten, die, landschaftlich, geschichtlich und kulturhistorisch bedeutend, durch die klassische Zeit Goethes und Schillers ihre höchste Weihe erhalten haben. An der Ilmquelle beginnt die Wanderung, die zunächst nach der Goethestadt Ilmenau dann nach Weimar führt, dessen vorklassische, klassische und nachklassische Zeit unter Beschränkung auf das Wesentliche, Bleibende behandelt wird. — An einem allgemeinen orientierenden Abschnitt über das mittlere Saaltal schließen sich dann je ein Besuch in der Schillerstadt Rudolstadt und dem nahen Schloß Kochberg, der Saale-Universität Jena und dem Schloß Dornburg. — Ein letzter geschichtlicher Teil behandelt die Franzosenzeit, die ja für das Ilm- und Saalegebiet besonders ereignis- und verhängnisvoll gewesen ist.

Bilder aus den vier Wänden. Novellen von Felicitas Rose. 4 Mark, gebunden 5 Mark. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W 57.

Die erste Erzählung hat dem Buche seinen Namen gegeben. Es ist, als ob die Zimmerwände und Bilder, die auf den Menschen und die Möbel bisher stumm herabsahen, jetzt plötzlich mit leiser Stimme zu reden begönnen und alle Heimlichkeiten liebevoll ausplauderten. Da wird der Leser nicht müde, Blatt auf Blatt umzuwenden; und aus jeder der Novellen steigt ihm ein menschliches Schicksal entgegen, wie eine Märchengestalt aus einem Brunnen emportaucht und mit fragenden Augen aufblickt. Mit feinfühliger Hand

erschließt Felicitas Rose das „Tagebuch einer Närrin", die freilich keine Närrin ist, sondern einen köstlichen Kern in sich birgt. Sie schildert den „Vetter Balduin", diesen Jüngling voller Lebensgüte und innerer Reinheit, der schließlich bei der Rettung eines Hundes seinen Tod findet. Und von gütigem Humor sprudeln die beiden Erzählungen „Tagebuch einer Dienstmagd" und „Unsere Male auf Urlaub" über, die so recht die liebevolle Menschendarstellung von Felicitas Rose kennzeichnen. Alle diese Novellen sind von einem Klange durchweht, der aus dem geheimnisvollen Quell der Poesie stammt und immer von neuem anlockt, seinem Rufe zu folgen.

Die Nachtmahr. Roman von Richard Huldschiner. Geheftet Mk. 3.50, gebunden Mk. 5.00, in Halbfranz Mk. 6.50. Verlag von Albert Langen, München.

Es ist ein Tiroler Bauernroman, den der Verfasser dem Publikum vorlegt. Nicht, daß hier die Bauern uns schlechter erschienen als vordem. Im Gegenteil: während sie hier unter einer schicksalsschweren Wolke unbewußt den Weg ihrer Instinkte gehen und sich in Gefahr und Schuld und Tod verstricken, erscheinen sie uns als die Zeugen einer tiefen Menschlichkeit. Wie die Anna Niedermoser dem Bruder ihres Verlobten als willenlose Beute anheimfällt; wie sie sich mit dumpfer Ablehnung dem Gatten verweigert; wie sie, als sie das Kind des Schwagers unterm Herzen trägt, in schwerer Verwirrung den Hof in Brand steckt, wie sie mit ihrem Gatten, der ihre Schwangerschaft entdeckt, graue Tage auf dem Hofe des Vaters zubringt und heimlich, in starrer Nacht, dem Kind das Leben gibt, es in unklarer Verzweiflung tötet und die Leiche versteckt; wie sie dann nach Innsbruck geht, angeblich in die Gebäranstalt, acht Tage in furchtbarer Verlassenheit herumirrt und schließlich heimschreibt, sie habe jetzt entbunden und das Kind sei gleich gestorben; wie unterdessen das Seltsame ruchbar geworden ist, und die gesetzmäßigen Wächter der menschlichen Ordnung sie in das Gefängnis holen — Dies alles ist eine Geschichte von unerlöstem Menschenleid, die uns zu tiefst erschüttert.

Der Fremdling. Roman von Otto Soyka. Geheftet Mk. 3.00, gebunden Mk. 4.50, in Halbfranz Mk. 6.00. Verlag von Albert Langen, München.

Ein junger Mensch wird verhaftet unter dem Verdacht seinen Lehrer und Meister getötet zu haben. Als Motiv des Mordes vermutet man die Liebe, die er zu der schönen, seltsamen jungen Frau des Ermordeten fühlte. Die öffentliche Meinung erregt sich schnell und spricht, schon bevor die gerichtliche Untersuchung es erwiesen hat, den Mörder schuldig. Drei Freunde des Verhafteten haben sich zusammengetan, kühle, ruhige, überlegsame, moderne Menschen, die den Verhafteten retten wollen. In der richtigen Abschätzung des Wertes, aber auch der Suggestibilität der öffentlichen Meinung richtet sich ihr ganzer Feldzug darauf, diese umzustimmen. Heitere Situationen mit ernstem Untergrund, mit tiefen psychologischen Erkenntnissen ergeben sich genug bei diesem Bestreben. Der Leser erfährt hier viel Wahres und Merkwürdiges, während er lacht! Dabei bringt der Autor den Leser auf meisterhafte Weise in den Zustand einer immerfort steigenden inneren Spannung, die sich zum Schlusse, als der Verhaftete — in den Augen der umgestimmten Menge schon beinahe freigesprochen — sich im Gefängnis selbst tötet, tragisch entlädt.

Dr. Moritz Willkomms Bilderatlas des Pflanzenreichs nach dem Englerschen System neu herausgegeben von Professor E. Köhne. 526 Pflanzenbilder auf 124 Farbendrucktafeln, 1 Schwarzdrucktafel und 205 Seiten Text mit 100 Abbildungen. 5. vollständig umgearbeitete Auflage. Lexikon-Format. Gebunden Mk. 14.00. Lieferungsausgabe: 25 Lieferungen à 50 Pfg. Verlag von J. F. Schreiber in Eßlingen und München.

Mit den uns jetzt zugegangenen weiteren 5 Lieferungen (12—16) liegt zwei Drittel des schönen Buches vor uns, und damit hat man auch schon den Überblick, daß die Umarbeitung und Modernisierung des altberühmten Willkommschen Pflanzenbilderwerkes vollauf gelingen wird. Wie schon der Titel sagt, soll das Werk ein Bilderatlas sein, dementsprechend ist der Hauptwert auf ein vorzügliches und besonders ausführliches Illustrationsmaterial gelegt, während der Text mehr zurücktritt, doch ist er reichlich genug, um jede Pflanzenfamilie in ihrer Eigentümlichkeit und ihre bedeutendsten Vertreter in kurzer Charakteristik scharf hervortreten zu lassen. Was die Pflanzentafeln anbetrifft, so kann nicht genug hervorgehoben werden, daß sie Abbildungen von einer geradezu verblüffenden Lebenswahrheit bieten; ferner ist äußerst wichtig, daß die bildlichen Darstellungen sich nicht nur auf die Pflanze an sich beschränken, sondern auch die einzelnen Blütenteile, Früchte usw. wiedergeben, wodurch man einen Einblick in die ganze Entwicklungsfolge, also in das Leben der Pflanze erhält. So ist das Buch

vortrefflich geeignet, die botanischen Studien zu fördern und zu beleben. Durch seine geradezu einzigartige Ausstattung und den fabelhaft niedrigen Preis vereinigt das Werk nicht nur alle Eigenschaften eines guten Haus- und Familienbuches, sondern es wird jedem, der sich aus Liebhaberei oder Beruf für die Pflanzenwelt interessiert, ein verläßlicher Ratgeber sein. Das Buch verdient weiteste Verbreitung.

Die Tochter des Pfarrers. Das Mühlrad rauscht. Gesammelte Novellen von Christine Ruhland. Broschiert Mk. 2.00, gebunden Mk. 2.50. Verlag von Curt Nietschmann in Halle a. S.

Das ist Poesie eines echten Volkskindes, einer in Arbeit und Ehren und Sorgen grau und weise gewordenen Frau aus dem Volke, die in stillen Stunden verstohlen die Feder ansetzte und sich Kummer und Träume, Hoffnungen und Not von der Seele schrieb. Es sind zwei echte, schlichte Volksgeschichten, voll Treue und Innigkeit des Empfindens, frei von jeder Künstelei und Verderbtheit. In dieser Schriftstellerin, in dieser ehrwürdigen Matrone haben die Menschen noch ein treues menschliches Herz und Gesicht, aus der Natur und Welt spricht ihr Gott und Gottes Gebot, und Schuld und Sühne vollziehen sich nach Gottes ewigen großen Gesetzen. Was eine W. Heimburg und andere beliebte deutsche Erzählerinnen den deutschen Frauen und Mädchen Kluges und Beherzigenswertes zu sagen wußten in ihren Romanen, dem ist dies schlichte, schmucke Novellenbändchen gleichwertig zur Seite zu stellen.

Streiflichter. Humoresken und Erzählungen von Frieda Dunker. Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Gohlis 1911. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.00.

Die Verfasserin wendet sich mit diesem Buch an harmlos unbefangene Gemüter. Es gelingt ihr den heiteren und ernsten Ton immer geschickt zu treffen und ist das Buch für die, die sich zerstreuen wollen, eine willkommene Gabe. Adolf Dreßler jun.

Eines Lebens Lenz. A. Unger, Gedichte. Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Gohlis. Mk. 1.00, geb. Mk. 1.50.

Das kleine Buch enthält zum Teil sehr hübsche Gedanken, die bald zart und anmutig, bald in blütenreicher Sprache zum Ausdruck kommen. Die Verse sind korrekt und klangschön. Adolf Dreßler jun.

Jung gefreit ... Erzählung von Franz Reuß. Verlag von W. Kramer, Frankfurt a. M.

Franz Reuß hat sich mit diesem Buch wieder auf das Gebiet der geschlossenen Erzählung begeben. Wie in seinen anderen Werken so ist auch hier die Sprache schön und edel und die Naturschilderungen atmen einen starken Liebreiz und poetischen Duft. Die Zeichnung der einzelnen Personen ist äußerst sorgfältig und hier und da vielleicht gar zu stark philosophisch durchdacht, sodaß es für den Leser, der nur unterhalten sein will, manchmal einen gequälten Eindruck machen mag. Dies soll aber keineswegs ein Vorwurf für den Dichter sein, denn für jeden, der das Buch recht verstehen kann, wird es ein hoher Genuß sein. Gerade ich habe die Empfindung, als sei „Jung gefreit" ein bedeutender Fortschritt in der Entwicklung des schaffensfreudigen Autors. Adolf Dreßler jun.

Wiederkehr. Ein Dramen-Zyklus von Albert Kachelleck. Magazin-Verlag, Adolf Dreßler jun. Leipzig-Möckern 1911.

Die drei Einakter des Verfassers zeugen von einer ganz außergewöhnlich starken dramatischen Begabung. Ein mystischer Stimmungszauber liegt über allen drei Werken gebreitet, der in uns den Eindruck etwas fremdartigen, völlig neuen, zu erwecken vermag. Dabei sind die Personen mit scharfer, echter Dramatisierungskunst gezeichnet und wirken so lebenswahr und ursprünglich. Auch in bühnentechnischer Hinsicht hat Albert Kachellek eine sehr anerkennende Leistung geboten, sodaß allen drei Werken, ganz besonders den realistisch ergreifenden dritten Einakter „Nacht" eine Aufführung zu gönnen ist. Adolf Dreßler jun.

Alarich. Schauspiel in fünf Aufzügen und einem Nachspiel von Hermann Wolter. Verlag von Bruno Volger, Leipzig-Gohlis.

Die Idealgestalt des Volkskönigs Alarich im Kampfe gegen das römische Kaisertum und den Byzantinismus seiner Untertanen. Deutsche Größe und Gesinnung gegen den feilen römischen Geist Pantragiemus. Untergang des Helden im Augenblick des höchsten Erfolges. Was das Stück auszeichnet, ist: Straffe Konzentration und sorgfältige Charakteristik der einzelnen Personen. Die Spannung wird bis ans Ende gewahrt. Es ist dem Autor der Bühnenerfolg zu wünschen. Reinhold Braun.

Im Banne der Schönheit. Karl Michler. Verlag Bruno Volger, Leipzig-Gohlis.

Die Gedichte des Herrn Michler, dessen sympathisches Bild beigegeben ist, verraten, obwohl sie (was schon aus der Fühlung mit Bodenstedt leicht abzuleiten wäre) uns der älteren Richtung entwickelt erscheinen, einen modern anmutigen musikalischen Formensinn. In dem Büchelchen ist vieles durchaus Eigenartige, was für eine solche Entwicklung sicher ein Kompliment bedeutet. Die Anschauungswelt ist zart und oft tief, die Form immer untadelig. Die Verwendung der Adjektivkombinationen (urherrlich ꝛc.), gibt dem Buch fast sein Gepräge; es ist dies wohl ein älteres Mittel, aber M. gebraucht es meist mit Virtuosität. Der Inhalt ist echtes Gefühl, wirklich dichterischer Traumbesitz, der den Titel „Schönheit" rechtfertigt. K. G.

Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und der Schweiz Gelehrte, Künstler und Schriftsteller in Wort und Bild. Bio-bibliographischer Verlag, Albert Steinhage, Hannover 1911.

Mit der Freude, die wir bei Durchsicht der dritten Auflage dieses gut angelegten Nachschlagewerkes empfinden, vereinigt sich das Bedauern, dem auch die Herausgeber im Vorwort Ausdruck geben: „Auf Vollständigkeit, so sehr sie auch erstrebt wurde, können die Ausgaben keinen Anspruch machen, dazu fehlt uns leider immer noch die genügende Unterstützung seitens der beteiligten Kreise..." Und wenn auch weit mehr als 1300 Männer und Frauen kurze Angaben über Lebenslauf, Werktitel, Hauptrollen usw. eingesandt haben, so müssen wir uns doch fragen: wo bleiben die andern für Wissenschaft und Kunst, Bildung und Unterhaltung Tätigen? Diese Frage ist um so mehr berechtigt, da eine Gegenleistung mit der Aufnahme nicht verknüpft ist. Einige mögen aus Bescheidenheit zurückstehen. Ihnen wollen wir gern verraten, daß unter den vielen bekannten Namen auch manches aufstrebende Pflänzlein zu finden ist. Schließlich können ja nicht alle führende Geister sein, und auch die Kleinarbeit hat ihren Wert und darf, da sie unentbehrlich ist, ihr Plätzchen neben den Großen behaupten. Wieder andere mögen annehmen, daß sie dem Verlag unverdiente Einnahmen verschaffen, wenn sie ihm bei Vervollkommnung des Inhalts seines Buches unterstützen. Ihnen sei entgegengehalten, daß einerseits sie weder Unkosten, noch Nachteile, viel eher Vorteile haben, daß andererseits dem Verlag für seine nicht geringe Arbeitsleistung wohl einiger Lohn zu gönnen ist. Die dri.ten huldigen der Meinung, daß für ihre anerkannten Leistungen eine derartige „Reklame" überflüssig und unwürdig sei, sie dünken sich zu erhaben, mit Unbedeutenderen und Anfängern in demselben Sammelwerk verzeichnet zu sein. Um diese zu belehren, wollen wir einige Namen vorführen. Da finden wir den Rechtsgelehrten Karl von Amira, den besonders durch seinen Handatlas bekannten Richard Andree, den „Bodenreformer" Adolf Damaschke, den Sprachforscher Konrad Duden, den Mediziner und Naturwissenschaftler August Forel, den Zoologen und Philosophen Ernst Haeckel, den Psychologen Magnus Hirschfeld, den Hofschauspieler Konrad Dreher, den Komiker August Junkermann, die Musikkünstler Robert Kothke, Gustav Mahler, Felix Mottl, Karl Muck, Alfred Pellegrini und Max Schillings, den Architekten Bodo Ebhardt, den Bildhauer Paul Werner, die Maler und Zeichner Franz Bunke, Franz von Defregger, Franz Jüttner, Ernst Liebermann und Hans Thoma, den Kulturhistoriker Otto Henne am Rhyn, den Literarhistoriker Adolf Bartels; sehr groß ist natürlich auch die Zahl der Dichter und Schriftsteller, von denen hier Hans Bethge, Carl Bleibtreu, Victor Blüthgen, Clara Viebrig, Felix Dahn, Richard Dehmel, Friedrich Freiherr v. Dincklage-Campe, Otto Ernst, Herbert Eulenberg, Gustav Falke, Rudolf Fastenrath, Gustav Frenssen, Ludwig Fulda, Paul Grablin, Rudolf Herzog, Paul v. Heyse, Paul Oskar Höcker, Karl May, Ernst Edler von Planitz, Alexander Roda-Roda, Peter Rosegger, Heinz Tovote, Georg Wislicenus, Hans Paul Freiherr v. Wolzogen, Ernst Jahn und Fedor v. Zobeltitz genannt sein mögen. Noch viele Namen gleich guten Klanges könnten angeführt werden, wir müssen es jedoch bei dieser Auswahl bewenden lassen. Jedenfalls hat der Verlag es an Mühe nicht fehlen lassen, dem Ziel der Vollkommenheit näher zu kommen und so ist ihm zu wünschen, daß seine Bestrebungen in immer weiteren Kreisen Anklang finden mögen. Da nur die Gelehrten, Künstler und Schriftsteller aufgenommen werden, die ihre Zustimmung erteilt haben, ist zu wünschen, daß auch die aus Nachlässigkeit oder Grundsatz Fernstehenden ihre Gegnerschaft aufgeben. Durch größtmögliche Vollkommenheit ist weniger der Verlagsanstalt gedient, als denen, die in einem Sammelwerk mit dem Leben und Wirken der Geisteskämpfer ihres Volks Bekanntschaft schließen wollen. Carl Kahle, Hannover.

Erntetag. Erich Sello. Gedichte. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg. Mk. 3.00, gebunden Mk. 4.00.

Justizrat Erich Sello, der noch bei jedem die Öffentlichkeit bewegenden Prozeß, sich als forensische

Größe ersten Ranges gezeigt hat, bringt hier die lyrischen Früchte eines langen an Taten und äußeren Erfolgen reichen Lebens dar. Einen Blick in die Seele eines Mannes zu tun, der in seinem Berufsgebiet eine so hervorragende Rolle spielt, wird auch den locken, der sonst an Versen achtlos vorübergeht. Und Sellos Verse sind formvollendet, in ihnen offenbart sich ein Können, auf das sein Autor stolz sein kann. Der Dichter Sello kann sich getrost neben den Anwalt Sello stellen.

Junge, Junge, kannst du lügen!! Heinr. Binder. Verlag der „Lustigen Blätter", Berlin SW. 68. Mk. 2.00.

Diese von Erich Wilke prächtig illustrierten Seemanns-Humoresken sind für das Zwerchfell Lebenselixier! Echte Typen von der Wasserkante mit ihren trockenem, nicht immer salonfähigen Humor. Drastisch und lebenswahr. Kaufen Sie dies Buch, wenn Sie herzlich lachen oder auch platt sein wollen, vor solchem faustdicken Seemanns-Latein. B. V.

Im Schatten der Akropolis. Gustav Adolf Müller. J. Diemer, Verlag, Mainz. Mk. 3.00.

Zwei stilprächtige, spannende, den klassischen Geist des alten Hellas hauchende Erzählungen aus dem Zeitalter des Perikles, die einem jeden, der die Antike liebt und ihr ein Stück seiner Bildung verdankt, Erquickung und Erhebung darbieten. Die erste Novelle „Die Tochter des Pheidias" ist eine kraftvolle — dabei doch überaus zartsinnige — griechische Künstler- und Liebesgeschichte, voll packender Episoden. Sie wirkt tief, wie ein wuchtiges Drama. Die zweite „Das Wunder von Milet", reizt wie eine wundersame Vision. Auch hier steht die Gestalt des Perikles, der in Milet die schöne Aspasia findet, im Mittelpunkt des Geschehens, das sich in freier, edler und keuscher Größe vor uns abspielt. — Wie in Müllers anderen historischen Dichtungen bekundet hier Blatt um Blatt den mit Vergangenheit und Gegenwart der Menschheit gleich vertrauten Schilderer — einen Dichter, der mit Künstleraugen Seele, Ton und Farbe der Gestalten erschaut, die er mit anerkannt künstlerischem Vermögen vor uns aufbaut. Der Dichter und der geschulte Archäologe ergänzen sich hier auf das glücklichste.

Die Welt in 100 Jahren. Unter Mitwirkung von Björnson, Lombroso, Ed. Bernstein, Herm. Bahr, Dr. W. Kinzl, Dr. Carl Peters, Ellen Key, B. v. Suttner, Reg.-R. Martin u. a. Herausgegeben von A. Brehmer, illustriert von E. Lübbert. Verlagsanstalt Buntdruck, G. m. b. H., Berlin SW. 68. Preis 2.50, geb. Mk. 3.00.

Die Ausblicke in die Zukunft sind selten spannend. Ich habe seit langer Zeit kein Werk dieses Charakters gelesen, welches mich so interessiert und zum großen Teil überzeugt hätte! Das Buch sei warm empfohlen, es zählt zu denen, nach denen man oft und gern greift.

Einsamkeiten. Clara von Sydow. Roman. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) in München. Mk. 5.50, geb. Mk. 6.50.

Der neue Roman Clara von Sydows spielt — außer in der Großstadteinsamkeit Berlins — auf der von Tausenden geliebten Insel Rügen, deren sommerliche und winterliche Schönheiten, deren idyllische, wie grandiose Natur in der Dichtung wunderbar lebendig werden. Neben den zahlreichen Freunden der Verfasserin kommen also auch die Freunde Rügenscher Landschaft, sowie natürlich alle Liebhaber literarisch wertvoller Belletristik als Abnehmer dieses feinen und bedeutenden Romans in Betracht, für dessen hohen dichterischen Wert auch die Annahme der Widmung durch Marie von Ebner-Eschenbach, die Meisterin deutscher Erzählungskunst, spricht.

Gedichte. Karl Neurath. 2. Auflage. Emil Roth, Gießen. Mk. 1.20.

Gedichte, die eine neue Auflage erleben, dürfen wohl von vornherein als über dem Durchschnittsmaß stehend angesprochen werden. Neuraths Gaben sind in der Tat Kost für literarische Feinschmecker, sie zeugen von tiefgründigem, dichterischen Erfassen und werden sich in der neuen Auflage, im neuen ansprechenden äußeren Gewande auch neue Freunde und Verehrer in reicher Zahl erobern.

Was sollen wir spielen? Eg. Schlipköter. Agentur des Rauhen Hauses, Verlag, Hamburg 26; Mk. 2.00, postfrei.

Das Werk steht unter dem Motto: „Freude und Ergötzen sind dem Menschen so nötig, wie Essen und Trinken." Es enthält 380 beliebte Jugend-, Turn- und Volksspiele für Schule, Haus, Vereine und Gesellschaft. Da es in 6. bis 10. Auflage vorliegt, hat es seine Probe bestanden und darf warm empfohlen werden. Jedenfalls ist die Billigkeit des sauber gedruckten Werkes hervorzuheben.

Thomas Krag. Tubal der Friedlose. Nachtschatten aus einer Weltstadt. Nordische Verlagsanstalt R. Hieronymus, Neumünster. Mk 3.50, gebunden Mk. 4.00.

Thomas Krag ist nach dem Tode seiner drei großen Landsleute Björnson, Ibsen und Lie unzweifelhaft der bedeutendste Norweger. Seine Werke sind nach der letzten Statistik, die am meisten gelesensten Bücher nordischer Literatur. Krag ist ein Maler der Einsamen. In seinem „Tubal der Friedlose" schildert er die Einsamkeit, die im Menschengewimmel der Großstädte wohnt. Seine Werke sind allen, die sich vor der gegenwärtigen Entseelung des Lebens fürchten, eine medicina mentis, ein ärztliches Mittel zur Bewahrung der Seele. Die glänzenden Kritiken Björnsons, Hermann Bangs, Peter Nansens müssen unterschrieben werden. Es liegt in dem Werke eine überwältigende Tragik, eine ragende starre Größe voll hinreißender Kraft.

B. V.

Erlebtes und Erstrebtes, Gedichte von Const; Wilh. von Kügelgen. Verlag Röder & Schunke, Leipzig. Mk. 1.80, geb. Mk. 2.50.

Die Gedichte sind formvollendet, reimtechnisch tadellos, gedanklich tief und voll echten Wohlklanges. Gruppen: Erotisches, Musikalisches, Religiöses, Naturskizzen und Vermischtes. In jeder Gruppe sind lyrische Perlen und Schönheiten zu finden.

Wie die Frauen wirklich sind. Eine Antwort auf Michaelis' Buch „Das gefährliche Alter". (Von einer deutschen Frau). Orania-Verlag, Oranienburg. Mk. 1.50.

Eine Frau berichtet schlicht und offenherzig, was sie selbst empfand in den kritischen Jahren ihres Weiblebens und was ihr von andern Frauen vertraut wurde in stillen Stunden. Das Buch gewährt interessante Einblicke in die Tiefen der Frauenseele und ist eine glänzende Widerlegung, zugleich aber auch eine Ergänzung des Buches „Das gefährliche Alter", das mehr Unheil als Nutzen stiftete.

Der Gott in der Kugel. Die Kugelhypothese von C. Kirchner. Bruno Volger Verlagsbuchhandlung in Leipzig-Gohlis. Preis 90 Pfg.

Schon bei älteren Philosophen, wie z. B. bei Giordano Bruno und Baruch Spinoza findet sich die Ansicht, daß das Weltall gewissermaßen von einer Weltseele erfüllt sein müsse, von einem Geiste, der in jeder noch so kleinen Substanzform vorhanden sei. Diesen, alle Materie beseelenden Geist denkt sich Verfasser als Urkraft, als Urwille, als Gott — „die Weltbezeichnung ist im Prinzip gleichgültig" — im idealen Zentrum jedes kleinsten Bestandteilchens der Substanz befindlich, gleichsam von innen heraus den ersten Anstoß zu aller Entwicklung gebend. Die Theorie kollidiert weder mit der dualistischen noch der monistischen Richtung, da man sich nach Meinung des Verfassers unter diesem „Gott in der Kugel" ebensowohl einen „allgegenwärtigen Gott" vorstellen kann, „der alles werden ließ und alles fügt", wie eine „universale Naturkraft, die alles verursacht und alles bewirkt". Warum man sich jedes unendlich kleine Bestandteilchen der Substanz nur in Kugelform denken kann, wird durch einen ausführlichen Beweis der „Kugelhypothese" dargetan. Das, jedenfalls sehr aktuelle Fragen berührende, Werkchen dürfte nicht nur den Fachwissenschaftler und den Theologen stark interessieren, sondern auch die Aufmerksamkeit des gebildeten Laienpublikums auf sich ziehen. Mag der Titel zunächst etwas überraschen, so wird er doch jedem, der dem Autor mit Aufmerksamkeit bis zum Schlusse gefolgt ist, gerechtfertigt erscheinen.

Prinzessin Perle. Eine sinnige Geschichte. Preis gebd. Mk. 1.60. (E. Ungleich, Verlag, Leipzig).

Es sind in neuerer Zeit wohl wenige Büchlein entstanden, so voller Schönheit, so sinnig und wahrhaft poetisch wie Prinzessin Perle; die Geister Ludwig Tiecks und Clemens Brentano scheinen in Zeller wieder erstanden zu sein. Er erzählt uns von der entsagungsvollen, zu jedem Opfer willigen Liebe zweier jugendlicher Menschenkinder, verklärt von mondbeglänzter Zaubernacht, von geheimnisvoller Märchenwelt. Prinzessin Perle, das heute noch unbekannte Edelfräulein, wird bei Jung und Alt freudige Aufnahme finden und durch ihren Zauber, ihre Schönheit allerorten Freude bereiten und die genossene Gastfreundschaft tausendfach lohnen. Möchte sie nicht vergebens um Einlaß bitten, sondern im deutschen Hause heimisch werden!

Restitution. Roman von Dorothea Gerard. Preis Mk. 3.50, geb. 4.50. Jungfermannsche Buchhandlung in Paderborn.

Unter den letzten Werken der beliebten Schriftstellerin Dorothea Gerard nimmt der vorliegende Roman einen hervorragenden Platz ein. Neben der meisterhaften Schilderung von Episoden aus der polnischen Revolution (1861—63) und den interessanten, wahrheitsgetreuen Berichten russischer Gerechtigkeits-

pflege verdient besonders die vorzügliche Durcharbeitung der Charaktere große Beachtung. Die Übertragung ins Deutsche ist mustergiltig, wie man dies von der geschickten Feder einer so gewandten und bewährten Übersetzerin, wie es Klara Rheinau ist, nicht anders erwartet. Man merkt nirgends den fremdsprachigen Ursprung, und das hochinteressante Werk liest sich wie deutsches Original. — Das Buch präsentiert sich in einem geschmackvollen Äußeren und wird unzweifelhaft einen großen und für das Gebotene dankbaren Leserkreis finden.

Die uns das Reisen verleiden. Skizzen von Alfred Gottwald und A. O. Weber. Mk. 1.—. Weber-Haus G. m. b. H., Berlin.

Zwei bekannte Autoren haben sich zu einem Buche vereint, das nicht nur während der Reisezeit, sondern dauernd ein Schlager auf dem Gebiete der satirischen Literatur bleiben wird. Typen, wie die reisende Diva, die Berge von Schachteln und Körben mit sich führt — der urdeutsche Oberlehrer mit seinem zweiten Wollhemd und seinem Horaz — der renommierende Geschäftsreisende, der gern den Leutnant in Zivil markieren möchte — der Tourist ohne Geld, der oft im Gerichtsgefängnis oder gar nicht logiert — der reisende John Bull, dessen lange Beine überall im Wege sind — die Kokotte in ihren Abstufungen bis zur Grande Cocotte und der reisenden Baronin oder Gräfin — der grobe Beamte, der vor Liebenswürdigkeit strahlt, wenn er seinen Kaiser sieht, sei es auch nur auf der Bildseite eines Geldstückes usw. usw., sind als scharfgesehene, lebenswahre Gestalten in meisterhafter satirischer Ausmalung wiedergegeben.

Im Kampf um die Ideale. Von Georg Bonne. Ernst Reinhardt, München, Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Eines der wertvollsten Bücher der neueren Literatur urteilt ein Literarhistoriker, dem das Manuskript vorlag. Der Verfasser ist ein bekannter Hamburger Arzt und Menschenfreund, der mit der ruhigen Festigkeit, die sein Beruf ihn lehrte, den Leser an der Schulter herum wendet, damit er den Blick aus dem enggezogenen Kreise des eigenen Daseins heraus in die endlosen Stätten seines Volkslebens schweifen lasse. Die Form ist die eines Romans voll Schönheit und Poesie und doch will das Buch mehr sein: ob der Verfasser mit leiser Eindringlichkeit oder aufrüttelndem Zorneseifer schreibt — jedes Wort wirbt um eine Mitarbeiterschaft an dem mächtigen Werk der Nächstenliebe, das nur vollbracht werden kann, wenn jeder Einzelne gewillt ist, einige wenige, aber für das große Ganze so wichtige Handgriffe zu tun.

Leipziger Schriftstellerinnen-Verein.

Da es eine der ersten Aufgaben dieses Vereins ist, bei jeder passenden Gelegenheit das Andenken deutscher Geisteshelden, ihrer würdig, zu feiern, so wurde auch in der Februarversammlung desselben in ehrender Weise des Leipziger Dichters Roderich Benedix gedacht und dessen 100jähriger Geburtstag gefeiert. Die Vorsitzende Frau Mathilde Clasen-Schmid trug zuerst eine von ihr verfaßte Biographie des Dichters vor, worauf die Anwesenden durch Vorlesung von Frl. Eckart eine noch wenig bekannte Gedichtsammlung kennen lernten, die einst unter dem Sammelnamen: „Die Mutter" erschienen ist und wahre Perlen gemütstiefer Dichtungen unseres Benedix enthält. Alsdann gedachte die Vorsitzende der allgemein beliebten Oberlausitzer Dichterin Frl. Anna Dix (Zittau), indem sie aus den Miniaturen einen kurzen Lebenslauf derselben und zwei Dichtungen „An den Sonntag" und „Maja" zur Vorlesung bringen ließ. Nachdem Frl. Clasen-Schmid hierauf in ihrem Gedicht: „Maskeraden," (an der Newa) eigene Betrachtungen aus dem Leben in Rußland zum Besten gegeben hatte, erhielt Frau Emilie Schlieper das Wort zum Vortrag ihrer entzückenden, in echt kinderlichem Sinn gehaltenen Kinderdichtungen und kleineren Erzählungen, von denen bereits zahlreiche im Druck erschienen sind. Ihr folgte Frau Holzhausen, die ein sinniges Gedicht von Max Möller, das ebenfalls gedruckt erschienen — vorlas. Etwas Eigenartiges gab der als Gast mit anwesende Herr Lohse in seinen beiden Artikeln „Die Amsel" und „Die barmherzige Schwester", die von Frl. Eckart vorgetragen wurden. Der musikalische Teil des Abends brachte unter der Leitung der Institutsvorsteherin Frl. Elise Kleinod zunächst im Anschluß an die erwähnte Dichtung von Benedix: „Die Mutter" das gleichnamige Lied, von Frau Mathilde Clasen-Schmid gedichtet und von Herrn Karl Mehler komponiert, das von Frl. Eckart gesungen wurde. Dann folgten die alten schönen Volkslieder: „Aus der Jugendzeit", gleich dem ersten von Frl. Eckart, sowie „Morgen muß ich fort von hier", von Herrn Georg Lingk und Frl. Suse Christ gesungen wurde, welchen der Erstgenannte noch zwei Lieder von Winterberger: „Zu deinen Füßen will ich ruhn" und „Der Troubadour" folgen ließ. Zum Schluß sang Frl. Eckardt noch ein heiteres schelmisches Liedchen.

Werkdruckerei C. Lüthke & Sohn, Aschersleben.

DAS MAGAZIN

Monatsschrift für Literatur und Kultur • Kunst und Theater

Herausgeber: Adolf Dreßler jun. Schriftleitung: Bruno Volger

April 1911

:: Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern. ::
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
:: :: :: Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten. :: :: ::

Josef Schanderl:

Klostergarten.

Mein Fenster du, mein eines in die Welt:
durch deine immerfrischen Efeuranken
scheint mir das Grün licht in ein leichtes Zelt.
O, wenn im Morgenwind die Blätter schwanken —
ewiger Frühling ist, hinaus, hinaus!
Bleib hier, bleib hier, der Frühling hängt ums Haus!

Die fahl bekiesten Gartenwege starren:
ein liegend Kreuz, zurechtgerückt zur Qual.
Der Stamm, die Arme streben dumpf ins Weite,
und sind rings eingepfählt durch ein Oval
von Dornakazien, die mit Lanzen harren
und Rutenbündeln, wie ein Wächterpferch.

Im Kiese knirschend litt ich diese Stunden.
Die Kreuzesnot auszappelnd bis zum Rand:
entlang, herum, entlang, herum, entlang.
Ich war der Schächer, der bloß festgebunden
viel Zeit besaß und Raum, daß er sich wand,
und stöhnend zerrte, zerrte an den Strang.

Inmitten springt aus einem Kranz von Stein
halbhoch ein Strahl und plätschert leis herein:
hinaus ein Drang, Erschrecken dann und Stocken,
Umkehr und Heimkehr in den Brunnenrand —
und könnte hundert üppige Blumen locken,
hinausgesprudelt in das Frühlingsland.

Die Unratecke blinkt zuerst: am Mülle
die Märzenbecher sehnten sich nach Fülle
und Tau und Schimmer unberührter Tage —
und brachen hin im Wind, zurück zum Staub:
frühmüde Scherben, Rest vom Trinkgelage,
das ohne Wein verrauschte, ohne Gast.

Wild-Seidelbast, dein Düften faßt mich an
so süß und schwer,
wie ein begehrend Weib, das man nicht wagt;
Alle die Küsse, schnöd versäumt, versagt,
hauchst du mir her,
glimmender Strauch, die Hölle schwelt herauf.

Hollunder hält die Sakristei umzäunt,
die Knospen Laubes haben sich gebräunt;
draus lugen, wie in samtnem Futterale
Rüschen und Spitzen weichseidener Schale —
nein, fort du Traum!
Rein wie der Saum des grünen Meßgewands.

Ach Rosenbäumchen, zierlich unter allen,
mir trugst du Rosen, Rosen nie genug:
Bist du zu scheu, um strotzend zu gefallen?
Darbst du an Erdenkraft, die blutvoll quillt?
Reiß mir die Adern auf, saug mit den Dornen,
daß meine Schwermut dir zu Knospen schwillt.

Hoch vom Spalier, längs der Kapellenwand
leuchtet ein Pfirsichbaum, nicht zu ersagen!
An lauter Kreuze hat man ihn geschlagen,
zu einer einzigen Wunde ausgespannt.
Nun blüht das zarte, froh verströmte Blut,
und ward erlöst, und alles Leid ist gut.

Maiandacht.

Stumm vor der Krypta stehn sie aufgebaut:
auf schwarzen Kutten die Kapuzen spitz,
allmählich wie vergehend in das Nichts ...
Verwittert gleich uralten Pyramiden,
und ihre Leiber lehnen längst in Frieden
und harren schon des ewigen Gerichts.

Die heilige Jungfrau glänzt von einer Säule
im Maienschmuck. Die Männer sind erwacht —
sie regen sich, wie angefacht, und schleichen
mit weichen Schritten schlurfender Sandalen,
und jeder trachtet, wie er sein verschmachtet
einsames Herz als erster bringt.

Die Kuttenbrüder knien gleich wirrem Zaune
um das Madonnenbild im weißen Kleid,
die lichte Stirn, das blühende Geschmeid:
bärtig und glühend, wie vermummte Faune
und werben sanft, mit Stammeln und Gestaune
um diese neue Göttin: Lieblichkeit.

Nur einer schwieg im Kreis der Huldigung,
und schwieg und maß mit einem halben Blick
der Holzmadonna Haar, und warf im Schwung
der Schläfen die Kapuze ins Genick —
als würf er noch die schwarzen Locken mit,
die einst die Schmach vom vollen Scheitel schnitt.

Noch ist er nicht für immer ausgeweiht;
doch wenn er jäh den Rosenkranz zerrisse,
rollen die Perlen fort ins Ungewisse ...
Er hob sich von den kalten Fließen bang,
und wurde leicht und glitt die Pfeiler lang
und sang: Maria, o Maria!

Und seiner Stimme Wohllaut flog voraus.
Ein dunkles Wehen folgte wie ein Schwarm,
und zog verteilt ins Chorgestühl, und läßt
sich rauschend nieder in sein braun Geäst:
die einen hier, die dort am Waldesrand —
und oben in der Lichtung stand Maria.

Und höher flog die Stimme stets empor
und jubilerte süßer und verlor
sich benedeiend, in die Schmeichelnamen:
und ora wippte dann der Chor und schrie
pro nobis, ewiglich die Melodie:
ora, Ora pro nobis. Ora. — Amen.

Die heilige Jungfrau lächelt unbewegt.
Dumpf summend bergen sie die Stirne tief
in ihrer Ärmel Höhlen und verstummen.
Im schweren Dunkeltraum, den jeder schlief,
rührte sich der graue Strick und lief
als Ringelnatter endlos um den Leib.

Sie schauern hin, von Grauen fast erdrückt,
und unsichtbar am Gurt hinabgebogen,
der ihre Lenden knotenhart umschlingt.
sie schnellen hoch, wie aller Qual entrückt,
nun bandeliergeschmückt und losgezogen,
ein reisiger Hauf, der über Schranken springt.

Wild die Kapuzen ins Gesicht gerückt,
wie schwarze, rostzerfressene Visiere,
stehn zwei Kolonnen Mönche zum Turniere
und schleudern Ave, Ave hin; verzückt,
inbrünstig stürmen, prasseln sie, als ziere
den letzten Sieger unsre liebe Frau.

Und geller und verworrener dröhnt es zu,
Betbänke türmen sich wie Barrikaden,
die Orgel donnert drein, und Weihrauchdampf
umhüllt das Hallende, den Häuserkampf.
Brand. Heulen und Verschwelen. Dann ist Ruh.
Die weiße Jungfrau lächelt von der Säule.

Die schwarzen Kutten kauern lebenslos:
verkohlte Haufen Schutt, öde Gelasse;
die krausen Bärte wuchern vor wie Moos.
Zwei Reihen Hände, hochgefaltet, starren
als Giebelsparren der versunknen Gasse.
An jedem First hängt noch ein Rosenkranz.

Baumgeist.

Einsam die Allee, darin ich gehe,
froh vor reichbelaubten Kronen stehe.
Starrt, so seltsam, jäh ein stolzer Baum
ohne Blätter schweigend in den Raum.
Und kein Sterbenszeichen, das ich sehe:
Äste reichen weit hinaus, zur Höhe
löst sich Duftgezweige auf wie Traum.
Lebst ein zartres Leben, Geist da oben?
Schwebe, ruheloser Welt enthoben!
Oder lebst du nicht? Bild, Bild vergehe!
O mein sehnsuchtsvolles Herz will toben,
soll es wandern und den Frühling loben,
der wie stets die endlos grünen Reihen
Bäume, Fluren schimmernd aufgetan.
Erdenher, wo Leben und Tod gedeihen,
steigt noch immerzu die Wärme an.

❀

Wind im Schnee.

Entnommen aus des Verfassers dritten Gedichtbande „Stamm", Verlag von Georg Müller, München.

Wind, du Bildner aller Kreaturen:
dein grauweißer Ton, an dem du glättest,
flimmt, als ob du wimmelnde Finger hättest,
die wie Seide sind und Glitzerglas.

Längs der Fläche zeichnen sich Figuren:
schlanke Striche machen schmal und schmächtig,
eine Höhlung schneidet tief ins Gras;
starke Hände wölben Glieder mächtig,
schmeidige Sinne modeln vieles prächtig,
und ein Meisterliches, klar, bedächtig,
gibt dem Kurvenschwung das Ebenmaß.

Aber das Herrliche zwingst du nie,
Wind: aus mannigfaltigen Stücken
ein gewaltiges auszudrücken,
und mit wallender Phantasie
marmorhart ein Bild zu pressen.

Dein Getaste formt es schwer und zitternd,
deine Rechte muß vergessen,
was geprägt ward von der Linken.....
noch ein Tappen in das Weiche — —
Ruhe dann, und Stille, und Versinken.

Müd mein Auge, wie im Traume, lehnt
an den weh zerrinnenden Gefügen,
und ein Schwinden in die Weite dehnt
alle Linien zu matten Zügen
eines qualvoll blinden Angesichts.
Flocken, Flocken streicheln, Flocken kühlen,
Flocken decken Augen — Furchen —
ausgetröstet, ausgeglichen
starrt das Nichts.

❀

Karl Maria Klob:

Wolfgang Madjera.

Literarische Studie

In dieser Studie habe ich mir nicht die Aufgabe gestellt, eine eingehende und erschöpfende Charakteristik der Dichtungen und Schriften Wolfgang Madjeras zu bieten. Diese Zeilen verfolgen vielmehr den Zweck, in schlichten und knappen Worten auf die künstlerischen Bestrebungen eines Mannes hinzuweisen, der als Dichter und Schriftsteller leider noch nicht seiner Bedeutung nach geschätzt wird und dessen Talent unter den Angriffen oder Totschweigungen eines gewissen Teiles der Presse sogar schwer zu leiden hatte.

Ich muß gleich im Voraus das Geständnis ablegen, daß auch ich mich nicht mit allen Ansichten und Ideen, die Madjera in seinen literarischen Arbeiten zum Ausdrucke bringt, vollkommen einverstanden erklären kann. Deshalb werde ich mich aber wohl davor hüten, ein Publikum, das unbefangen an meine Arbeit herantritt und aus diesen Ausführungen das Bild eines Dichters und Schriftstellers zu gewinnen hofft, in einseitiger Weise nur über jene Dinge zu unterrichten, die ich von meinem persönlichen Standpunkte aus tadeln muß. Aufgabe des Kritikers ist es, nicht nur in den Schatten zu stellen, sondern auch zu beleuchten; nicht nur Schwächen aufzuzeigen, sondern auch das Gute und Starke anzuerkennen. Entstehen nun, wie es bei Madjera der Fall ist, all jene Dinge, mit denen ich mich nicht einverstanden erkläre, aus einer Überzeugung, die ich eben nicht teilen kann, der ich aber Achtung schuldig bin, da sie mit dem nötigen Ernste vorgebracht wird, so muß man um so vorsichtiger zu Werke gehen, um dem ernsthaft Strebenden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Nach diesen einleitenden Worten, die mir deshalb

notwendig erschienen, weil man meines Erachtens besonders in der Wiener Tagespresse den Dichter Madjera — vielleicht seiner bürgerlichen Stellung wegen — viel zu sehr als Parteimann auffaßte, welche Auffassung ich übrigens nach genauerer Lektüre seiner Schriften, insbesondere seiner „Briefe über das Christentum" als irrig bezeichnen muß, wende ich mich nun meinem eigentlichen Gegenstande zu. —

Wolfgang Madjera ist als Dichter lediglich auf dem Gebiete der Lyrik und des Dramas tätig; als Schriftsteller zeigt er aber ein überaus reges Interesse an aktuellen Fragen der verschiedensten Art. Fragen, die das Gebiet der Religion, der Politik, der Kunst, der Gesamtkultur berühren, wendet er sein Augenmerk zu, so daß man ihn in dieser Hinsicht einen modern empfindenden Menschen im guten Sinne des Wortes nennen kann.

Als Dichter trat Madjera meines Wissens im Jahre 1893 als Fünfundzwanzigjähriger zum ersten Male in die Öffentlichkeit. In dem genannten Jahre ließ er bei Konegen in Wien ein lyrisches Büchlein unter dem Titel „Moderne Sonette und Vierzeiler" erscheinen. Es ist wohl selbstverständlich, daß diesem Büchlein noch hie und da der Stempel der Jugendlichkeit anhaften muß, obzwar sich andererseits auch bereits Verse und Gedanken darin finden, die von einer schon weitgediehenen Reife des Formgefühls und der Lebensauffassung zeugen. So zeigt sich — was letztere anbelangt — beispielsweise die milde und versöhnliche Natur des Dichters, die ihm bis heute geblieben ist, gleich in dem Grundgedanken des ersten Sonettes: Die Welt gab dem Sänger Schmerzen, zum Lohn dafür schenkt er ihr Lieder. Harmlos-vertrauensvoll, mit einem Herzen voll Sehnsucht nach Liebe, naht sich der jugendliche Sänger auch dem Weibe. Allein das zarte Blumenkränzlein anmutiger Verse, das er seiner Angebeteten darreicht, wird von ihr zerrissen. Der erste Schmerz! Charakteristisch für unseren Dichter erscheint es mir aber, daß er nun nicht seine Harfe, die bisher nur Jubeltöne kannte, plötzlich umstimmt und ihr etwa weltschmerzliche Trauerklänge entlockt. Nein! Mit einem sarkastischen Vierzeiler bereitet er seinen Liebesklängen ein vorschnelles Ende:

„Hundert kleine Gedichtchen
Sollten dich grüßen, mein Kind;
Ach, du selbst hast verschuldet,
Wenn es nicht hundert sind."

Die damalige Jugend des Verfassers macht es begreiflich, daß sich in diesen kleinen Liedern wohl noch manches, allzusehr Tändelnde findet, was besonders in der Wahl gewisser Ausdrücke und hie und da auftauchenden Wortverkleinerungen zu Tage tritt. Allein unsere Überzeugung von der Aufrichtigkeit und Echtheit der Gefühle wird durch diese Dinge nirgends wankend. Am Schlusse dieses ersten Lyrikbuches Madjeras tönt es erst recht von Liebe. Den kleinen Liedchen folgt eine stattliche Reihe von Liebessonetten, die viel Glut und jugendliches Feuer umhersprühen. Dieser ganze Teil ist eine Symphonie der Liebessehnsucht, auf und abwogend in Dur und Moll. Aber auch sie schließt mit einer herben Dissonanz. —

Ein weitaus reiferes Produkt als diese lyrische Erstlingssammlung ist das Büchlein „Schatten und Sterne", im Jahre 1902, also nach nahezu zehnjähriger Pause, ebenfalls bei Konegen in Wien erschienen. Auch hier tönt es von Liebe, aber der Pulsschlag dieser Rhythmen ist ein anderer als ehedem. Erschütternd, weil wahrhaft aus tiefster Seele kommend, wirken die kleinen Gedichte: „Auf ein Frühlingsgrab", Lieder, die der Dichter dem Andenken seiner jungverstorbenen ersten Gattin widmete. Diesem, der Form und dem Gehalte nach gleich geschlossenen Liederkranze, reiht sich in dem Buche „Schatten und Sterne" eine bunte Folge von Gedichten an. Pessimistische Klänge flattern auf, wie in „Die Freunde haben keine Zeit", auch gedankenvolle freie Rhythmen schlagen an unser Ohr. Dazwischen stehen wieder naiv-neckische Liedlein, die an des Dichters Erstlinggemahnen, wie „Schlittenfahrt mit Liebchen". Auch einige „revolutionäre Lieder" fesseln unsere Aufmerksamkeit. Diese liegen zwar der, wie ich bereits betonte, sanften und versöhnlichen Natur des Dichters ziemlich ferne, dennoch finden sich in ihnen manche gelungene Pointen. So wenn der Dichter die Korruption der heutigen Gesellschaft schildert und zum Schlusse das harte, aber wahre Urteil spricht:

„Eine Welt, die stolz sich preist,
Eine Welt voll Schmach und Lüge,
Wert, daß ein gewaltiger Geist
Sie in tausend Trümmer schlüge."

Als ein Versuch sozialer Gedichte bemerkenswert erscheinen die „Lokomotivführerlieder". Freilich glaube ich, daß sich derartige Dinge besser für den Dialekt eignen würden. Das Hochdeutsche verleitet den Dichter hier zu Gedanken und poetischen Wendungen, die dem einfachen Leiter einer Maschine wohl nie in den Sinn kommen würden. Aber lediglich als Gedichte, als Produkte der Phantasie betrachtet, sind die „Lokomotivführerlieder" einwandfrei und zeichnen sich außer durch hübsche, sinnige Gedanken auch noch durch feine Form und Sprache aus. Erwähnung verdienen noch die

Widmungsgedichte, unter denen jenes an Nietzsche unser besonderes Interesse erregt. Freilich kann ich hier dem Dichter nicht beistimmen, wenn er den Gedankenflug Nietzsches ein „frevles Gelüst" nennt. Die Folgen dieses Gedankenfluges wird die Menschheit wohl erst in ferner Zukunft voll erfassen und den Wert dieses „frevlen Gelüstes" erkennen lernen*). — Konnte ich mich hier mit Madjera nicht eines Sinnes fühlen, so ist dies umsomehr in dem Gedichte „An Österreich" der Fall. Zum Schlusse dieses prächtigen Poëms steht das echte dichterische Mahnwort:

„Des Reiches Einheit schreib auf deine Fahnen:
Wenn du nicht deutsch bleibst, wirst du untergehn!"

Dieses Gedicht, aus Anlaß der „tiefsten Erniedrigung des Parlaments 1897" geschrieben, behält für unser armes Vaterland leider noch immer seinen aktuellen Wert und es wäre wohlgetan, es hie und da in Tausenden von Flugblättern unter den schlafenden deutschelnden Micheln Österreichs zu verteilen; auch sollte es, in deutlichen Lettern gedruckt und schön eingerahmt, über den Arbeitstischen unserer Regierungsorgane, Staatsanwälte usw. aufgehängt werden. —

Die jüngste Veröffentlichung Madjeras auf lyrischem Gebiete erschien im verflossenen Jahre im Wiener Akademischen Verlag und führt den Titel „Kinder des Waldes". Gegen den Titel ließe sich ein wenig polemisieren. Ihm zufolge erwartet man vorzüglich poetische Naturschilderungen. Mittlerweile treffen wir hier eine ganz stattliche Anzahl von Gedichten, die mit Wald- und Wiesenduft nicht viel zu schaffen haben. Doch können sie deshalb wohl „Kinder des Waldes" sein, nämlich den Gedanken nach im Walde, während einsamer Spaziergänge, ersonnen. Im allgemeinen ist diese Sammlung mehr episch gehalten. Es finden sich darin auch einige romanzen- und balladenartige Gedichte, wie beispielsweise das hübsche „Wie schön Crothild gefreit ward". Die Epik scheint mir indessen nicht Madjeras stärkste Seite zu sein, da die Sprache in seinen erzählenden Gedichten zwar fließend ist, aber doch etwas der Kernhaftigkeit entbehrt. Mit den naturbetrachtenden Versen kann ich mich schon weit besser befreunden. Hier gibt es feine Schilderungen, anregende Gedanken und zarte Stimmungsbilder. Besonders erwähnenswert ist das Gedicht „Symphonie". Eine sozusagen umgekehrte Programmsymphonie! Der Dichter hat offenbar eine sogenannte absolute Symphonie (z. B. eine Beethovens) gehört und darnach sein Gedicht gestaltet. Nun könnte aber wieder dieses Gedicht befruchtend auf die Erfindungsgabe eines Musikers wirken. Ob wohl dann diese, nach Madjeras Gedicht geschaffene Symphonie, der von dem Dichter gehörten dem Wesen nach ähnlich ausfallen würde? In allen naturschildernden Gedichten Madjeras erkennen wir die Ehrfurcht des Dichters vor dem geheimnisvollen Leben und Weben in der Natur, in dem er dasjenige des Schöpfers erkennt. —

Soll ich nun ein Gesamturteil über Madjera als Lyriker kurz und bündig zusammenfassen, so sage ich: Vor allem ein Dichter mit gesunden Sinnen. Alle Unnatur, alle Künsteleien sind ihm zuwider. Welterschütternde Klänge vermag er seiner Leyer nicht zu entlocken, aber wenn er etwas mit Begeisterung besingt, ist er imstande, auch seine Leser oder Hörer mitzureißen, wenn er etwas sinnend betrachtet, vermag er auch in jedem Empfänglichen ähnliche Stimmungen wachzurufen. Denn Madjera ist ein Dichter, den wir verstehen, begreifen, dem wir nachempfinden können, und der auch dem natürlich fühlenden Volke kein Buch mit sieben Siegeln ist. Das aber ist in unseren Tagen vielleicht ein größeres Verdienst, als es so manchem auf den ersten Blick scheinen mag.

Wir wenden uns nun dem dramatischen Schaffen Madjeras zu, wobei ich gleich bemerken will, daß ich nur diejenigen seiner Arbeiten in den Kreis meiner Betrachtungen ziehen werde, die in Buchform erschienen sind, von denen sich also der Leser jederzeit durch aufmerksame Lektüre sozusagen eine Privataufführung vor das geistige Auge zaubern kann. Das älteste in Buchform vorliegende Stück des Dichters ist das dreiaktige Schauspiel „Helden der Feder" (Konegen, Wien). Es stammt aus dem Jahre 1902, oder erlebte wenigstens in diesem Jahre seine Erstaufführung. Dieses Schauspiel zeigt uns den Dichter auf einem Gebiete des dramatischen Schaffens, das ihm heute durchaus ferne liegt, ja ihm geradezu verwerflich erscheint. Die „Helden der Feder" sind ein Tendenzstück. Wollen wir's aber dem Dichter verübeln, daß er einmal ein derartiges Stück schrieb? Jeder Ehrlichdenkende muß diese Frage mit „Nein" beantworten, wenn er vernimmt, daß sich die Tendenz dieses Schauspieles gegen die Großmacht Journalismus im allgemeinen und die sich zum Ochsen blähende Froschkritik der Tagesreferenten im besonderen richtet. Madjera wollte in diesem Stücke zeigen, daß der moderne Journalismus, mit seiner Protektionswirtschaft, Parteilich-

*) Der Nietzscheforscher Prof. Dr. Ernst Holzer in Ulm, der auch zwei oder drei Bände des Nachlasses herausgegeben hat, sagte mir einmal: „Was bisher über Nietzsche gedacht und geschrieben wurde, ist nahezu alles Unsinn. Über den Wert dieses Philosophen ist vor 40—50 Jahren kein abschließendes Urteil zu gewinnen." —

keit, Dünkelhaftigkeit und wie seine sonstigen löblichen Eigentümlichkeiten noch alle heißen mögen, sogar imstande ist, ganze Existenzen zu vernichten. Auf Wunsch eines vorsichtigen Dramaturgen (demjenigen des Jubiläumstheaters, wo das Stück seine bewegte Uraufführung erlebte) hat der Dichter dem Schlusse seines Spieles eine mildere Wendung gegeben. Dem von den Kritikern geistig vernichteten Helden seines Stückes, einem begabten jungen Dramatiker, der sich in der Originalfassung eine Kugel durch den Kopf jagte, wird in der nunmehr vorliegenden endgiltigen Gestaltung die Mordwaffe noch rechtzeitig durch die unwandelbare Liebe seines Weibes und die spontane Anerkennung seines Talentes seitens eines edlen Fürsten aus der Hand gewunden. Gegen diesen Schluß ließe sich manches einwenden, doch wäre es ungebührlich, seinetwegen mit dem Dichter rechten zu wollen, da wir ja wissen, daß dieser Schluß nur eine Bühnenkonzession bedeutet. Die „Helden der Feder" muß man ein treffliches Stück nennen und sogar auch ein kühnes Stück. Der Verfasser mußte wissen, daß er sich mit diesem Schauspiel, in dem er die Erbärmlichkeiten einer gewissen Tagespresse ins grellste Licht stellt, die ganze Meute der Zeitungsschreiber an den Hals hetzt und was das für einen Schaffenden bedeutet, der ja doch schließlich seine Werke auch in den Tagesblättern besprochen sehen möchte, wird jedermann klar sein. Dennoch konnte Madjera sagen: „Ich hab's gewagt!" Und in diesem Wagnis liegt gewiß ein Heroismus. Er hat es sogar vermieden, die Schärfe der Tendenz etwa dadurch zu mildern, daß er wenigstens einen gerechten und ehrlichen Kritiker in seinem Stücke hätte auftreten lassen. Und in der Tat: derartige Kritiker sind bei den Tagesblättern solch' weiße Raben, daß sie selbst als Bühnenfiguren unwahrscheinlich wirken würden. — Leider hielten sich die tüchtig gearbeiteten „Helden der Feder" nicht lange auf dem Spielplan. Daran waren wohl die wirklichen „Helden der Feder" schuld, die sich nach der stürmischen Uraufführung in den Spalten ihrer Blättchen wieder einmal nach Herzenslust ausschimpften — zur Wiederherstellung ihrer gekränkten Ehre! —

Schon mit seinem ersten Stücke, dem Ende der 90er Jahre am Jubiläumstheater öfters aufgeführten Drama „Konrad Vorlauf", hatte sich Madjera auf jenes Gebiet der dramatischen Dichtung begeben, dessen Wiederbelebung seitens der Schaffenden und Neukultivierung seitens der Darstellenden und Genießenden ihm ganz besonders am Herzen liegt. Es ist dies das Drama „höheren Stiles", das Märchen — oder Phantasiestück und das historische Schauspiel. Zwei Stücke Madjeras, in denen der Dichter einen so hohen Flug nimmt, liegen bisher vor: „Ahasver", eine Tragödie und „Märtyrer der Krone", ein geschichtliches Schauspiel. In „Ahasver" fesselt insbesondere die Eigenart der Auffassung des Helden. Hören wir diesbezüglich einen gerade unserem Dichter gegenüber gewiß unverdächtigen Zeugen. Die „Neue freie Presse" schrieb: „Die Originalität Madjeras liegt darin, daß er Ahasver als Kämpfer, als kühnen Rebellen gegen Gott auffaßt, den der auf ihm lastende Fluch nur vorübergehend zu Boden drückt, der sich immer wieder aufrafft und dem Schicksale trotz und schließlich die Erlösung, welche ihm winkt, stolz verschmäht. So ist Ahasver unseres Wissens nach noch nicht aufgefaßt worden." — Da diese Erlösung durch ein Weib geschehen soll, macht sich eine gewisse Ähnlichkeit mit Wagners Auffassung der Gestalt des „fliegenden Holländers" ganz leise bemerkbar, aber, wie gesagt, eben nur ganz leise, denn daß Madjera seinen Ahasver zwischen zwei ungleich geartete Schwestern stellt, ist wieder die vollkommen selbständige Erfindung des Dichters. Die Tragödie müßte auf der Bühne in einer reichen und verständnisvollen Inszenierung und bei guten, die Versprache vollständig beherrschenden Schauspielkräften von nachhaltiger Wirkung sein. Freilich wäre das „Herausbringen" dieser Ahasvertragödie für die Bühnenleiter keine leichte Aufgabe, aber ich glaube, Fleiß und Mühe wären da nicht umsonst verschwendet, ein williges, für den Ernst der Sache empfängliches Publikum vorausgesetzt. — Wo aber findet man heutzutage einen Direktor, der es mit einem neuen historischen oder überhaupt mit einem tiefer angelegten Drama wagt? Wo findet man ein Publikum, das durch unsere moderne Theaterwirtschaft noch nicht im Grund und Boden unfähig gemacht wurde, alle vertiefte Dramatik, soweit sie nicht ehestandspsychologische oder ähnliche Fragen behandelt, mit Wohlgefallen zu begrüßen? Madjera verbreitet sich über diese betrübsamen Dinge in dem Vorworte, das er seinem 1906 erschienenen historischen Schauspiel „Märtyrer der Krone" voranschickt. Dabei tritt er mit aller Energie für das geschichtliche Schauspiel ein. Um aber auch gleich zu beweisen, daß es hier der Leser nicht mit einem nur das Blaue vom Himmel wünschenden Aestheten zu tun hat, sondern mit einem Dichter, der sich über die Realisierbarkeit seiner Wünsche vollauf im klaren ist, läßt Madjera dem geharnischten Vorworte sofort ein geschichtliches Schauspiel folgen: „Märtyrer der Krone" hat er es betitelt und es behandelt die Gefangennahme des Herzogs Friedrich des Schönen von Österreich durch Ludwig den Bayern.

Näher auf das an Grillparzertraditionen anknüpfende, in fließenden Jamben geschriebene Stück einzugehen gestattet mir leider nicht der zur Verfügung stehende Raum. Es sei nur kurz darauf hingewiesen, daß sich der Dichter hier bemüht, das Gute, was die moderne Realistenschule geleistet hat und das er im Vorworte lobend anerkennt, auf das historische Schauspiel zu übertragen: die vertiefte Psychologie der Personen. Ob ein geschichtliches Schauspiel hierdurch an Bühnenwirksamkeit nicht etwas einbüßt, ist freilich eine Frage, die man nach einigen Erfahrungen beinahe mit „Ja" beantworten möchte. Man erinnere sich nur an den vertieften „Andreas Hofer" Franz Kranewitters, dessen letzte Akte, die lediglich der psychologischen Schilderung des Helden gewidmet sind, gegenüber dem ersten Akt, der die Massenpsychologie des Tyroler Volkes in temperamentvoller Weise zum Ausdrucke bringt, gar sehr abfallen. In Madjeras „Märtyrer der Krone" ist nun allerdings ein derartiges Versanden der Handlung in reinen Seelensschilderungen nicht zu verspüren, doch möchte ich mich für eine besonders starke Wirkung dieses Stückes nicht mit vollster Sicherheit verbürgen. Wie schwer es übrigens ist, gerade hinsichtlich der Bühnenwirksamkeit eines Stückes ein Urteil zu fällen, ist ja eine von den gewiegtesten Dramaturgen anerkannte Tatsache. —

In der Einleitung habe ich auf die rege Anteilnahme unseres Dichters an Tagesfragen der verschiedensten Art hingewiesen. Vor mir liegt eine Reihe von Broschüren, deren Titel bereits diese Vielseitigkeit des Interesses bekunden: „Erziehung zum Tierschutz — eine Kulturfrage", „Politik und Geistesleben in Wien", „Wie verrichten die Wiener Theater Kulturarbeit?" Alle diese Arbeiten verdienen lobend erwähnt zu werden und ohne auf ihren stets anregenden Inhalt genauer einzugehen, möchte ich mein Urteil über diese Broschüren folgendermaßen zusammenfassen: Sie würden es verdienen, von jenen Kreisen, die sie besonders angehen, studiert, vom allgemeinen Publikum aber mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden, denn alle drei Broschüren befassen sich mit Dingen, welche das Wohl und Wehe der Allgemeinheit berühren.

Etwas nachdrücklicher möchte ich dagegen noch auf das Buch „B r i e f e ü b e r d a s C h r i s t e n t u m" verweisen. Freilich muß auch die Besprechung dieses Werkes Raummangels wegen oberflächlich genug geschehen. Man wird schon aus dem Titel ahnen, daß sich gerade über diese Schrift viel sagen ließe, sowohl für als gegen die Anschauungen ihres Verfassers. Was uns an dem Werke wohltätig berührt, ist der Ernst und die Sachlichkeit, mit der Madjera seinen Stoff behandelt. Das Buch ist offenbar die Frucht jahrelangen Nachdenkens über das Wesen des Christentums, die Aussprüche der Evangelisten und über die Persönlichkeit Christi, deren Wirken und Streben der Verfasser mit den Augen der Liebe verfolgt und mit dem Herzen beurteilt. Dabei kommt aber Madjera ganz unwillkürlich zu Resultaten, die in den Augen eines den Lehren der römischen Kirche s t r e n g ergebenen Menschen geradezu als Ketzerei erscheinen müssen; ja es gibt in dem Buche Stellen, an denen selbst die Gründer der Reformation einige Freude haben würden. Die Tendenz des Werkes ist eine durchaus edle. Der Verfasser will die w a h r h a f t Christlich-Religiösen vor den Auswüchsen des Christentums, vor einem gefälschten Christentum und vor einem Scheinchristentum warnen. Daß er dabei dennoch die Romkirche nirgends angreift, ist allerdings schwer verständlich, denn bei der Macht, die die romtreue Geistlichkeit über das V o l k besitzt, dürften die Worte des Dichters in den Wind gesprochen sein. Ganz persönlich muß ich bekennen, daß sich hier Madjera auf ein Gebiet begab, das mir völlig fremd geworden ist und daß ich mich zu vielen seiner Anschauungen im p r i n z i p i e l l e n Gegensatz befinde. So wenn er beispielsweise die christliche Religion für die Erziehung und das Gedeihen des Volkes für durchaus notwendig hält, oder für die christliche Demut und Sanftmut eine Lanze bricht. Wir leben im Zeitalter der Persönlichkeiten und des Kampfes. Da heißt es allzeit gerüstet sein zur Verteidigung und wenns sein muß, auch zum Angriff. Das einzige, was wir vom Christentum heute noch brauchen können, ist ein ganz geringer Bruchteil seiner Lehren, zur Bildung einer modernen, auf philosophisch-pädagogischer Grundlage fußenden Ethik, nach der wir unsere Jugend erziehen sollten, frei von jedem religionsgenossenschaftlichen Einfluß.

Soll ich schließlich noch ein Gesamturteil über Wolfgang Madjeras künstlerische Persönlichkeit bieten? Ein Mann von vielseitiger Bildung, ein Dichter mit schönen Herzens- und Geistesidealen, endlich auch ein gut deutsch empfindender Dichter, dem es heiß auf der Seele brennt, seine Mitmenschen nach bester Überzeugung zu veredeln.

Rud. Jul. Lehner:

Das kleine, rote Licht.

Allabends, wenn die Schatten drängen,
Der Tag, ins Herz getroffen, stirbt,
Erglüht ein kleines, rotes Lichtchen,
Das stumm um meine Seele wirbt.

Es reißt mich willenlos zum Fenster,
Ob draußen Wind und Wetter zieht —
Allabends, wenn am Berge drüben
Das kleine, rote Licht erglüht.

Oft denk ich still, es sei ein Lämpchen
Vor einem Muttergottesbild —
Dann wieder scheints mir eine Ampel
Zu Liebesfesten heiß und wild,

Zuweilen ists mir als beschiene
Das Licht wohl eines Kranken Pein —
Als würd' es nächstens immer brennen
An eines Kindes Bettelein.

Ich weiß nur eins, daß mich das Lichtchen
Mit Glück und Leid der Welt vereint,
Wenn es allabends, mir zum Troste
In meiner Einsamkeit erscheint.

Einst gingen meine Wege abseit
Dem Glück und Leid der lauten Welt — — —
Nun ists das ewige Licht des Lebens,
Das nachts in meine Kammer fällt.

Und glücklich bin ich, wenn allabends
Der Tag, ins Herz getroffen, stirbt,
Dann glüht das kleine, rote Lichtchen,
Das stumm um meine Seele wirbt.

Herbst.

Dumpf schallt am Steindamm unser Tritt,
So reglos still steht rings die Au,
Hoch oben zieht ein Vogel mit
Ins nebelnde Oktobergrau.

Grünbraune Wellen wälzt der Fluß
In stummen Drängen fort zum Meer,
Er trägt kein Floß, er trägt kein Schiff,
Er trägt sich selbst nur matt und schwer.

Auch unser Fuß stockt matt und müd
Als wär der Weg zu hart und weit,
Laut, ungestüm rast nur das Herz
Nach Sommersonnentrunkenheit.

Gerda von Robertus:

Lenzeinsamkeit.

Stargeflöte und Amselschag —
Es knospet ein lachender Lenzestag.

Der Birkhahn balzt, der Häher schreit,
Brunst und Liebe nah und weit — .

Baldur naht mit dem Sonnengespann,
Und alles paart sich in zwingendem Bann.

Die Welt gebadet in Sonnenglanz,
Nur mir reicht niemand den Frühlingskranz.

Ach, keiner ahnt, wie in Einsamkeit
Meine glückverlassene Seele schreit!

A. Thenius:

Spätherbst.

Schon weht es kalt durch Flur und Hain,
Vergilbt ist das Laub und das Gras am Rain —
Verstummt das Singen und Klingen.

Der Tannenwald starret in finsterem Grün,
Die letzten Heckenrosen verblüh'n — —
Es stirbt die herbstliche Erde.

Es jagen die Wolken so trüb' und schwer,
Dem Himmel entquillet ein Tränenmeer.
Er weint um die tote Geliebte! —

Alfred Cardi:

Frühlingseinzug.

Wieder lebt in leisem Ahnen
Frühlingswitternd die Natur,
Ein unendlich sel'ges Mahnen
Zieht durch Wiese, Wald und Flur.

Auf aus Schlaf und auf aus Träumen!
Tönt es Bächlein, Strauch und Bäumen.
Nur du, armes Herzelein
Wirst der einz'ge Träumer sein.

❀

Una Nina:

Wolf, Graf von Kalkreuth.*)

Ein schlichtes Buch liegt vor mir. Kein Putz, keine Verzierung als anziehende Reklame. In ruhiges, bescheidenes Blau und Weiß geheftet, will es auch nicht durch strotzende Fülle prahlen. Ruhig, fast müde wirkt es.

Gedichte von Wolf, Graf v. Kalkreuth.

Kennt ihr den Namen? Ja, den des Vaters, des tätigen Malers — hier sein Sohn.

Dieser hat sich keinen Namen geschaffen, er hat den seinen auf dem Gebiete der Kunst nicht bekannt gemacht in der Welt, er wird niemals, wie so mancher junge Künstler es jetzt tut, Propaganda machen für sich — er ist tot.

Als Jüngling schied er hinaus aus unserem Leben, einer Welt, die ihm so fremd. Und die ganze Schwermut, die ganze Qual eines traurigen, jungen Menschenkindes haucht er in seine Verse aus, die nicht er selber, sondern seine Mutter erst nach seinem Tode herausgab.

Zwei rote Fäden schlingen sich durch das Ganze hindurch: Die Wehmut und das durch den Künstler-Vater gebildete, fein empfindende Sehen.

Keine weltaufregenden Reimbildungen, keine klassischen Verse, vielleicht sogar auch einige Unebenheiten — aber — welch' feine Stimmungsbilder zaubert er! Hier ist kein dramatisch Dichtender — aber ein trunkenes Auge läßt den traurigen Mund einen Wortreichtum sprechen, der erstaunt.

In dieser Begeisterung an der Natur vergißt der Schwermütige sich selbst wenigstens für kurze Zeit. Doch auch nur für eine Spanne; denn meist klingen die erzählenden, farbenprächtigen Bilder doch wieder in wehmütigen aus.

Wenn er z. B. in guter Beobachtung beginnt:

Der Strom ergießt ins Meer die regengraue Flut,
Das Land erstirbt im Dunst, die dunkle Luft wird blasser.
Der Kahn treibt reglos fort, das müde Segel ruht,
Kein weißer Wellenstreif im winterlichen Wasser...

Um dann nach schmerzlichem Vergleich zu enden:

Kein Donner trifft das Meer, kein Blitz vernichtet mich —
Erbarme dich, o Tod, mein Retter und mein Heiland!

Oder noch ein Beispiel gelte für viele:

Der breite Pfad verfließt in staub'gem Grau,
Ein leises Dämmern wogt in luft'gen Räumen.
Das Dorf liegt still in schlummertiefen Träumen:
Das gelbe Korn erbleicht auf weiter Au.
Noch netzte nicht der morgendliche Tau
Die reifen Felder, die die Straße säumen.
Ein mattes Grün ruht auf den Pappelbäumen —
Verloren schwimmt ein Stern im blassen Blau.

Und über jenes Waldes dunkle Grenzen
Hebt sich mit einem Mal ein lichtes Glänzen,
Und der Azur erstrahlt so hell wie einst.

Ein Vogelzug steigt auf in frohen Schwärmen....
Nun werden bald die goldenen Strahlen wärmen. —
Ich weiß es, armes Herz, warum du weinst!

Wie rührend ist es, wie sich der junge Mensch gegen die immer wieder packende Trübnis wehrt! Wie ergreifend, wenn alles Wehren und Flüchten nichts hilft, wenn er stets von Neuem ihn Abstoßendes und Schreckendes im Leben sieht. Die ganze große, so unheimlich starke Verzweiflung einer Seele enthüllt sich uns in seinen Dichtungen. Eine Verzweiflung, die die Toten beneidet, die den Tod als das Endziel, als das

*) Inselverlag 1908. Im gleichen Verlage erschien von Wolf Graf von Kalkreuth noch die Übertragungen Charles Baudelaire's „Blumen des Bösen" und Paul Verlaine's „Ausgewählte Gedichte".

einzig richtige Lebensziel sieht und — ersehnt; die nach ihm schreit. —

Ein großer starker Mensch — Napoleon — vermag es, daß sich Wolf, Graf von Kalkreuth für Augenblicke hinausschwingt aus seiner trauerschwangeren Atmosphäre. Der willenstarke, eiserne, selbststolze Napoleon hat es dem Leidenden, Wollenden und nicht Kommenden angetan und an der mächtigen Kraft des gestürzten Titanen wächst diejenige des Dichters.

Wie fein und eigenartig sind dann wieder die „Holländischen Landschaften!" Wie das leise Plätschern von müden Kanälen klingt es zu uns her. Oder heitere Bilder des malerischen Flachlandes erquicken uns; die weiße Glut eines Sommertages, die in den wohligen Duft eines warmen Abends auszittert. Und vor Allem der bleiche, silberige, müde Duft, der in wasserreichem Land die Luft durchtränkt, der so müde und so still machen kann, der so flimmernd und weich sich um Gegenstände und Menschenherzen legt.

Perlmuttern und weich gedämpft wie die Farben des traurigen Opales ist die ganze Stimmung, in die hinein uns der Dichter spinnt, dessen Stirn man von bleichen, feinen Frauenhänden geliebkost sehen möchte. Ein armer lieber Freund ist er uns geworden, einer, dem man so gerne helfen möchte und von dem man trotzdem doch immer noch Gaben erhält und dem man nur danken kann, indem man ihn lieb hat, ihn, Wolf, Graf von Kalkreuth!

❀

H. Gertenbach:

Die Reise.

Als ich einmal reiste
Kam ich in das Hessenland
Ging vom Bahnhof geradeaus
Linker Hand, rechter Hand.

Hessenland ist preußisch
Schon seit manchem langen Jahr
Als ich dort einst weilte,
Ich recht glücklich war.

Bin es auch noch heute
Denn ich nahm ein Mädchen mit
Hessenmädchen, die sind schön,
Ne Andre mag ich nit.

A. Rinke:

Mond-Nacht.

I.

Über Berg und Wiesenmatten,
Spinnt die Dämmerung ihren Schatten.
Durch des Waldes Dickicht bricht
Mild des Mondes Licht.

II.

Im Himmel gehen die Sterne auf
Zu vollenden ihren nächtlichen Lauf.
In der Ferne eine Nachtigall singt;
Ihr Lied in's Herz mir dringt.

❀

Gertrud.

Ein deutsches Waldmärchen
in 1 Akt
von
Adolf Dreßler jun.

Personen:

Gertrud	Liesel
Waldelfe	Die Einsamkeit
Blumenelfe	Die Reue
Mondelfe	Die Furcht
Großmutter Zeit	Der Wahn
Der Pilger	Der erste der Träger
Der Dichter	Der zweite der Träger
Hans	

Eine anmutige Waldgegend. Ein Wildbach. Im Hintergrund rechts eine alte baufällige Hütte. Vorn links eine natürle Moosbank. Es ist eine helle Mondnacht. Gertrud tritt aus der Hütte, später kommen die drei Elfen von verschiedenen Seiten.

Gertrud:

Eng und dumpfig wars im Zimmer
Draußen webt der Mondenschimmer
Silberlicht auf Moos und Bäume
Aus den Blüten steigen Träume
Schweben Elfen wunderfein
Kommt ihr Zarten naht ihr Holden
Maienduft und Blütendolden
Locken rings zum Ringelreihn

Waldelfe:

Maienzart und jugendgrün
Prangt das Laub der Bäume

Leise Lüfte flüsternd ziehen
Durch die stillen Räume
In den Höhen im tiefen Grund
Mit geheimer Stärke
Schaffen Geister flink zur Stund
An dem Frühlingswerke

Blumenelfe:
Hielt ein Blumenkelch gar zart
Duftend mich umschlossen
Doch mich triebs zur Wanderfahrt
Wo des Spiels Genossen
Auf dem Baum die Nachtigall
Hat ein Lied gesungen
Eines Märchens süßer Hall
Hielt mein Herz bezwungen

Mondelfe:
Sehnsucht schweift mit leisem Weh
Einsam weltentlegen
Und auf Silbersohlen geh
Ich ihr sacht entgegen
Mein Gewand ist Flimmerlicht
Meiner Schritte Schweben
Rührt an Halm und Blume nicht
Läßt sie leis nur beben

(Die Elfen schlingen sich im Reigen um Gertrud)

Alle Elfen:
Sei gegrüßt uns Menschenkind
Da du uns so wohlgesinnt
Schlingen wir mit frohem Gemüte
Schwebend um dich her zu drein
Einen Frühlingsringelreihn
Holde Gertrud — Mädchenblüte

Gertrud:
Ich hörte heut Nacht im tiefen Traum
Maiglöckchen gar leise läuten
Die waren erblüht am Waldessaum
Wißt ihr ihre Stimmen zu deuten?

Waldelfe:
Maiglöckchen haben gar hellen Schein

Blumenelfe:
Die läuten den lieben Frühling ein

Mondelfe:
Sie künden nur Lust und Freuden

Gertrud:
Zwei Tauben sah ich, die schnäbelten sich

Waldelfe:
Das kündet erwachende Triebe

Blumenelfe:
Das Glück wird kommen und küssen dich

Mondelfe:
Zwei Zaubrer sind Mai und Liebe

Gertrud:
Es wollte die Sonne scheidend ersterben
Ich sah sie im Westen glühend vergehen
Und grau sich den Himmel mit Dämmerung färben

Waldelfe:
Das kündet, ein neuer Tag wird erstehen

Blumenelfe:
Es wird dich ein schauernd Erstaunen umweben

Mondelfe:
Und dann küßt dich Sonne zum neuen Leben

Gertrud:
Alles taucht ihr nur in Freuden
Wollts aufs rosenrote deuten
Weil es lieblich euch erscheint
Doch ich fühlt ein leises Bangen
Nie gekanntes heiß' Verlangen
Wißt ich hab im Traum geweint

Waldelfe:
Elfen können tanzen — schweben
Ihre Träume werden Leben
Und ihr Leben klingt wie Lieder
Steigt der Lenz zum Tale nieder
Elfen trinken Blütenweine
Haben helle Edelsteine
Doch es fehlt bei all dem Tant
Wohl der schönste Diamant
Der am reinsten glänzt und gleist
Schlicht und sinnig Träne heißt
Irrlicht flimmert uns zum Reigen
Und bis Mond und Sterne bleichen
Schweben wir im Waldesschoß
Seelenlos, tränenlos

Gertrud:
Ihr zarten Schwestern lieb und traut
O könnt ich lindern euer Sehnen
Daß, was das Herz bewegt in Tränen
Auch euren Augen sanft enttaut

Mondelfe:
Wißt, Schwestern, weinen heißt auch Trauern
Es will der schönste Edelstein
Erkämpft am allerschwersten sein

Gertrud:
O schweig, mich macht dies Wort erschauern
Weh und Leiden haben all
Uns noch nicht bezwungen

Blumenelfe:
(träumerisch)
Eines Märchens süßer Hall
Hat mein Herz durchdrungen

Gertrud:
So künde uns deinen Märchentraum

Blumenelfe:
Eine Nachtigall sang auf dem Birkenbaum
tiri tiri tirilli
Eine Blum' ist erblüht in der Früh
Auf zackiger Berghöh, vom Wald nicht weit
Da prangt sie in stolzer Einsamkeit
Erklomm nun die Höhe ein mutiger Mann
Und langte gar bei der Herrlichen an
Drei trotzige Adler die Blume umkreisen
Den, der sie will brechen zur Tiefe sie reißen
Und drunten da gähnt ein furchtbarer Schlund
Ein Fehltritt des Fußes — er stürzt in den Grund
Wohl mancher es wagte gekommen nie
Doch wieder ist Einer tiri tirilli

Mondelfe:
Ein trauriges Märchen

Gertrud:
Fast weinen man kann

Waldelfe:
Erzähl uns ein andres

Blumenelfe:
Das Ende hört an
Doch naht sich ein starker und herrlicher Held
Der sein Ziel nicht auf eitlen Ruhm hat gestellt
Den der Liebe Sonn im Herzen getagt
Der den Aufstieg nur für die Geliebte wagt
Dem müssen die Mächte die tückischen weichen
Froh wird er die prangende Blume erreichen
Ihr Zauber entzückt ihm sein Leben lang
Dann jauchzt die Geliebte tiri kling klang

Mondelfe:
Laßt die Strahlenblume scheinen
Und die Menschen Tränen weinen
Elfe lustig leicht beschwingt
Ihren Blütenreigen schlingt
Königskerz, Vergißmeinnicht
Kosen mit dem Mondenlicht
Seine süßen Zauber weben
Lüfte in den Blättern schweben
Jugendfreudig kam der Mai
Lustig drum die Elfe sei
Der nur Glück sich offenbart
Wir sind jung und schön und zart

Alle Elfen:
(zu Gertrud)
Bleib uns treu, o Menschenkind,
Die du uns so wohlgesinnt

Gertrud:
Nehment dank mit frohem Gemüte
Die ihr um mich schwebt zu drein
Froh im Frühlingsringelreihn

Alle Elfen:
Holde Gertrud, Mädchenblüte
(Der Mondschein erlischt. Großmutter Zeit tritt aus der Hütte. Ihr Aussehen ist uralt, trotzdem erscheint sie noch rüstig, obgleich Sprache und Gebärden eine Gleichgültigkeit verraten. Die Elfen eilen ängstlich ab)

Alle Elfen:
Huh! huh! entweicht

Großmutter:
Ein neuer Tag

Gertrud:
Das junge Licht sprengt den nächtigen Bann,
Ein wonnig Dämmerleben hebt an

Großmutter:
Ein neuer Tag bringt neue Plag,
So viele auch aus dem Zeitmeer entsteigen
Einer wird immer dem andern gleichen

Gertrud:
Sieh doch, Großmutter, noch ist's ganz still
Kein Blättchen am Baum sich regen will
Eh noch am Himmel die Helle entsprossen —
Es halten die Blumen die Köpfchen geschlossen
Der Odem der Lüfte nur leise geht
Still hält Natur ihr Morgengebet
Da muß das finstere Grauen entweichen —

Großmutter:
Einer wird immer dem andern gleichen
Von all den Tagen die kommen und gehen
Morgens ein frohes Farbenentstehen
Abends wie Wandrer mit müden Gebärden,
Ein hastloses Sterben ein rastloses Werden
Das Zeitmeer gebärt, das Zeitmeer verschlingt
Keiner die Ewigkeit sich erringt

Gertrud:
Heller und heller bebt es empor,
Schneller und schneller löst sich der Flor
Es blüht schon des Lichts Blume herauf
Bald wachen die schlafenden Vögel auf
Dem Morgen ihr jauchzendes Lied zu singen

Großmutter:
Keiner wird Ewigkeit sich erringen
Die Menschen nur geben ihm bunte Kleider
Bald scheint er traurig bald hell und heiter
Die Toren sie ringen mit dem Geschick
Dies nennen sie Jammer und jenes Glück
Die Klügsten dünken sich alle Geschlechter
Und werden nicht besser dabei und gerechter
Sie wähnen sich ähnlich dem Herrgott schon,
Nur sind sie nicht einig ob seiner Person

Gertrud:
Großmutter schau doch wie wonniglich
Die Sonn, es verkündet die Sonne sich

Großmutter:
Die Menschen sie werden nicht schlechter noch besser
Es rauschen des Zeitstroms gewaltige Wässer,
Sie singen immer das alte Lied
In einer Welt voller Narredei
Und ich ward weiß Gott wie alt dabei

Gertrud:
Leben erwacht mit des Tages Lauf
Blumen schließen die Kelche auf
Morgenwehn klingend den Wald durchzieht
Selber die Blätter recken sich höher
Sie wollen alle dem Lichte näher,
Gräser und Blumen glitzern im Tau,
Dort schwingt eine Lerche sich jubelnd ins Blau
Der Wald hallt wieder von Melodei
Großmutter kannst du noch mißmutig bleiben
Freut dich nicht auch das lenzige treiben?

Großmutter:
Und ich ward weiß Gott wie alt dabei
Ich sah die Völker sich blutig bekriegen
Sie ächzten im Sturze
Und jauchzten im Siegen
Sah Mord und Vernichtung Raub und Brand
Wo nach heiligsten Gütern griff lästernde Hand
Ich sah sie jagen Genuß zu erwerben
Und elend und krank am Laster sterben
Und da ich so vieles und Schlimmes gesehen
Wie kann mich da freuen eines Tages Entstehen

Gertrud:
Werden die Menschen denn, wenn sie alt,
Alle so freudlos herzenskalt?

Großmutter:
Ein Uhrwerk geht träge seinen Lauf
Die Sonne sinkt unter und schwebt herauf
So wandle auch ich ohne Freud und Leid
Und wirke am Seile der Ewigkeit

Gertrud:
Ich aber bin jung und rasch schlägt mein Herz,
Maiträume mir schweben zur Seite,
Und Blüten und Blumen gibts allerwärts
Und blau strahlt der Himmel der weite,
Ich lausche dem Lied, daß der Waldbach singt
Den Blättern, die Märchen tauschen
Ich kenn die Kund, die der Vogel bringt
Und kann mich in Freuden berauschen
Mein Sinn ist so heiter und lusterfüllt
Will lachen und tanzen und singen
Mein Lied, daß vor Seligkeit überquillt
Soll auf mit der Lerche sich schwingen
Weil ich noch so jung bin will fröhlch sein
Mich lockt das Leben, die Welt ist mein

Großmutter:
Und lockt dich das Leben, so hör mich an
Nicht heute ich bei dir verweilen kann
Ich laß einen Lebenstag dich allein
Am Abend werd wieder zurück ich sein

Gertrud:
Du willst mich verlassen und hier am Ort
Soll haltlos ich bleiben ohne Schutz und Hort
Großmutter dies kann dein Ernst nicht sein

Großmutter:
Dich lockte das Leben, die Welt ist dein
Die Freiheit dich labe, die du begehrt
Wohl nütze den Tag, der so dir gewährt

Gertrud:
Wer soll mir ein köstliches Mahl bereiten

Großmutter:
Im Walde stehen Beeren bunt und viel

Gertrud:
Wer wird mich auf rechte Wege leiten
Und über mir wachen bei Tanz und Spiel

Großmutter:
Du selber mußt suchen mit hoffender Seele
Dein eigener Wille wacht über dir

Gertrud:
Doch wenn ich den rechten Weg verfehle?

Großmutter:
Vertrau auf Gott er ist immer hier

Gertrud:
Doch wie soll ich Gottes Weisung verstehen
Ich kann ihn nicht fassen und nimmer sehn

Großmutter:
Gott ist der Gedanke der uns regiert
Der Wille, der sicher zur Höhe führt
Die Kraft, die alles in uns bezwingt
Der Geist, der das Gute zum Siege bringt.

Gertrud:
Großmutter, ach, ich verstehe dich kaum
Mir ist als läg ich im wüsten Traum
Doch eines fühl ich und muß es erflehn
Du darfst mich nicht lassen, nicht von mir gehen.

Großmutter:
Ein Lebenstag ist dein Eigen, Kind
Er wird dich befreien von verworrenen Sehnen

Gertrud:
Großmutter, bist du denn taub und blind,
Hörst nicht die Klagen, siehst nicht die Tränen?

Großmutter:
Ich komme am Abend getreulich wieder

Gertrud:
Ich fürcht mich, Großmutter, mir beben die Glieder
Ich sterbe, läßt du allein mich hier

Großmutter:
Mein Kind, daß sagten schon viele mir
Und alle ertrugen der Trennung Schmerz

Gertrud:
Großmutter, jetzt weiß ich, du hast kein Herz.

Großmutter:
Dein Schmerz gleicht nicht einmal dem Korn am [Pfad
Daran sich könnt stoßen ein rollendes Rad
Die Zeit rinnt weiter ich geh weil ich muß.
Mit drehen am rollenden Weltenrade
Der Kindheit Blumen dir welken am Pfade
Ich gebe dir eine Mahnung zum Schluß
Was gilt ein Lebenstag in der Zeit
Was ein Menschensein in Ewigkeit?

Gertrud:
Großmutter bleibe, denn der schönsten Träume Glück
Entflieht — ich weiß — es kehrt nie mehr zurück

(Großmutter geht ab; Gertrud setzt sich weinend auf die Moosbank. Der Pilger, eine ernste Mannesgestalt, völlig in Schwarz gekleidet, tritt auf und nähert sich langsam Gertrud.)

Gertrud:
Stumm geht sie dahin und läßt mich allein
Wer mag der fremde Wandrer sein
Sein Antlitz ist seltsam, er blickt so bleich
Sein Nahn ist schwüler Gewitterluft gleich
Entsetzlich, er naht sich, er kommt heran
Gewiß, jetzt tut er ein Leid mir an

(zum Pilger)

Was willst du von mir, dein Blick macht mich beben
Ich bin noch so jung o schone mein Leben.
Bist du das Unglück, bist du der Tod.
Großmutter hilf mir in höchster Not

Pilger:
Ich bin der Pilger.

Gertrud:
So gehe fort
Gott du mein Schutz, mein Heil und Hort
Steh mir jetzt bei und umfasse mich
Scheußlicher Alter ich hasse dich.

Pilger:
Ich wanderte viel, ich wanderte weit
Und komme zu dir in der Einsamkeit.

Gertrud:
Du kommst mich zu töten, du grausamer Mann.

Pilger:
Ich suchte dich hier nach des Höchsten Plan,
Jeder muß mir ins Antlitz sehen
An jedem muß ich vorüber gehen

Gertrud:

Ich sehe dir ins Antlitz du bleiches Gespenst,
Entweiche nun, wenn du Erbarmen kennst
Dein Blick, er schmerzt tiefer als höchste Straf
Dein Blick ist furchtbar

Pilger:

Ja, wen er traf
Die Freude am Scherzen er verdarb
Das Lächeln ihm auf den Lippen erstarb

Gertrud:

Ich aber bin jung, will froh sein und Scherzen
Und lachen und singen mit glücklichem Herzen

Pilger:

Der Lebenstag ist nicht immer ein Fest.

Gertrud:

Bis an meiner Tage armseliger Rest
Werd ich an dein totbleiches Antlitz gedenken
Kannst ruhig waldaus deine Schritte lenken

Pilger:

Was tat ich dir, daß ich dir so verhaßt,
Gönnst du dem müden Wandrer keine Rast?

Gertrud:

Das Gastrecht ist uns hehr drum setz dich nieder,
Wenn du der Ruhe zu bedürfen meinst
Ich wehre sie dir nicht, doch gehe dann wieder,
Da du kein guter Mensch zu gelten scheinst.

Pilger:

Bin durstig meine Glieder wurden schwach.

Gertrud:

Ich schöpfe frisches Wasser dir am Bach
(sie tut es)
Fühlst du auch Hunger?

Pilger:

Habe tausend Dank.
Aus deiner gebensfrohen Hand mich labt
Schon reichlich dieser Trank
(Es folgt eine Pause, Gertrud blickt den Pilger lange an, ein Mitleid steigt in ihr auf.)

Gertrud:

Ists viel, daß ihr im Leben schon ertragen habt?

Pilger:

O blick mich an so voll und tief und ganz
Dann wirst du mich verstehen und ergründen
Selbst dunkle Nächte haben einen Glanz
Es wird ein tiefer Blick dir alles künden
Und weichen feige Toren auch vor mir
So gibts doch viele die mich nimmer lassen.
Wenn ich durch Nacht auf helle Pfade führ
Deß' Hand wird immer liebend mich umfassen
Sieh mir ins Aug, es bringt dir keinen Schmerz
Erkenn des Lebens Ernst in stiller Demut.
Selbst in des Rauhen Brust schlägt warm ein Herz,
Daß innig fühlt für Menschglück und Wehmut.
(Die Morgensonne bricht durch Wolken und überflutet die ganze Bühne.)

Gertrud:

Ich sehe dich an, du scheinst mir hart und rauh,
Doch nun ich näher in dein Anlitz schau,
Gleich ich dem Kind, daß an der Himmelsferne
In dunkler Nacht erblickt die hellen Sterne.

Pilger:

Ich sagt es ja, du junges Mägdelein
Selbst dunkle Nächte haben ihren Schein
Und da dein Leben traf mein ernstes Aug'
Wird dich erst recht erfreuen des Glückes Flimmer
Noch schöner wird dir scheinen Baum und Strauch
Im Jugendschimmer.
Nach Dunkelheiten strahlt der Sonne Licht
Aus tiefstem Leiden höchste Wonne bricht.

Gertrud:

Ich danke dir, kann ich auch nicht verstehen
Das Rätsel, daß die Sonne mir getrübt,
Durchzieht doch meine Seel ein Ahnungswehen
Das meinen Träumen neue Regung gibt.

Pilger:

Träume nur weiter
Denn deine Jugend ist nur ein Traum,
Bunte Blumen blühen auf deinem Weg
Duftend und schön. —
Du pflückst sie lächelnd — —
Doch ein Erwachen wird kommen
Da werden die Träume alle zerwehen
Leuchtend umfängt dich Klarheit,
Mit seligen Augen und lachendem Blick
Schaust du ins Antlitz der Wahrheit
Dann kam dein Glück

Gertrud:

Wenn wird er kommen der Tag so schön

Pilger:
Vielleicht kommt er noch heute, doch nun muß ich gehn

Gertrud:
O, sag deinen Namen mir fremder Mann

Pilger:
Deine Jugend schützt dich vor meinen Bann,
Doch daß du mich recht auch erkennen lernst
Vernimm denn, ich heiße des Lebens Ernst.

Gertrud:
So sei mir gesegnet in Waldesmitten
Wo zarte Blumen in Freude blühen
Die Bäume prangen im Maiengrün
Fast möchte ich dich zu bleiben bitten.

Pilger:
Waldmärchen süß ist deines Duftes wehen
Nimm meinen Dank die Rast war kurz, doch schön.

(ab.)

Gertrud:
Waldmärchen, lebensjauchzend kam der Tag
Herangesprengt auf raschen Flammenrossen
Der Wald, der rings in Nacht und Träumen lag,
Ward morgenfröhlich — sonnengoldumflossen
Taudiamanten Freudentränen küßt
Aus Schlaf erwachten trunkne Blütenaugen
Das Strahlenschwärmen, daß vom Himmel ist
Die junge Welt in seinem Glanz zu taugen,
Die Lerche schwirrt, ihr Lied verklingt in Höhen,
und leise schwebt der Wogensang der Winde
Wie ist doch die Natur so zauberschön.
Waldmärchen kam zu mir, dem Menschenkinde,
Kam es zu mir, vielleicht bin selbst ich's gar,
Die Mädchenblume unter Grün und Blüten.

(Sie löst ihr Haar.)

Kommt, Sonnenstrahlen, spielt in meinem Haar,
Waldeinsamkeit, gib deinen Werdefrieden,
Lieb Döglein, singt ein Lied zum Maientanz,
Laß Moos und Kelchen frischen Duft entsteigen,
Umgaukelt so bei Ruch und Klang und Glanz
Mein strahlend Haupt, ihr Falter, bunt im Reigen.

(Der Dichter, ein junger Gesell mit Ranzen, Stab und einem Strauß am Hute, tritt auf, er verharrt im Entzücken.)

Gertrud:
Es hat der Wind sein Wiegenlied
Meinen ersten Schlummer gesungen,
Im Grünen bin ich emporgeblüht,
Schlank wie Birken die jungen,
Das Lachen lernt' ich vom Sonnenschein,
Von Vogel und Waldbach die Lieder,
Mit Elfen tanzt' ich den Ringelreihn
In Träumen bei Mond und Flieder,
Eine Sehnsucht all meinen Sinn durchlebt,
Die ist wie ahnendes Wissen,
Eine Sehnsucht all meinen Sinn durchbebt,
Ein Wunsch empor in das Blaue schwebt —
Das Glück soll kommen mich küssen.

Dichter:
Holdseligste, Jungfrau!

Gertrud:
Bist du das Glück?
Wie selig dir lachen die Augen,
Als leuchte der Lenz aus deinem Blick.

Dichter:
Die Frage müßte mir taugen,
Ein Wandrer schweifte durchs Tannengrün,
Im Maien, wo's Blüten regnet,
Da ist ihm inmitten von Duft und Blühen
Die reizende Waldfee begegnet.
So heißt es in einem uralten Lied,
Das am Spinnrad die Muhme gesungen,
Die Waldfee nun wirklich mein Auge sieht,
Ganz hielt mich ihr Zauber bezwungen.

Gertrud:
Ich bin nicht die Waldfee, ihr irrt gar sehr,
Von der euch verkündet die alte Mär,
Ich bin nur ein armselig Menschenkind.

Dichter:
Doch das Schönste wohl, das man auf Erden find'.

Gertrud:
Ihr macht mich — sagt ihr, daß so schön ich sei —
Nur eitel, das will mir nicht frommen.

Dichter:
Und bist du die Waldfee nicht, bist du der Mai,
Das Märchen ist zu mir gekommen,
Es küßt mir die Augen und läd't mich zur Rast.

Gertrud:
So setzet euch nieder und werdet mein Gast,
Kann ich auch nicht bieten des Feuerweins Gold,
Das Bächlein birgt Labung, die funkelt.

Dichter:
Ich danke dir, Märchen, hier ruht sich's gar hold,
Von Blütengerank überdunkelt,

Es brennt eine Sehnsucht, still und heiß,
Im Herzen mir süß verstohlen,
Seitdem ich von deinen Blauaugen weiß.

Gertrud:

Ich gehe dir Wasser zu holen.

(Gertrud geht an den Bach, der Dichter erhebt sich und geht ihr nach,)

Dichter:

Es schimmert der Wald heut im Feiergewand,
Wie lustig die Wellchen doch blinken — — — —
Ach würdest du schöpfen mit deiner Hand,
Viel lieber wollt' ich dann trinken.

Gertrud:

Wozu ist aber der Becher hier?

Dichter:

Viel süßer müßte es munden mir

Gertrud:

Nun wie du es willst, trink immer zu

Dichter:

Und ringsum webt wonnige Waldesruh
Einen König nicht besser behagen kann.
Der köstlichste Wein

(er küßt ihre Hand.)

Gertrud:

(vorwurfsvoll)

O Wandersmann.

Dichter:

Verzeih, wenn mich der süße Wahn betörte
Und das durch meine ungestüme Art
Ich Märchen deinen keuschen Zauber störte
Du holde Blüte bist so süß und zart
Das dich der Hauch des Windes schon kann brechen
Der in der Bäume jungen Blühen webt

Gertrud:

Ihr dürft zu mir nicht solche Worte sprechen,
Ich bin kein Märchen, bin ein Mensch der lebt
Und lacht und singt mit jungem, frohem Herzen
Und bin ich schön, so hat es Gott gewollt
Gab er doch Liebreiz auch den Blütenkerzen
Und süße Lieder jedem Vöglein hold.

Dichter:

Bist du nun Waldfee Mai und Märchen nicht
Durch meinen Busen bebt ein heißes Brennen,
Ich möchte deinen holden Namen kennen

Gertrud:

Gertrud.

Dichter:

O Gertrud süßes Angesicht
Komm setze dich zu mir, ich bitte dich.

(Sie setzen sich auf die Moosbank.)

Gertrud:

Wie ist der Himmel blau und feierlich
Als wollte er sich in aller Pracht erschließen
Noch mehr des Segens still herab zu gießen,

Dichter:

So kirchenstill ist der Wald — Es geht
Die Sehnsucht über weiße Maienglocken,
Ihr wallend weiches Gewand, das weht
In Blumenkelchen, Blütengeister hocken
Sie recken sich und lispeln leise, bald
Dann sind sie still, um süßren Laut zu hören.
Es geht die Sehnsucht singend durch den Wald,
Kein fremder Hall darf sie im Liede stören,
Wie ist so traut, so ruhig rings umher,
Als könnte man der Blüten Atem lauschen,
Von Duft geschwängert wogt der Lüfte Meer,
Doch wagt kein Hauch im Blätterwerk zu rauschen,
Ein Sonnenfalter gaukelt niederwärts,
Blitzt hell durchs Grün, fängt sich nach Schelmenweise
In deiner Haare wirren Goldgenetz.
Dort bleibt er haften — Und du lächelst leise.

Gertrud:

Wie zauberschön mir doch dein Wort enthüllt,
Des Waldes Wunder, die im Stillen weben,
Mir ist, als sei ein zartes Traumgebild
Voll Märchenpracht erwacht zum Rätselleben,
Mir ist, als schau in einen See ich tief,
Darin sich spiegeln sanft des Tages Lichter.

Dichter:

Du weckteſt auf, was mir im Innern schlief,
Drum wisse, Gertrud, denn ich bin ein Dichter.

Gertrud:

Ein Dichter, wie köstlich, wie wunderbar,
So bist du einer von denen gar,
Die golden die Netze des Denkens spinnen
Und wunderliebliche Märchen ersinnen,
Ja Märchen mein Glück, meine Wonne sind.

(Fortsetzung in nächster Nummer)

Aphorismen.

Viele, die nicht als anhänglicher Charakter gelten können, glauben „unabhängig" zu sein.

Es scheint mir ausgeschlossen, daß die Naivität in in einem wahrhaft bescheidenen Menschen Sitz und Stimme hat.

Der Freundschaft echtester Kitt ist Glaube.

Der Intellekt ist Quell und Born aller (menschlichen) Begeisterung.

Viele sehen ihre Ideale im Leben, anstatt sie in das Leben hineinzutragen.

Lebe das Leben reich und ganz und voll; vergeistige es. Umso weniger kann der Tod dir nehmen.

Wahres Leben kann selbst vom Tode nicht zerstört werden.

Gut und Böse ist in gleicher Menge jedem Menschen eigen. Nur das ist der Unterschied, wie weit der Einzelne sein Gut und Böse im Zügel hält und es meistert.

Wenn ein Wort und Begriff Schall und Rauch ist, so ist es das Wort und der Begriff: Gerechtigkeit.

Wie glücklich wäre die Menschheit, würde sie nur ein „Du" und nimmer ein „ich" kennen gelernt haben.

Was uns am meisten schädigt ist unser liebes „Ich".

Je stärker der Glaube an unser Ich, je schwächer Edelsinn und Hochherzigkeit.

Ein Sieger ist, wer auf sein Recht verzichtet und den Streit so beendet.

Der Keim und Boden zum inneren Wachstum wurzelt nur in uns selbst, wir allein können ihn beackern, uns allein gehört die Ernte.

Fühlen, Wollen und Denken sind meist im Kriege.

Wahrheit ist Wirklichkeit.

Die Sonne im Menschenleben heißt: Harmonie.

Ist nicht doch das Geheimnis alles Seins, die Kraft aller Kräfte... das geheimnisvolle Letzte, die ehernen, ewigen Gesetze.... ist dies alles nicht doch im letzten Grunde ein seelenloser Mechanismus?

Die steigende Naturerkenntnis nahm uns viele Altäre, raubte uns sonnige Ideale und innere Werte; aber sie gab mehr durch ihre nackten Realitäten, durch Erkenntnis der Wirklichkeit.

Was unser Wissen und Können profaniert, ist der Kampf um den schmutzigen Groschen.

Die Hand ist das Werkzeug aller Werkzeuge, der Verstand das Vermögen aller Vermögen.

Das Glück suchen wir alle und wissen nicht, daß wir dies Suchen besser als Suchen nach Vorteil bezeichnen sollen.

Denker, Künstler und Schriftsteller sind die Dolmetscher ihrer Völker.

Der Genius ist aus demselben Stoff geschaffen, wie seine Mitmenschheit, er unterscheidet sich nur durch seine gewaltige innere Kraft, sein explosives Schaffen.

Das Naturgesetz wird der Totengräber des Glaubens und der Kirche werden.

Unsere Zeit freut sich ihrer geistigen Siege, ihres Wissens, ihrer Erkenntnis fast aller Kräfte, freut sich, daß es für sie fast kein verschleiert Bild von Sais mehr gibt.... und doch schreit hier und flüstert dort in der Freude ein herber, schmerzlicher Unterton. Der klingt wie des kranken Oswalds Worte: Mutter, gib mir die Sonne.....

Der tiefste Sinn des Lebens ist — — der Tod.

Die meisten Leute sind — — Kopien anderer Leute.

Es gibt wenige Eigene unter den Menschen, die meisten sind, wie Fabrikware, ohne Seele.

Sehnsucht und Hoffnung, zwei heilige Altäre im Dasein.

Wer lebte wohl — — sofern er nicht eine Hoffnung hätte?

Die meisten Menschen zitieren nur.

Die Wahrheit zerstört. Denn Wahrheit, Entwicklung aller Dinge in der Richtung der Wahrheit würde die Religion, die Staaten, die letzten Dinge zerstören und vielleicht das Ende aller Dinge sein.

Die Bestie im Menschen wird durch dreies ausgelöst: durch Glaubensfeinde, durch Vaterlandsfeinde und durch das — — ekle Geld.

Arm ist nur der, der sich für arm hält.

Der Geizige ist Knecht seiner Güter.

Der Geizige ist sich selbst ein Hungerlohn-Arbeitgeber.

Jede Glut wird Asche.

Entkleide den Sonnenstrahl des Lichts, den Menschen seiner Seele — — und Beide sind ein Nichts.

Nur auf dem Wege zur Wahrheit liegt die Hoffnung. Die Wahrheit selbst kennt keine Hoffnung, ihr Reich ist eisig, eisern, kalt.

Es wird immer Frage sein, ob ein lauteres, edles Verhalten in Klugheit oder Ehrlichkeit seinen Ursprung hat.

Zu lieben ist größer, ist höheres Glück, als geliebt zu sein.

Schaue in die unendliche Weite des Weltalls oder schaue in deines Seins tiefstes Ich — — du erschaueſt ein Gleiches.

Das Geheimnis aller Kraft ist Liebe.

Helden suchen den Kampf nicht um der Beute willen.

Ein großer Mensch folgt nie dem Stromlauf des Üblichen und Alltäglichen.

Siehst du Menschen, dann denke: der Kern ist unter der Schale.

Beschneide Rechte und Freiheit und du weckst Begehren.

Weinen sehen, schmerzt mehr, als selbst weinen.

Weil viel gesagt ist, ist nicht immer viel bewiesen.

Ein starker, wahrer Charakter verfällt kaum des „Geschickes Mächten".

An das Schicksal des kommenden Tages denken, macht den gegenwärtigen Tag zur Last.

Nimm Welt und Leben für das was es ist — — und suche und wolle nichts finden in ihnen.

Gegen das Geschick sich stemmen, heißt, sich von ihm schleifen lassen.

Schicksal und Wille sind Gegner.

Die Welt wird dir nur immer dein Spiegelbild wiederstrahlen.

Sein Schicksal zu nehmen und sein Herr zu werden suchen, heißt, dem Schicksal Stachel und Dorn brechen, wenngleich nicht rauben.

Das Wesen der Warheit erkennen, heißt noch nicht, sie erfassen.

Der Übermensch gibt zu, kein voller Mensch zu sein.

Der Übermensch will den Dingen seinen Stempel aufdrücken. Ein Unding, denn nur die Dinge um uns machen uns zu dem, was wir sind.

Die Dinge müssen, der Mensch will. Und doch kann der Mensch nicht über die Dinge hinaus.

Fanny Süß:

Großmütterchen erzählt Märchen . . .

Großmütterchen sitzt hinterm Ofen und spinnt
Und still ihr zu Füßen das Enkelkind.
— — — — — — — — — — —
„Großmütterchen," spricht der Enkel erfreut,
„Wie herrlich ist's im Stübchen doch heut,
Erzähle mir, bitte, ein Märchen modern,
Du weißt doch, ich höre dir zu so gern." — —
Das Spinnrad schnurrt, die Spindel fliegt,
Des Enkelkindes Bitte siegt.
Großmütterchen sich nicht lang besinnt
Und spricht: „Nun höre zu mein Kind:
„Es war einmal ein Dichterlein,
Das schrieb Gedichte groß und fein.
Dafür bekam es Geld sehr viel —
Und kaufte sich ein Automobil
Die teuersten Kleider, die rarer sein —
Das brachte doch alles sein „Dichten" ein;
Dann hat er sich noch ein Luftschiff gekauft,
Das hat er poetisch „Frau Muse" getauft. —
Und als er nun gestorben war,
Hinterließ er ein Vermögen in bar.
Und dieses alles, wer hätt' es gedacht
Hat er den „armen Leuten" vermacht.
— — — — — — — — — —
Und weiter erzählt lieb Großmütterlein:
„Es war einmal ein Mägdelein,
Das wußte noch nicht, was „Rodeln" war,
Hat auch noch niemals „gebrannt" ihr Haar.
Noch nie im Leben ging „spät" sie zu Bett
Und niemals im Leben trug sie ein „Korsett".

Sie las nicht Romane, sie spielt nicht Klavier,
Und trug auch nicht goldene Nadeln zur Zier,
Sie war nicht nervös, wie in heutiger Zeit,
Sie liebte die stille Bescheidenheit.....
Doch Strümpfe zu stopfen, das war ihre Lust —
Sie drückte die Kinder voll Lieb an die Brust,
Sie scheuerte, wusch und setzte sich dann
Singend ans Spinnrad und spann und spann.
— — — — — — — — — —

Da lachte das Enkel übers ganze Gesicht,
„Ach Großmütterchen," sprach sie, „das gibt's ja gar-
Denn solche Mädchen gibt's heut nicht mehr [nicht,
Und „reich" ein Dichter? Daran zweifle ich sehr.
— — — — — — — — — —

Und weiter spinnend, Großmütterlein lacht:
„Nun gehe schlafen, mein Kind, „Gute Nacht."

Neue Bücher.

Arthur Drews: Die Christusmythe. 2. Teil. Eine Antwort an die Schriftgelehrten mit besonderer Berücksichtigung der theologischen Methode. Verlag von Eugen Diedrichs, Jena.

Die Wirkung, die der erste Teil der Jesusmythe hervorrief, ist bekannt. Man möchte fast schreiben: zu bekannt. Denn obwohl die Gegner Drews, wo nur immer sie sich vernehmen ließen, behaupteten, das Buch sei auf Sensation zugeschnitten, die Bewegung sei unbedeutend, das Werk sei höchstens eine „Schmach für die deutsche Wissenschaft," so waren sie doch überall mit ungewöhnlichem Eifer tätig, um ihre Forschungsergebnisse ins hellste Licht zu setzen und dem Gegner Dilettantismus, Verdrehung der Tatsachen, Fechterkunststückchen und andere ebenso freundliche wie unwahre Sünden und Fehler vorzuwerfen. Die liberalen Theologen oder „Kirchenhistoriker", wie sie sich lieber nennen, waren es ja gewesen, die ihr ganz besonderes Christentum auf die Persönlichkeit Jesu gründeten. Sie entkleideten den Gottmenschen allen göttlichen Schmuckes und klammerten sich dann, als die Kritik einen solchen Jesus nicht gelten lassen wollte, an ihr Geisteskind wie Ertrinkende an einen Strohhalm. Von diesem liberalen „historischen Jesus" sagt der Theologe Schweitzer: „Er ist eine Gestalt, die vom Rationalismus entworfen, vom Liberalismus belebt und von der modernen Theologie mit geschichtlicher Wissenschaft überkleidet wurde. Dieses Bild ist nicht von außen zerstört worden, sondern in sich selbst zusammengefallen." Drews sucht auch im zweiten Teil der Mythe den Beweis dafür zu führen, daß das Christentum nicht auf einen historischen Jesus zurückzuführen ist, sondern daß in erster Linie Jesaia die Urquelle der evangelischen Darstellung bildet und daß die Astralmythologie zur Entstehung der Christuslegende wesentlich beigetragen hat. Es ist in Versammlungen vor Menschen, die zum großen Teil garnicht in der Lage sind, das Gehörte geistig zu verarbeiten, so viel gegen Drews polemisiert worden, daß es mir angebracht erscheint, etwas ausführlicher über sein jüngstes Werk zu berichten. Und jener Presse, die für ein freies Geistesleben eintritt, wird es umsomehr Pflicht sein müssen, auch das Drewsche Buch ohne Vorurteil zu bewerten, als die reaktionären Blätter nur zu bereit waren, über die-

Repräsentant der Sommer-Sonnenwende, wie Jesus Der leidende und für die Sünden der Menschen sich opfernde Gottesknecht des Jesaia (in Verbindung mit mythischen Vorstellungen vom leidenden, sterbenden und auferstehenden Gottheiland der vorderasiatischen Religionen) ist ihm der ideale Christus. Daß Gott als Christus zur Erde kam, ein armes Leben führte, litt und gekreuzigt ward und auferstand und so auch den Menschen ein göttliches Leben vermittelte, darin sieht Drews — und sicherlich mit vollem Rechte — den Wert und die Werbekraft des Christentums. Daneben verblaßt freilich der liberale historische Jesus, der keine Ähnlichkeit mehr mit dem allgemein verehrten Erlöser hat, vollkommen.

Wiederum führt Drews so viel Material im Feld, wiederum sind seine Thesen in ihrer Gesamtheit auf so sicherem Grunde aufgebaut, daß man die Sorge der Kirchenhistoriker wohl verstehen kann. Er bewertet zunächst kritisch die Zeugnisse der Profanschriftsteller; sucht mit blitzenden Waffen den Beweis zu führen, daß Paulus sich um das Erdenleben Jesu garnicht bekümmert hat; daß möglicherweise der Jesuskultus viel älter ist, als die Theologen annehmen und im Gnostizismus seine Wurzel hat; daß Paulus das Leben Jesu

überhaupt nicht als einen historischen Vorgang, sondern als ein allgemein metaphysisches Drama aufgefaßt hat, bei welchem Himmel und Erde mit einander um die Herrschaft ringen. Dann wendet er sich den Evangelien zu. Dieselben Theologen nun, die Drews so gerne Dilettantismus und Naivität vorwerfen, offenbaren hier wirklich eine geradezu rührende Naivität.

Weinel schreibt: „Als der einzige Maßstab, Echtes vom Unechten zu unterscheiden, (hat) der Grundsatz zu gelten: Nur solche Züge der Überlieferung sind als unecht auszuscheiden, die nicht aus einem Interesse Jesu sondern nur aus einem Interesse der Gemeinde herstammen können." Weiß geht bei allen seinen Erklärungen von der Voraussetzung aus, „daß die evangelische Kirche überhaupt eine geschichtliche Wurzel hat." Usw. Es ist ein Genuß, zu sehen, wie Drews diese angebliche Wissenschaftlichkeit abfertigt.

Ernst Krieck charakterisiert diese Methode der Gegner Drews treffend in seiner sehr empfehlenswerten Schrift „Die Neueste Orthodoxie und das Christusproblem," (Eugen Diederichs, Jena): „Weil die liberale Theologie ihr religiöses Genie zum Dogma erhoben hatte, erfand sie auch die geschichtliche Methode und entsprechend der Methode das gewünschte Objekt: ihre religiöse Wahrheit."

Drews hat eine außerordentliche Fülle von Material zusammengetragen, geordnet und in einem Gedankengebäude vereinigt. Am stärksten dürfte wieder seine mythisch-symbolische Erklärung der Evangelien angegriffen werden, obwohl er auch hier viele Menschen überzeugen wird. Ein jeder, der Jesaia 53 gelesen hat, wird wissen, daß hier die ganze Leidensgeschichte Jesu geschildert ist. Der Leser möge die Bibel vornehmen und vergleichen. Die Anfangsworte aus dem 22. Psalm: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen" konnte leicht zu dieser Leidensgeschichte hinzugenommen werden. In diesem Psalm finden wir das Bild vom Kreuze und die Worte: „Sie teilen meine Kleider unter sich und werfen das Los über mein Gewand." Wortwörtlich finden wir im alten Testament die Jesusworte. Sogar die Feindesliebe ist nicht auf das Neue Testament beschränkt. Im Talmud heißt es: „Liebe den, der dich straft." Usw. Jüdische Gelehrte, die aber nur zu gern totgeschwiegen werden, haben es längst bewiesen, daß man zur Bergpredigt und allen anderen Sprüchen des Evangeliums Parallelen herbeibringen kann, daß ferner die kulturellen Zustände, wie sie in den Evangelien geschildert werden, nicht jene des ersten, sondern des zweiten Jahrhunderts sind. Nur so ist der Haß gegen die Schriftgelehrten — dabei durfte Jesus im Tempel predigen! — zu erklären, denn erst im zweiten Jahrhundert trat die Entfremdung zwischen Juden und Christen ein. Ob ein vorchristlicher Jesus gelebt hat, ist nach Drews wahrscheinlich, aber Drews hütet sich — und das gerade spricht für eine Bescheidenheit, die er wirklich nicht nötig hat — feste Behauptungen aufzustellen. Seine Aufgabe war es, Material zusammenzutragen und zu ordnen. Und die hat er erfüllt.

Um auch die Astraltheorie zu streifen, sei darauf verwiesen, was Drews über den Täufer Johannes schreibt. Danach ist Johannes mit dem babylonischen Oannes identisch, der allmorgendlich aus den Fluten des roten Meeres aufsteigt, vermutlich ist er im Sternbilde des Wassermann zu erkennen. Oannes ist der Repräsendant der Sommer-Sonnenwende, wie Jesus (Josua) der der Winter-Sonnenwende oder die Frühlingsgleiche ist; so mußte Johannes sechs Monate vor Jesus geboren werden und verschwinden, als Jesus auftrat. Hierdurch begründen sich die Worte des Johannes: „Er muß wachsen, ich muß abnehmen."

Drews will, so weit er die Astralmythologie in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, auch nur neue Wege weisen oder erneut und kräftiger als zuvor auf bereits gewiesene hindeuten.

Kräftig schüttelt der Karlsruher Gelehrte seine Gegner ab, doch haben jene durch ihre laute Agitation eine unverblümte, zuweilen auch satirische Sprache herausgefordert. Wenn die liberalen Kirchenhistoriker auch ihre eigene wissenschaftliche Methode haben, so doch nicht das Recht, um ihres Ansehens willen den anständigen Gegner herabzusetzen, seine wissenschaftliche Ehre zu verletzen und ihn verächtlich zu machen. „Es klingt unglaublich, aber es ist wahr, daß sich die „liberalen" Theologen die Einmischung in ihre Dinge (in Religionsfragen!) von Drews verbeten haben. Weil er Philosoph ist. Als ob die Religion nicht unser Allerinnerstes beschäftige. Und mit ihr und den Ideen, die hier zu Grunde liegen, sollen sich nur die „Fachgelehrten" beschäftigen dürfen? O sancta simplicitas.

Ich glaube, gerade die liberale Presse sollte sich gegen einen solchen theologischen Liberalismus wehren.

Die Frage, ob die einzelne Persönlichkeit lediglich ein Erzeugnis der Idee ist oder die Idee nur ein Erzeugnis der empirischen Persönlichkeit, um diese „philosophische" Frage handelt es sich bei dem Kampfe. Drews schreibt: „Vermag die moderne Menschheit sich nicht mehr zum Glauben an die Idee zurückzufinden, gehören Plato, Plotin und Hegel wirklich nur mehr

der Geschichte an, dann müssen alle Bemühungen um die Weiterentwicklung der Religion notwendig fruchtlos bleiben, dann ist damit das Schicksal der Religion in der Gegenwart überhaupt besiegelt."

In bitteren Worten führt Drews über die Presse Klage, die seither nur zu gern geneigt war, ihre Spalten Artikeln gegen Drews zu öffnen. Das, verehrter Herr Professor, hat seinen Grund darin, daß zumeist Theologen Kritiker ihrer Jesusmythe waren. Und die handelten, bewußt oder unbewußt, zumeist in eigener Sache. Die liberale Presse wird Drews, dem geistig hochstehenden Manne, nicht länger die Anerkennung versagen können, die zum mindesten sein Fleiß und seine Arbeitsliebe verdienen.

In einem Anhange zu dem neuen Werke Drews setzt sich W. W. Benjamin Smith mit Weinel auseinander.

Alfred Joeckel.

Skalpierte Köpfe. Glossen zum Fall Allenstein von A. O. Weber. 50 Pfg., Weberhaus G. m. b. H., Berlin.

Wer da glaubte, daß A. O. Weber auf die vielen gegen ihn gerichteten, gehässigen Angriffe nichts zu erwidern wagte, wird sich aus dem Inhalt dieser Broschüre von seltener Schärfe bald vom Gegenteil überzeugen. Der so maßlos Angegriffene hat nichts zu beschönigen oder zu vertuschen und langt sich einen Gegner nach dem andern, um mit ihm Abrechnung zu halten. Er packt dabei so derb zu, daß seinen Feinden die Lust zu weiteren Angriffen wohl vergehen wird Der Verfasser bemüht sich in dieser Broschüre, die über den Fall Allenstein ausgestreuten Unwahrheiten zu zerstören. Wenn hierbei die Köpfe einiger Hauptverdreher glatt skalpiert werden, so trifft sie nur eine gerechte Strafe. Weber hat in Allenstein scharf hingesehen und gut beobachtet. Er gibt in seiner Schrift treffende Urteile über die Prozeßleitung, die Staatsanwalt, die Sachverständigen, sowie über Verteidiger und Geschworene.

Hans Schönbichler. Roman von Ernst Lohwag. Preis Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—. Wilhelm Braumüller, Wien.

Der Roman schildert in prächtiger, mit feinem Humor gewürzter Sprache die Lebensgeschichte eines jungen, nach Wien eingewanderten schlesischen Tischlers, der sich dank seiner Veranlagung aus bescheidenen Verhältnissen zu angesehener Stellung emporarbeitet. Nicht zum mindesten sind es eine ganze Reihe Liebesaffären, die den mit einem bestechenden Äußeren ausgestatteten, seiner Kraft und seiner Vorzüge bewußten Vollmenschen Hans Schönbichler auf der Bahn seines ehrgeizigen Strebens vorwärts bringen. — Geschickte Erfindung fesselnder Episoden, große Sicherheit in lebenswahrer Charakterzeichnung der handelnden Personen und geistvolle Sprache sind Vorzüge des Romans, dessen Problem auf allgemeines Interesse überall dort hoffen darf, wo man an dem Streben nach höherer sozialer Stellung und an dem Ringen des einzelnen nach einer befriedigenden Weltanschauung Anteil nimmt.

Soldatenlieder und andere Gedichte. Von R. Kipling. Deutsch von H. Sachs. Mk. 4.—. Jul. Zeitler, Leipzig.

Tommy Atkins, der englische Soldat, ist der Held dieser Lieder, und Kipling entwirft mit größter Treue ein Bild des stets kriegerischen und kolonialen Lebens englischer Söldner. Weit über die Ufer des kleinen Heimat-Eilandes hinaus weist Kipling auf die Reiche hin, die sich England in allen Weltteilen gegründet hat. „Denn was kennt der von England, der England selbst nur kennt." Aus dem ursprünglichen rauhen Soldaten-Dialekt hat sich Kipling eine Sprache von wundervoller Unmittelbarkeit geschaffen. Dazu kommt ein Rhythmus, der Dinge, die noch kein Dichter wiederzugeben versucht hat, aus den Versen heraustönen läßt: Den Sturmlauf einer angreifenden Truppe, die unregelmäßige Detonation einer Gewehrsalve, das Rasseln einer rostigen Ankerkette oder das Anschlagen der Wellen an die Schiffswand, dies und tausend ähnliche Eindrücke hat er in das Silbenmaß seiner Gedichte zu bannen verstanden.

Käte Schirmacher: Moderne Jugend. Ein Wegweiser im Daseinskampf. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—. Verlag Ernst Reinhardt, München.

In der Schule werden wir mit klassischer Bildung und Realien vollgepfropft, aber in dem Wichtigsten: der Kenntnis der Welt und der Art, wie sich der ideal gesinnte junge Mensch mit der Wirklichkeit abzufinden hat, ist jeder sich selbst überlassen. Die Verfasserin möchte jungen Männern und Frauen, die sich in diesem Zwiespalt abmühen, einen brauchbaren Wegweiser geben. Käufer werden namentlich in den Kreisen modern denkender Frauen zu erzielen sein.

Die Hygiene der weiblichen Leidenschaften betitelt sich das neueste Buch des bekannten Berliner Frauenarztes und Hochschuldozenten Dr. med. H. Zickel, dessen kürzlich erschienenes illustriertes Samariterbuch „Erste

Hilfe am Krankenbett" binnen kurzem mehrere Auflagen erlebt hat. Sein neues Buch ist sozusagen ein Pendant zu seiner, auch schon in 10. Auflage verbreiteten populärmedizinischen Aufklärungsschrift über die „Gefühlskälte der Frauen." Es ist wieder ein Buch aus der Praxis des Frauenarztes, über ein Thema, das nur ein feinfühliger und feinsinniger Frauenarzt richtig behandeln konnte. Dr. Zikel gibt darin wichtige Beiträge zu dem Thema der sexuellen Aufklärung der Jugend, speziell des heranreifenden weiblichen Geschlechtes. Während in der übrigen Literatur über dieses Thema das Hauptaugenmerk meist auf die richtige theoretische Aufklärung der Jugend gerichtet ist, geht Dr. Zikel in seinem neuen Buch wesentlich andere und neue Wege. Er greift mitten hinein, analysiert ebenso die physiologische wie psychologische Entwicklung des weiblichen Wesens und kommt zu dem Resultat, daß viel wichtiger als theoretische Aufklärung eine Anleitung zu sexueller Hygiene, u. z. eine Anleitung, wie sie eben nur richtig aufgeklärte Mütter und Erzieher des weiblichen Geschlechtes geben können, ist. Kurzgefaßt kann man Dr. Zikels neuestes Werk als ein von einem erfahrenen und humanen Arzt verfaßtes Handbuch der weiblichen Gefühlshygiene bezeichnen, dessen Lektüre erwachsenen Frauen, ebenso wie allen Pädagogen dringend anzuempfehlen ist. Das Buch ist zum Preis von Mk. 1.80 im Medizinischen Verlag Schweizer & Co., Berlin NW. 87, erschienen.

„Odysseus." Schauspiel in drei Akten von Reinhold Eichacker. Verlag von Rudolf Kraut, Dresden, 1911.

Reinhold Eichacker, der sich bislang erfolgreich auf dem Gebiete der Lyrik betätigt hat, tritt uns diesmal mit einer dramatischen Arbeit entgegen, der ein starkes Bühnentalent nachgerühmt werden kann. In einer, dem Leben abgelauschten Sprache und fast immer sehr geschickten Szenenführung schildert er uns die Heimkehr des Helden Odysseus; seinen Kampf und Sieg. Besonders erfreut haben mich der frische jugendmütige Hauch, der das Stück durchweht und die lebendige Schilderungskraft. Danken möchte ich dem Dichter ferner noch, daß er lieber äußere, grelle Effekte vermied, um Dichter bleiben zu können. Das Stück erlebte im März dieses Jahres eine erfolgreiche Aufführung in Mainz, möchte es seinen Weg auch weiter machen.

Adolf Dreßler jun.

Erica Föhren. Aufzeichnung einer Einsamen von Annie Eulenstein. Bruno Volgers Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Gohlis. 1911.

Als ich dies Buch aus der Hand legte, war ich im Banne einer weihevollen, gehobenen Stimmung. Ja, es ist wirklich edel, schön und groß, was die Dichterin uns hier zu sagen hat. Ein Lebensschicksal wird uns hier vor Augen geführt, dessen Vorgänge uns tief ergreifen. Feinsinnig sind die Schilderungen, voll reicher Schönheiten ist die Sprache und der Genuß eines Miterlebens wird dem Leser geboten. Ich kann dies Buch wärmstens empfehlen. Adolf Dreßler jun.

Der Ehrlose. Roman von Viktor von Schubert-Soldern. E. Piersons Verlag, Dresden. Mk. 3.—.

Der Verfasser wirft hier die Frage auf: „Ist ein Sohn ehrlos, wenn er sich nicht in einen Zweikampf einläßt, da er noch für seine verwitwete Mutter leben muß, die seinen Vater — ihren Gatten — im Zweikampf verloren hat?" Mit echtem, männlichen Mut und überzeugender, faß hinreißender Schilderungskraft wirft der Verfasser diese Frage auf und weiß sie glänzend zu lösen. Der Dichter hat auch in diesem Roman einen starken Beweis seiner vornehmen Kunst und seines hohen Könnens erbracht. Man kann die Werke aus seiner Feder mit ehrlicher Freude lesen und der Laie, sowie der literarische Feinschmecker kommt dabei voll und ganz auf die Kosten.

Adolf Dreßler jun.

Das Ende vom Liede. Drama in vier Akten von Hans Karl von Winterfeld. Verlag des Bureau Fischer, Berlin-Friedenau.

Der Mensch kann über seinen Schatten nicht hinaus, Ludwig Fulda, mit seinem „Herr und Diener", Hermann Sudermann mit seinen „Strandkindern" legten dafür ein Zeugnis ab, daß, wenn sie aus dem Rahmen ihrer Begabung treten, ihre Werke nicht mehr auf der Höhe stehen. Hans Karl von Winterfeld beweißt das Gegenteil. In der tollen Sittenposse, im hochstrebenden dramatischen Gedicht stellt er seinen Meister genau so wie im modernen Drama, er tut einen tiefen Griff ins menschliche Leben und stellt seine Figuren mit überzeugender Charakterisierungskunst auf die Bühne. Er weiß im Hause eines kleinen Geschäftsmannes, in dessen Laden genau so Bescheid, wie in der gemeinen Arbeiterkneipe. Alles ist warmes, mächtiges Leben, was uns hier entgegentritt und eine glänzende Szenenführung erhöht den Wert dieser größter Beachtung würdigen Arbeit. Hans Karl von Winterfeld

wird sich ohne jeden Zweifel die gesamte deutsche Bühne bald erobern, denn ein solcher Dramatiker tut uns not.

Adolf Dreßler jun.

Frühlingswehen. Roman von W. Rudelli. Magazin-Verlag, Leipzig-Möckern.

Der Verfasser schildert uns hier mit großer Liebe die Geschichte einer Pfarre und eines alten Schlossers. Trotzdem der Roman sehr breit ausgesponnen ist, weiß W. Rudelli immer zu fesseln, sei es durch dichterische Schönheiten oder durch rasche äußere Vorgänge. Das Buch wird seinen Leser in jeder Hinsicht voll befriedigen. Besonderes Interesse erweckt die eingehende und fast immer vorzügliche Schilderung der Charaktere.

Adolf Dreßler jun.

Abendschatten. Gedichte von Oskar von Lind. Bruno Volgers Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Gohlis.

Es ist ein Buch für Schönheitssucher, daß uns der Dichter hier bietet, verklärt durch Reinheit und ein tieferes Gemüt üben diese Verse eine bestrickende Wirkung, fast alles ist Alltag und Leben, aber doch in so wundervoller Form ausgedrückt, daß es wohl einzig in seiner Art dastehen mag. Adolf Dreßler jun.

Nehmen und Geben. Gedichte von Bertha Lüdemann. Verlag von Robert Cordes, Kiel. 1911.

Ein schlichtes Büchlein und doch von innerem Wert, anmutiger Form und Ausdruck. Die Verse sind korrekt und wird die Schönheit der Töne, die das Werkchen durchziehen, durch keinen Mißklang gestört — man kann es mit Freuden genießen.

Adolf Dreßler jun.

Feierstunden. Gedichte von Paul Schönemann. Soest 1890. Nassesche Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung.

Professor Dr. Paul Schönemann, hat uns hier ein Buch geboten,, daß einen fast unschätzbar hohen Wert in sich birgt. Frei von jeder gezierten Art, abgeklärt in Stimmung und Ausdruck, muten diese Verse an, wie mächtige Tonwellen, die alle Höhen und Tiefen der menschlichen Empfindung in uns auslösen. Schönheit und Reinheit hat der Verfasser auf sein Pannier geschrieben und er hält es in allen Stücken unbefleckt und hoch. Ein derartiges Werk, darf wohl zu den Seltenheiten unserer literarischen Erscheinungen gezählt werden und man kann es gern und warm empfehlen.

Adolf Dreßler jun.

Sünde. Eine Priestertragödie von Franz Schibas. Bruno Volgers Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Gohlis. Preis Mk. 1.50 geheftet.

Das Drama entwickelt einen interessanten Konflikt, der bis zum Ende geschickt und mit echt dramatischer Kraft durchgeführt worden ist. Bühnenblut und volles Verständnis für Theatereffekte wohnen dem Werke inne, doch kommt auch der Dichter zu Worte und kann man die Arbeit auch als Buchdrama empfehlen.

Adolf Dreßler jun.

Das gesamte Gefühls- und Geschlechtsleben der Frauen u. z. vom Kindesalter bis zur Greisin, behandelt bekannte Berliner Frauenarzt und Hochschuldozent Dr. med. Heinz Zikel in seinem neuesten Buch, das soeben unter dem Titel „Das Sexualleben der Frauen" im Medizinischen Verlag Schweizer & Co. Berlin NW 87 zum Preis von M. 6.— erschienen ist. So viele Bücher auch über dieses jeden Erwachsenen interessierende Thema erschienen sein mögen, so fehlte doch bis jetzt eine umfassende Schilderung aus der Feder desjenigen, der dafür am meisten berufen ist, nämlich der erfahrenen Frauenarztes. Dr. Zikel hat nicht nur alle Resultate der modernen Forschung in seinem neuen Buch verwertet, sondern er hat darin auch eine überaus reiche Fülle von interessanten Beobachtungen aus einer abwechslungsreichen Praxis niedergelegt. Durch solche Beobachtungen nach dem wirklichen, warm pulsierenden Leben, durch die Wiedergabe von Originalbriefen und anderen ihm als Arzt bekannt gewordenen Offenbarungen des weiblichen Empfindungslebens, wird das Buch zu einem, besonders für Lehrer und Erzieher sehr wichtigen Dokument. Auch die modernsten sexuellen Probleme, wie z. B. dasjenige des „gefährlichen Alters" der Frauen, finden in Dr. Zikels Buch über das weibliche Geschlechtsleben eine sachgemäße Behandlung. Ganz besonders beachtenswert sind aber speziell für Eheleute die zahlreichen hygenischen und praktischen Ratschläge. Selbstverständlich ist das Werk im Ganzen wie in seinen einzelnen Teilen keine Lektüre für Unreife, besonders wird es aber Eheleuten und allen denen, die mit der Erziehung der weiblichen Jugend zu tun haben, ein wertvoller Ratgeber sein.

Werkdruckerei C. Lüthke & Sohn, Aschersleben.

DAS MAGAZIN

Monatsschrift für Literatur und Kultur • Kunst und Theater

Herausgeber: Adolf Dreßler jun. Schriftleitung: Bruno Volger

Mai 1911

:: Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern. ::
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
:: :: :: Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten. :: :: ::

Oskar von Lind:

Wer rief euch?

Es klingt in meinem Haupte
ein leiser, leiser Ton,
Den ich versunken glaubte
seit Jahren, Jahren schon.

Den Ton, ich kenn' ihn wieder,
der einst verlockend klang,
es sind die letzten Lieder,
die meine Sehnsucht sang ....

Was steigt ihr aus dem Grabe,
wer rief euch da herauf?
— — Was ich verloren habe
weckt niemand wieder auf.

Vergessen ist vergessen!
Weil ich vergessen muß!
Leis' raunt in den Cypressen
der Lieder letzter Gruß.

Karoline v. Heygendorf an den Oberhofmarschall v. Spiegel.

Ein Brief, mitgeteilt von Dr. **Otto Klein**-Bitterfeld.

Karoline Jagemann, die 1777 zu Weimar geborene Tochter des Bibliothekars der Herzogin-Witwe Anna Amalia, war mit Unterstützung dieser auf der Mannheimer Bühne unter Iffland und Beck ausgebildet worden und debütierte im Februar 1797 auf dem Hoftheater ihrer Heimatstadt, dem sie als Schauspielerin und Sängerin bald zur größten Zierde gereichte. Ihre seltene Körperschönheit erregte das Wohlgefallen des Herzogs Karl August, der sie mit Zustimmung seiner entsagungsvollen Gattin zur Geliebten erwählte und durch Belehnung mit einem Rittergute zur Frau v. Heygendorf erhob.

Auf ihren Einfluß ist es teilweise zurückzuführen, daß Goethe 1817 die Oberleitung des Weimarer Hoftheaters nach fünfundzwanzigjähriger Tätigkeit niederlegte. Karoline wurde infolgedessen Alleinherrscherin über die Bühne, vermochte sich allerdings nach dem 1828 erfolgten plötzlichen Tode Karl Augusts auf diesem Posten nicht länger zu halten und zog sich ins Privatleben zurück.

Das Hoftheater wurde nunmehr dem großherzoglichen Hofmarschallamte und seinem derzeitigen Inhaber v. Spiegel unterstellt, der es bis 1847 zu allseitiger Zufriedenheit leitete.

Frau v. Heygendorf weilte die letzten Jahre ihres Lebens (gest. am 10. Juli 1848) in Dresden, woselbst ihr und Karl Augusts ältester Sohn, Karl Wolfgang, als Offizier der sächsischen Reiterei in Garnison stand. Goethe war der Pate dieses am 25. Dezember 1806 geborenen Sohnes gewesen und hatte ihm am 20. Juni 1823 bei seinem Abgange in das Dresdener Kadettenhaus die erste der „Antworten bei einem gesellschaftlichen Frageſpiel" („Die Dame")*) ins Stammbuch geschrieben. Karl Wolfgang ward späterhin Generalmajor, trat 1865 in den Ruhestand, und verstarb erst 30 Jahre danach zu Dresden.

Nachstehender Brief enthält weder Ort- noch Datumangabe, ist aber zweifellos in Dresden kurz vor der 1844 erfolgten Beförderung von Heygendorfs zum Rittmeister geschrieben und lautet:

*) Vergl. Jubiläumsausgabe Bd. I S. 24/25.

Sie haben mir theuerster Herr Oberhofmarschall oft gesagt daß Sie mir und meinen Kindern gern durch Ihren freundschaftlichen Antheil nützlich seyn würden — wenn eine Gelegenheit dazu sich zeigen sollte.

Jezt liebster Herr von Spiegel ist eine solche vorhanden. Mein Sohn soll von hier weg versetzt werden bey seinem nahe bevorstehenden avancement zum Rittmeister. Sein Arzt aber der ihn in seiner so schweren Krankheit behandelt und noch bis iezt nicht aus den Augen hat lassen können, hat mir erklärt daß es stünde alles zu befürchten wenn er in einer andern garnison sich selber und einem fremden Arzt überlassen würde. Dießer Erklärung muß ich leider Glauben beymessen da der Doctor Walther (als Arzt) ein höchst gewissenhafter Mann ist, der mir die Sache pflichtmäßig ans Herz gelegt hat. Ich habe S. K. H. dem Großherzog*) vor einigen Tagen geschrieben und ihn um sein Vorwort bey dem commandirenden Gen. v. Cerini **) gebethen. Gestern aber ward ich von einem hochstehenden Mann gefragt ob ich den Großh. nicht bitten wollte an den K ö n i g***) zu schreiben. Es kostete erstern nur ein Wort um die Vergünstigung für meinen Sohn bey letzterm zu erhalten. Man scheint so einen Schritt von unserm guten Großh. zu erwarten, und ich habe an Hellwig †) geschrieben ihm meine innige Bitte deshalb vorzutragen, und nun lege ich sie auch Ihnen theuerster Herr Oberhofmarschall ans Herz. Suchen Sie den Großherzog zu bewegen daß er dem König seinen Wunsch ausspricht meinen Sohn in Dresden unter der Auffsicht seines Arztes zu lassen. Die Folgen wenn er fort muß sind zu traurig. Aber wenns geschehen soll wennGott will — etwas geschehe bald, damit die Sache nicht ausgesprochen wird ehe die Hülfe kömmt. — Wer hätte gedacht daß ich meine späteren Jahre so sorgenvoll zubringen sollte! — Vielleicht erhalten sie in einiger Zeit wieder ein kleines Bittschreiben von mir wegen der Cammer die mir wie es scheint die unerlaubten Abzüge ††)

*) Karl Friedrich (1783—1853) Sohn und Nachfolger Karl Augusts.

**) von Cerini hatte als Major die militärischen Studien des nachmaligen Königs Friedrich August II. geleitet.

***) Friedrich August II. von Sachsen (1797—1854).

†) Es dürfte dies der am 5. Mai 1845 verstorbene Generalleutnant v. Helwig sein, der Gatte der als Dichterin bekannten Amalie v. Imhoff, die viele Jahre der Gesellschaft und dem Musenkreise Weimars angehört hatte.

††) Wahrscheinlich handelt es sich um Abzüge von der Karolinen ausgesetzten Pension.

fortwährend machen will. Dann aber will ich wieder schweigen wie das Grab an dessen Rand erst die Dankbarkeit und die Hochachtung enden wird mit welcher ich bin liebster Herr von Spiegel

Ihre

Cf. v. Heygendorf.

Kreyher:

7 Sonette und Gedichte.

Minnelied.

Sonett.

Die schönsten Lieder möcht' ich gern dir singen,
So süß, wie Märchen aus dem Morgenland,
O Maid, in der lebendig ja erstand
Ihr ganzer Zauber, Lieb' und Glück zu bringen.

Und mag dich Liebreiz duftiger umschlingen,
Als selbst den Lenz der Blüten Prachtgewand,
Es müßte dennoch, was dir Gott verband
An herrlichem, aus jedem Lied erklingen.

Allein, seit du mich weinend angeblickt,
Als traurig Abschied ich von dir genommen,
Da fühlte ich auch meine Kraft geknickt.

Und als du gar den letzten Gruß genickt,
Ist alles, was mir in den Sinn gekommen,
Mit deinen Tränen weithin fortgeschwommen.

Am Weidenbache.

Vergeblich ist's, die Maiennacht zu schildern:
Die Weiden blühten an des Baches Rand,
Der rings umkränzt von lenzgeschmückten Bildern,
Im Mondschein neben meinem Pfad sich wand.

Maikäfer schwirrten in den Weidenblüten,
Und duftend sank gar manche in den Bach.
Von den beraubten Zweigen aber glühten
Wie Tränen Perlen Taues tausendfach.

Doch aus den Wellen klang nur lieblich, leise
Ihr Ständchen, fort und fort emporgesandt
In seiner unbeschreiblich weichen Weise
Für die Vergißmeinnicht am Blumenstrand.

Die Nachtigallen nah und ferne sangen
Ihr schmelzend süßes Lied von Minneglück —
Und rosig stand in zücht'ger Anmut Prangen
Herzliebchen bald vor meiner Seele Blick.

Da sah ich nichts als Liebe mehr umranken
Den Sternenhimmel und die Frühlingspracht,
Und mußte auf das Innigste ihr danken,
Daß sie erst schön die Erde mir gemacht.

Herbstwanderung durch den Wald.

Das Abendrot spielt in des Waldes Zweigen,
Der finster ausgebreitet vor mir liegt.
Im Winde seine Wipfel leicht sich neigen,
Als würde müde er in Schlaf gewiegt.

Ein Fahrgleis führt, verschüttet fast vom Sande,
Mich am verfall'nen Weiser in den Wald.
Vom dürren Haidekraut am Wegesrande
Des Heimchens Zirpen in der Dämm'rung schallt.

Der Vöglein Stimmen sind nicht mehr zu hören. —
Die Nacht sinkt nieder auf die Einsamkeit.
Da husch — schwirrt plötzlich etwas um die Föhren
Und ist verschlungen von der Dunkelheit. —

Der Wind erbraust zum Sturm. Die Stämme stöhnen.
Es regt sich raschelnd in des Waldes Streu
Und in sein Rauschen — näher stets — ertönen
Des Wildes Rufe und der Eulen Schrei.

Das Blut wallt rascher und der Wald wird dichter.
Die größte Eile bringt mir nicht Gewinn:
Die wilde Jagd mit ihrem Spukgelichter
Hält Einzug in den aufgeregten Sinn. —

Der Mond geht auf. Es schimmern seine Strahlen
Gespenstisch durch der Bäume tiefe Reih'n:
In das Geäst, in jede Lichtung malen
Sie drohende Gestalten bleich hinein.

Und unabsehbar dehnt bei ihrer Helle
Sich noch des öden Waldwegs schmaler Raum. —
Ein schwarzes Kreuz, umhäuft von Steingerölle,
Erreich' ich jetzt an seiner Biegung Saum.

Ein Schatten schwebt darüber — und verschwindet:
Im Geist ersteht das Opfer, das hier fiel
Durch Mörderhände, wie das Kreuz verkündet,
Und nimmer ahnte dieses Schreckensziel. —

Der Bluttat Stätte war schon längst im Rücken,
Als ich entkam erst aus des Waldes Bann. —
Das Forsthaus ragte endlich vor den Blicken.
Die Rüden schlugen in dem Hofe an.

Und freudig fühlte ich mein Herz erwarmen,
Denn wohlbekannt war mir das traute Haus.
Ich fand darin in treuer Liebe Armen
Gar süßen Lohn für dieser Wand'rung Graus.

Heideröschen.

Umhegt von würz'ger Waldesluft
Ein Haideröschen lieblich blühte.
Voll zartem Schmelz und süßem Duft
Sein Kelch im Morgentaue glühte. —

Doch hat vertauscht es schon sobald
Mit meinen öden Pilgerwegen
Den schönen grünen Heimatswald
Nur mir zu Liebe und zum Segen.

Nach Sonnenuntergang.

Sonett.

Die Sonne sank. — Die Mückentänze weben
Kein Bildchen mehr in ihre Strahlenpracht.
Es schließt der Blumenschmelz, vom Mai gebracht,
Den Kelch und harrt auf neues Sonnenleben.

Wo auf den Wiesen sonst die Falter schweben,
Hat sich der Nebel wogend aufgemacht,
In tiefer Stille dämmert schon die Nacht;
Man hört nur fern die Abendglocke beben.

Sie läutet mir die sonn'ge Zeit zurück,
Wo mir ein wonnig süßes Herz beschieden
Voll treuester Liebe gnädig vom Geschick.
Doch niemals wieder schlägt es mir hinieden:
Die Engelshülle ruht im Grabesfrieden
Und ew'ge Nacht liegt rings vor meinem Blick.

Frühlingsstürme.

Sonett.

Die Frühlingsstürme brausen in den Lüften,
Aus ihrem Schlaf zu wecken die Natur.
Erwachend regen sich schon Wald und Flur
Und immer grüner werden alle Triften.

Rings Auferstehung aus des Winters Grüften!
Von seinem Todeshauche keine Spur!
Rings neues Leben, neue Liebe nur
Und süßes Sehnen in des Frühlings Düften!

Doch mir bringt keine Macht den Lenz zurück,
Wie ich auch sehnend meine Arme breite:
Der Himmel nahm mir meines Lebens Glück.

Kein Engel schmiegt sich mehr an meine Seite
Und gibt auf meinem Weg mir das Geleite.
Der Schmerz allein ist hier noch mein Geschick.

Einst und jetzt.

Sonett.

Der Weißdorn blühte an des Abhangs Rand.
Wir saßen unter ihm und schwiegen beide.
Und wie der Mai auch schmückte Busch und Weide,
Kein Wort den Weg von unseren Lippen fand.

Verwirrt und bang' ich endlich ihr gestand
Die Lieb' zu ihr mit ihrem süßen Leide.
Das Abendrot vergoldete die Haide
Und mein ward, die mir Gottes Huld verband.

Wo bist du schöne Maienzeit geblieben?
Das Grab gibt keine Toten mehr zurück.
Umsonst ist all mein neues Sehnen, Lieben,
Nichts als ein Traum und neues Schmerzgeschick!
Denn ewig blüht mir nur im Himmel drüben
Der Frühling wieder und mein Herzensglück.

Karl Emmerich Baumgärtel:

Mailied.

(Im Volkston.)

Maiennacht, Maienpracht,
Wie mir das Herze lacht,
Eile vor Liebchens Haus,
Ruf sie heraus.

Wölkelein, Mondenschein.
Schläfst Du, mein Liebchen, fein?
Heute muß Hochzeit sein,
Heute noch mein!

Mägdelein, Mägdelein,
Hüt Dich im Kämmerlein,
Laß nicht den Liebsten ein,
Heute im Mai'n!

Heute das Glück Dir lacht,
Morgen Dir's Kummer macht,
Maienzeit, Maienfreud
Bringet auch Leid.

Das stille Dorf.

Das Dörflein, dort im Tale,
Blickt her so still vertraut,
Mir ist's mit einem Male
Ich hätt's schon oft geschaut.

Die blanken Fenster grüßen
Im lichten Sonnenschein
Und rings um sie ersprießen
Buntfarb'ne Blümelein.

Und kleine Häuslein stehen,
Gar lieblich hingestreut,
Vom Kirchturm, mitten, wehen
Die Lüfte lind Geläut.

Die Menschen auf den Wegen,
Sie bleiben stille steh'n
Und wie ein leises Regen
Fühl ich der Gottheit Weh'n.

Erich Langer:

Von der Seele des Waldes.

Gar viele Wälder rauschen im weiten Deutschen Reich. Manche sind so herrlich und berühmt, daß sie jährlich von Tausenden aufgesucht werden. Mir hat es einer angetan, der in keinem Reiseführer steht. Er zieht sich bescheiden an einem Seitentale des Erzgebirges hin und ist mein Heimatwald.

Ich habe ihn Jahrzehnte hindurch innerlich erlebt, ich kenne ihn wie ein Kind seine Mutter. Ich habe mit ihm zu jeder Tageszeit und in nächtlicher Stunde Zwiesprache gehalten. Ich habe seinen Märchen gelauscht und all seinen Wundern nachgespürt. Und immer noch ist er mir unerschöpflich an Wonnen und Geheimnissen. Er lebt mit mir, und ich fühle seinen Herzschlag.

Viele Menschen messen nur die Bäume mit den Augen, atmen nur die heilkräftige Luft, schätzen nur den Wert des Holzes, schmecken nur die Früchte. Sie nennen sich Naturfreunde und haben doch keine tiefinnerlichen Beziehungen zu ihr. Es gibt aber Einsame — der Welt erscheinen sie als Sonderlinge —, die durchträumen eine Landschaft mit großen Augen. Und wenn du sie fragst, was sie so wundersam berührt, so können sie es nicht sagen. Das Unaussprechliche der Natur ist ihre Seele. Jede Landschaft, auch die ärmste, hat eine große Seele. Hätte sie nicht auch mein Heimatwald?

Ich weile in ihm, wenn ich auch ferne bin. Sein Atem ist herb, aber köstlich rein. Ein Duft von Maiwuchs und Fichtenharz ist darin. Im Innern wohnt Ernst und feierliches Halbdunkel wie in einem gotischen Dome. Selten findet sich ein Beter.

Wer aber hier Andacht hält, braucht keinen Priester, er weiß sich eins mit der Ewigkeit. Der liebe Gott geht durch den Wald.

Am Rande drängen sich Haselbüsche und heben ihre Arme nach dem Lichte. Das ist die Sprache der Sehnsucht. Junge Kiefern haben ihre bleichen Frühlingskerzen aufgesteckt. Da sinnt die Schwermut.

Ein Vöglein flötet im Tann. Ich schleiche mich hinzu, ich sehe, wie der kleine Körper unter der Macht der Töne zittert. Der Förster weiß den Namen des Sängers, er kennt die Vögel schon am Gesang. Mir ist es genug, daß ich es hören darf. Konzert im Walde! Das hat jeder schon vernommen. Und

doch gibt es da eine Musik, die für gar viele Ohren zu zart und zu fein ist.

Regenwolken ziehen heran. Der brauende Nebel zerreißt seine Schleier im Fichtengeäst. Die Nadeln überläuft ein Hauch. Dieser perlt sich zusammen. Es fängt an zu tropfen, zu rascheln, zu flüstern, zu klingen wie in einem silbernen Glockenspiel. Hörst du die feine Musik des Waldes?

Doch weiter hinaus! Da steht eine Tanne auf sanfter Höhe, groß, schlank, schön. Es ist die Königin dieses Waldes. Deshalb ist auch bloß die eine da. Sind königliche Menschen nicht auch selten? Ihre Mutter wurde vor hundert Jahren auf derselben Anhöhe vom Blitze zerschmettert. Auch ihre Ahnen liegen hier begraben. Seßhaftigkeit ist eine Wurzel der Kraft.

Die mailustigen Birken auf der Lichtung sind der Königin Hoffräuleins. Wie sie strahlen in Jugend und Schönheit! Die hellgrünen Blättchen schäkern und zwinkern einem furchtsamen Häslein zu. Das schlägt einen drolligen Purzelbaum ins Farnkraut hinein. Ich wußte noch gar nicht, daß es im Walde auch spaßig hergeht. Das Bächlein kichert über die Kiesel hinweg, nachdem es die kokette Bachstelze bespritzt hat. Die Grille hopst wie zum Hohne über den giftdrohenden Pilz. Der Kuckuck ruft in Schelmenlaune. Und die Antwort seines Weibchens klingt sogar wie richtiges Lachen. Der ganze Wald ist voll Lachens und Lebensfreude.

Und doch lauert überall der Tod. Der Holzschlag scheint mir wie ein Kirchhof der Bäume. Flüssige Bronze von wogenden Schmielen verklärt ihn. Im Brombeergerank hat die Kreuzspinne ihr Netz gespannt. Ein feiner, jammervoller Ton — die schillernde Schwebfliege hat sich darin gefangen. Der grüne Laufkäfer hastet über den Stein, um dem spähenden Vogelauge zu entgehen. Im Geröll des Abhangs, wo die Mittagssonne brütet, liegt unbeweglich die Natter. Sie schläft nicht, mit funkelndem Auge lauert sie auf Todesbeute. über alles schreitet der Mensch hinweg, sorglos und gelassen tötet er mit einem Tritt Hunderte von kleinen Wesen. Aber auch ihm ist das Ziel gesetzt, dem einen früher, dem andern später. An der Waldstraße ragt ein schwarzes Kreuz.

Da ist die Waldwiese mit ihren Fichtenkindern. Sie haben alle ihre Maikäppchen aufgesetzt. Wie zum Reigen geben sie sich die Hände. So leben sie fröhlich in den Tag hinein, bis sie das Abendlied der Drossel zur Ruhe bringt. Sie kennen keine Sorge, im Schutze des Hochwaldes wissen sie nichts von Nordwind und Schneebruch. O selige Kinderzeit! — Zwischen den Reihen breitet sich goldgrüner Samtteppich, mit blauen Glocken und purpurnen Pechnelken bestickt. Bläulinge und rote Dukatenfalter schlagen die seidenen Flügel. Wenn dann die Sonne sinkt, wollen die Elfen hier Hochzeit halten. Waldmärchen! —

So spricht mein Wald zu mir an seinen Sonntagen. Wenn wir im Herbste Allerseelen feiern, tut er es auch. Zur Winterszeit steht er wohl in diamantner Pracht, aber er träumt von fernen Frühlingswonnen. Seine Seele gleicht der Seele mancher Menschen.

Friedrich Kipp: Drei Gedichte.

Schwarze Schwäne.

Ausgestoßen von den weißen Schwänen,
Deren zartes Kleid erglänzt wie Firnenschnee,
Flieht ihr von den sprühenden Fontänen
Scheu zum buschumrankten See.

Daß ihr in dem stillen tiefen Schweigen
Wo der Hauch des Windes durch die Lilien weht,
Einsam ziehend eure stillen Reigen
Allem Haß und aller Qual entgeht. — —

Schwarze Schwäne, seh' ich stumm euch gleiten,
Mir die heiße Träne aus dem Auge quillt;
Seid ihr doch in euren Einsamkeiten
Meiner ausgestoßenen Seele Bild.

Das Leid.

Wenn durch die zitternden Fichten
Nächtlich der Wind singt sein Lied;
Wenn sich die Nebel verdichten
Und schaurig es klagt im Ried;

Wenn all' meiner Sehnsucht Qualen
Gepeitscht von bitterem Schmerz,
In Leid und tiefen Mühsalen
Zerfleischen mein brechend' Herz;

Dann soll sich in heißen Kissen,
Du falsches, treuloses Weib,
Gequält vom bösen Gewissen
In Schmerz sich winden dein Leib.

Allnächtlich sollst Du es sehen,
Im Traum mein blasses Gesicht;
Mög' Gott verzeih'n Dein Vergehen — —
Ich Armer, ich kann es nicht.

Ringen.

Wie mir das Blut in den Adern brennt
Nach Dir in heißem Verlangen,
Wie meine Seele nur eins noch kennt:
Nach Dir ein qualvolles Bangen!

Mein ganzes Sinnen ist so vergrämt,
Verworren sind meine Gedanken;
Wie meine Wünsche, von Qual gelähmt
In Sehnsucht sich um Dich ranken! — —

Es zittert leis' durch den Abendwind
Voll Seufzern ein sehnendes Singen;
Mein brauner Liebling, Du süßes Kind,
Ich will um Dich kämpfen und ringen.

Gerda v. Robertus, Dresden:

Der verschlossene Garten.

Sehnsüchtig steh' ich davor. —
Die hohen Hollunderhecken
All seine Lust verstecken,
Das hohe Eisentor
Öffnet sich einem einzelnen nicht —
Man tritt nur hinein
Hand in Hand — zu zwein.
Auch ich war einst darin
Und durfte seinem Springbrunnen lauschen
Und mit dir selige Küsse tauschen;
Wir brachen uns Rosen in Fülle
In des Gartens heimlicher Stille
Und hielten uns fest umschlungen ....
Doch als der Liebeshymnus verklungen,
Da stieß man uns aus dem Paradies. —

... Ich höre so heimliches Flüstern
Unter dem Ulmenschatten im Düstern —
Ich höre so klingendes Lachen — —
Du wirst mich noch wahnsinnig machen,
Verschloss'ner Garten — dein schwüler Duft
Dringt zu mir herüber, der Sprosser ruft —
Nach deinen heimlichen Lauben,
Nach deinen vollen Trauben
Sterb ich in quälender Sehnsuchtspein ....
... Und keiner, der mich führt hinein! .....

Franz Reuß:

Schauen und ruhen.

Rollend knistert der Sand. Himmel und Luft
zittern in Mittagsglut.
Quallen spielen und ziehn, Wunder des Meeres,
bläulich in köstlicher Flut.
Eisblank glitzert das Meer; blühend Gewölk
schwimmt in Erhabenheit
Durch das selige Blau. — Himmlisches Glück:
trunken von Sonnenschein
Lieg' im Sande ich hier, lauschend des Meers
heiligem Atemzug!

Bleich wie Bast erglänzen die schmalen Blätter,
Die der Dünenroggen dem Licht entgegen
Spreitet. Schläfrig bis an die Ohren, steckt im
Sande mein Hündchen.

Doch freche Fliegen surren ihm um das Maul,
Das triefend nach den bläulichen Störern schnappt,
Mißmutig zwinkern seine Augen,
Drein sich die krabbelnden Gäste drängen.

Schillernde Blasen von spielendem Schaume
zerfließen am Strande.
Sanft herrollender Wellen Lieder klingen und
flüstern.
Streifen von köstlichem Russischgrün entfalten
sich prangend

Draußen im rinnenden Tief, wo müßig die Kutter
stehen,
Weil auf dem strahlenden Sommermeere die
Winde schlafen.

Aus seichtem Wasser spiegelt eine Untiefe,
Weit drüben, ferne von dem trutz'gen Flutbrecher.
Die helle Sandbank, gelb wie eine Öljacke,
Ragt platt und seidenweich aus sonn'gen Flut=
kringeln
Und kosend spült die Dünung übers Sandpolster.
Die Wellen gleiten drüber, rund sich aufrollend,
Wie Rollen von Tapeten auf dem Fußboden.

Nach dem Dreißigjähr'gem Krieg war Deutschland
Lange nicht so leer, so stumm, so traurig,
So verwüstet, ausgeraubt, gebrandschatzt,
Wie die Seele mir durch harte Arbeit
Ausgebeutet war, da ich hierher kam.
Ach, mein Herz war ausgepreßt und heillos,
Jammervoll verödet, tief unglücklich.

Wie in kühle Seide, vergraben meine Füße
Sich in feuchte Fülle des weichen Sandes.
Meine Hände spielen mit hübschen Steinchen,
Niedlichen Muscheln.

Als ich hier mich müde herbegeben,
Mußt ich tagelang vor Staunen schweigen.
Stumm vor Müdigkeit war meine Seele,
überwältigt von des Meeres Weite,
Von des Meeres Blau mein Aug' geblendet,
Von der Brandung Ruf mein Ohr betäubt.
Aber jetzt ist alles abgefallen,
Was die Seele band und was sie quälte.
Abgewaschen durch die heil'ge Salzflut
Ist der schlimme Rost verfehlter Arbeit.
Nunmehr wallt mein Herz in keuschen Schauern;
Heiter träumend schäkert meine Seele,
Betet zur Natur — und dichtet wieder.

Frei vom Zwange tötender Alltagswerke,
Harr' ich fröhlich sonniger Farbenwunder,
Schöpfe aus dem klingenden Meeresrhythmus
Tiefste Erholung.

Im Frohsinn holdverschwiegener Sinnigkeit
Wird mir im Herz ein zärtliches Regen wach:
Wie mit der blauen Skabiose
Spielen die Lüfte mit meiner Seele. —

F. Mosbacher:

Zwei Gedichte.

Leb wohl!

Ich darf Dir nicht gehören
Kann nicht Dein Eigen sein,
Nur manchmal Dein gedenken
Nächtlich bei Mondenschein.

Wenn niemand mir im Auge
Die Träne leuchten sieht,
Wenn ungehört Dein Name
Von meinen Lippen flieht.

Und wenn mir dann durchs Fenster
Das Sterngeflimmer scheint.
Dann fühlen unsere Seelen
Im Traume sich vereint.

An Gretchen.

Wenn der Lärm des Alltags sanft verklungen
Und Friede ruht auf den erschlafften Gliedern;
Dann schraube ich die Lampe klein,
Daß müde Finsternis mich rings umgiebt.
Und hält der Geist dann Einkehr bei sich selber,
Bist du mir nah —
Du trittst in Schönheit frei und ungezwungen
Zu mir heran und legst die Hände mir auf Haupt
und Wange.
Ich sprach dich an, du nicktst mir zu
Du lächelst — o dein Mund, wie ist er schön,
Laß mich dich küssen! — — —
Einmal noch — Nun ist mir gut;
Ich schlafe diese Nacht süß wie noch nie zuvor.

Aphorismen.

Das weitaus meiste Leid fügt sich der Mensch selbst zu.

Grübeln und Denken ist Lust und Qual des Lebens zugleich . . .

Frauen kann man nur bitten oder berauben.

Die Einen suchen ihren Effekt im Defekt, die Andern im Affekt.

Wie töricht ist es, wenn Menschen sich auf ihre „gute Familie" berufen. Wie können solche Menschen so dreist und naiv sein, die Ehren ihres Erzeugers für sich zu verwerten!

Ein Leben ohne Liebe ist kein „Leben".

Liebe will als „goldner Mittelweg" mir am echtesten dünken, zu heiß verbrennt sie, zu kalt stößt sie ab. —

Die Freunde kommen mit deinem Geld und sie gehen auch prompt, wenn es . . . zu Ende geht.

Du mußt, willst du heute, wo immer es sei, nicht zu Tode geschwiegen werden, den Mund tüchtig brauchen.

Beharrlichkeit und Eigensinn werden meist verwechselt, trotz ihrer grundsätzlichen Verschiedenheit.

Kritik ist Fortschritt.

Der menschliche Verstand ist mächtig. Er ist sogar das Mächtigste in der Welt . . . nur der Unverstand steht noch über ihm.

Ein Tropfen Verstand — — und ein Ozean Unverstand, das ist das Wesen mancher Religionen.

Willst du Lorbeer und Würden? dann: gehorche! Willst du den Galgen oder Kreuzestod — — dann sei Mann oder Genie und handle aus eigenem Instinkt.

Das Werdende, Kommende ist stets der Feind des Seins.

Die Naturwissenschaften sind die Totengräber der Kirche. Ohne Kampf und Lärm fällt die Kirche ihnen fast — — naturnotwendig anheim. —

Heute ist nur das Heilige heilig, was menschliche Züge hat und somit menschlich verständlich ist.

Du sprichst von Gesellschaft? Mach's kurz und sprich von Verlogenheit.

Den hohlsten Resonanzboden hat das — — Parkett des Salons.

Examina und Titel — — daß solche Narrheit „Bildung" sei oder „Bildung" vermittele, glauben heute noch immer gar viele Leute.

Was sind Moden? Gedankenlose Spielereien von Kapitalisten und Spekulanten — — der Narrheit als Köder hinstellt.

Der Deutsche hat scheinbar keine Form mehr — — sondern nur Formeln.

Es ist bezeichnend, daß hohe Kreise ihre Köche, Jokeys und Maitressen besser honorieren als ihre Lehrer.

Es gibt tausende und abertausende von Menschen, die ohne ihre Visitenkarte eine Null wären.

Viel Licht und starker Schatten sind unzertrennlich von — — den Frauen.

Schulen setzen Ideale voraus. Ob wir deshalb keine echte, rechte Dichterschule mehr haben?

Weil ernste Kunst Konzentration als nervus rerum braucht, deshalb haben wir so viele Talmi-Kunst.

Wie eigen, daß der Gänse- oder Schwanenkiel und die Stahl- oder Metallfeder ihre Literaturepoche kennzeichnen! Höhenflug damals — Erdenschwere heute.

Der Tag des Todes zerstört Größeres, als der Tag der Geburt bringt.

Die Wurzel des Unglücks der Welt heißt: Optimismus.

Durch die Zivilisation geht die Menschheit wohl ihrem Ende — man mag dieses Ende Aussterbung oder Erlösung nennen — entgegen.

Der Optimist zieht das Dasein, der Pessemist das Nichtdasein vor.

Fortschreitende Zivilisation ist fortschreitendes Sichausleben der Menschheit. Darin liegt aber der letzteren Aussterben überhaupt.

In vielen Ehen ist der Mann schon, die Frau noch ruhig. — — —

Das vollendete Weib ist dem Manne Geliebte und Gattin zugleich.

Meist sind Vorurteile — — Nachurteile, denn ihre Wurzeln sind oft uralt.

Nur die oder das Schöne, das Frieden gibt oder birgt, ist wahrhaft schön.

Der allgemeine und zugleich gemeine (im milden Sinne des Wortes!) Ehrgeiz der heutigen Menschen ist: der Ehrgeiz der Öffentlichkeit. Ein Jeder fast möchte in der Presse, der „Zeitung" genannt sein, sich gedruckt sehen.

Die gute Literatur wird von der Tagespresse nach und nach erwürgt.

Was ist Gymnasialbildung? Ehrfurcht vor allem Alten, Uralten, Klassischen und Furcht vor allem Neuen — — vor der Gegenwart und dem Tag.

Unsere Gymnasien und — leider — auch Hochschulen erziehen zu dem, wozu sie nicht erziehen sollten: Zur Nicht-Volkstümlichkeit. Sie erzeugen den schlimmen Personenkult und sind nicht fähig, Charaktere zu bilden. Wie sollte es auch anders sein unter der klassisch-philologisch-patriotischen Hurrah-Lehre!

Früheren Jahrhunderten kann man meist in politischen, kirchlichen, sozialen, literarischen und kulturellen Dingen Stetigkeit nachsagen — — dem gegenwärtigen Säkulum eignet aber eine geradezu glänzende Zerfahrenheit.

Die Krankheit unserer Zeit? Nun, jeder Pulsschlag der Zeit läßt sie fühlen. Mangel an Stoffen für sittliche Kraft, Überreizung des Intellekts.

Die Fähigkeit zu einem politisch reifsten Staat hat der deutsche. Daß er mit diesem Bewußtsein zufrieden ist und so der unpolitischste Staat heute ist, ist die eklatante Bestätigung seiner Unreife.

Nikolaus Dostal:

Moderne Reklame.

Es war Abend. — Rauschend wogt der Lärm der Großstadt. In unzählige elektrische, flimmernde Lichter waren Plätze und Straßen getaucht. Ohne Unterbrechung flutet die bunt zusammengewürfelte Menge auf den glitzernden Trottoirs auf und nieder. Das Rasseln der Wagen auf dem harten Pflaster, das Klingeln der Trambahn, das Rasen der Automobile übertönte das Stimmengewirr des strömenden Publikums. —

Ich saß in einem der großen Kaffeehäuser des vornehmen Viertels von London zurückgelehnt in einem Plüschfauteuil und in meine Lektüre vertieft. Da hörte ich draußen das Knastern eines vorfahrenden Autos. Eine elegant gekleidete junge Dame in Begleitung eines hoch aufgewachsenen Mannes war eingetreten. Sie ließen sich ganz in einer Ecke an einem der zierlichen Marmortischchen nieder. In den Zügen der Dame lag eine Feinheit, Anmut und Grazie. Ihr Begleiter hatte ein etwas künstlerisches, aber sonst sehr gewandtes und vornehmes Wesen. —

Weiter interessierte mich ja das neu angekommene Paar nicht. Und so wandte ich mich denn wieder meiner Lektüre zu. — Wohl eine Viertelstunde verann; ich blicke auf meine Uhr — ich richte mich zum fortgehen. Da erregte das elegante Paar wieder meine Aufmerksamkeit. Die Dame saß allein; wo war denn ihr Begleiter? Da sah ich ihn auch schon in lebhafter Unterhaltung mit einem andren Herrn, wahrscheinlich mit einem Freunde, stand er mit dem Rücken gegen seine Dame gewandt. Vor ihm gerade befand sich ein hoher Wandspiegel. Da sieht er ja, was sich hinter ihm abspielt!? — Da hält er mitten in der Rede inne, er starrt auf den Spiegel hin — unwillkürlich wende ich mich der Dame zu und — ich war auch ganz betroffen. Jetzt erst konnte ich mir seine Starrheit erklären: Denn jene reichte, verstohlene Blicke auf ihren Begleiter werfend, einem beim Nebentisch sitzenden Herr einen Brief. Schon halten ihn beide Hände — da — mit Blitzesschnelle hat sich der vor dem Spiegel stehende schlanke Herr weit und tief wie ein Schlangenmensch zurück gebeugt, — ich, der ich schlechtes ahnte will mich auf ihn stürzen — zu spät — es blitzte in seiner Rechten — es war geschehen — ein scharfer Knall — ein Aufschrei — — ein Tumult. — Kellner, Bediente, Leute stürzen herbei auf den Attentäter doch der steht ruhig mit leuchtenden Blicke die Menge musternd. Ich eile zu dem Tische, wo die Dame gesessen, doch der war — leer. Da hörte ich nun auch schon die Stimme des Attentäters:

„Meine Herrschaften hier" — und er hob die Hand — „hier ein Werk meiner Meisterschaft, den Brief, — mitten durchschossen, und in welcher Stellung! — Ich bin derzeit als Meisterschütze engagiert am — — —" Inzwischen war alles hinzugelaufen, der Andrang war fürchterlich. Ich hörte nichts mehr, denn ich war im Fortgehen. Ärgerlich und doch zugleich verwundert ob des Meisterschusses schloß ich die breite Glastüre hinter mir. Und noch draußen vernahm ich den brausenden Beifall der entzückten Menge, die solche „Späße" liebt.

Das ist moderne Reklame, aber sicherlich auch rücksichtslose Reklame.

Rudolf Blum: Drei Gedichte.

Ein Ghasel.

Ich steh' am dunklen Waldessaum. Im Lauschen
Hör' ich der Bäume Stimmen leise rauschen
Und rückwärts schauend, seh die dunkle Nacht
Mit ihrer schwarzen Schlepp' ich durch die Büsche rauschen;
Was sie zurückgelassen und berührt
Schläft stumm wie Tote schlafen. Jetzt im Lauschen
Den Atem haltend horcht sie nach der Stadt,
Wo tausend Motorn grell verworren rauschen.
Ein mitleidvolles Lächeln überzieht
Den satten, bleichen Mund, der noch vom Lauschen
Halb offen steht; dann geht's den Hang hinab — —
Ganz still — ganz still. Der Städte dunkles Rauschen
Erstirbt dem dunklen Ton der Glocke gleich
Und nur die Nacht horcht auf ihr eigen Rauschen ....

Boten.

Die ihr geblasen im Ost und im West,
Ihr Winde, ihr traute Gesellen;
Die ihr geblasen zu Ozeans Fest,
Die Segel der Schiffe zu schwellen,
Die ihr die friedlichen Fahrer geführt
Durch schwankende pfadlose Wellen, ...
Die ihr mit Rauschen mein Herze verführt:
Euch will ich zu Boten erwählen.

Wenn ihr gesäuselt im schlafenden Wald,
Den Blumen entführt ihre Wonnen,
Wenn ihr das rauschende Wasser umwallt,
Das silbern aus marmornen Bronnen
In goldene Becher der Mädchen ergießt
Die Fäden umstrahlt von den Sonnen:
Dann kommt, daß ihr mir das Mädchen noch grüßt,
Das ich mir in Liebe gewonnen!
Wehet mit eurer süßesten Luft,
Weht wie in Napolis Gründen;
Wehet geschwängert mit blumigen Duft
Ihr meine Liebe zu künden;
So wie ihr Blumen im Felde umwiegt,
Die Bäume umrauscht in den Gründen,
Wie ihr die Liebe in Hoffnung gewiegt:
So sollt ihr jetzt S e h n s u c h t entzünden! — —

Runen.

Tiefe Furchen zieht der Landmann
In das brachgelegene, öde Land,
Tiefe Runen schreibt er in die Felder
Mit dem Pfluge in der schweiß'gen Hand.

Also schreibt das stumme Schicksal
Zeichen in das junge Angesicht,
Schreibt geheimnisvoll die Leiden,
Was an Lust und Freude ihm gebricht.

Doch die tiefen Furchen zeigen,
Daß das Feld bebautes Ackerland,
Daß geworfne junge Saaten keimen,
Wo die furchtbar leere Öde stand.

Zarte Linien auf der Stirne,
Um den frischen, rotgeschwellten Mund
Zeichnen erst den Mensch zum Menschen,
Künden erst der Seele tiefen Grund. — — —

August Wilhelmi:

Was ist das Glück?

Was ist das Glück? — Ist's Gut und Geld? —
Ist's Ehre, Ansehn in der Welt? —
Ist's Macht? — Ist's Wissen? — Wohlergehn
Des Leibs? — Ein Mensch, der uns verstehn,
Uns ganz von Herzen lieben will:
Das ist das Glück — Des wart ich still .....

Mathilde Clasen-Schmid:

Pfingsten.

Nun führt nicht mehr mit Winters Nächten
Den Kampf ums Dasein die „Natur",
Es droht in sternenhellen Nächten
Kein Reif mit Tod dem Schmuck der Flur
Und überall ein frisches Blühen,
Die schöne Welt — ein Strahlenschein!
Der Winter floh im Sonnenglühen,
Als Sieger zog der Frühling ein.

Und herrlich prangt im Feierkleide,
Im allerschönsten Festtagsstaat,
Natur zum hohen Feste heute,
Es schaut das Auge sich nicht satt.
Ein wundersames, sel'ges Ahnen
Und eine heil'ge Himmelsluft,
Ein leises,aber ernstes Mahnen
Erfüllen jede Menschenbrust.

Rein dringet aus des Herzens Tiefe
Doch noch ein höheres zum Licht,
Es ist, als ob es zu Dir riefe:
Vergiß der ew'gen Liebe nicht! —
Genieß des Frühlings frisches Regen,
Da Lebensluft und Freude winkt,
Doch denk' auch daran welchen Segen
Des Festes echte Feier bringt.

Wie einst wohl auf die ersten Christen
Sich niederließ der Gottes Geist,
Um sie mit Kräften auszurüsten
Und starken Glauben allermeist,
So kannst Du seines Wirkens Zeichen
Noch jetzt in Christi Kirche seh'n,
Und nimmer wird der Segen weichen
Von ihr, die ewig wird besteh'n.

Was Dich ermahnt in Deinem Innern
Und mächtig Dir bewegt das Herz,
Er ist es, der Dich will erinnern
Den Blick zu richten himmelwärts! —
Damit Du einst auch kannst bestehen.
Wenn er Dich löst vom Tod zum Sein,
Inbrünstig ihn um Beistand flehen,
Das wird die rechte Feier sein! —

Aus der Ebene.

Skizzen-Zyklus von Gustav Paul Grosse.

I. Stimmungen und Eindrücke aus dem Schlachtfeldgau 1813.

„1913, wenn aus allen Kompaßstrichen der Erde die Kulturvölker ihr Augenmerk der Ebene von Leipzig zuwenden, wenn sie angesichts der großartigen Schöpfung eines Bruno Schmitz die Bedeutung dieses Fleckchens Erde zu würdigen wissen, dann werden die Namen unserer Dörfchen, wie Wachau, Cröbern, Güldengossa, Störmthal usw. in aller Munde sein; sie haben ihre Geschichte wie das schöne Heidelberg", bemerkte der greise Herr zu seinem Vis-à-vis im Wartesaal, einem angehenden Vierziger. Und während dieser so sprach, hellten sich die Züge der Dame auf, welche am selben Tische Platz genommen, einer Aristokratin, darauf deuteten ihre feingeschnittenen Züge, ihre schmalen Hände und die vornehme Toilette.

„Ich bin eben im Begriff, meinen Sohn, welcher in Heidelberg studiert, zu besuchen; ich selbst war noch nie in Heidelberg, es soll dort schön sein." In diesem Augenblick öffnete der Portier die Flügeltür zum Warteraum und kündet die Weiterfahrt an. Die Dame erhob sich und sagte beim Fortgang zu den ihr bekannten Passagieren: „Endlich eine Abwechslung, man sieht und hört nichts auf dem Lande, nicht wahr, meine Herren?" Bevor die beiden erwidern konnten, war die interessante Erscheinung auf dem Perron ...

„Nicht selten findet man unsere Gegend eintönig; mit Unrecht. So ein schöner Frühlingsmorgen in der Ebene mit dem Herzen eines Poeten empfunden und dem Auge eines Malers geschaut, ist doch ein Genuß. Wollen wir Kunst, so fahren wir nach dem nahen Leipzig, dem Domizil unseres großen Klinger und anderer."

Seine welke Hand entnahm der Brieftasche einen vergilbten, zerknitterten Zeitungsausschnitt mit einigen handschriftlichen Fragments an der Seite.

„Da, lesen Sie, dort war auch mein Sohn, welcher einem Jugendstreich zum Opfer fiel."

Sein Vis-à-vis, mit den durchgeistigten Zügen, war sichtlich erfreut über die Offenheit des alten Herrn und begann zu lesen:

Alt-Heidelberg, du feine! In Heidelberg! — welche Fülle von Schönheit und wonnigem Genuß, von hohen Freuden und wundersamer Erquickung vermag Heidelberg zu erschließen.

Denn dies ist die Stadt, dies die Landschaft, die Natur, Kunst und Geschichte wie keine andere im weiten Vaterlande geschmückt, verklärt und für jedes edle Genießen gleichsam geweiht haben.

Magst du, die Seele erfüllt vom Walten erloschener Geschlechter, zu den Herrensitzen der pfälzischen Fürsten droben auf dem Schloßberg hinaufsteigen, um an den Wunderwerken göttlicher Kunst und den Reizen einer unvergleichlichen Landschaft Herz und Auge zugleich zu laben, magst du auf lauschig stillen Waldpfaden über die friedvollen Berghöhen ziehen, oder Rast halten auf den Trümmern zerfallener Burgen, die der Zauberhauch der Romantik umwittert, magst du die in üppiger Fruchtbarkeit prangende Ebene,

die sich wie ein Gottesgarten von den umlaubten und rebenumkränzten Höhen zum schimmernden Rheine zieht, durchstreifen, magst du am Ufer des rauschenden Stromes wandeln oder auf ihm in leichtem Kahne dich schaukeln: — immer wirst du in tiefster Seele erquickt und erhoben sein im Schauen und Genießen all der herrlichen Gaben, die in verschwenderischer Fülle die Gunst hoher Mächte über diese paradiesische Gefilde gebreitet hat. — Darum blieb auch zu allen Zeiten die Liebe der Sänger und der Dichter, ihre glühende Bewunderung Heidelberg zugewandt und von den Tagen der Minnesänger, da Oswald von Wolkenstein die Saiten rührte, bis zu Scheffel herab tönt es und findet seinen Widerhall in tausend Herzen.

Alt-Heidelberg, du feine,
Du Stadt an Ehren reich,
Am Neckar und am Rheine,
Kein' andre kommt dir gleich.

Nicht mit den sinnbetörenden Reizen einer Großstadt, nicht durch den Kitzel raffinierten Luxuslebens nimmt Heidelberg gefangen.

Wie wenn der reine Odem der ewigen Natur, an deren Busen es so innig sich geschmiegt hat, es immerfort durchwehe, so ist dieser Stätte einer uralten und hochentwickelten Kultur zu allen Zeiten eine Frische und Natürlichkeit zu eigen geblieben, die stumpfe Blasiertheit wie fiebrische Begier überwindet, klärt und in edle Genußfreudigkeit und Begeisterung wandelt, die die überreizten Nerven beruhigt und der schmerzlich bewegten und zwiespältigen Seele Gleichgewicht und Harmonie zurückgibt.

Wie keine andere Stadt die Annehmlichkeiten und Reize von Gebirge und Ebene so verbindet wie Heidelberg, so eint auch keine in gleicher Weise die Vorzüge von Kultur und Natur.

„Er ist nicht mehr, der mir dieses gesandt, aber er wollte nach Heidelberg, und ich wünschte, er möge hier bleiben. Hier in der Ebene, wo uns auch ein schöner Frühling beschieden; hier, wo unser Urgroßvater einer großen Sache zum Opfer gefallen . . . .

Auch die Ebene hat ihre Schönheiten. Wer morgens hinauspilgert in den gewaltigen Garten, die Dörfchen eingestreut gleich malerischen Vignetten, mit ihren interessanten Kirchen: der über tausend Jahre alten von St. Thekla in ihrer landschaftlichen Schönheit, deren Umgebung so recht an das angedeutete Reich nach des Menschen Vollendung mahnt, und dann welch eine Fülle von Poesie liegt in dem malerischen Kontrast am Hügel; hier umfängt uns der Eindruck einer heiteren Lebensphilosophie. Hier, wo das dunkle Grün der ernsten Cypresse mit dem frischen Birkengrün abwechselt, wo weißgetünchte Giebel von der Farbensinfonie eines Frühlings umwoben, welche uns in ihnen natürlich-glückliche Menschen ahnen lassen, wo freudestrahlend am Rain die Jugend im Flügelkleide umherspringt, die ihnen lieb gewordene Flora zu Kränzen windend und das alles eines Tages vom köstlichen Duft der nahen Linden gewürzt . . . . Wer brauchte da mit dem Dichter zu grübeln: ‚Warum man lebt?' Dieses Thekla mit seinen idillischen Parthendörfchen Portitz, Plaußig und wie sie alle heißen, gemahnt so recht an die Worte: ‚Arbeiten und nicht verzweifeln!' Und dann, wenn sinnend aus der Frühlingspracht das alte Pfarrhaus von Podelwitz dem Wanderer entgegenschaut, während die ehrwürdige Buschkirche bei Loessen gleich einer fein abgestimmten Palette, durch ihre Einsamkeit mitten im Naturfrieden gefangen nimmt, wenn blühende Obstalleen wie kunstvoll gewebte Spitzentücher über den großen, smaragdenen Teppich gebreitet, über uns das blaue Himmelsgewölbe und unter uns der feste Grund mit seinen historischen Erinnerungen. Wer könnte ein schöneres Bild malen mit der ganzen Natürlichkeit, mit der ganzen Liebe, die den Landmann an seine Scholle fesselt, die er aber liebt, wie man seine Heimat lieben soll!

Durch all diese Pracht zittert melodisch feiner Lerchenwirbel . . . .

Und dann ein beginnender Abend in der Ebene: Wer da draußen auf den Fluren von Werbelin steht und heimwärts zieht, begegnet um diese Zeit Knechten und Mägden, deren Gestalten in wenigen Monden an farbenprächtige Milletsche Motive erinnern. . . . . Harte Arbeit haben sie verrichtet, man kann es ihnen ansehen, aber welcher Friede liegt auf den Physiognomien . . . . Und das ganze überstrahlt von der Abendsonne, wo vom leichten Zephyr ein wundervoller Rhythmus golddurchwirkter Kornwellen unser Auge fesselt . . . . Ein Scheidegruß in erhabener Schönheit ist's; hier, wo der Tauperlen zarte Seele vor dem großen Augenblick bebt, hier endet auch der Menschen Verstehen . . . . An solch' jungfräulichen Saatfeldern habe ich oft einfach-große Menschen vor ihrem Fleiß in einer Schlichtheit des Ausdrucks gesehen, wie sie nur der denkende Landmann verkörpert: eine Offenbarung wahren Menschentums, getragen vom tiefen, sittlichen Ernst und

das alles in einem monumentalen Landschaftsausschnitt von wunderbar ergreifender Wirkung . . . .

Inzwischen zieht die Dämmerung herauf und schon blinkt hier und da ein Stern . . . . Am Horizont tauchen die Silhouetten der Windmühlen auf und die Dorfglocken läuten aus der Ferne in den Abendfrieden . . . .

Es dunkelt ganz . . . .

Wer nun unter diesem Eindrucke heimwärts zieht, den hat ein Gott gesegnet, daß er den Pilger zu uns hinausgesandt; hinaus in die Ebene, die weiter nichts kennt, als den freien Himmel und den festen Grund unter sich . . . .

Über der imposanten Silhouette des Tuskulums von Breitenfeld huschen auf luftigen Spuren weiße Wölkchen um den Silberschein der Sichel und Leipzig näherkommend, weidet sich unser Auge an den Lichtern, welche gleich einer langen Perlenschnur, wie zu einem Feste ladend, anmuten . . . . In der Nähe ertönen lustige Studentenweisen . . . .

Alles umfängt uns wie ein Gedicht, welches wir erleben . . . ."

Wenn nun irgend jemand die Frage aufwirft: „Und dies nennen Sie einen Tag in Schönheit — in unserer Ebene?" bemerkte der aufmerksame Zuhörer.

„Irgend jemand? Der große Grieche Aristoteles gab bekanntlich auf die Frage: ‚Warum gefällt das Schöne?' die vielsagende Antwort: ‚das ist die Frage eines Blinden'."

Unsere einsamen, lachenden Landschafts-Idylle haben freundliche, stille Art; sie dulden beim Künstler keine Mache, wie das oft im Spiegel wiedergegebene Zerrbild von Mode und Kunst unserer Tage: Tribute, welche aus den kapriziösen Launen vermessener Willkürgenies hervorgegangen, jener Schönheitssucher, denen sogar die Bekenntnisse eines Auguste Rodin peinlich geworden . . . . Die Ebene ist ein Volksbuch, worin jedes Wort Frische und Natürlichkeit atmet: eine gute Kost für den feinen und gründlichen Genießer, welchem das Herz lacht, wenn lebensprudelnde Bauernburschenkraft Frau Kunst resolut den Arm zu bieten wagt und mit ihr durch unsere blühenden Gefilde schreitet . . . .

Wenn zu uns auch keine Malerdichter, wie nach der poesieumwobenen Heide von Worpswede eilen, wenn wir auch keine Namen wie Mackensen, Modersohn, Vogeler usw. aufweisen können, so finden wir aber bildende Künstler im nahen Leipzig, welche den reinen Odem unserer Ebene kennen, denn alles, was gut ist, ist wahr!

Mußte nun mein Sohn nach Heidelberg?

Möge die Dame mehr Freude an ihrem Sohne erleben als ich an meinem, der nicht gehört, der sich in Gefahr begab und darin umkam."

Beide Männer schwiegen jetzt.

— — —

„Heidelberg, wer dich je gesehen, wer deine Gastfreundschaft je genossen, vergißt dich nimmermehr . . . .", lautete ein Fragment von der Hand des Sohnes am Rande des vergilbten Zeitungsausschnittes . . . .

— — —

Maria.

Novelle von M. Orth.

Das Handelshaus Haller & Comp. in Colombo hat für den Tag seine Geschäftsräume geschlossen. Nichts störte mehr den Chef des Hauses, Fritz Haller, der an seinem mit Büchern und Schriften bedeckten Schreibtisch saß und soeben einen Brief schloß. Befriedigt aufatmend lehnte er sich in seinen Stuhl zurück und blickte sinnend vor sich hin.

Angenehme Gedanken mußten ihn beschäftigen, denn immer mehr hellten sich seine Züge auf und ein Lächeln spielte um seine Lippen, das dem ernsten, von der irdischen Sonne gebräunten Gesicht einen jugendlichen Reiz verlieh. Es waren freundliche Bilder, die viele Jahre hindurch auf dem Grunde seiner Seele geruht und nun zu neuem Leben erwachten.

Seine Gedanken flogen in die alte Heimat zurück, die er als Zwanzigjähriger verlassen, um in der weiten Ferne sein Glück zu suchen.

Das süddeutsche Städtchen, das so anmutig zwischen Weinbergen und bewaldeten Höhen lag, tauchte vor seiner Erinnerung auf; und das trauliche Haus vor dem Tore. Dies war die Stätte, die alles umschloß, an dem damals sein junges Herz hing.

Fritz Haller war der Sohn eines Regierungsbeamten gewesen. Seine Eltern hatte er in rascher Folge verloren. Sie hinterließen dem kaum Vierzehnjährigen ein bescheidenes Kapital, das gerade für seinen Unterhalt bis zu seiner Reifeprüfung hinreichte.

Der verwaiste Knabe wäre übel beraten gewesen,

wenn nicht eine Freundin seiner verstorbenen Mutter, Frau von Wehlen, die Witwe eines höheren Offiziers, sich seiner mütterlich angenommen hätte.

Sie ward die liebevoll sorgende Hüterin seiner ersten Jugend. Noch glaubte er ihre Hand auf seinem Scheitel zu fühlen, wenn es galt seinen wilden Knabenmut zu zügeln. Oder ihren warmen, guten Blick, wenn sie ihn loben durfte.

Das mit ihm im gleichen Alter stehende Töchterchen Frau von Wehlens, Maria, war aber sein Abgott. In geschwisterlicher Vertraulichkeit waren sie zusammen aufgewachsen. Der lebhafte Knabe fühlte sich als natürlicher Beschützer der zarten kleinen Gefährtin. Es gab für ihn keine Mühe, keine Anstrengung, der er sich nicht gern unterzogen hätte, um ihr eine Freude zu bereiten.

Die blondlockige Maria sah in ihm den Inbegriff aller Kraft und Kühnheit. Mit strahlenden Augen sah sie zu ihrem jungen Freunde auf.

Die Jahre der Kindheit flohen schnell und mit ihnen die kindliche Unbefangenheit der beiden.

Ein neues, fremdes Gefühl drängte sich zwischen sie, das sie nicht fassen, nicht mit Namen zu nennen wußten; das sie aber beseligte, und lind umgab, wie der Duft einer kaum erschlossenen Blüte. Erst die Trennungsstunde sollte ihnen die wahre Natur ihrer Gefühle offenbaren.

Fritz Haller hatte sein Abiturium bestanden, und seiner Militärpflicht in der nahen Garnison genügt. Nun sollte er einen Beruf ergreifen. Er hatte sich deshalb an einen in Indien lebenden Freund seiner Eltern gewandt. Groß war seine Freude, als dieser ihm schrieb, zu ihm nach Colombo zu kommen: eine Stellung würde sich dort für ihn in einem deutschen Handelshause gewiß finden.

Nun sollte er in die weite Welt, um sein Glück zu suchen. Das Leben lag glückverheißend vor ihm.

Die Erfüllung seiner kühnsten Wünsche und Träume schien ihm nur ein leichtes Spiel. Mut und Hoffnung schwellten seine Brust. Und doch, je näher seine Abreise rückte, je schwerer legte sich das Trennungsweh auf sein Herz. Galt es doch für lange, unbestimmte Zeit, Abschied zu nehmen von den beiden ihm teuersten Wesen. Er versuchte zwar männlich das in ihm aufsteigende Weh zu unterdrücken, indem er sich den Anschein gab, als sähe er dem Zeitpunkt gelassen entgegen. Frau von Wehlen blieb es aber nicht verborgen, wie es um ihre beiden „Kinder" stand. Auch um Marias Lippen zuckte die Vorahnung des Trennungsschmerzes, und ihre sonst so klaren Augen waren trübe von heimlich vergossenen Tränen.

Die Abschiedsstunde war gekommen. Fritz hatte ergriffen von dem Ernst der Stunde das erste Wort der Liebe gesprochen, und Maria gefragt: „Willst du mich lieben, und mir Treue bewahren, wenn auch Jahre vergehen, bis ich kommen und dich zu meinem Weibe machen kann?"

Und Maria hatte mit scheuer Zärtlichkeit ihren Arm um seinen Hals gelegt, ihr Köpfchen an seinem Herzen bergend, geantwortet: „Ja, Fritz, ich warte auf dich, und wäre es bis an mein Lebensende."

Er drückte das geliebte Mädchen fest an sich, hob ihr Gesichtchen, und sah ihr tief in die schönen treuen Augen und küßte sie andächtig auf die frischen Kinderlippen.

Dann riß er sich gewaltsam von ihr los. Noch einmal umfing sein Blick ihre holde Gestalt, wie sie vom abendlichen Sonnenglanz umflossen inmitten des Zimmers stand. Sie hatte die Hand aufs Herz gedrückt, als wolle sie dem bittern Weh gebieten. Ihre Augen folgten ihm mit hingebender Liebe und Vertrauen.

Fritz eilte fort aus dem Hause, das bis jetzt seine Welt gewesen war. —

Jetzt brauchte er sich seiner Bewegung nicht mehr zu schämen; war doch seine Seele noch jung und weich, ganz erfüllt von der ersten Liebe, Leid und Lust. Das holde Bild Marias, so wie er es zuletzt gesehen, prägte sich ihm unvergeßlich ein, und so nahm er es mit in die fremde Welt, in ein neues Leben. — — —

Zwanzig Jahre sind seit jenem Tag verstrichen. Fritz Haller war nicht in die Heimat zurückgekehrt. In dieser langen Zeit hatte er unermüdlich gestrebt. und gearbeitet, gekämpft und gerungen um das eine ersehnte Ziel, das sein Ehrgeiz ihm gesetzt hatte, zu erreichen. Er war ein hochgeachteter, sehr vermögender Mann geworden. Sein Name, sein Haus zählten zu den ersten des Landes.

Jetzt schien ihm die Zeit gekommen, seinem Leben noch einen andern Inhalt zu geben, als nur den des zielbewußten Strebens. Nun durfte er endlich der Stimme seines Herzens folgen. —

Dies waren die Gedanken des vierzigjährigen Mannes, als er den Brief an Maria von Wehlen schrieb, in dem er ihr sein baldiges Kommen meldete. Immer deutlicher tauchte ihr Bild in seiner Erinerung auf, so wie er es zuletzt gesehen, — vor zwanzig Jahren. —

Fritz Haller war von seinem Sitz lebhaft aufgesprungen, kraftvoll reckte er seine schlanke sehnige Gestalt, und seine Brust dehnte sich in dem freudigen Stolz des Mannes, der aus eigener Kraft sein Ziel erreichte.

Mit unruhigen Schritten ging er in dem reich ausgestatteten Gemach auf und ab, auf seinen ausdrucksvollen, männlichen Zügen lag ein glückliches Lächeln. — — — (Fortsetzung folgt.)

Gertrud.

Ein deutsches Waldmärchen von Ad. Dreßler.

(Schluß.)

Dichter:

Ein Dichter ist durch den Wald geschritten
Da sah er in Baumes- und Blumenmitten
Das allerliebtrauteste Märchenkind.

Gertrud:

Ich dachte den Dichter mir anders von Art
Als ehrwürdigen Alten mit wallenden Bart
Den das Leben viel Schönes und Trübes gebracht
Daraus er sich all die Geschichten erdacht.
Ich meint, wer so viel von der Welt könnt wissen
Den hat die Welt auch vieles sagen müssen
Und da du so jung drum jetzt ich denk
Es ist das Dichten ein Gottes Geschenk
Wie unermeßlich schätz ich dich reich
Einem Könige gar erscheinst du mir gleich.

Dichter:

Ein König bin ich von Gottes Gnaden,
Denn ich wandle nur immer auf eignen Pfaden
Ein König bin ich gar hoch gestellt
Mein stattliches Reich heißt die ganze Welt
Drin herrsch ich frei und unbeschränkt
Durch kein Gebot, keine Macht beengt,
Und jegliche Wesen dienen mir,
Ich spend Ihnen Lieder als Lohn dafür
Was schwellende Lüfte weben und wehen
Das deut ich so, daß es die Menschen verstehen,
Ich gebe dem Frühling die lichte Gestalt
Und künde, was flüsternd erzählt der Wald
Was die Lerche singt
Wenn sie aufschwebt ins Blau
Wenn die Sonne bestrahlt Wald, Fluren und Au
Wenn die Blumen und Halme das Licht begrüßen
Was Käfer summen durch Feld und Wiesen
Was Ähren rauschen, die segenschwer
Im Winde sich wiegen hin und her
Und wie in der Liebe goldenen Tagen
Lusttrunken die Herzen der Glücklichen schlagen
Das deut ich und weiß ich nun sag mir fein
Willst Gertrud du meine Königin sein?

Gertrud:

Wenn du ein König bist, wo hast
Du dann den goldnen Prunkpalast
Vasallen und Diener die nur trachten
Auf deinen Wink, auf dein Wort zu achten?

Dichter:

Mein Prunkpalast ist einzig nur
Der Garten Gottes — die Natur
Ich hab mir die Freiheit als Ziel gestellt
Als echter König dien ich der Welt.

Gertrud:

Und werd ich deine Königin
Sag Dichter mir, wo führst du mich hin

Dichter:

Ins Land der Träume wo Frieden ist
Und goldene Himmelslichter scheinen
Wo farbiges Blühen von den Bäumen grüßt
Und jeckliche Seele ihr Weh vergißt
Dort soll uns der seligste Frühling einen.

Gertrud:

Ins Land der Träume. Wenn Mondenflimmer
Und Frühlingsluft durch das Fenster kam,
Da spann meine Seele gar wundersam
Ein Maienmärchen von Pracht und Schimmer
Es löste sich leise vom Mondenklast
Ein silbernes Strahlen und schwebte hernieder
Auf sprang ich vom Lager in süßer Hast
Und Sehnsucht durchbebte die jungen Glieder
Ich blickte hinaus in die schweigende Nacht
Der schwebende Strahl ward zum glänzenden [Wagen
Und hat mich mit Märchen geheimer Macht
Weit fort auf ein stilles Eiland getragen
Dort war ich allein und still wars ganz
Kein Wesen sich mir in Liebe einte
Ich fühlte des Mondlichts kalten Glanz
Und leise mein Aug eine Träne weinte

Dichter:
Das war eine Träne der Einsamkeit

Gertrud:
Und ich fürchte die Träume seit jener Zeit

Dichter:
Gertrud auch aus deiner Seele ranken
Wie vorm Hüttchen dort der wilde Wein
Junge Träume ahnente Gedanken
Doch verworren ist noch jetzt ihr sein
Eines Gärtners Hand wird bald sich finden
Die die Triebe zart und minnig pflegt
Einen Wunsch den still mein Busen hegt
Laß mich dir als Sonnenmärchen künden

Gertrud:
Die Blüten träumen, im Wald ist Ruh
Erzähle deine Märchen gern hör ich dir zu

Dichter:
Es ging ein Jüngling am Morgen waldein,
Blau Frühlingsglocken am Hute
Und Lieder blühten im Herzen sein
Er ging mit fröhlichem Mute
Da sah er sein Herz schlug in Wonne und Weh
Ein Mägdlein noch jung an Jahren
Die Augen so tief, wie das Wasser im See
Sonn' spielte in ihren Haaren
„Bist du das Märchen, die Waldfee, der Mai,
O stille der Frage Verlangen!"
„Ich bin das Glück, komm hurtig herbei"
Dein Eigen, willst du mich fangen"
Da schwebte dahin leis lockend licht
Das Glück aus Sonnenlands Garten
Ihr Fuß berührte die Blumen nicht
Die Vöglein im Lauschen verharrten — — —

Gertrud:
Du schweigst so seltsam, und tief ist dein Blick
Hat der Jüngling das Mädchen errungen?

Dichter:
Gertrud, Holdseelige du selbst bist das Glück
Von goldenen Banden umschlungen
Ist meine Seele, Wunsch und Wille schläft ein,
Drinnen lebt nur die Sehnsucht, flüstert und singt:
„Werde mein"

Gertrud:
Ich bin nicht das Glück bin nur ein Mädchen zart
Will frei sein in jugendfröhlicher Art
Möchte auch nicht aus der Heimat gehen,
Wo der Wald so grün und der Himmel schön
Bin noch so jung und Königskronen drücken

Dichter:
Die Liebe ist ein Blütenkranz er wird dich schmücken
Weißt du was Liebe ist? „Ein schwellendes Geben,
Ein seelig sich in einander verweben
Ein sehnen in stiller Mondennacht
Ein blühender Traum, der zum Leben erwacht"

Gertrud:
Ich fürcht die Welt so groß und weit

Dichter:
Mein Arm wird dich schützen vor drohendem Leid

Gertrud:
Du bist ein Dichter kannst sagen und singen
Weißt du aber auch mit dem Leben zu ringen?

Dichter:
Alles wag und vollbring ich für dich

Gertrud:
So zeig deinen Mut, dann wirb um mich

Dichter:
O Gertrud tu deinen Wunsch mir kund
Und führt er mich auch in den tiefsten Grund
Die Liebe ist bei mir. — Auf allen Wegen
Wird sie mir Blätter und Rosen legen
Mein Fuß wird weich und doch sicher gehen
Mein Sehnen wird sein, dich wieder zu sehen

Gertrud:
Auf zackiger Berghöh vom Wald nicht weit
Erblüht eine Blume in Einsamkeit,
Erglimmst du die Höhe als mutiger Mann
Und langtest du gar bei der Herrlichen an
Drei trotzige Adler die Blume umkreisen
Den, der sie will brechen, zur Tief' sie reißen,
Und drunten da gähnt ein furchtbarer Schlund,
Ein Fehltritt des Fußes, du stürzt in den Grund.
Ist nun so männliche Kraft dir eigen,
Hast du den Mut, den Berg zu besteigen,
Wirst du die seltene Blume mir bringen,
Dann soll mein Arm dich in Liebe umschlingen!!

Dichter:
Winkt mir der Lohn deiner lachenden Liebe
Biete ich Trotz der Gefahren Getriebe,

Aus Sonnenlandsgarten so süß und traut
Kam zu mir blauäugig das Glück,
Ich habe der Sonne ins Antlitz geschaut
Und kann nicht in dunkel zurück,
Ja sterben müßt ich, wirst du nicht mein eigen.
Was sind mir Gefahren und Not,
Ich werde die Wunderblume erreichen
Oder erringen den Tod.

Gertrud:

So geh nur hin, der Weg ist nicht weit.

Dichter:

Leb wohl, traut Gertrud, du lachende Maid.

Gertrud:

Was zögerst du, schwindet der Mut dir gar
Noch eh du ins Auge gesehn der Gefahr?

Dichter:

Das Leben ist oft eigen, es kann sein,
Daß ich dich nimmer werde wiedersehn,
Gertrud, mein Maientraum so blütenschön,
Dann bitt ich dich, nur eine Träne wein,
Wenn ich von diesem Weg zurück nicht kehr;
Mein junges Leben gab ich ja für dich
Und gerne her — — —
Gertrud, leb wohl!!

(Er stürmt ab) — — —

Gertrud:

Du armer Dichter, mich jammert dein.
Warum konntest du auch kein König sein?
Leb wohl, du fahrender, treuer Gesell — —
Wie die Sonne funkelt am Himmel so hell,
Das Baumgerank zittert, es geht ein Duft,
Ein Frühlingsschwärmen so süß durch die Luft —
Warum er nun eben kein König war? — — —
Der Waldbach plätschert, die Luft ist klar,
So klar, so blau, so schön wie rings der Tag —
Ob ein wirklicher Prinz wohl kommen mag,
Der Marmorpaläste und Diener hat? — —
Dort gaukelt ein Falter blumensatt
In blauen Höhen,
Er spreizt die Flügel, schwebt und schwirrt,
Und ich bin schön — — —
Ob wohl der Prinz bald kommen wird? — — —

(Gertrud beschattet die Augen mit der Hand. Liesel und Hans ein Bauernbursch und ein Mädchen treten auf)

Hans:

Liebchen, sieh den Frühling blühen
Und die hellen Weiten.

Liesel:

Glockenblau und Maiengrün
Sproß zu beiden Seiten.

Hans:

Doch viel schöner als der Mai,
Als das Lustgetriebe
Und der Blumen Allerlei
Dünkt mich unsre Liebe.

Liesel:

Kannst du auch kein König sein,
Bist du arm wie ich,
Ist dein Herz doch gut und rein,
Und ich liebe dich!

Hans:

Liesel, du mein süßer Schatz,
Dir bin ich verbunden.

Liesel:

Weißt du noch den trauten Platz,
Wo wir uns gefunden?

Hans:

Ob ich's weiß, so komm und ziehen
Laß dahin uns beide.

Liesel:

Glockenblau und Maiengrün
Sproßen uns zur Seite.

(umschlungen ab)

Gertrud:

Die haben sich lieb, und ich bin allein,
Wenn der Prinz doch bald käme, mich zu freien,
Der arme Dichter war mir zu gering,
Ein weher Vorwurf will in mir tagen,
Durch meine Seele bebt leises Fragen,
Ob ich wohl den rechten Pfad auch ging,
Ob Eitelkeit mir nicht geblendet den Blick,
Sind Glanz und Krone denn wirklich das Glück?

(Die Einsamkeit eine altertümliche Frauengestlt im schlebenden Gewand tritt auf.)

Einsamkeit:

Bin niedergestiegen von steilen Höhn,
Wo träge, fast lautlos die Lüfte wehen.
Die Blätter und Blumen ohn Farbengetön,
Keine Nachtigall flötet in Lust und Weh,
Und blau und still sind die Wasser im See,
Verlassen ich steh — — —

Gertrud:

Mir ist so bang, so drückend schwer,
Wenn ein liebender Mensch doch bei mir wär.

Einsamkeit:

Ich hab einen marmornen Prunkpalast,
Ist keiner drin, der mich in Liebe umfaßt,
Ich trage der Stille Last,
Ich hasse die Wälder im grünen Kleid,
Das Vogelgezwitscher, die Maienzeit,
Das schuldlose Singen der Fröhlichkeit.

Gertrud:

Mir stockt das Blut, ich ring nach Luft,
Dumpf weht mich an ein Hauch der Gruft.

Einsamkeit:

Es lebt meine Seele in Dämmernissen,
Es gibt mir nicht Ruhe das weichste Kissen,
Stets einer ist bei mir — — das Gewissen,
O bangende Qual, o tiefes Leid,
Ich unglückselige Einsamkeit!

(ab)

Gertrud:

Sie ging, ihre Spur sich im Walde verlor,
Doch was quillt mir so heiß aus dem Herzen empor,
Es hämmert, es pocht das Blut, es kocht,
Und leise klagt mich eine Stimme an:
Was hast du getan!?

(Die Reue eine hagere, große Frauengestalt, ganz in grau gehüllt tritt auf)

Reue:

Was hast du getan?

Gertrud:

Mich schüttelt ein Fieber, jetzt heiß, jetzt kalt.
Was willst du, entsetzliche Frauengestalt?

Reue:

Ich bin die Reue! — In stiller Nacht
Schleich ich ans Lager furchtbar sacht
Und vor dir selbst verklag ich dich,
Bei lustigem Tanz und festlichem Mahl
Tret ich im Büßergewand in den Saal,
Mit Grabesstimme dumpf frage ich dich,
Wo dein Fuß auch steht, wohin er geht,
Mein modriger Hauch deine Stirn umweht,
Wild möchtest du schreien, doch dir graut,
Auf den Lippen erstirbt dir der ächzende Laut,
Machst gut du durch tausend Taten auch,
Was einst du verbrochen, es nützt dir nichts,
Du hörst meine Schritte, es trifft dich mein Hauch,
Dumpf tönt dir die Stimme des Selbstgerichts
Und klagt dich an, was hast du getan,
Was nützt deine Jugend, dein schönstes Gewand,
Du hast eine weiße Mörderhand!

(ab)

Gertrud:

Was sagte das Weib? — Will entfliehen den Ort,
Doch wie ist mir, ich bringe die Glieder nicht fort.

(Die Furcht eine Zwergengestalt mit flackernden Augen eilt auf die Bühne)

Furcht:

Schimmert da nicht flimmerndes Licht,
Dahin — nein dorthin — es flackert bald aus,
Hallt es nicht heulend wie Sturmesgebraus
Von Nord, von Süd, von Ost und West.
Es kommt immer näher, mir wird immer weher.
Es packt mich und zwackt mich. Es pustet und pfeift,
Mit Riesenfäusten hält es mich fest,
Hah!! wie es mir kalt nach dem Herzen greift,
Jetzt läßt es mich los — die Freude ist groß,
Nun bin ich befreit — doch was kommt dort an,
Ein Ungeheuer, sein Rachen speit Feuer,
Wütend sich wälzt aus dem Dickicht heran,
Es fletscht mit den Zähnen, jetzt will es gar gähnen,
Jetzt will es gar springen, mich ganz zu ver-
Erbarmen — erbarmen — mich gruselt, mir graut,
Laß fliehen mich Armen, verschon meine Haut.
schlingen,

(ab)

Gertrud:

Furchtbare Klarheit jetzt mein Aug' erblickt,
Ich hab den Dichter in den Tod geschickt.

(Der Wahn, eine phantastische Greisengestalt, tritt auf)

Gertrud:

Ein Kommen und Gehen, es wogt und wallt,
Was willst du hier, seltsame Greisengestalt,
Mir schwinden die Sinne, drauf Nebel sich legen,
Ach könnte ich doch meine Glieder bewegen.

Wahn:

Ein Schauern webt, der Nebel schwebt,
Gebilde kommen, bleischwer und bleich,
Gestalten sind's aus dem Geisterreich,
Sie recken wild drohend die knochigen Glieder,
Sie heben die Arme, als wollten sie flehen,
Sie wallen herauf, sie wogen hernieder,

Sie schweben und können nicht gehen und nicht stehen,
Blick fest nur hin, ich bin der Wahn,
Was siehst du dort auf waldfreier Bahn?

Gertrud:

Ich sehe einen Berg, der Berg ist steil,
Ein Jüngling ersteigt ihn in froher Eil,
Am spitzigen Zacken, er ritzt sich die Glieder,
Sein Blut rinnt von Füßen und Händen hernieder,
Das frische, rote Lebensblut,
Der Dichter ist es, ich kann nicht mehr schauen.

Wahn:

Blick weiter nur hin, verwinde das Grauen.

Gertrud:

Er ringt sich empor mit kühnem Mut,
Jetzt muß er stürzen!!—er hält sich!!—er steigt!!—
Nun hat er die Höhe, die freie, erreicht.

Wahn:

Sag weiter, was deine Augen sehen.

Gertrud:

Die Blume dort blüht so herrlich und schön,
Sein Blick scheint geblendet, er harrt in Entzücken,
Jetzt hebt er die Hände, die Blume zu pflücken,
Er faßt nach ihr, die Blüte sich neigt,
Und nun hat er jubelnd die Hehre erreicht.
Die Adler!! Die Adler!! Die Fittiche wehen.

Wahn:

Blick deutlich jetzt hin, du mußt alles sehen.

Gertrud:

Es sinken die Hände, es faßt ihn ein Graus,
Jetzt breitet zum Kampf er die Arme aus,
Wie stattlich er steht, von Mut übermannt,
Es leuchtet die Blum' in erhobener Hand,
Die furchtbaren Flügel, sie schlagen zusammen,
Er ringt wie ein Held, seine Augen sprühen Flammen,
Zu Häupten die Feinde, zu Füßen das Grab,
Er strauchelt, er taumelt!! jetzt stürzt er hinab!

(Man hört von Außen einen furchtbaren Schrei. Der Wahn verläßt die Bühne. Den Kopf in den Händen vergraben harrt Gertrud schweigend. Zwei Träger treten auf. Sie sind in tiefes Schwarz gekleidet. Sie tragen eine mit Frühlingsblumen überdeckte Bahre)

Erster Träger:

Wir tragen hier eine schwere Last.

Zweiter Träger:

Den toten Frühling wir tragen.

Erster Träger:

Ein Jüngling durft in des Tatendrangs Hast
Den ewigen Frieden erjagen.

Zweiter Träger:

Und Blüten vom Lenz zum Leben begrüßt,
Mußt er als Geleit erwerben.

Erster Träger:

Doch wenn eine Jungfrau die Blüten küßt.

Zweiter Träger:

Sei still, die Jungfrau muß sterben.

(Gertrud springt von jeden Bann befreit auf und tritt an die Bahre, die Träger weichen bei ihren Worten ehrfurchtsvoll zurück)

Gertrud:

Setzt ab, ihr Träger, wer ihr auch seid,
Seine Nähe hat mich vom Banne befreit,
Aus Liebe folgt er dem grausen Gebot,
Aus Liebe starb er den furchtbaren Tod,
Im Taumel des höchsten, des mutigsten Glücks
Umfing ihn die tiefste Nacht des Geschicks,
Nach hellster Sonne kam Dunkelheit,
Hier steh ich, die ihn dem Tod geweiht,
Ich lieb ihn und schrei's in den webenden Wald,
Das jauchzend im Echo es widerhallt,
Ich lieb ihn, ihr wogenden Lüfte tragt
Sanft weiter die Worte, die ich gesagt.
Ihr Blumen, strömt es in Düften aus,
Jauchzt, Vögel, es froh in die Welt hinaus.
Könnt ihr es verstehen, ich bin ihm so gut,
Dem Jüngling, der still unter Blüten ruht.
Schläft er nicht köstlich vom Frühling bedeckt,
Ich spotte dein, Schnitter, der du mich erschreckt,
Die Liebe viel größer, viel mächtiger ist,
Erbärmlich, o Tod, ein Bettler du bist,
Du nahmst dir als kärglichen Sold seinen Leib,
Eine blühende Jungfrau erwachte zum Weib.
Das Leiden, es küßte die Augen ihr frei,
Damit auch sie wüßte, was Minne wohl sei;
Du nahmst seinen Leib als erbärmlichen Sold,
Doch Liebe hat sonniges Morgengold,
Nun ist er starr und stumm und kalt,
Doch mein geworden durch Gottes Gewalt.
Er schläft nur, unter den Blüten er lebt,
Ich fühl's, seine leuchtende Seel mich umschwebt,
Sein Heiligtum wird dein Walten meistern,
Sein Dichterruhm muß die Welt begeistern
Was er gesungen, was er gesagt,
Hat Kräfte der ewigen Jugend! Es tagt
Ein funkelnder Tag schwebt aus dunkelnder Nacht,

Ein Werdefrühling ist blühend erwacht,
Nun jauchz ich dem Morgen, der ewig ist,
Und sterbe, ich hab seine Blüten geküßt.

(Sie wirft sich über die Bahre. die Träger treten zusammen)

(Blitzartiges Leuchten erhellt die Bühne, darauf Donnerschlag, die Wunderblume leuchtet rot glühend von der Bahre.)

Erster Träger:

Heil euch, die ihr des Todes Macht bezwungen,
Da ihr ihm fest ins finstre Aug gesehen.

Zweiter Träger:

Durch Liebe ward der höchste Sieg errungen,
Ihr seid erlöst, wir können von euch gehen.

Erster Träger:

Die Blumen, die dem Sterbenden geweiht,

Zweiter Träger:

Sollen schmücken eurer Liebe Jugendkleid.

(Gertrud erhebt sich, von der Bahre richtet sich der Dichter empor, er hält die leuchtende Blume in der Hand. Die Träger gehen ab)

Dichter:

Der Jugendtraum steigt aus der Blumengruft
Frisch blühend voll jungen Maienduft
Ich bin nicht gestorben, ich lebe beglückt
Und habe die herrliche Blume gepflückt,
Ich habe die leuchtende Blüte errungen,
Dir, Gertrud, reich ich sie wonnebezwungen
Und ein jauchzendes Lied durch den Maiwald klingt
Von der mächtigen Liebe, die alles vollbringt,
Gott ist die Liebe, durch sein Gebot
Weckt er zum Leben, was starr und tot.

(Ein rosiger Glanz überflutet die ganze Bühne. Gertrud sinkt jauchzend in seine Arme. Eine leise Musik erklingt hinter der Szene)

Gertrud:

Heihajucheia, heihajuchei!
Nun ist der Mai da!

Dichter:

Liebe und Mai!

Vorhang.

Neue Bücher.

Neue mundartliche Humoresken von Josef Schwaab. 3 Bände erschienen bei Bruno Volger, Verlag in Leipzig-Gohlis.

Wie in seinen bereits früher erschienenen Humoreskenkränzen „Die Muhme Resé", „Pott Jochim", „Born Male und Kom." und „Pachnaz" hat Schwaab auch in seinem neuen Werke „Ruschlbuschl" (*M* 2.50, geb. 3.50) eine typische Volksgestalt Nordböhmens gezeichnet. Diesmal sind es die tolln Streiche eines reichen Wohltäters, der mit seinen Wohltaten immer einen kleinen Schabernack verknüpfen muß und damit oft ganze Gemeinden in Aufregung und Verwirrung bringt, welche uns der Verfasser in humorgewürzten Erzählungen vorführt. Die „NeueFreie Presse" in Wien nannte Schwaab bei Besprechung seiner früheren mundartlichen Schriften einen nordböhmischen Johann Peter Hebel und das ist wohl die beste Empfehlung für einen Schriftsteller. — In dem Buche „Gemengs'l" (*M* 1.50, geb. 2.50) das lose Humoresken enthält, begegnen uns köstliche Gestalten. Der alte Proft und's Deus Jettl usw. sind weitbekannte Originale der Böhm.-Kamnitzer Gegend gewesen. — In dem Humoreskenkranz „Ei Kleeklinkaschdorf" (*M* 2.—, geb. 3.—) zeichnet Schwaab ein nordböhmisches Schilda.

Die chinesische Mauer. Aufsätze von Karl Kraus. Preis geheftet Mk. 6.—, in Leinen gebunden Mk. 7.50, in Halbfranz-Liebhaber-Einband Mk. 10.—. Verlag von Albert Langen in München.

Das sind keine Essays mehr, das sind Geschiebe von Aphorismen, Gedankenkristalldrusen. Man kommt dem Inhalt ebensowenig auf den Grund wie der Technik, das heißt, es ist unmöglich, die konkret gestaltete Weltanschauung in eine blasse Abstraktion zurückaufzulösen. Kraus beantwortet abstrakte Fragen konkret, dies ist sein hinreißender Zauber, dies rückt ihn unmittelbar an die Seite des produktiven Künstlers. Er wählt für seine Kunstwerke die Form der Abhandlung, ungleich anderen Schriftstellern, die in der Form von Kunstwerken Abhandlungen schreiben. Beim Lesen hat man das Gefühl, durch eine unwiderstehliche Kette, aber nicht von Schlüssen, sondern von Kurzschlüssen, gezogen zu werden. Strotzend von Weltanschauung und Persönlichkeit und doch unanalysierbar ist diese strömende Prosa, deren tiefe Rätsel einst die Sprachforscher reizen werden, wie seine Ideen die Philosophen. Die Grundstimmung aller dieser Abhandlungen ist

knisternd und knatternd, heiß und liebenswürdig und schalkhaft.

Sprüche und Widersprüche von Karl Kraus. Preis geheftet Mk. 3.50, in Leinen gebunden Mk. 4.50, in Liebhaber-Halbfranzband Mk. 7.50. Verlag von Albert Langen in München.

Mit diesem Aphorismenbuche hat Karl Kraus den langen Weg von aktueller witziger Polemik bis zum reinen künstlerischen Ausdruck einer Weltanschauung vollendet. Denn aus diesen Aphorismen spricht zugleich ein Philosoph und ein Künstler. Als Philosoph ist Kraus kein Theoretiker, der mit transzendentalgrauen Gedankensystemen über der Erde schwebt, sondern er steht mitten im Leben, ist ein Ethiker, der sich bemüht, das Ethos aus der erstarrten Form der Gesetze und Sitten zu erlösen und als lebendige Kraft in die Herzen der Menschen zu verpflanzen. Künstlerisch wiederum zeigt er sich nicht als ein bloßer Sprachkünstler, sondern als eine Persönlichkeit, bei der Kunst und Mensch nicht zu trennen sind. Die Sprache ist ihm nicht bloß Form, sondern schöpferisches Material. —

Wenn die Tuberrosen blühen lautet der stimmungsvolle Titel eines neuen Romans von Anastasia Werbitzkaja. Ihr Buch behandelt ein Thema, das Frank Wedekind in seinem Drama „Frühlingserwachen" geschildert hat, und das russische Publikum, das den Tuberrosen-Roman geradezu verschlungen haben soll, hatte recht, wenn es darin ein spezifisch russisches Gegenstück zu Prevost's „Demi-Vierges" erblickte. Behandele der vielgelesene Roman „Sanin" wichtige Entwicklungsphasen der männlichen Psyche, so schildert Werbitzkaja in den „Tuberrosen" die wogenden Stimmungen in dem zur Liebe erwachenden jungen Mädchen. Es soll heute tatsächlich keinen Russen und insbesondere kein junges Mädchen der gebildeten Kreise in Rußland geben, das nicht den Tuberrosen-Roman gelesen hat. (Verlag von Schweitzer & Co., Berlin NW. 87. Preis Mk. 2.—.)

Aus den Musestunden eines Studenten von Rudolf Bernhardt. Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Gohlis.

Vom lustigen Studentenleben, von junger Liebe, Freud und Leid erzählt uns dieses Buch in äußerst anmutiger reizvoller Form. Wer einmal jung war und sein Leben freudig genossen hat, dem wird dieses Büchlein alte liebe Erinerungen wachrufen, aber auch der Kunstfreund wird an diesem schönen formvollendeten Versen seine Freude haben. Möchte das bescheidene Büchlein den zahlreichen Leserkeis finden, der ihm ehrlich zu wünschen ist. A. Dreßler jun.

Die Weiber von Gleiwitz von R. Gollos. Verlag und Druck von P. Hill's Buchdruckerei, Gleiwitz.

Der Verfasser schildert uns hier in äußerst anmutiger Form die Schicksale seiner Vaterstadt Gleiwitz, in denen die Frauen eine so wichtige Rolle spielten. Der historische Hintergrund, auf dem sich das Werk aufbaut, bietet uns viel Interessantes und Neues. Der dramatische Aufbau ist sehr geschickt und die Sprache kann als durchweg bühnenkorrekt bezeichnet werden. Viele dichterische Schönheiten finden sich in dem Buch und erfreuen den Leser.

A. Dreßler jun.

Liederborn. Gedichte von Emma Croon-Mayer. Dritte Auflage. Leipzig. Verlag von Gustav Körner.

Das ist ein Buch, in dem sich Perle an Perle reiht eine Verfasserin von fast überreicher lyrischer Begabung spricht aus ihm zu uns. Herrlichste Blumen poetischer Phantasie leuchten uns in berückendsten Farben entgegen und man kann so recht mit Goethe ausrufen „Gefühl ist Alles". Dieses wertvolle und schöne Werk eignet sich wegen seiner reizenden Ausstattung zu Geschenkzwecken. A. Dreßler jun.

Unserem Kaiser. Ein Huldigungswerk deutscher Autoren zur Erinnerung an den 80. Geburtstag Sr. Maj. Kaiser Franz Joseph I., gesammelt und herausgegeben von Emmerich Maday, mit einem Vorwort von Prof. h. c. C. v. Chatelain. Literaturinstitut „Autos", Leipzig-Wien.

Vor einigen Wochen wurde ein Buch der Öffentlichkeit dargeboten, das Kaiser Franz Joseph aus Anlaß seines 80. Geburtstages überreicht worden ist. Es ist ein Sammelwerk, zu dem mehr als 100 Schriftsteller — von Beruf oder aus Liebhaberei — ihr Scherflein beigetragen haben. Mit vielem Geschick hat der Herausgeber die sicher nicht geringe Zahl der Einsendungen geprüft und gesichtet, und es ist ihm gelungen, eine beachtenswerte Zusammenstellung dichterischer Erzeugnisse — sowohl in politischer Form wie auch in Prosa — erscheinen zu lassen. Trotzdem nicht alle Dichtungen auf den Jubeltag Bezug haben, beschäftigen sich doch die meisten mit der Person oder dem Reich des greisen Jubilars, aber man sieht auch bei den Lobpreisungen, daß sie nicht aus byzanthi-

nischer Demut entstanden sind, sondern ihr Dasein dem guten Streben verdanken, einem edlen Menschen eine Ehrung zu erweisen. Aus Nord und Süd sind die Beiträge eingegangen, soweit die deutsche Zunge klingt hat die Anregung Anklang gefunden, und keine politische Grenze hat die Mannigfaltigkeit zu stören vermocht. So ist das Buch, das, wie gesagt, wohl weniger dem gekrönten Fürsten als den guten Taten der Nächstenliebe und des Wohltuns holden Menschen gilt, ein erfreuliches Zeichen deutscher Einheit. Und was einem edlen, von schweren Schicksalsschlägen heimgesuchten Menschenfreund gewidmet ist, das kann jeder lesen, ob Aristokrat oder Demokrat, Monarchist oder Republikaner, ob hoch oder niedrig, ob Bürger, Bauer oder Arbeiter, sofern ihm daran gelegen ist, mit einem großen Teil unserer lebenden Schriftsteller in kurzen Proben Bekanntschaft zu schließen. Carl Kahle.

Geographische Forschungsreisen und ihre Ziele von Bruhns. Isaria-Verlag, G. m. b. H., München.

Im ersten Teil befaßt sich der Autor mit den interessantesten Partien der physischen Geographie, im zweiten Teil mit der anthropologischen Seite der Geographie, mit den verschiedenen Völkertypen, wobei auch die eindrucksvollen Schilderungen Sven Hedins gewürdigt werden. Da eine Reihe der wichtigsten geographischen und geographisch-anthropologischen Fragen in ebenso bündiger als anregender Weise behandelt werden, dürfte die vorliegende, mit zweckdienlichen Abbildungen versehene Schrift allgemeinerem Interesse begegnen. Insbesondere wird sie den Freunden und Lehrern der Geographie gute Dienste leisten.

Stille Häuser. Novellen von Hans Reisiger. Preis Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50. Verlag der Literar. Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Stille Häuser sind es, in denen sich diese Geschichten abspielen, Häuser voll heimlicher Gedanken und geheimer Geschehnisse, aber es sind Geheimnisse, die keiner Enthüllung bedürfen oder eine solche gar nicht zulassen, weil es sich um ganz andere Dinge als um Verwicklungen und Entknotungen handelt; es sind Geheimnisse, die ihre Bedeutung und ihre Schönheit in sich selbst tragen. Obwohl alle Geschichten nicht viel mehr als Episoden sind, so werden uns die Menschen, von denen sie erzählen, doch irgendwie unmittelbar verständlich, und ihr Leben, von dessen Einzelheiten wir nichts wissen, wird uns doch in seiner Ganzheit, in seiner Einheit, in seinem Geheimnis offenbar. Ein Buch, das uns solch einen Blick gewährt, muß das Werk eines echten Erzählers sein. Und das ist dieses Buch. Es ist ein Erstlingswerk, aber es läßt schon den Weg des Dichters ahnen, dem Fülle und Maß, Kraft und Selbstzucht gegeben sind.

Boy. Roman von Luis Coloma. Verlag Herder in Freiburg i. Br. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Boy — mit diesem englischen Wort, zu deutsch Junge, nennen ihn seine Kameraden — ist der Sohn eines spanischen Herzogsgeschlechts. Seine Lebhaftigkeit und Unbedachtsamkeit reißen ihn zu tollen Streichen fort, seine völlige Unkenntnis vom Werte des Geldes und seine allzugroße Vertrauensseligkeit bringen ihn in die Gewalt gewissenloser Wucherer. Durch eine Verkettung der sonderbarsten Zufälligkeiten lenkt sich auf ihn der Verdacht, den berüchtigt Wucherer Lopez ermordet zu haben. Sein Alibi nachzuweisen verbietet ihm Ehre und Ritterlichkeit: die Stunde, in welcher die Bluttat begangen wurde, hat Boy in einem Stelldichein mit einer verheirateten Dame zugebracht. Um diese Frau nicht bloßzustellen, opfert er Stellung, Ehre und Namen; er desertiert, schließt sich den Karlisten an und fällt — als die Urheber des gemeinen Verbrechens schon entdeckt sind — von der Kugel eines Grenzwächters.

Evangelienharmonie. Eine logische Verbindung der Evangelientexte zu einer Erzählung der Lebensgeschichte Johannes des Täufers und Jesu Christi von Lehrer Schaar. (Bruno Volger Verlagsbuchhandlung in Leipzig-Gohlis. Mk. 1.20 gebunden.)

Der Verfasser will im Wortlaut des lutherischen Textes der vier Evangelien ein klares, schönes und menschlich wahres Bild des Lebens Jesu zeichnen, das nicht willkürlich und leicht aus witzigem Verstande konstruiert, sondern durch mühsame Vergleichung der Evangelientexte und Erforschung ihres inneren Zusammenhanges gefunden ist. Das Werk stellt somit ein bis ins Einzelne durchgearbeitetes und in sich vollendetes Gemälde dar, in einer fließenden, durch natürlichen Fortschritt der Handlung und einen hohen Grad innerer Wahrscheinlichkeit den Eindruck der Wirklichkeit hervorrufenden und das Interesse spannenden Erzählung, soweit ein gegebener Text und eine sagenumwobene Überlieferung dies ermöglichten.

Der tiefste Traum. Roman von Waldemar Bonsels. (Schuster & Loeffler, Berlin. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.)

Die tiefgehende Psychologie dieses feinsinnigen Dichters ist schon bei seinen früheren Dichtungen rühmend hervorgehoben worden. In seinem neuen Buch gesellt sich zu dieser Gabe, den geheimsten Regungen der Seele nachzuspüren, die Kunst, ein Menschenschicksal erschütternd zu gestalten und durch die Kultur einer hinreißend schönen Sprache zu einem tief bewegenden Kunstwerk zu stempeln. Kurz und einfach ist die Fabel: Der Pfarrer einer kleinen Fischergemeinde, von inneren Zweifeln schwankend und zerrissen, wird von einer sündigen Leidenschaft zu der kraftstrotzenden, schönen Pflegetochter des Lotsen ergriffen. Das Liebesverhältnis dieser beiden ungleichen Naturen zerschellt an der Schwäche und Haltlosigkeit des jungen Pfarrers. Der Sohn des Lotsen, ein mutiger, kräftiger Bursche, weiß sich die Liebe seiner Pflegeschwester zu erzwingen. In der Erkenntnis seiner Schwäche geht der junge Geistliche zugrunde. Die zitternde Glut verhaltener Sinnlichkeit durchpulst die Erzählung, in die der Sturmgesang des Meeres seine gewaltige Melodie braust. Auch dieses Buch wird seinen Weg gehen, dafür bürgt die reife Schönheit der neuen Gabe des bekannten Autors.

Die Vision der liebenden Frau. Roman von Joseph Aug. Lux. (Schuster & Loeffler, Berlin. Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.—.)

Das Schicksal Karl Stauffer-Berns hat in diesem Roman dichterische Gestaltung gefunden! Stauffers Lebenstragödie ist so bekannt, daß nähere Andeutungen erspart werden können. Aber das bleibt zu betonen, wie Lux dieses ergreifende Geschick in den Rahmen des Münchener Kunstlebens gestellt hat und damit seinem Werk Perspektiven gibt, die es weit über das Niveau sonstiger „Künstlerromane" hinaushebt. Ganz Schwabing ist aufgeboten mit seiner Bohème, seinen typischen Existenzen im Café Größenwahn, den falschen Nora- und Hedda Gabler-Naturen, dem Kampf des Künstlerproletariats um Anerkennung und Geld, wir erleben die Wonnen des Münchener Karnevals, die sprudelnde Lebensfreudigkeit dieser „Kunststadt", die sich manch kritisches Wort ob ihres Etiketts gefallen lassen muß. In solch prickelndem Milieu sehen wir den Helden, seine Liebe zu der Frau seines Mäzens und den Dämon, der ihn zerschmettert. Nicht nur die artistische Gewandtheit und die subtilen Erzählungsreize, die dem Dichter für seinen „Chevalier Blaubart" ehrende Anerkennung brachten, sondern vornehmlich die souveräne Beherrschung der gewaltigen Ausmaße in diesem grandiosen Gemälde werden das literarische Ansehen seines Autors ein beträchtliches Stück fördern.

Manja. Roman von Anastasia Werbitzkaja. (Rütten & Loening, Frankfurt a. M. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.50.)

In diesem Roman von Anastasia Werbitzkaja hat das Problem der Liebesfreiheit und insbesondere das „der erotischen Emanzipation der Frau" eine sehr interessante Darstellung gefunden. Im Mittelpunkt der Erzählung steht eine junge Russin aus unseren Tagen: Nach freudloser Kindheit ist das sensitive, eindrucksfähige Mädchen frühzeitig allen Einflüssen, die von außen an sie herantreten, hilflos preisgegeben. Während des Aufenthaltes auf dem Gute einer befreundeten Familie wird nun alles, was in dieser Großstadtkinderseele an Trieben und Impulsen schlummert, geweckt und befreit. Die vielen neuen Eindrücke, die auf sie einstürmen: das Landleben, der Verkehr mit den Gutsnachbarn, dem altrussischen Edelmann Nelidow, dem reichen Juden und Philanthropen Steinbach, der Revolutionären — als Angestellte seines Hauses maskiert — Heimat und Schutz gewährt; nächtliche Gartenfeste; dazwischen das Wetterleuchten revolutionärer Bewegung, das in Bauernunruhen, Aufständen und Brandstiftungen seinen Ausdruck findet — alles das erregt das entflammbare Gemüt des phantastisch und romantisch veranlagten Mädchens. Wie dann durch einen dieser geheimnisvollen „Politischen" das Weib in ihr wachgerufen wird — wie sie bald danach die Beute von zwei gleichzeitigen Liebesleidenschaften wird und mit vollster Unschuld der Seele und doch wieder ihrer ganzen Macht sich bewußt, bald dem einen, bald dem andern sich hingebend, jeden mit einer andern Art von Liebe und mit andern Instinkten und Seelenkräften liebt, und erst in einer solchen doppelten Ergänzung ihres Wesens dessen vollkommene Entfaltung und Befriedigung zu finden glaubt — das ist hier mit großer Kunst und psychologischer Vertiefung dargestellt.

Buchdruckerei C. Lüthke & Sohn, Aschersleben.

DAS MAGAZIN

Monatsschrift für Literatur und Kultur :: :: Kunst und Theater

Herausgeber: **Adolf Dreßler jun.** ■ Schriftleitung: **Bruno Volger.**

Juni 1911

Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern.
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten.

Oskar von Lind:

Sonnenwende.

Mittsommernacht — im Dämmer ruht das Land,
Ein Sonnenahnen spielt am Himmelsrand.
So still ringsum, kein Blatt regt sich am Baum . . .
Die Erde träumt den letzten Frühlingstraum —
Heut' flieht der Lenz mit leisem Flügelschlag
Und morgen steigt ein heißer Sommertag
Empor ans Licht, die Heckenrose blüht,
Aus Wiesengründen süßer Heuduft zieht . . .
Ein leises Mahnen: Sommersonnenwende.
— Frühlingsende.

Mittsommernacht — das Land in Dämmerung,
Wie damals, als wir beide noch so jung — —
Du reichtest mir zum letzten Mal die Hand
Und hast für immer Dich von mir gewandt . . .
Still ging der Traum von Frühlingsglück zu Ende.
— Sonnenwende!

Reinhold Braun:

Martin Greif †.

Dürer: „Simplizität ist die Höhe der Kunst."

Nun ist auch Martin Greif hingegangen, der Schlichteste und der Wahrhaftesten einer unter den zeitgenössischen Dichtern. Was seiner Kunst ihr eigenartiges Gepräge gibt und ihn selbst als Dichter unvergeßlich machen wird, ist jene Schlichtheit, welche höchste Schönheit ist.

Über die „dämonische Macht des Einfachen" hat einmal Paul Heyse in einem Briefe an den Verfasser dieser Zeilen köstliche Worte gesagt. Diese Macht war es auch, die der Kunst des Entschlafenen zum Siege verholfen hat. Wenn einem Poeten der Aufstieg zur Höhe schwer gemacht worden ist, dann ist es ihm widerfahren. Was hat man an seiner Kunst herumgezerrt! Ja, jedes dichterische Vermögen ist ihm von einzelnen abgesprochen worden. Der erste, der dies tat, war kein anderer als Emanuel Geibel. Und was dieser damals allmächtige Dichter sagte, hatte Wert bei den Zeitgenossen. Einen größeren Gegensatz als zwischen dem in Formenschönheit schwelgenden Meister und dem schlichten, nach seiner Auffassung schwunglosen Dichterdebutanten kann man sich kaum denken, und so verwundert uns das harte Urteil nicht, das Greif von Geibel erfuhr: „Ihre Verse sind ganz nett und werden gewiß in Freundeskreisen recht gut gefallen. Natürlich für das große Publikum, für eine strenge Kritik taugen sie nicht." Als dann Greif zu einem bestimmten Urteil drängte, verwies ihn Geibel auf das Rezept des brennenden Ofens und schrieb zum Schluß des Briefes: „Nun, wenn Sie das wollen, so ist es das beste, Sie werfen dieselben (die Gedichte) da hinein, dann haben Sie die Sache hinter sich; denn zur Poesie haben Sie keinen Beruf." — Auch Karl Bleibtreu verkannte ihn vollkommen, denn in seiner „Revolution der Literatur" nannte er ihn einen „Wortdichter" und „Kopisten des mißverstandenen Goethe". Doch der also Abgeurteilte fand zum Glück noch Andersgesinnte und außer Möricke, der ihn dann in die Literatur einführte, interessierten sich noch lebhaft für ihn die Ästhetiker Bayerdorfer und Klaiber und die Dichter Dahn, Bodenstedt und Pichler. Heute ist Martin Greif unseren Besten zugesellt. Avenarius behauptet sogar, daß er einst zu unseren lyrischen Klassikern gehören werde; wir möchten dem hinzufügen — es müßte dann erst eine gründliche und objektive Auslese aus seinen Gedichten vor sich gegangen sein.

Martin Greif, dessen eigentlicher Name Hermann Frey ist, wurde am 18. Juni 1839 in Speyer als Sohn eines Regierungsrates, der später zum Regierungsdirektor in Bayreuth aufstieg, geboren. Den weichen Zug seines Gemütes erbte er von der Mutter, und sie befruchtete auch zuerst seine Phantasie mit schönen, zarten Geschichten. Schon früh, noch während des Besuches des Gymnasiums in Speyer, regte sich in dem stillen Jüngling die poetische Kraft. Mit 18 Jahren trat er als Kadett in die bayrische Armee ein und wurde bereits nach 2 Jahren zum Leutnant befördert. In den verschiedensten Orten Bayerns lag er in Garnison. Ein Schmerz traf ihn in dieser Zeit: der Tod nahm ihm die Braut. Mehr und mehr, wie weilend Heinrich von Kleist, fühlte er sich im Gegensatz zu seinem Berufe und mächtig trieb es ihn hinaus, die Welt kennen zu lernen. So reiste er 1861, einen längeren Urlaub benutzend, nach Frankreich und England. In London besuchte er Ferdinand Freiligrath, der dort in der Verbannung lebte. Auch nach Spanien ist er gekommen. Nach dem Kriege 1866, der ihm noch mehr den Soldatenberuf verleidete, trat er aus dem Heeresverbande aus, um sich vollkommen der Schriftstellerei zu widmen; denn die dichterische Betätigung war ihm allmählich zum Lebenselement geworden. — 1868 erschienen dann seine ersten Gedichte bei Cotta, von denen die 2. Auflage erst — nach 13 Jahren erschien. Die Jahre 1870 und 71 sehen ihn dann auf dem Kriegsschauplatze in Frankreich als Berichterstatter größerer Zeitungen, und seine Berichte erregten Aufsehen. Er lebte lange Jahre hindurch in Wien und siedelte 1880 nach München über. Nun ist er als Zweiundsiebzigjähriger in Kusetling gestorben. Selig sind, die schlichten Herzens sind . . . wer mit ihnen geht, fühlt einen Sonntag; Verklärung kommt in ihn und Freude, die seiner Seele Sammlung ist.

Freude, die unserer Seele Sammlung ist, empfinden wir auch bei dem Lesen Greiffscher Gedichte. Aber wir müssen sie langsam lesen, dem grellen und lauten Tage abgewandt, und langsam müssen wir durch ihre Schönheit wandeln wie durch die Feierlichkeit einer heiligen Stätte. Dann hebt sich ein feines Läuten aus den Tiefen, und die schlichten, schmucklosen Verse beginnen hell und heller zu klingen, so fein und hell, wie das Silberglöckchen eines waldfernen Kirchleins. Unsere Seele muß mitschwingen, und aus den zarten Dämpfungen der anspruchslosen Verskunst offenbart sich immer wieder Neues und unserm Innern Ver-

wandtes. Das ist das Eigenartige der Greifschen Lyrik, daß sich unsere Persönlichkeit ganz und gar zwanglos in ihr bewegen und erfüllen kann. Das ist unserer Meinung nach der höchste Stand lyrischer Kunst, wenn sie uns frei bleiben läßt und nicht zu Sklaven fremder Empfindung macht. Und das hat Martin Greif erreicht — und er hat es erreicht eben durch seine Schlichtheit, die da höchste Schönheit ist. Man hat ihn den „elementaren" Lyriker genannt, d. h. den unmittelbar wirkenden, der das, was Gemeingut der Menschenseele ist, ins Poetische erhebt und vielleicht noch aus dem Grunde, daß jenes „Elementare" eben schlicht und natürlich, ja „selbstverständlich" dargeboten und nicht durch das Rhetorische und Reflektierende, vielleicht auch durch einen retrovischen Überschwang verdunkelt oder gar verzerrt wird. Schlichtheit setzt aber auch Anschaulichkeit voraus; ohne sie würde das Schlichte seicht werden und versanden. Das Fühlen mit Sichtbarkeit, das die Moderne so sehr betont, besitzt Greif in hervorragendem Maße; darum ist er, trotzdem ihm die Modernen nicht wollen und er immer abseits gestanden hat, ein Moderner und das, was ihn über sie erhebt, ist, daß er kein Epigone ist. Modern — ach dieses fatale aber als Schlagwort nun einmal unentbehrliche Wort — ist er auch durch seine Knappheit und kristallische Arbeit seiner Werke. Schließlich, was seine Schlichtheit so wertvoll macht und ihr die Krone gibt, ist ihr selbstverständlichster und schönster Zug, die Volkstümlichkeit. Kein Kritiker ist so streng wie das Volk, und die hohe Anforderung, die sein gesunder Sinn an ein Lied stellt, beweist, daß jene Schlichtheit, die zur Volkstümlichkeit prädestiniert, als künstlerisches Ideal errungen und bezwungen sein will, mehr als Himmelsstürmertum und jauchzender, schwellender Dithyrambus. Wieviel Dichter geizen danach, ein Lied im „Volkston" zu schaffen, das Wurzel faßt im Herzen der Menge! Das ist Greif — ohne ihm übermäßig zu überheben — gelungen. Solche Lieder wie z. B. „Ihr Grab" oder „Die Verlassene" werden in der Volksseele Bestand haben.

Aber auch die folgenden andern werden über allen Wandel der Zeit erhalten bleiben: „Vor der Ernte", „Der Wandrer und der Bach", „Hochsommernacht", „Morgengang", „Fremd in der Heimat", „Novemberstimmung" u. a. m. An diesen Liedern kann sich die prophetische Äußerung des Kunstwartherausgebers einmal erfüllen.

Denselben schlichten Zug haben auch die Balladen des Dichters, von denen die schönste „Das klagende Lied" ist.

Seinem Geschlecht gehört der Sänger an,
Dem er ja sichtbar erstanden,
Aber auch die Kommenden alle
Werden ihn gleichfalls besitzen.
Lang' wie der Linde schattiger Stamm
Währt sein wurzelndes Leben im Volke,
Ihrem immer wachen, trauten Geflüster
Gleichen seine allbekannten herzlichen Lieder.

(Greif.)

Auch als Dramatiker hat sich Martin Greif betätigt. Während man in der Anerkennung seiner Lyrik einig ist, wird die Frage, ob er vollwertiger Dramatiker ist, recht verschiedentlich beantwortet. Fuchs, Lyon und Prem, die Arbeiten über ihn als Dramatiker geliefert haben, beantworten die Frage mit einem überzeugungsvollen Ja; besonders der Letzte, Prem, stellt ihn als eine „dramatische Kraft ersten Ranges" hin. Bartels dagegen in seinem Buche „Die Alten und die Jungen" behauptet von dem Dramatiker Greif, daß er durchaus Epigone sei und schließt sein Urteil mit der Bemerkung: „Man begnügt sich also mit der Anerkennung, daß Martin Greif der glücklichste Nachfolger Uhlands ist." Auch Eduard Engel steht mit seinem Urteil auf derselben Seite: „Greif hat noch 12 Dramen geschrieben, darunter solche mit Stoffen, die schon von großen Dramatikern behandelt waren: Marino Falieri, Agnes Bernauer. — Sie sind alle sehr gut gemeint; mehr läßt sich zu ihrem Lobe nicht sagen." — Entgegen der Schlichtheit seiner Lyrik hat er in seinen Dramen zuweilen das Pathos Schillers angewandt; allerdings sind die von ihm gewählten Stoffe auch dazu angetan, denn „Greifs historische Dramen sind große Zeitbilder aus den bewegtesten Tagen deutscher Geschichte." Die bekanntesten sind „General York", das auch zur Behandlung in höhere Lehranstalten eingeführt worden ist, „Hans Sachs" und „Prinz Eugen, Ludwig der Bayer".

Der Behauptung eines Biographen des Dichters, daß sie „Volksschauspiele" seien, kann nur in sehr beschränktem Maße beigepflichtet werden.

Die dramatischen wie lyrischen Schöpfungen Greifs sind sämtlich in C. F. Amelangs Verlag-Leipzig erschienen.

„Des Dichters schönstes Buch
Bleiben seine Lieder."

Carl Brand:

In der Spelunke.

Oft treibt es mich in schmale, dumpfe Gassen,
(Die breiten Straßen allzusehr gewohnt)
Wo im Laternenschein, dem spärlich blassen,
Die Sünde schleicht und frech das Laster thront.

Ein Pärchen steht und tratscht vor der Spelunke;
Die zieht mich an. Ich rufe: Kellner Bier! —
Grad setz mein Glas ich an zu kühlem Trunke,
Da trifft ein Auge mich voll Flammengier.

Dem alten Gecken liegt sie auf der Tasche,
Die Schwarze dort; ihr Blick lockt andre an.
Er winkt nur immer: Kellner, noch 'ne Flasche! —
Vor Schlaf sich einer rekelt nebenan.

Und ein Tyrolervölkchen läßt sich hören, —
Biersel'ge Gäste schaun zum Podium, —
Rheinländer sind's, doch soll es mich nicht stören;
Warum die Maske hier, es ist zu dumm!

Mir gegenüber sitzt ein schlichtes Wesen,
Des Züge so madonnenhaft und hell,
Die Stirn so bleich, von Leiden kaum genesen,
Dabei der Mann, ein trotziger Gesell'.

Ich glühte, sie verlangend zu umfassen;
Sie riet es wohl, sah lächelnd zu ihm hin:
Du wirst und willst und kannst nicht von ihm lassen,
So bleib sein Weib, — Du, meine Königin!

Karl Emmerich Baumgärtel:

Juninacht.

Ein warmer Hauch aus Rosenbüschen
Atmet schlafschwer durch die Nacht,
Verschwiegen drüber, schlummerleise
Eine lichtertrunkne Pracht.

Stumm wogt in ferner Sternenweite
Ein Wolkenzug in Dunkelheit
Wie eine dumpfe, hoffnungslose
Schwermut in Vergessenheit.

Und es macht das schwüle Schweigen,
Daß ein Schauder mich befällt;
Ich fühle wie ein schweres Pochen
Den Herzschlag einer andern Welt.

Dr. Georg Gillhausen: Zwei Gedichte.

Der Götheschüler.

(Als Begleitschreiben zu einem Göthebilde.)

Mit Rosen die Stirne, die hohe, umwunden,
Die Augen zwei sprühende Geistesfunken,
Ein Liebling der Götter an Seele und Leib.

So grüßt mich noch heute der herrliche Dichter.
Uns Nachgeborenen ist er ein Richter,
Weil Zwerge vor ihm, dem Riesen, wir sind.

Doch schöpfen aus seinem Borne der Liebe
Wir lebenspendende, herzliche Triebe,
Zur Erde wachsend, zur Sonne, zum Licht.

Wir lassen uns leiten und fühlen geborgen
In seiner Welt uns vor kleinlichen Sorgen,
Gleich Sternen der Sonne entlehnend ihr Licht.

Wie Christus den Jüngern, so ist er uns Kleinen
Lebendiges Vorbild. Harmonisch vereinen
Sich Leben und Kunst ihm zur lebenden Tat.

Beethoven.

In deinen Tönen lebt ein Klang,
Der kommt aus einer Wunderwelt.
Das pulst und rauscht und singt und fleht,
Gefangen meine Seele hält.

Jetzt Sturm und Tosen, Windesbrut,
Dann sanfte Stille auf dem Meer;

Schalmeien locken, Blumen blüh'n,
Da grollt's schon wieder sturmesschwer.

Aus mächt'ger Tiefe steigt dein Lied.
Das Heitre selbst hat hohen Klang.
Es braust und lockt und quirlt und glüht
Dein gottgeborner Seelensang.

Elly von Noorden:

„Ach, wie ist es möglich dann."

Weit dehnte sich der Zuschauerraum im großen Weltzirkus der Hauptstadt. Dicht, Kopf an Kopf ist er gefüllt, eine zahllose Menschenmenge.

Lautlos sitzt Madelon in der Seitenloge. Nur das heftige Atemholen der Überregten läßt sich in der Loge vernehmen.

Über die Köpfe hinweg, quer durch den Zuschauerraum spannt sich in schwindelnder Höhe ein Drahtseil und alle schauen nach oben. Alle verfolgen aufmerksam die Kunststücke eines Seiltänzers. Wollüstiges Gruseln steht auf vielen Gesichtern. Wie nur, wenn der Luftkünstler zu Falle käme? Würde er nicht andere mit ins Unglück reißen durch seinen Sturz und man maß ängstlich die Breite des schmalen Schutznetzes, welches die Mitte des großen Raumes durchquerte. Das Volk auf dem Range hat es besser, braucht nicht um das Leben zu bangen und sich nicht die Hälse verrenken!

Jetzt ertönt brausender Beifall. Der Seiltänzer hat unter gewagtesten Kunststücken sein Ziel erreicht. Er verbeugt sich immer wieder und schickt sich zu neuem Gange an. Atemlose Stille im großen Hause.

Sein geübter Fuß tritt sicher, obwohl er tänzelnd vor und rückwärts eilt; seine geschmeidigen Hüften wiegen sich graziös und nur leichter Trikot umschließt seinen wundervoll gebauten Körper. Der Tanz dort oben in den Lüften scheint ihm kein Wagnis zu sein. Wieder erreicht er, unterwegs noch schwierigere Kunststücke zeigend, wie spielend das zweite Ziel und lauter Jubel der Menge belohnt ihn.

Siegesbewußt verneigt er sich und nimmt die Huldigungen wieder entgegen. Dann plötzliches Verstummen des Rufens und Zuwinkens, denn er tanzt, beinahe fliegend über die Köpfe dahin.

Doch jetzt, als er den Fuß hebt, um sich im Kreise zu drehen, ertönt ein kurzer, durchdringender Schrei durch die lautlose Arena. Er kommt aus der Parterreloge.

Der elegante Galant beugt sich über seine Nachbarin und fragt besorgt, ob ihr etwas fehle.

„Nein". Das junge Weib stößt das Nein wild hervor. Sie hat den Arm auf die Stuhllehne hinter sich gelegt, stützt den Kopf auf den mit blendendem weißen Glacée bekleideten Arm auf und mehr liegend, wie sitzend scheint sie das Bild dort oben mit den Augen zu verschlingen.

Angst, brennende Angst, Bewunderung, Begehr in ihrem Blick! Mit jedem Zuruf, mit jedem neuen kühnen Schritt des Künstlers wird das Gesicht blasser und die Augen leuchten daraus in feurigem Glanze hervor.

Der junge Mann hat schon lange aufgehört nach oben zu schauen. Was kümmert ihn die Gaukelei des Seiltänzers. Er blickt unverwandt auf das Weib neben sich und in seinen Augen fängt es an zu glimmen.

Sie ist aber auch von unsagbarer Schönheit, eine von den Frauen, die in ihrem Milieu Königinnen sein können. Wie sich die roten Lippen öffnen, wie sie sich feuchten und der Blick immer brennender wird, wie sich alle Muskeln spannen, gleich einer auf Beute lauernden Katze!

Die Nummer ist beendet. Beifall, rasender Beifall wird dem Drahtkünstler gespendet. Die Zuschauer rücken auf den Stühlen zurecht, als hätten sie die schwere Arbeit da oben selbst vollführt.

Auch in die regungslose Gestalt da unten in der Loge kehrt wieder Leben.

„Fandest Du das so schön?" — Der Galant fragt es überlegen.

„Ja, ja, wundervoll!" Ein halb schielender Blick traf ihn.

Nein er, der Gedanke, diesen Fatzken da oben im Trikot, es war zu dumm! — Ihre überreizten Nerven ließen sie jetzt hell auflachen.

Das Lachen war zu laut. „Tsch, tsch", bedeutete der Jüngling.

Madelon sah sich verwundert um; alle sahen geradeso aus wie sie. — Sie trugen Hüte nach der allerneuesten Mode, Mäntel nach dem neuesten Schnitt, und Pelze von ungeheuerlichem Werte, geradeso wie sie und Madelein, die nicht weit von ihr, mit ihrem Egon oder wie er sich ihr sonst nannte, Platz hatte. Warum also nicht der Stimme der Natur frei hier

unter Seinesgleichen folgen und lachen, wenn sie lachen wollte!

„Tsch, tsch, machte Egon wieder. „Siehst Du denn nicht, da sitzt Fürstin Margenberg und die Gräfin Steinen."

„Ah! wo? sehr interessant", klang es von Madelons Lippen.

„Die Dame dort im Zobel und Hermelin", flüsterte er, „mit dem großen, weißen Hut und den roten Straußfedern, ist die Fürstin, die andere, siehst Du daneben mit Blumen auf dem Hut, die Gräfin!"

„Daher hast Du also Deinen exquisiten Geschmack?"

„Wie man es nimmt, Kleine, entweder wir von ihnen oder sie von uns Herren", lachte sarkastisch der junge Greis.

Madelon schielte wieder zu ihm hinüber, „oder von uns!" dachte sie.

Dies schien sie wieder zu amüsieren. Es lag etwas Gereiztes in ihr, etwas lauerndes.

Auch die nächste Nummer fand ihr Ende.

„Entschuldige mich einen Augenblick." Madelon erhob sich hastig.

„Soll ich Dich nicht begleiten?" Liebenswürdig, etwas nachlässig war die Frage. „Nein", die bestimmte schnelle Antwort. „Ich finde den Weg allein. Da ist übrigens Dein Freund von neulich."

„Hm, charmant!" Er stand auf, den jungen Mann mit hochhinaufgezogenen Ellenbogen zu begrüßen.

Madelon schritt eilig den schrägen Gang hinauf und fragte einen Portier leise nach den Zirkus-Garderoben. Sie folgte dem gewiesenen Weg.

Man machte ihr Platz. Zu wem wohl wollte diese schöne, elegante Dame?

„Wo ist Gorgio de Tolente?" fragte sie endlich.

„Ekolo", erklang eine fröhliche Stimme und der Gerufene stand vor ihr.

„Karl, endlich, endlich sehen wir uns wieder!"

„Kätchen Du?" Das Fragezeichen erschien sehr lang.

„Ja ich, und Du, wie hast Du Dich vollendet in Deinem Beruf!"

Er kräuselte seine schmalen Lippen zu höhnischem Lachen.

„Und Du nicht minder! Kätchen, da Du nicht stiehlst, woher hast Du diesen Putz?"

„Verdient!"

„Feine Arbeit das!" höhnte er.

In ihren Augen begann es zu flackern, wilde Leidenschaft übermannte sie. „Was heißt das, Karl", ruft sie ihm fauchend zu, „so darfst Du doch nicht mit mir reden, so doch nicht! Weißt Du nicht, wie Du mir sagtest, schlage Dich durch, schlecht oder recht, wie Du kannst. Versuche auch Geld zu machen und wenn ich dann in einiger Zeit wiederkomme, so wollen wir heiraten und ein ehrlich Gewerbe anfangen! Ich habe das meine getan. Ich bin reich geworden durch fleißige Arbeit des Tages, durch weiter helfen des Nachts und ich komme jetzt, Dich zum ehrlichen Gewerbe zu holen. O wie ich wieder um Dich gezittert habe, wie ich Angst um Dich hatte!"

Sie lehnte sich an ihn, ihre Arme wollten ihn umschlingen.

Seine Augen aber sahen verächtlich auf sie nieder.

Da warf sie die Arme um seinen Hals, da preßte sie ihren jungen Leib an den seinen mit Leidenschaft, als könne sie dadurch sich wieder begehrenswert machen.

Seine Arme aber hingen schlaff herab und drückten nicht das schöne Geschöpf an sich.

„Gorgio", eine süße, lachende, kosende Stimme rief!

Er schüttelte die Arme des Weibes von seinem Halse und befreite sich mit jähem Ruck.

„Carissima mia!" Er rief es und sah mit verlangendem Blick einer zierlichen, kleinen Italienerin entgegen!

Die hüpfte zu ihm, die hielt ihm ein süßes, kleines Kindchen entgegen und rief der schönen, fremden Dame zu:

„Il nostro Bambino!" als müßte das dieser durchaus wichtig sein.

Die stolze, schöne Fremde taumelte fort; ihre Lippen waren farblos, die schlanke Gestalt bebte.

Die kleine Italienerin machte ein Kreuz über das Kind.

„Die Frau hatte den bösen Blick."

Und Carlo Gorgio zog sein Weib auf seine Knie und spielte mit dem Kind!

Wieder machte man der eleganten Dame Platz und endlich, fast erst beim Eingang zur Arena fragte sie:

„Wer ist die Italienerin mit dem Kind, ist das auch eine Artistin?"

„O nein, das ist Gorgio de Tolentes Weib und Kind!"

„Wirklich verheiratet?"

„Bei meiner Seele Seligkeit verheiratet, denn ich war Trauzeuge und sollte es die Gnädige interessieren, sie sind ein Musterehepaar und leben so gut als es geht und sollen sogar sparen!"

Madelon schritt den breiten Gang langsam zu ihrer Loge zurück.

Noch spricht Egon mit dem Freunde; sie nickt ihm lächelnd zu.

Der Vorhang geht wieder auf, diesmal erscheint ein alterndes Weib, in schillerndem, tief ausgeschnittenem Gewande.

Sie singt in immer wieder neuen Varianten, in der Auffassung des Schusterbubens oder der Engländerin, der Pariserin oder der Deutschen — das alte Lied:

„Ach, wie ist's möglich dann",
„Daß ich Dich lassen kann!"

Eine wahre Wut erfaßt Madelon. Wie kann man so etwas so langweilig singen!

„Komm", und sie schnellt von ihrem Sitze auf, „komm Egon, sie singt es zu langweilig, wir wollen nach Hause gehen."

Egon folgt ihr.

Madelon spricht kein Wort auf dem kurzen Wege, sie hört auch nichts von dem, was er ihr sagt, sie denkt und denkt und es arbeitet in ihr und es brennt in ihr wie wildes, unbezwingbares Feuer, und die Augen schmerzen und glühen. So brennen die niedergekämpften Tränen!

Verlassen, verstoßen aus dem Reiche ihrer Ideale! Zurückgeworfen auf die Straße, verbannt, zurück zur Arbeit der Nacht!

Egon beobachtet sie. Was hat die sonst so leicht zu Nehmende, was geht in ihr vor, und er folgt ihr in das behagliche Boudoir und wartet dann auf sie, die Zigarette im Munde!

Da tritt sie zu ihm, einen glitzernden Schal um die entblößten Schultern und ruft: „Nun will ich Dir singen, und schon erklang das Lied:

„Ach, wie ist's möglich dann."

Nicht wie vorhin die nachgeäffte Engländerin, nicht die Russin, die langweilige sentimentale Deutsche, nicht der Schusterbub' oder wer sonst noch.

Das zu Tod getroffene Weib sang das einfache deutsche Lied, das Lied, welches hunderte Deutsche jeden Tag gedankenlos herunterleiern, wenn sie am fröhlichsten sind:

„Ach, wie ist's möglich dann,
Daß ich Dich lassen kann,
Hab Dich von Herzen lieb,
Das glaube mir!"

Er hielt es für Liebe zu ihm, er berauschte sich an ihrem Gesang, er ließ sie andere Lieder singen, er sah sie an wie ein Wunder, er schenkte ihr am anderen Tage einen herrlichen Bechstein, er begleitete sie selbst, ließ ihr Unterricht erteilen, wurde Kunstmäcen und heute ist Madelon Dumont, trotz ihres französischen Namens, eine der ersten deutschen Opernsängerinnen!

Egon hat sie schon längst vergessen.

Karl Gorgio hat sein ehrlich Gewerbe unter dem südlichen Himmel, der sonnigen Heimat seiner zierlichen Frau gefunden, und wer in der sauberen Auberge absteigt, ahnt nicht, daß es ein früherer deutscher Seiltänzer ist, der so graziös mit der Serviette zu jonglieren weiß und die Honneurs stets mit tadelloser Verbeugung macht.

Gerda von Robertus:

Letztes Ziel.

Mit Keulen hieb das Schicksal auf mich ein
Und stampfte meinen Willen wund und klein;
Des Lebens harte Faust zerschlug mir viel,
Der müden Seele ward ein letztes Ziel.

So lange sie hier irren muß auf Erden
Voll Hoheit Dulder des Geschickes werden;
Unedel nicht, in würdelosen Klagen
Sein Leid wie eine Dornenkrone tragen!

B. Barber: Zwei Gedichte.

Algerische Küste.

An dem wunderblauen Meer
Lieget hingegossen schwer
Wundervoll, die blaue Küste,
Wie ein Weib mit voller Büste,
Das, in einer Wonnenacht
Ihrem Buhlen, ihre Pracht
Hingegeben. — Nun verbunden

Träumt sie noch von Wonnestunden.
Also muß sie ewig leben,
Ewig an dem Buhlen kleben.
Und das Meer bespült die Küste
Leise, linde, —
Drin im Lande liegt die Wüste
Und die Sünde.

Pic von Teneriffa.

Im grünen Tal von Orotava
Da ist's so wundervoll
Auf alter dunkelroter Lava
Da sprießt das Grün wie toll.

Das Leben, das einst vor Aeonen
Zur Nacht getaucht, in Feuersglut
Es lebt aufs Neu in Pflanzenkronen
Der Pic von Teneriffa ruht!

Den Pic, der sich zum Himmel türmte,
Er denkt: So ist der Welten Lauf
Was einst in meinem Krater stürmte
Löst sich in Wohlgefallen auf!

Hermann Weise:

Sonett.

Die Winde stürmen schon, die herbstlich kalten,
Die Blätter tanzen wild in bunten Farben —
Des Lenzes, wie des Sommers Reize starben,
O ew'ger Wechsel! o geheimes Walten.

Die kahlen Felder sollen Rast nicht halten,
Kaum, daß die Früchte, die sie reich erwarben,
Hinweg der Schnitter trug in vollen Garben —
Aus neuer Saat soll'n Ähren sie entfalten.

Das Feld trägt wieder Frucht, — nur wir, wir spähen,
Umsonst nach frischer Kraft, die einst uns freute,
Will uns zum ewigen Schlaf der Schnitter mähen.

Die Schöpfung die im Lenz uns Blüten streute,
Mahnt durch die Frucht auch uns ans Früchte säen,
Daß unser Herbst nicht einst des Kummers Beute.

Valerie Hodann:

Herbstbild.

Rose Marie richtet sich aus ihrer halbliegenden Stellung auf der Chaiselongue auf und legt das französische Buch, in dem sie gelesen, gelangweilt bei Seite. Ein Strahl breitflutenden Sonnenlichtes hatte die weiße Stirn getroffen und die Leserin gemahnt, daß da draußen Licht und Leben mit lockenden Stimmen rufen. Die schöne Frau steht auf und blickt mit sehnsüchtigen Augen in den vornehm angelegten Garten hinaus, der in der bunten Farbenpracht des Herbstes prangt. Dann wendet sie sich und drückt auf die elektrische Klingel.

„Ist Herr Geheimrat zu Haus?" fragt sie den eintretenden Diener.

„Nein, gnädige Frau", antwortet er, „Herr Geheimrat sind gleich nach Tisch nach der Bank gefahren. Befehlen gnädige Frau den Wagen?" fügt er fragend hinzu.

„Nein", antwortet Rose Marie mit plötzlichem Entschluß. „Ich werde spazieren gehen." Ein erstaunter Blick trifft die Herrin. Dann verläßt der Diener geräuschlos das Zimmer. Die schöne, elegante Frau verschränkt mit einem leisen Seufzer die juwelengeschmückten Hände hinter dem rotschimmernden Haarknoten und blickt finster vor sich hin. Was nützt ihr all ihr Reichtum und der raffinierte Luxus, der sie umgibt, wenn sie doch immer allein ist?

Ihr Mann, Geheimer Finanzrat Werbeck, verbringt sein Leben in dem aufreibenden Jagen und Hasten nach Gewinn. Die Börse ist seine Heimat, das Steigen und Fallen der Kurse sein Herzschlag. Mit gierigen Händen häuft er goldene Schätze auf und spielt in frevlem Spiel mit Millionen. In diesem nervenzerrüttenden Treiben merkt er nicht, wie sein Haar ergraut, und seine Kraft erlahmt, sieht er nicht, wie sich um den blühenden roten Mund seines bildschönen Weibes eine leise Schmerzensfalte eingräbt, wie aus den wunderbaren braunen Augen mit dem

Goldton darin, das Lachen verschwindet. Was ist ihm Rose Marie? Ein schönes Spielzeug, weiter nichts. Er scheint keine Ahnung davon zu haben, daß in dem herrlichen Körper auch eben eine Seele lebt, die nach Verständnis dürstet, ein Herz voll glühender Leidenschaft, das sich in Liebessehnsucht verzehrt. —

Mit einem Blick des Überdrusses schweifen die Augen der einsamen Frau über die schimmernde Pracht, die sie umgibt. Dann eilt sie hinaus, um die elegante Haustoilette mit einem chiken Straßenkleid zu vertauschen. Langsam schreitet sie die vornehm stille Straße hinab und atmet begierig die herbe, reine Herbstluft ein. Mit Entzücken betrachtet sie die wunderbaren Schattierungen an den Baumgruppen, die der farbenfreudige Maler Herbst in kühnen Zusammenstellungen entworfen hat. Bald fesselt sie das vielbewegte Treiben der Großstadt. Ab und zu bleibt sie an den Auslagen der großen Modemagazine stehen, wo die Herbstneuheiten reizvoll zur Schau gestellt sind. Doch wendet sie sich bald gelangweilt ab. Im Überfluß hat sie ja alles, was das Herz so mancher Frau so heiß begehrt. Müde schreitet sie weiter. Warum nur schleichen ihr die Stunden so langsam, so träge dahin. Ihr fehlt jede ernste Arbeit. Sie braucht sich um nichts zu sorgen, alles geht ohne sie wie am Schnürchen. Man überbietet sich, sie zu bedienen, sie mit allen Genüssen, die der Reichtum bietet, zu überschütten. Ach, man wird so müde von all den Genüssen! — Ein elegantes Gig fährt vorüber. Der Rosselenker, Graf Götzen, senkt grüßend die Peitsche, und Rose Marie neigt anmutig das schöne Haupt zum Gegengruß. Sie mag den harmlosen, stets fröhlichen Menschen gern leiden und lächelt in der Erinnerung, wie er ihr neulich vorgeschwärmt hat, welche Lust es sei, bei der Rebhuhnjagd stundenlang über Kartoffeläcker und Rübenfelder zu laufen. Eine förmliche Sehnsucht überkommt sie, sich einmal irgendwie anzustrengen, sich wirklich müde zu machen. Sie will hinaus aus dem hastenden, drängenden Stadtgetriebe in die freie, klare Herbstlandschaft hinaus. Sie läuft immer schneller. Endlich liegen die letzten Häuser hinter ihr, und sie folgt dem Lauf des rastlos weiter strebenden Stromes. Die schnelle Bewegung läßt ihre Pulse freudiger schlagen; es überkommt sie ein wunderbares Kraftgefühl. Sie schaut den ziehenden Flößen und Kähnen zu und lauscht auf das Heulen der Sirenen der anlegenden Dampfer. Fischer ziehen ihre Netze ans Land. Aus den anliegenden Gärten schallt fröhliches Sprechen und Lachen der Obst abnehmenden Leute. Der Bauer zieht schon wieder den Pflug über die Stoppelfelder und bereitet die Erde zur neuen Saat vor. Ab und zu hört man den Knall der Flinten der aller Orten eifrig jagenden Jäger. Rose Mariens Augen folgen den ruhig in der Luft schwebenden Drachen, die fröhliche Knaben steigen lassen, und den zahlreichen Vogelschwärmen, die sich zur weiten Winterreise sammeln. Hoch aus blauer Luft tönt der heisere Schrei der Wildgänse, die in Keilordnung daher ziehen. Aus der frisch gepflügten Erde steigt ein herber, würziger Erdgeruch auf, und der Wind treibt sein tolles Spiel mit den roten und gelben Blättern, die eins nach dem andern zur Erde flattern. Überall Licht, Leben, Farben, Bewegung und rastloses Schaffen; und doch weht bereits ein leiser Hauch von Wehmut, von Vergehen und Sterben durch die Natur. Rotglühend wie ein feuriger Ball taucht die Sonne hinter fernen, dämmernden Wäldern unter und hüllt Himmel und Erde in leuchtende Gluten. Entzückt haften Rose Mariens goldbraune Augen an dem flammenden Firmament, das in wunderbarem Farbenspiel glüht. Nach und nach verlöscht der Zauber. Das prangende Rot und Violett der Wolken geht in düsteres Grau über, ein eisiger Hauch weht plötzlich vom Fluß. Von den Wiesen steigen feuchte Nebel herauf. Die schöne Frau zieht fröstelnd die Straußenfederboa herauf. Mit einem Mal kommt es ihr zum Bewußtsein, daß der Abend kommt, und daß sie allein, fern von der Stadt ist. Was sie eben geschaut, ist das Abbild ihres Lebens. Noch steht es auf der Höhe, noch ist es schön und farbenprächtig, noch lockt es in hundert Gestalten. Aber der heiße Sonnenkuß des Sommers ist verrauscht. Der Herbst kommt und in der Ferne steht der Winter, das Alter, und schaut ihr drohend, mit ernster Frage in das blühende Antlitz. Über ihre Seele wehen erkältend die Schauer der Einsamkeit, der Übersättigung, und fröstelnd durchzieht sie die Ahnung des Welkens, Sterbens und Vergehens. Wird das schöne Weib des Winters stumme Frage verstehen? Wird sie sich aus dem tändelnden Genußleben aufraffen zu ernstem Streben und zielbewußter Arbeit, ohne die es kein Glück, keine Befriedigung gibt? Wird aus dem schönen Spielzeug ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden, sich selbst zum Heil, der Mitwelt zum Segen?? — — —

Wilhelm Köhler: Zwei Gedichte.

Qual.

O, diese Nächte, die in blindem Schweigen
Dem grauen Tode geil die Hände reichen,
Verließen sie mich nur ein einzig Mal! —

Hinweg — ihr Blumen, ihr erbarmungslosen;
Hinweg, ihr grausam dunkelroten Rosen:
Ihr seid verwelkt — und meine Liebe schal . . .

Und jene stummen Nächte sind die Zeugen
Von einst, die brüllend, starr mich niederbeugen! —
O schweigt! — — —
Ihr Nächte, — wenn ihr schweigen — könntet!

Frühling.

Die Sonne zittert goldne Melodien;
Gleich ros'gen Weisen, die von süßen Lippen duften,
Und hin zur Scholle die Gestirne ziehn.

Ich weiß nicht, was soll ich zum Frühling sagen?
Ich kann nur atmen — schauen — weiß nicht, was ich schaue!
Was hör' ich? Ist es Jauchzen? — Leises Klagen?

Laßt mich ihn kosten, diesen Wunderbaren!
Auch ich will Jauchzen, ich will Frühlingswunden klagen:
O laßt mich, laßt mich in die Sonne fahren!

Clara Malten:

Liebe.

Text von Clara Malten.
Vertonung von Hof-Kapellmeister R. Groß.

Ich liebe Dich von ganzem Herzen,
Ich liebe Dich zu jeder Stund,
Ich liebe Dich mit Liebesschmerzen,
Ich liebe Dich, d'rum spricht mein Mund:
„Als ich Dich sah zum ersten Male,
Als ich Dir sah ins Herz hinein,
Und dann bedachte, — daß fatale
Schicksalsgeschicke uns zu frei'n
Stets würden uns're Wege queren,
Daß niemals wir ein Herz, ein Leib,
Griff zur Vernunft ich, mich zu wehren
Gegen des Schicksals Bitterkeit!
Umsonst, — Vernunft war nicht zu Hause,
Auch der Verstand war schon nicht mehr! —
D'rauf setzt ich mich in meine Klause
Und grübelte wohl hin und her!
Mein Herz, es wollt mir schier zerspringen,
Es wallet und es kocht mein Blut
Und nimmer woll't es mir gelingen
Zu löschen diese Liebesglut!
Und was auch immer ich beginnen,
Was immer ich zu tun bereit,
Umsonst . . . ich mußt, ich mußt ihn minnen
Den herrlich schönen Männerleib!
Und wenn ich schlüpf aus meinem Bette,
Tagsüber, wenn ich geh zu Ruh,
Auf meines Traumes Lagerstätte
Ruft meine Seel mir liebend zu:
Du liebest ihn von ganzem Herzen,
Du liebest ihn zu jeder Stund,
Du liebest ihn mit Liebesschmerzen
Und wenn der Tod Dir schließt den Mund,
Wird Deine Seele zu ihm eilen,
Das finstre Grab, es hält sie nicht,
Sie wird lebendig bei ihm weilen,
Erinnern ihn der Worte schlicht:
Sie liebte Dich von ganzem Herzen,
Sie liebte Dich zu jeder Stund,
Sie liebte Dich mit Liebesschmerzen,
Sie liebt Dich noch — im Grabesgrund.

Ernst Helenburg:

Der Bettler.

In einer Pappelallee stand er. Weiche, zitternde Töne entlockte er seiner Geige, die sich wie ein junges Mädchen an seinen Hals schmiegte. Ein leises Lied weinte die Allee entlang und verlor sich in den

Bäumen. Nur wenn jemand vorüberging, wühlten seine Finger in den Bässen und die tiefen Töne verschlangen die Schritte. Mitten in diese wilde Musik murmelte er einen Gruß, oder war es ein Gebet.

Nur wenige gingen den Pappelweg, wo er spielte. Sie hasteten vorbei und beachteten ihn kaum. — Warum auch? Jeden Tag stand er da, bei Sonne und Regen, bei Stille und Sturm; er gehörte eben zur Landstraße, wie die Bäume, welche sie zu beiden Seiten beschützten.

Das wußte er; daher stand er da, unbeweglich, reglos, und sein Lied weinte in den Bäumen. — Manche hemmten den Schritt und nickten ihm zu. Vielleicht war es Mitleid? Wer weiß es; — er wenigstens dachte nie, daß es Mitleid wäre.

Einige standen sogar still und warfen ihm braune Kupfermünzen zu. Er dankte, aber sein Dank war grimmig, verhalten; erst nachdem sie fortgegangen, bückte er sich schnell und steckte das Geld zu sich.

Den ganzen Tag spielte er so. Wenn die Sonne sank, setzte er sich auf den Feldrain und legte die Geige nebenhin ins Gras. Die Leute sagten, er halte Feierabend.

Ja, er hielt Feierabend, wenn die Sonne sank.

Oktober.

Das ist der feuchte Duft, den ich so liebe,
Der kühlend um die heiße Stirn sich legt,
Und der ins Innre längst vergangner Zeiten
Erinnrung trägt.

Die Zeiten sind's, wo du mit mir gewandert,
Gewandert Hand in Hand im feuchten Wald.
Die Zeiten sind's, wo alle Blätter fielen
Der Herbstgewalt.

Die Blätter schwebten bis zum Boden nieder;
Ein feuchter Duft stieg auf vom Waldesmoos.
Und lautlos sprach der Tod an deiner Seite
Dein herbstlich Los.

Dort draußen, wo wir oft zusammen weilten,
Im Walde grub man deine stille Gruft. —
Es war im Herbst. Und meine Stirne kühlte
Ein feuchter Duft.

Das ist der feuchte Duft, den ich so liebe,
Weil er sich kühlend um die Stirne legt —
Weil er ins Innre längst vergangner Zeiten
Erinnrung trägt.

Ernst Hesse: Zwei Gedichte.

Dichterseele.

Oft verläßt mich meine Seele,
Zieht in fernes Menschenland.
Einsam lieg ich dann und traurig
Wie der trockne Meeresstrand.

Und dann kommen jene Leiden,
Die so vielen unbekannt.
Und ich weiß, daß meine Seele
Eine neue Heimat fand.

Eine Heimat, wo sie Schmerzen
Heilen soll mit linder Hand.
Ach! — Sie ist so schwach und freundlich,
Leidet Leid, das andre band.

Und sie quält sich für die andern,
Bis die letzte Kraft entschwand. —
Müde kehrt sie dann und klagend
Heim ins eigne Leidensland.

Robert Jordan: Zwei Gedichte.

Spaziergang.

Ich geh' allein im finstern Wald;
Kein Vogel singt.
Mein Schritt nur leise wiederhallt,
Der schaurig klingt.

Ich geh' allein durch Wald und Au,
Durch Tal und Feld;
Hoch über mir wölbt sich das Blau
Am Himmelszelt.

Ich geh' allein durch die Natur,
Die Gott gemacht;
An Kummer und an Sorgen nur
Hab' ich gedacht.

Ich geh' allein, und doch bist Du,
Mein Gott, bei mir;
Du übst Erbarmen, gibst mir Ruh'. —
Ich danke Dir!

Mahnung.

In des Lebens schweren Stunden
Hadert oft der Mensch mit Gott,
Treibt durch Taten und durch Worte
Mit dem Herrn der Welten Spott.

In des Lebens schweren Stunden
Wähnt der Mensch sich oft allein,
Glaubt, daß Gott, der Allgewalt'ge,
Ihn verläßt in Schmerz und Pein.

In des Lebens heitern Stunden?
Sage, Mensch, was tust Du da?
Denkst Du in dem Menschentrubel
An den Schöpfer, der Dir nah'?

In des Lebens heitern Stunden,
Wenn des Glückes Sonn' Dir scheint,
Hast Du wohl in Deinem Herzen
Dran gedacht, wie gut er's meint?

Aus der Ebene.

Skizzen-Zyklus von Gustav Paul Grosse.
Stimmungen und Eindrücke aus dem Schlachtfeldgau 1813.

II.

Sonntag Morgen . . .

Der vom Wind gepeitschte Regen streckte die Halme und Gräser nieder; sobald sie sich aber bemühten, wieder nach oben zu streben, fuhr derselbe schonungslos über sie hinweg, sodaß sie parallel zum Boden neigten. Nur die violetten Köpfchen aus dem Klee blickten stolz drein, sie waren eben nicht so langstielig wie ihre Brüder . . .

Diese vorwitzigen Kleeköpfchen glichen von Gumppenberg'schen Gestalten — mit dem schlauen Hintergrund . . .

„Dieser Kerl, wer muß nur der sein, der ist schon oft an unserem Orte vorübergekommen . . ."

„Ach, ‚der' dort? Den hab' ich schon vor Monaten drüben, ich weiß nicht, wie das Nest heißt, gesehen; ja der scheint auch was sein zu wollen. Solchen Kerlen sollte der Zutritt zum Dorfe überhaupt verboten werden."

— — —

Sonntag Nachmittag . . .

Die Glocken von Wachau läuten . . .

Ein imposanter, fantasievoller Faltenwurf, die herrlichsten Schattierungen von weiß und grau, zieht auf luftigen Spuren am sonnenbeglänzten blauen Julihimmel . . . Es sind Wolkengebilde, wie sie die Augen des Malers mit dem Kinderherzen schauen und empfinden . . . Majestätisch gleiten sie über Wachaus historischen Boden, über dessen fruchtgeschwellte Felder, über dessen fröhliche Menschen, welche heute versammelt, um ein Fest zu feiern — ein Fest für die Jugend . . . Und wie reizend ist heute die Dorfjugend geschmückt, die ‚der dort' auf seinen Wanderungen durch die Ebene in ihrem Fleiß des öfteren beobachtet und zu schätzen wußte . . . Wie sie strahlen, diese Kinderaugen; die hübschen Köpfchen, deren Seele noch nichts ahnt von des Lebens Stürmen, tragen hellblaue und rotseidene Schleifen im Haar.

— — —

Einige Männer kommen im Schlendrian zur Schänke, trinken und erzählen . . .

„Du, Franz, hinter uns sitzt der Tagedieb . . ."

„Ach so, ‚der dort', kam es von den Lippen seines Kollegen zurück.

— — —

Musik ertönt in den Dorfstraßen . . .

Ein Zug fröhlicher Knaben und Mädchen, festlich geschmückt mit Blumen, bewegt sich nach dem Saale. An langen weißgedeckten Tafeln wird aufgetragen . . .

„So ein Fest auf dem Lande hat doch seinen eigenen Reiz, in diesen Menschen liegt etwas, was dem Städter fehlt: die natürliche Heiterkeit" bemerkte der Fremde zu seinem Vis-à-vis im Garten . . .

„Franz, drüben sitzt ja immer noch der Tagedieb; wir sollen uns jedenfalls etwas einbilden, wenn ‚der dort' . . ."

— — —

Es dunkelt . . .

„Vater, Vater . . .", kommt fast atemlos ein weißgekleidetes, kleines Blondköpfchen mit glühenden Wangen, „gib mir doch einen Pfennig . . ."

„Gibt's nicht!" kam es barsch von seinen Lippen . . .

„Ich habe zwei Runden, Herr Wirt", bemerkte er kurz darauf.

„Kinder kosten Pfennige, lieber Kollege", kam es überlegen von den Lippen seines Freundes . . .

— — —

Es dunkelt ganz . . .

„Unser täglich Brot gib uns heute, lehrte uns die Mutter", lautete der Anfang eines Briefes von dem, dessen Seele und Kopf noch bis tief in die Mitternacht hineinarbeiten, denn er muß morgen wieder hinaus in die Ebene und schauen mit seinen Augen, empfinden mit seiner Seele . . .

Unser täglich Brot gib uns heute — dem Künstler, der mit der Seele sucht — und dem Vater, dessen Blondköpfchen um einen Pfennig bat . . .

— — —

III.

Am Horizont ziehen graue Wolkenfetzen . . .

Sie gleichen den Fratzen der Kriegsfurien, welche vor nahezu hundert Jahren über diesen Boden dahingestürmt . . .

Ein intensiver Regen peitscht nach kurzer Zeit zur Erde . . . Auf dem Plateau gleichen die, die Landschaft durchquerenden Obstalleen, in deren Kühle noch jüngst der müde Wanderer Rast hielt, kümmerlichen Fragmenten von Bordüren-Einfassungen, an ihnen entlang Bauerngespanne wie künstlerisch-modern empfundenes Spielzeug von reicher Leute Kind . . .

Stolz muten die vereinzelten Birken am Wege an, deren feingliedrige Wipfel stark mit Gelb durchwirkt, Blatt um Blatt zur Erde fallend — wie alle Schönheit der Natur . . .

In dieser Stimmung erhabener Melancholie, schritt ich stundenlang einsam die mir bekannten Wege, das Auge durch winzige Fleckchen blühende Haide und vereinzelte Kornblumen gefesselt . . . Standen doch einst unter diesem Himmel des großen Korsen gefürchtete Truppen . . .

1813! Wer kennt sie nicht die Dörfer: Wachau, Güldengossa, Störmthal, Liebertwolkwitz, Göhren, Gröbern usw. Hier, wo einst Kriegsgeschrei die stillen, weltverträumten Orte in Aufregung versetzten, steht in der Nähe ein Stein mit den Worten: „Bis hierher und nicht weiter", welcher gar seltsam zu dem im Werden begriffenen Völkerschlachtdenkmal kontrastiert: Hier ein kleiner, schlichter Stein mit den Worten aus dem Buch der Bücher, welcher uns ahnen läßt, als ob seine Sprache in Dezennien in all' ihrer Wucht nachhaltender wirke als Erz und Stein . . . Dort ein gigantisch Wesen, geschaffen von Meisterhand: groß, erhaben, inmitten einer Ebene, welche seit jenen Tagen ein Frühlingserwachen nun bald zum hundertsten Male feiert . . . Aber eine Frühlingsfeier vor hundert Jahren, welch' ein furchtbares Orakel barg sie für ihre Zeitgenossen!

Man sieht im Geiste die energievollen Gesichtszüge des genialen Corsen, man sieht ihn nach der Überlieferung im nahen Wachau mit Murat unter der Linde; dieser Blick, dem sich damals ganz Europa in Demut beugte, er mußte entsetzen . . .

Wie ich im Januar 1910 zum ersten Male nach Leipzig gekommen, konnte ich kaum die Tage erwarten, welche mir einen Frühling in die Ebene bringen sollten . . . Es war in der schönen Zeit der Monate März, April und Anfang Mai und was ich da gesehen und empfunden in der Ebene, habe ich niedergeschrieben und sandte es an meine Freunde in der Ferne; mögen sie 1913 kommen und sie werden finden, daß Leipzig in jenen Tagen Männer aus allen Kreisen in Gastfreundschaft aufnehmen wird: an der Stätte der alten alma mater und eines intelligenten, fleißigen Volksstammes werden sich die Jugend und ehrwürdige Greise Aug' in Aug' blicken . . .

Was die Alten und Jungen in jenem Jahre empfinden werden: echte Brüderlichkeit, möge sie wahr werden in unseren ernsten Tagen! . . .

Paul Heinz Anhalt:

Sommerabend.

Der Mondschein fließt,
Und unter alle Zweige
Hat sich ein sanftes Träumen hingeschmiegt,
Nur durch die engen Blätterspalten
Da rieseln schmale Fäden Silberlicht.
Es weht ein müder Abendfrieden
Mit leisem Flüstern durch den Wald,
Doch von des Tages schwüler Glut
Schwebt noch ein Ahnen in der Luft.
Und wenn der Wind mit zartem Tasten
Die sonnensatten Blätter rührt,

Dann huschen auf dem feuchten Rasen
Die Mondscheinstrahlen hin und her.
Und alles trinkt so ganz die Ruhe,
Als wenn es immer Frieden wär'. —
Ich aber weiß von einem Träumen,
Das in dem Windesweh'n ein Ahnen
Der Stürme, die da kommen, fühlt!

Rudolf Fischer:

Zwei Gedichte.

Klagend klingt des Glöckleins Klang
Nieder in das Tal,
Traurig hallet Mönchsgesang
Von dem Berg zumal.
Um die dunkle Grube drängt
Sich die fromme Schar,
Wo den Bruder man versenkt,
Der der Schenke war.
Golden glüht der Abendstrahl,
Und die Träublein rot,
Grüßen ihn zum letzten Mal,
Der nun kalt und tot.

Wenn die Fliederbüsche blühn,
Murmelnd fließt der Quell,
Wölklein sacht am Himmel ziehn
Und der Mond scheint hell,
Gibt in duft'gem Laubengang
Mir ein Mägdelein,
Ach, so hold, so jung und schlank,
Trautes Stelldichein.
In den Erlen singt der Wind,
Leise tönt das Rohr,
Und ich hauch' dem schönen Kind
Meine Lieb' ins Ohr.

Theo Liefertz:

Sommernachts.

Der Abend läßt sanft und leis den kühlen Wind
Durch Buchenhallen und Lindenkronen gehen.
Fast ist's, als ob in seinem säuselnden Wehen
Gar seltsamer und geheim die Dinge sind.

In sterbend Licht ein mattes Dunkeln sich webt,
Und aus dem Dunkel kommt auf gleitenden Wogen
Die Einsamkeit in Stille herangezogen,
Auf daß in alten Wünschen mein Herz erbebt.

Es streicht zu Häupten mir ein Klingen vorbei,
Als glitte der Wind durch eine Weidenflöte.
Und mit dem stillen Sterben der Abendröte
Verschlingt die Ferne einen schluchzenden Schrei.

Dann Stille! Im Mondschein schläft der braune Kahn,
Vom Märchenbrunnen her es plätschert ganz leise,
Ein Schwanenpaar inmitten silberner Kreise
Ruht friedlich aus auf der kühlen Wasserbahn.

Und aus dem Blauschein der Nacht die Hälse weiß
Wie Arme schimmern, die weich mich einst umschlangen,
Wenn sehnsuchtsvoller der Vöglein Lieder sangen,
Wenn rote Rosen glühten am dunklen Reis.

Dann durfte bei Dir ich maßlos glücklich sein,
Und rings mit der Welt die Wünsche sanft entschliefen,
Wenn trank ich durstig aus Deiner Seele Tiefen
Der Liebe unaussprechliche Lust und Pein.

Von aller Lust und Pein nur ein herbes Lied
Mir blieb von tiefen und ungeweinten Tränen.
Du aber sahest nach kurzem Glückes wähnen,
Daß Liebe die Liebe und sich selbst verriet.

Das ist es auch, warum so ruhelos ist
Mein Herz in diesen goldnen, trunkenen Tagen,
Da nächtens höre die Nachtigall ich fragen,
Warum die Liebe nicht mehr die Sehnsucht küßt.

A. Fritsch-Weidenrieth:

Herbstnacht.

Scheu ragt der Baum in dunkle Wolkenballen,
Wild rauft der Sturm mit jedem Gegenstand,
Die ernste Nacht geht lässig durch das Land,
Zu Füßen ihr die welken Blätter fallen.
Ans Fensterlein der bange Kirschbaum klopft,
Der kalte Regen von den Dächern tropft.

Grausame Nacht! — Hoch liegt ihr helles Lachen
In beiden Ohren mir voll Übermut.
Entzückend sprach sie dann: „Ich bin Dir gut!"
Der Traum zerrann, jetzt muß ich weinend wachen,
Und fühle schmerzlich ihren heißen Mund
Und ihrer Seele dunklen Hintergrund.

A. Busch:

Wintertraum.

Durch Fluren geht, durch winterstarren Wald der Kolonne Schritt.
So klar die Luft! Und Sonnenschein zieht mit.
Noch schläft die Knospe und das Eis vom Tritte kracht.
Doch ist's, als nah der Lenz sich schon, ganz still, ganz sacht.
Mich bannt ein Traum, ein Traum so lieb und süß,
Von einem Engel hold, der mich aus Blumen grüß'.
In Himmelsblau die Lerche trillernd schwebt;
Ein einzig Liebeslied die Welt und froh mein Herz erbebt.
Entflieh nicht, Traum! — Es wogt das Scheingefecht.
Mit Hurra drauf! Uns sei der Sieg! So ist es recht!
Der Feind entweicht! Nun wird es still;
Und heimwärts geht's. Gesang; Gespräch, so wie man will!
Was stehst Du, Mädchen, lächelnd wenn wir nahn?
Bald kommt der Lenz, mein Traum, mit seinen Blumen an.

Gertrud Stendal:

Lied.

Ein Mägdlein sah ich stehen,
Als der Herbst gekommen war.
Ich sah im Winde wehen
Ihr langes braunes Haar.

Es wogte im Glanze der Sonnen
Wie ein Mantel goldig und lind;
Herbstfäden hinein gesponnen
Hatte der schmeichelnde Wind.

Und von welken Blättern Kränze
Schmückten das goldbraune Haar;
Sie aber weint' nach dem Lenze,
Der einst ihr Liebster war.

Gertrud Stendal:

Rote Rosen.

Rote Rosen! Wie klingt das Wort so hold!
Rote Rosen blühen in Licht und Gold.
Rote Rosen hassen den Frieden.
Rote Rosen, gefärbt mit rotem Blut,
Rote Rosen reden von Glück und Glut:
Sie sind ein Gruß aus dem Süden.

Das braunfüßige Mädchen auf Capri bringt
Dir rote Rosen zum Gruße. Es klingt
Im Schalmeien des braunen Knaben
Hervor von roten Rosen ein Duft,
Und in der blauen italienischen Luft
Liegt ein Meer von Rosen begraben.

Bringt einer Dir rote Rosen zum Scherz,
Du nordisches Mädel, dann hüte Dein Herz
Vor den Blüten, den duftigen, losen.
In ihren Kelchen ein Zauber ruht:
Rote Rosen reden von Glück und Glut.
Rote Rosen!

Nicolaus Schmitt:

Die Heide.

Die Heide ist öd', mein Ziel noch ferne,
Zag mein Herz und trüb mein Sinn
Und des Himmels bleiche Sterne
Ziehen schweigsam drüber hin.

Leise über Wald und Gründe
Zieht der Mond die stille Bahn,
Zu meiner Seele fühl ich's linde
Wie aus Märchenwelten nahn.

In fernen Tälern blühen Rosen
Und die Reb' am grünen Rain,
Mit denen laue Lüfte kosen
Tändelnd hin im Sonnenschein.

Hier — herrscht nur ein ödes Schweigen
Bis zum fernsten Himmelssaum,
Kein Vogel singt hier in den Zweigen,
Die Heide schmückt kein Strauch kein Baum.

Ein armes Blümchen zittert leise
Im Winde hie und da im Feld
Und eine schwere Trauerweise
Erfüllt die arme Heidewelt.

Bist Du das Bild, das auch vergebens
Um die Gunst des Himmels warb,
Wie ein armer Mensch des Lebens,
Wie ein Herz, dem alles starb.

Neue Bücher.

Richard Voß: Du mein Italien. Aus meinem römischen Leben. (4.50 geb. 5.50, J. G. Cotta'sche Buchh. Nchf., Stuttgart).

Inhalt: Erster Teil: Sei gegrüßt, Italien! Als Einführung — I. Campagna di Roma — II. mein erster Winter in Rom — III. Villa Falconieri. Stimmungen — IV. Im Albanergebirge — V. O fons Bandusiae! — VI. Villa Catena — VII. Aus der römischen Campagna — VIII. Das Ende der Villa Falconieri — IX. Mein leuchtendes Haus — X. Casamicciola — XI. Quod non fecerunt Barbari . . . — XII. Das große Grauen — XIII. Finale. Zweiter Teil: I. Des Lebens Karneval — II. Wie der Karneval begraben ward — III. Im Molaratal — IV. Sterben in der römischen Wildnis — V. Der gute Fra Checco — VI. Mehr Licht — VII. Das Wunderbare. — Vorstehende Übersicht über den reichen Inhalt des neuesten Buches von Richard Voß bezeichnet am besten den Charakter der Sammlung. In dem ersten Teil mit seinen Landschaftsschilderungen und Stimmungsbildern nicht minder wie in dem zweiten, novellistischen Teil bewährt der Verfasser aufs neue seine anerkannte Meisterschaft in der glänzenden Behandlung seines unerschöpflichen Lieblingsthemas. — Das Buch wird in der bevorstehenden Zeit der Italienreisen eine Rolle spielen.

Henryk Sienkiewicz: Im Strudel, Roman. (Otto Hendel, Halle a. S.; M. 1.50 brsch., M. 1.95 gbd., M. 3.— in Geschenkband).

Diese neueste größere Arbeit Sienkiewiczs ist ein äußerst spannend geschriebener Roman aus der polnischen Gesellschaft. In der dem Autor eigenen scharfsinnigen Weise behandelt er eingestreut in die fortlaufende Handlung der Erzählung und ohne den Leser zu ermüden, soziale Probleme verschiedenster Art. Auch an humorvollen Szenen fehlt es nicht, was nicht wenig dazu beitragen wird, dieses neue Werk des geistreichen Autors bald zu einem vielbegehrten Artikel des Buchhandels zu machen.

R. Litten: Ein Frauenschicksal, Rom. (brsch. 2.—, gbd. 3.—. Alb. Goldschmidt, Verlagsb., Berlin).

Im anmutigen Plauderstil schildert R. Litten ein Frauenschicksal, das aus dem stillen Kreise des Familienlebens zu den Sonnenhöhen des Ruhms emporsteigt, — ein Frauenschicksal, dessen Trägerin nach schwerem seelischen Leid Glück und Ruhe findet in den Armen der Liebe. Um die Hauptperson des Romans gruppieren sich eine Reihe von Menschen, die mit klarem Blicke gesehen und mit sicherer Hand gezeichnet sind. Der Autor hat es verstanden, jede Oberflächlichkeit zu vermeiden und das Interesse des Lesers an dem Buche bis zum Schlusse wachzuhalten.

Hedwig Abt: Gespannte Flügel, Rom. (M. 1.50, gbd. 2.—. Albert Goldschmidt, Berlin).

Von Leidenschaft, die im Bann grauer Alltäglichkeit selbst farblos geworden ist, von Sehnsucht, die in der ein-

tönigen Enge des Kleinstadtlebens zu ersticken droht, erzählt Hedwig Abts warmherzige Kunst. In schmuckloser, aber anziehender Einfachheit schildert sie Menschen, die aus selbstverschuldetem Unheil den Pfad zu ihrem Glücke finden und deren Seelen ihre Flügel spannen, um fern von der Klatschsucht der Menge ihrer selbst bewußt zu werden. Die begabte Verfasserin versteht es meisterhaft, dauernd zu fesseln und auf dem Höhepunkt des Romans Rührung und Erschütterung zu erwecken. So schenkte sie den Lesern ein Buch, dem auch Anspruchsvolle ihren Beifall nicht versagen werden.

Wilhelm Rubiner: Der Diamantenmacher, Rom. (Julius Püthmann, Leipzig u. Berlin. M. 2.—).

Behandelt ein durchaus neues, bisher noch nicht verwendetes Sujet, das ganz besonders geeignet ist, das Interesse der Leser zu fesseln. Es ist ein Thema, das nicht allein in allen Kreisen der Gesellschaft, sondern auch in der wissenschaftlichen Welt tiefgehendes Interesse findet: die Erzeugung künstlicher Diamanten und — wie in dem sensationellen Falle Lemoine — der betrügerische Mißbrauch, der mit dieser modernsten Alchemie getrieben wird. Zum ersten Male in einem Roman sehen wir die Entfaltung eines großartigen wissenschaftlich technischen Apparates, mit dessen Hilfe den modernen Zauberern das Schaffen neuer Wunderwerke der Technik und gleichzeitig der raffinierteste Betrug ermöglicht wird. — Lebhafte farbenreiche Bilder aus dem Leben der Reichshauptstadt stellen die Kulissen zu diesem, von entfesselten Leidenschaften durchwogten spannenden Roman, der interessante Streiflichter wirft auf gewisse Gesellschaftskreise Groß-Berlins und auch deshalb besondere Beachtung verdient.

Otto Weininger: Geschlecht und Charakter. 12. Aufl. (Wilh. Braumüller, Wien. M. 5.—, gbd. 6.40).

Die Geschichte weist vermutlich kein zweites Beispiel eines Mannes auf, der 21jährig ein ähnliches, wissenschaftlich voll ausgereiftes und philosophisch originelles Werk, wie es „Geschlecht und Charakter" ist, verfaßt hätte. Ob hier ein genialer Mensch, anstatt seine geistigen Kräfte langsam im Laufe eines Lebens zu entfalten, sie zu einer einzigen großen Leistung konzentriert hat und dann die verbrauchte Körperschale abwarf, oder ob ein unglücklicher Jüngling die Wucht seiner eigenen grauenerregenden Erkenntnis nicht mehr tragen konnte, möge dahingestellt bleiben. „Geschlecht und Charakter" ist zweifellos eines jener seltenen Bücher, das weit über seine Zeit hinaus studiert werden wird und dessen Wirkung nicht verschwinden, sondern in stetiger Vertiefung immer weitere Kreise in Erstaunen versetzen und zum Nachdenken zwingen muß. Man kann getrost sagen, daß es ein durchaus unzeitgemäßes Buch ist. Die heute so beliebten Diskussionen über Frauenemanzipation, Sexualität, Verhältnis der Frauen zur Kultur und ähnliches sind durch diese Publikation vollkommen gegenstandslos geworden, denn hier ist mit der eindringenden Schärfe des geschulten Logikers eine Charakterisierung der sexuellen Typen „M" (der ideale Mann) und „W" (das ideale Weib) niedergelegt, die alle vielverhandelten psychologischen Merkmale zu einer letzten Quelle zurückführt und eine definitive „Lösung der Frauenfrage", allerdings weit ab von den Regionen, wo sie meist gesucht wird, tatsächlich leistet. In der hier zum ersten Male scharf gefaßten Wissenschaft der Charakterologie, der gleichzeitig Wege gewiesen werden, liegt eine streng szientifische Leistung ersten Ranges vor. Alle bisherige Psychologie war Psychologie des Mannes, von Männern geschrieben und mehr oder weniger unbewußt nur für den Mann nicht für den Menschen geltend. „Die Frau verrät ihr Geheimnis nicht" sagte Kant, und so blieb es bis heute. Jetzt hat sie es verraten — durch den Mund eines Mannes.

Hans Ostwald: Erotische Volkslieder. (Eberhard Frowein, Verlag, Berlin-Charlottenburg. M. 10.—.)

Der Name des Verfassers bürgt für die Güte, insbesondere den wissenschaftlichen Ernst der Arbeit.

— —, **Willst Du Dein Herz mir schenken.** Ein Strauß von Liebesliedern aus 8 Jahrhunderten deutscher Dichtung mit 50 zweifarb. Vollbildern. Herausgegeben von F. Gurtis (M. 3.— in Pappband, M. 4.— in Leinen, M. 5.— in Leder). Verlag A. W. Franke, Stuttgart-Cannstatt.

Diese schon durch ihren entzückend graziösen Einband nach Entwurf von Arpad Schmidhammer bestechende Anthologie vereinigt in sich das Tiefste und Schönste, was über das Thema Liebe in Lust und Leid in deutscher Sprache gedichtet wurde. Die Ausstattung ist eine wahrhaft glänzende, der geschmackvolle Druck wurde auf bestem vornehmsten Alphapapier ausgeführt. Durch seine reiche farbige Illustrierung steht das Buch in dieser Preislage unerreicht und konkurrenzlos da. Jeder Verlobte wird es seiner Braut schenken, jedem jungen Mädchen und jeder jungen Frau wird es ein Lieblingsbuch sein.

Hans Hart: Liebesmusik. Eine Altwiener Geschichte. (L. Staackmann, Verlag, Leipzig. M. 4.—, gbd. Mk. 5.—).

Der Roman schildert ein Finden, Verlieren und Wiederfinden zwischen Karoline Apfalterer aus dem „Grünen Kreuz" und dem wilden Maler Rocco della Scala aus dem Hause der Scaliger in Verona. Zwischen den heißen jungen Menschen steht der milde alternde Bräutigam des Mädchens, der kluge Arzt Guldener, der mit seinen stillen Händen das junge Mädchen an sich kettet und es doch verliert am Polterabend vor seiner Hochzeit, als Beethovens Musik siegt über Feigheit und Tod. Um diese Haupthandlung schlingen sich wie Epheuranken die Schicksale anderer Menschen, darunter ein entzückendes Liebesidyll zwischem einem Knaben und einem

alternden Mädchen; aber alle Episoden bestimmen und bewirken nur, was das Schicksal dem Liebespaar spinnt. Feiner stiller Humor schwebt über dem Beschaulich-Spielerischen dieser Epoche, und dieser Humor lacht und weint mit dem schrullenhaften Onkel Sebastian und seinem nichtsnutzigen Neffen Georg und verdichtet sich zu edler Größe in der reizvollen Gestalt der wundersamen Tante Dorine. Das Ganze spielt sich ab in dem wundervoll gezeichneten Milieu der Biedermeierzeit, und wie Silhouetten tauchen in dem Alltagsschicksal der Menschen vom „Grünen Kreuz" die Köpfe der Alt-Wiener Berühmtheiten auf, Beethoven, Moritz von Schwind, Nestroy, Raimund u. v. a.

M. E. delle Grazie: Vor dem Sturm. Roman. (M. 4.50, geb. 5.50. Breitkopf und Härtel, Leipzig.)

Die Dichterin verlebendigt in diesem neuen Roman das interessanteste Stück Geschichte des kaum entwichenen Jahrhunderts: die Vorwehen und Kämpfe des Jahres 1848. Der Übermut der adeligen Grundherren und ihrer Beamten, die tragische Lage der deutsch-österreichischen Bauern, die zwischen dem Autoritätsglauben ihrer religiösen Tradition und den sturmartig hereinbrechenden Freiheitsgedanken der neuen Zeit leiden, kämpfen und zuletzt siegen, finden in M. E. delle Grazie eine machtvolle Gestalterin. Die Charaktere der weltlichen und geistlichen Gebieter, die enge Grenzwelt der Unterdrückten, sind mit vollkommener Treue gestaltet. Episoden voll köstlichen Humors unterbrechen und überglänzen die tiefe Tragik der spannenden Handlung. Was aber diese neue Dichtung M. E. delle Grazies noch fesselnder macht und ihr den Reiz voller Wirklichkeit leiht: eben diese Menschen, Adelige und Bauern standen einst wirklich in der Reihe der Lebenden.

Alfred Schirokauer: Im Schatten. Roman. (M. 2.—, gbd. 3.—. Rich. Eckstein, Verlag, Berlin W.)

In dieser Arbeit behandelt der Autor die Liebe von zwei Frauen — einer verheirateten und eines mit einem Leiden behafteten jungen Mädchens — zu einem Manne und beleuchtet dabei die geheimsten Falten der Frauenherzen. Mit einer Feinheit sondergleichen schildert er diese verschiedene Liebe, so daß die Behauptung, der Verfasser sei ein seltener Kenner der Frauenseelen, als recht zutreffend bezeichnet werden muß.

Ola Alsen: Hier wohnt das Glück. Roman. (M. 2.50, gebd. 3.50. Verlag Neues Leben Wilh. Borngräber, Berlin W. 30.)

Das Buch ist eine feine stille Geschichte von der Glückssehnsucht moderner Menschen; ein wehmütiger Ton durchklingt den Gang der Handlung. „Hier wohnt das Glück", diese Inschrift leuchtet über der kleinen Villa im Engadin, in der sich ein paar Menschen zusammengefunden haben, die sich glückshungrig über ihr Schicksal schwingen wollen. Die Resignation, in der sie schließlich landen, steht in ergreifendem Kontrast zu der Devise. Die Tragödin der spannenden Handlung ist eine edle Frau. Ihr tragischer Verzicht auf die goldene Fülle der Liebe ist begründet durch die schwankende Haltung des Geliebten, in dem der vornehm geartete, aber in tausend Äußerlichkeiten verstrickte moderne Mannestyp mit feiner Beobachtungsgabe gestaltet ist.

Egbert von Frankenberg: Die geistigen Grundlagen der Theaterkunst. (M. 2.50 karton. Verlag von Gust. Kiepenheuer, Weimar.)

Die „geistigen Grundlagen der Theaterkunst" nun stellen im wesentlichen, nach Festlegung von Ursprung und Werdegang der Theaterkunst in ihren Konturen, einen Mahnruf zu einer Theaterreform dar. Sie betonen, daß weniger der neuen Art der Zuschauer, wie der Fehler der Theaterkunst wegen, eine Sorge gerechtfertigt erscheine für die Zukunft des Theaters. Sie wenden sich besonders an die Hoftheater.

Wie die Fehler aus dem Werdegang der Kunst heraus logisch begründet werden, so enthält der die Reform behandelnde Abschnitt die nötigen Hinweise auf die Ziele, die erstrebt werden sollen, sowie auf die Mittel und Wege zur Erreichung derselben.

Befreiung der Theaterkunst von der auf äußere Wirkungen spekulierenden Ausstattungsmanie, der Regisseurkunst, deren Virtuosentum jetzt Triumphe feiert, wird gefordert, um das Theater der Kunst wiederzugewinnen, der es dienen soll.

Else Hofmann: Baroneß Steffi. Roman. (3.—, gebd. 4.— Abel & Müller, G. m. b. H., Leipzig.)

Ein Roman, der ohne Übertreibungen mit feinem Verständnis und in packender Form die psychologischen Entwicklungsphasen der reinen Jugendliebe schildert. Sein Gedankengang hält den Leser von Anfang an bis zum Schluß in Spannung und zeigt in wahrhaftem Lichte den Siegeszug der innigen Liebe trotz mancher Verkettungen und Hemmungen. Die Personen sind so lebenswahr und charakteristisch gezeichnet, daß man sie leibhaftig vor Augen zu haben meint, und daß der Leser für eine glückliche Lösung der Verkettungen zittert. Sportfreunde und Kenner des herrlichen Thüringer Landes werden auf mancherlei Anknüpfungspunkte stoßen.

Dem vornehmen Milieu entsprechend, in dem die Handlung spielt, haben wir dem Werke eine ganz moderne und feine Ausstattung gegeben. Die drei entzückenden Innenbilder und die Einbandzeichnung, von Leo Rauth-Leipzig entworfen, zeugen von dem großen Können des jugendlichen Malers, dessen Name in letzter Zeit sehr bekannt geworden ist.

„Erste Hilfe am Krankenbett“, Samariterlehrbuch und Einführung in die Krankenpflege. (Verlag Schweizer & Co., Berlin NW. 87) von Dr. med. H. Zikel.

Die Darstellung des umfangreichen Stoffes ist eine überaus übersichtliche. Es seien hier nur kurz einige der Hauptkapitel angeführt, nämlich: „Der Bau des menschlichen Körpers und die Tätigkeit der Organe, Vorsichtsmaßregeln für Samariter, Hilfeleistungen bei Blutungen, Heilung von Wunden, Samariterhilfe bei plötzlichen Erkrankungen, bei Knochenbrüchen 2c. Verfahren bei Wiederbelebung, bei Unfällen oder Naturgewalten, bei Mord- oder Selbstmordversuchen, Regeln zum Anlegen von Schutzverbänden usw.“ Am Schluß des Werkes ist ein sehr lehrreiches Verzeichnis aller wichtigeren medizischen Schlagwörter abgedruckt, und endlich erleichtert ein übersichtliches Sachregister die Verwendbarkeit des Buches im Falle der Gefahr, wo es zweifellos, wenn es zur Hand ist, großen Nutzen stiften wird. Der Preis für Dr. Zikel's illustriertes Samariterlehrbuch, das man durch alle Buchhandlungen oder durch den Verlag Schweizer & Co., Berlin NW. 87 beziehen kann, ist mit Mk. 2,50 sehr niedrig angesetzt.

Paul Koken: Nachgelassene Gedichte eines niedersächsischen Malers. Herausgegeben von seinen Kindern. Hannover, Adolf Sponholtz Verlag, G. m. b. H.

Kein welterschütternder Dichter ist Paul Koken, aber es durchweht seine Verse ein Hauch echter Poesie. Etwas von Schillerschem Idealismus bricht sich durch in unserer Zeit realistischer Formen- und Ausdrucksfreiheit. Keine wesentlichen, jegliche Schranken durchbrechenden Abweichungen vom Versmaß, keine krassen Worte verletzender Offenheit, und dennoch sind die Gedichte Zeugen von anakreontischer Lebenslust, von heiß begehrender und feurig genießender Miene. Daneben Heimatsdichtung, Heidelieder in kraftvoller Sprache — da tritt der Maler vor uns, der die Natur bis ins kleinste beobachtet hat, dessen Auge in jedem Strauch, in jedem Blatt mehr Farbenpracht sieht als der gewöhnliche Sterbliche. Und auch da, wo des Lebens bitteres Leid in seinem Gemüt die Oberhand gewinnt, trifft er den rechten Ton. Innerlich und äußerlich sind die Verse wohlgestaltet; — und noch eins merkt man: wir haben keinen Verskünstler vor uns, der Bände füllen will, wir haben einen Poeten, der nur zur Feder greift, wenn jene Stimmung über ihn kommt, die allein zu dichterischem Schaffen befähigt. Und trotz der maßvollen Ausübung der Dichtkunst keine dilettantische Unreife, keine Unreinheit in Inhalt und Form, auch da nicht, wo besondere Formengewandtheit erforderlich ist, wie in dem „Gewitter“, wo Koken nicht ohne Geschick sich im Stabreim versucht hat. Jedenfalls äußert sich in seinen Dichtungen bei edler Sprache ein gesunder Sinn für echte Lyrik, und wenn der Verstorbene auch nur eine bescheidene Anzahl von stimmungsvollen Gedankenbildern hinterlassen hat, so wollen wir ihm dankbar sein für das Wenige, das uns aus niederen Sphären erheben kann, das uns das Alltagsleben vergessen läßt, wie es dem Dichter gegangen sein mag, als er niederschrieb:

„Wohl dem, dessen Seele sich schimmernden Fluges
Über die Brandung flimmernden Truges,
Über das Häßliche, Gemeine im Leben
Mövengleich vermag zu erheben.“

Carl Kahle (Hannover).

Dr. Moritz Willkomms Bilderatlas des Pflanzenreichs nach dem Englerschen System neu herausgegeben von Professor E. Köhne. 526 Pflanzenbilder auf 124 Farbendrucktafeln, 1 Schwarzdrucktafel, 205 Seiten Text mit 100 Abbild. 5. vollst. umgearbeitete Auflage. Lex.-8°. Gebunden Mk. 14.—. Lieferungsausgabe: 25 Lieferungen à 50 Pfg. (J. F. Schreiber in Eßlingen und München.)

Der Willkommsche Pflanzenatlas mit seinen naturechten Abbildungen kommt den Wünschen aller Naturfreunde so recht entgegen und ist wie kein zweites Werk geeignet, das reizvollste aller Studien befruchtend anzuregen. Rund 100 farbige Tafeln mit gegen einem halben Tausend Pflanzenbildern bringen die bisher erschienenen Lieferungen; die uns heute vorliegenden (17—21) zeigen auf 25 Tafeln Vertreter der Storchschnabel-, Rosen-, Seifenbaum-, Heidekraut-, Drehblütler-, Schlüsselblumen-, Myrten-, Doldenpflanzenordnung u. a.; vier weitere Hefte werden das prächtige Buch vollständig machen. Wissenschaftlich gründlich und doch allgemeinverständlich im Text, naturgetreu, künstlerisch und technisch vollendet in der Illustration, das sind die Hauptmerkmale dieses klassischen Pflanzenwerkes, das seit Jahrzehnten schon jedem Naturfreund einen unerschöpflichen Quell reinsten Naturgenusses bietet, ein treffliches Hilfsmittel zum Kennenlernen unserer Pflanzenwelt.

Dantes Gastmahl. Übersetzt und erklärt mit einer Einführung von Dr. Constantin Sauter. Mit 2 Bildern von Dante Gabriel Rossetti. 8° (XII u. 386) Freiburg 1911, Herdersche Verlagshandlung. Mk. 6,—; geb. in Leinwand Mk. 7.—

Dem inhaltreichen Werke fehlte bis heute eine Übersetzung, die seinen Schönheiten keinen Abbruch tat und seinen Schwierigkeiten einigermaßen Licht verschaffte. Die vorliegende Übersetzung und Bearbeitung sucht beiden Anforderungen gerecht zu werden. Die einführenden Kapitel wollen die Entstehungsgeschichte der poetischen und prosaischen Bestandteile des Werkes darlegen. Insbesondere soll das Wesen von Dantes symbolischer und philosophischer Liebesdichtung, die in den Liedern des „Gastmahls“ zu Worte kommt, aus den geschichtlichen Bedingungen erklärt werden. Auch die Philosophie des „Gastmahls“ findet im Zusammenhange mit dem sie nährenden christlich-arabischen Aristotelismus ihre Würdigung.

Hedwig Teichmann: Aus meinem Königreiche. Novellen und Skizzen, 330 S. brosch. M. 3.50 (Kr. 4.20). Verlag von R. Zacharias, Magdeburg-N.

Die in dem vorliegenden Bande vereinigten Novellen sind keine Meisterwerke, sie erheben sich aber über den Durchschnitt der Familienblattlektüre. Die Verfasserin verfügt über die Kunst einer Stimmungsmalerei, die unwillkürlich an Storm erinnert (Es ist bestimmt in Gottes Rat), sie meistert aber auch recht eigenartige Probleme, wie sie mit Vorliebe von Paul Heyse behandelt werden (Die Geschwister). Manchmal werden nur kurze Ausschnitte aus dem Leben gegeben, Streiflichter sozusagen, aber von verblüffender Klarheit und mit liebevoller Sorgfalt erzählt. Eine kräftige Dosis Schalkhaftigkeit und Ironie würzt die Lektüre. Alles in allem, ein Band, der geeignet ist, anzuregen und der auch empfohlen werden könnte, wenn nicht so miserabeles Papier und so geschmacklose Broschur verwendet worden wäre!

Ottomar Enking: Kantor Liebe. Roman. (Bruno Cassierer, Berlin, 3. Aufl. Mk. 4.—, gebd. 5.—.)

Es ist ein Werk, das lange Dauer haben wird. Vielleicht braucht es Zeit, sich durchzusetzen — ich möchte es sogar behaupten. Der Roman ist gleichsam um das Motto herumgeschrieben: „Eine Ehe, in der der Mann schon, die Frau noch ruhig ist, ist ein Vulkan — ihr droht stets eine Katastrophe." — Ein tiefes, stilles, ruhiges Buch ist es, dabei voll Wehmut, Liebe, Humor, voller Leben und Kraft — ein reifes, edelschönes Buch!

Ehe? Zur Reform der sexuellen Moral von Hedwig Dohm, Dr. Helene Stöcker, Dr. Käte Schirmacher, Ida Boy-Ed, Dr. Anita Augspurg, Adele Schreiber, Grete Meisel-Heß ꝛc. ꝛc. 192 Seiten. Erschienen bei der Internationalen Verlagsanstalt für Kunst und Literatur G. m. b. H., Berlin W. 50. Preis brosch. Mk. 2.—, in Leinenband Mk. 3.—.

Das vorliegende Buch bringt zum ersten Male einen klaren Überblick über die Bestrebungen und Forderungen der modernen Frau auf dem Gebiete der sexuellen Moral, es hat daher ein weit über das zeitgeschichtliche hinausgehendes kulturhistorisches Interesse.

Elementartechnik des musikalischen Vortrages. Ein Handbüchlein für Musiker und Musikfreunde von Alexander Eisenmann. (Auer's Taschenbuch für die Musikwelt II.) In Leinwand geb. Mk. 1.20. Albert Auer's Musik- und Buchverlag, Stuttgart.

Vorliegendes 2. Bändchen von Auer's Musiktaschenbuch eignet sich zum Gebrauch hauptsächlich für den angehenden Musiker, sodann aber auch für den Lehrer, sowie für jeden Musikfreund überhaupt. Der Verfasser behandelt in anregender Weise die technische Seite des Vortrags, d. h. die verschiedenen Darstellungsmittel (Rhythmus, Dynamik, Phrasieren, Artikulationen, Tempo ꝛc.), deren Beherrschung zu einem verständnisvollen Vortrag in der Musik unumgänglich notwendig ist. Sein Vorzug besteht darin, daß es den Schüler nicht mit trockenen Regeln abspeist, sondern daß es ihn vor allem auch zum Nachdenken anreizt. Dem Lehrer gibt es Fingerzeige für die Einführung des Schülers in das wichtige Gebiet des Vortrages.

L. von Enderes: Am Ende der Welt. Roman. (Verlag J. P. Bachem, Köln. Mk. 4.—, geb. 5.—.)

Dieser Roman spielt auf einem abseits vom Wege liegenden Bauerngut, am Ende der Welt. Es ist eine mit klarem Blick aus der Wirklichkeit geschöpfte Studie, eine fein herausgearbeitete Zeichnung eines bestimmten Personenkreises, ein Meisterwerk der Erzählungskunst, das unterhält, belehrt, zum Nachdenken und zur Einkehr in uns selbst anregt. Mit fester, sicherer Hand sind die vorgeführten Personen gezeichnet, aus deren mannigfacher Reihe die tapfere tüchtige Heldin lebenswahr hervortritt. So weiß die Verfasserin den Leser von Anfang bis zu Ende in ihrem Bann zu halten.

Louise Schulze-Brück: Das Moselhaus. Roman. (Verlag J. P. Bachem, Köln. Mk. 4.—, geb. 5.—.)

Eine reizvolle Idylle aus dem schönen Mosellande. Frau Eva, eine junge Witwe, kommt mit ihrem aus schwerer Krankheit genesenen Bruder an die Mosel. Der Zauber der Landschaft und die einfache Lebensweise der unverdorbenen, auf natürliche Daseinsbedingungen gestellten Bevölkerung machen auf die beiden einen großen Eindruck. Sie werden dadurch völlig in ihren Anschauungen umgestaltet. Dazu kommt nun als treibendes Prinzip die Liebe. Bei allen, die die Mosel als Bewohner oder Besucher lieben, wird dieser Roman helle Freude wecken. Das tut seine Frische und seine begeisterte Liebe zum Mosellande. Die Bilder der Mosellandschaft, die Schilderung des Lebens und Treibens daselbst, der Gegensätze zwischen reichshauptstädtischer Blasiertheit und rheinischem Land, Natur und Unnatur sind vorzüglich. Die Charaktere sind mit glücklicher Hand ergriffen und festgehalten.

Kulissen. Satirischer Schwank in 3 Akten von Rudolf Hirschberg-Jura. Vertriebsstelle des Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller in Berlin.

Wer eigens dazu auf die Welt kam, um beruflich die diversen Erzeugnisse der deutschen Dramenliteratur zu prüfen und zu beurteilen, der weiß genau, weshalb unsere Bühnenleiter den französischen Schwank dem deutschen so auffällig vorziehen. Auf alle Klagen kommt immer dieselbe Antwort: „Bringen Sie mir erst einen guten, deutschen Schwank!" — Hier ist er, verehrtester Herr Direktor! Er heißt „Kulissen", führt also einen echten Theaternamen, er spielt

in allen drei Akten hinter der Bühne eines Provinztheaters und hat zum Verfasser den bewährten Schriftsteller R. Hirschberg-Jura, dessen Name vielen aus seinen erfolgreichen Romanen und nicht weniger aus den Annalen des seligen Wolzogenschen „Überbrettls", sowie aus den Mitarbeiterlisten der ersten „Jugend"- und „Simplizissimus"-Jahrgänge in guter Erinnerung sein wird. Hirschberg-Jura hat vom französischen Schwank viel gelernt — „es prickelt!" Was seine „Kulissen" aber den meisten französischen Erzeugnissen weit überlegen macht, das ist eine straffe, brillant aufgebaute Handlung! Der Inhalt ist kurz gesagt: Lüderitz, glücklicher Theaterdirektor einer Provinzbühne, hat pseudonym einen Schwank geschrieben — „Kulissen" heißt er — der sich infolge seines Humors und einer gehörigen Dosis Pikanterie schnell zum „Schlager" der Saison auswächst. Lüderitzens Vetter ist zufällig Vorstand eines Sittlichkeitsvereins und sucht — natürlich aus „moralischen" Gründen — das Stück zu Fall zu bringen. Der Regierungsrat, der militärische Kommandeur — alles wird mobil gemacht. Schon scheint das Schicksal des Schwanks besiegelt, da ersinnt Lüderitz und sein weiblicher „Star", Ilse Iffenbach, einen tollen Plan. Lüderitz fingiert Selbstmord und verschwindet, unter Opferung einiger abgelegter Kleidungsstücke, die vergnügt schwimmend im Flusse gefunden werden. Sein Vetter ist zum „Erben" berufen und muß die Leitung des Theaters übernehmen. Da sitzt der Konflikt! Was soll mehr wiegen: die gute Moral oder der lockende Kassenerfolg? Der Ausgang dieses „Seelenkampfes" kann natürlich nicht lange zweifelhaft bleiben. Die famose Iffenbach „deixelt" alles — der fromme Vetter „tritt sein von Gott geschicktes Erbe an" — und das sündhafte Stück triumphiert trotz eines Theaterskandals seiner Muckerfreunde, die bei der Gelegenheit angemessen verprügelt werden. Lüderitz erscheint im rechten Augenblick wieder auf der Bildfläche, nachdem er schon vorher immer zur unrechten Zeit in Verkleidung aufgetaucht ist und gelinde Aufregung verursacht hat, — es gibt verschiedene Paare, der Vetter wird aus Theater und Sittlichkeitsverein herausgeworfen und muß zur Strafe heiraten — kurz, es geht alles nach Wunsch und das Auditorium schwimmt in Lachtränen! — Der Schwank ist toll von Anfang bis zu Ende, sprudelnd von Witz und unerschöpflich in immer neuer Überbietung komischer Scenen. Glänzend ist die Charakterisierung der einzelnen Schauspielertypen, die eine eigene Beobachtung des im Bühnenleben erfahrenen Autors nicht verkennen läßt. Lüderitz, der gefoppte Vetter und besonders die Seele des Ganzen, die prächtige Ilse Iffenbach mit ihrem goldigen Wesen, das so treu und doch wieder so schalkhaft und pikant sein kann — alle diese sind wahre „Bombenrollen", wie sie sich der Darsteller nicht wirksamer wünschen kann. Die scenischen Anforderungen kann jede Bühne bewältigen. — Meine verehrtesten Herren Direktoren: Hier haben Sie den gewünschten deutschen „Schlager!" Also greifen Sie zu!

Reinhold Eichacker.

Arthur Böhtlingk: Franz von Sickingen, ein historisches Trauerspiel.

Würden unsere Theaterverhältnisse bessere sein, würden nicht die seichten Operetten und ebenso leichtfertige wie inhaltslose französische und Berliner Schwänke das Repertoir zum größten Teil beherrschen, würden in erster Linie die Direktoren selbst die Bühnenwerke prüfen und nicht im Schlepptaue der großen Verleger (und Geldgeber!) segeln, dann würde dieses Werk des Karlsruher Forschers und Dichters längst über unsere Bühnen gegangen sein. Es ist nicht unaufgeführt geblieben. Aber die Interesselosigkeit der Direktoren hat dafür gesorgt, daß es wie so viele gute Werke in weitesten Kreisen unbekannt geblieben ist. Böhtlingk hat jene Epoche in Sickingens Leben herausgegriffen, da dieser Ritter an die Verwirklichung seiner stolzesten Ideen ging, da er gegen Trier zog, da er seine hochfliegenden Pläne und selbstherrlichen Gelüste zu befriedigen dachte und gleichzeitig der Reformation eine Gasse bahnen wollte. So erleben wir denn in diesem Drama das welthistorische Schauspiel von Sickingens letztem Aufstieg und Fall. Man sollte wähnen, schon der Stoff müßte unsere Bühnenleiter veranlaßt haben, das Werk näher zu prüfen. Die Art, wie Böhtlingk die Handlung durch einen Degenstoß Huttens schnell in Fluß bringt, verrät einen sicheren Blick für das Bühnenwirksame. Kein Geringerer als Hebbel bediente sich dieses Mittels gern. Hutten und Sickingen, die Helden des Dramas, sind scharf gezeichnet. Doch soll nicht verschwiegen werden, daß einzelne Scenen den Stift des Regisseurs sehr wohl vertragen würden; daß ferner die Liebesgeschichte zum Schluß hin sehr sentimental für unser heutiges Empfinden wird. Allein diese Schwächen treten weit zurück hinter dem Gesamtwerte des Werkes. Dramatisch außerordentlich wirksam wird der zweite Akt, der die Gefangennahme des Sohnes Sickingens (eine prächtige Gestalt hat da der Dichter geschaffen!) bringt, ebenso die Scenen im Felde und schließlich auf der Burg Landstuhl. Da wird die große Zeit lebendig, Männer der Reformation treten vor uns, wir erkennen die religiöse und politische Zerrissenheit des deutschen Landes, empfinden die Gewitterschwüle jener Tage und den Anbruch der neuen Zeit. (A. J.)

Die Geschichte einer Sünde. Roman von Stefan Zeromski. (Rütten & Loening, Frankfurt am Main. Mk. 6.—, gebunden Mk. 7.50.)

Von den vielen Geschichten „gefallener" und „verlorener" Frauen dürfte dieser vor allen der Rang eines hohen Kunst- und Menschheitswerkes zukommen; sie dürfte von ihnen allen die kühnste, die tragischste und die dichterisch wahrste sein. Wir sehen das Kämpfen und Ringen einer reinen Frau um ihren Glauben; sehen, wie sie, als die Liebe in ihr Leben tritt, vom Pfad des frommen Lebens auf den steinigen Weg der Sünde gerissen wird und sich nun tiefer und immer tiefer in den Netzen der Sünde verstrickt, bis

es kein Zurück zur Freiheit und zur Sonne mehr gibt. Von Ort zu Ort führt die Hand des Schicksals die Heldin: von Warschau nach Rom, Paris, Nizza, Monte Carlo; und je weiter der Weg geht, um so tiefer führt er hinein in das Land der Sünde. Nichts bleibt ihr erspart; in den tiefsten Schmutz muß sie hinabsteigen, das entsetzlichste Elend legt sich erdrückend über sie und tötet alles, was noch an gutem und edlem in ihr gewesen war, und läßt sie endlich selbst zugrunde gehen. In der Reinheit und Unerbittlichkeit der Linien aber, mit denen dies alles gezeigt wird, liegt ein großes wortloses Erbarmen. Ein Beobachter spricht, ein Künstler und ein Mensch. Er sieht das Leid in aller Leidenschaft, und in allem Leid einen Weg zur Offenbarung des innersten Menschentums. Er idealisiert seine Gestalten nicht, aber er läßt sie sich steigern dadurch, daß sie ihr innerstes Menschentum hergeben: ihre Wahrheit.

Die Verbannten. Roman von Alex. Mistrow. (Rütten & Loening, Frankfurt a. M. Mk. 5.—, gebunden Mk. 6.50.)

Die Vorgänge dieses Romans spielen sich in einem russischen Verbannungsort ab. Das Leben der Verschickten wird in meisterhafter Deutlichkeit geschildert: ihre Melancholien und Illusionen, ihre Konspirationen und ihre Zwistigkeiten, ihre große Begeisterung und ihr kleiner Formelkram. Aber all dies ist nur Hintergrund für die merkwürdigen Geschicke von vier Menschen, die in dieser von der Welt abgeschnittenen, von eigenen wunderlichen Gesetzen bestimmten Gesellschaft nebeneinander leben und doch aneinander vorbeileben. Nicht, daß sie Verbannte eines Staates sind, ist das Wesentliche an ihnen: sie sind Verbannte des Lebens, verbannt aus dem Schicksal, das ihre Natur fordert. Übers Kreuz hat das Leben diese zwei Männer und Frauen einander zugeworfen und hält sie denen fern, zu denen sie gehören. Und das ist nicht nur eine Liebessache und geht nicht allein die Beziehungen dieser Menschen zueinander an, sondern es greift in das letzte Geheimnis ihres Seins und Werdens ein. Aus ihrem Schicksal verbannt, ins Irre und Krumme getrieben, verlieren sie auch das, was zu werden sie im Innersten bestimmt waren, sie vertun und verzetteln, sie verbiegen und verzerren sich. Erzählt ist diese Seelengeschichte mit der schlichten, erhabenen Redlichkeit des Wissenden. Ein Erstlingswerk, trägt sie das unverkennbare Zeichen der Meisterschaft.

Lebensbilder aus der Tierwelt. Herausgeber: H. Meerwarth. Reich illustriert mit urkundtreuen photographischen Abbildungen. (Natur-Urkunden.) R. Voigtländers Verlag in Leipzig. Lieferung 25—27 der 2. Reihe (Vögel) und Lieferung 9—11 der 1. Reihe (Säugetiere).

Studium der Natur, Liebe zur Tierwelt bilden für unzählige Menschen den Quell der größten und edelsten Lebensfreuden. Ihnen sollen diese „Bilder aus dem Tierleben" auf streng wissenschaftlicher Grundlage, aber in gemeinverständlicher und ansprechender Form vom Leben und Treiben der Tiere erzählen, und zwar im Anschluß an urkundtreue, durch Photographie gewonnene Abbildungen, welche dieses Werk von allen anderen bisher erschienenen Naturgeschichten unterscheiden. Fast sämtliche Abbildungen nämlich sind photographische Originalaufnahmen lebender Tiere, wenn möglich in voller Freiheit, immer in ihrer natürlichen Lebensweise. Diese Natur-Urkunden geben jedermann zum erstenmal umfassende Gelegenheit, die intimsten Vorgänge des Tierlebens gleichsam als unmittelbarer Zuschauer selbst zu beobachten. Denn keine noch so vorzügliche Leistung eines Zeichners kommt an Anschaulichkeit der das tätige Leben im Bilde festbannenden Momentphotographie gleich. Das großartige Werk ist daher mit Bildern illustriert, wie sie kein Buch des Inlandes wie des Auslandes hat aufweisen können. Der Text ist biologisch gehalten. Daß dabei die erzählende und oft heitere Form der Darstellung gewählt worden ist, bedarf kaum der Rechtfertigung. Nur um die Stellung des Tieres im wissenschaftlichen System deutlich zu machen, werden am Schluß jeder Reihe zusammenfassende Übersichten gegeben. Wissenschaftliche (lateinische) Namen erscheinen in einem besonderen Register.

Eduard Fuchs: Die galante Zeit. (Zweiter Band der Illustrierten Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart). Mit 429 Textillustrationen und 65 meist doppelseitigen farbigen und schwarzen Beilagen, bestehend aus den schönsten und seltensten bildlichen Dokumenten zur Sittengeschichte des Barock- und Rokokozeitalters. Komplett in 20 Lieferungen à 1 Mk., in Leinen gebunden 25 Mk. Verlag von Albert Langen in München.

Von diesem Werk liegen uns die Lieferungen 17—20 vor, mit welchem denn nun auch der zweite Band des großen Werkes zur Vollständigkeit gelangt ist, mit dem Gefühl großer Befriedigung stellt man dies fest. Über diese letzten vier Hefte selbst ist sonst nicht viel mehr zu sagen. Sie geben aber Veranlassung, den ganzen Band nochmals von Anfang an durchzublättern, wobei man immer von neuem staunen muß über die stoffbeherrschende Sicherheit, mit der Eduard Fuchs seine schwierige Aufgabe so meisterlich löste, ganz Herr auf einem Gebiet, dessen gerechte Behandlung detaillierteste Sachkenntnis, klares, konsequentes Denken und ein für die Schwächen der Menschen mitempfindendes, verstehendes Herz voraussetzt. All diese Ingredienzien besitzt Eduard Fuchs in hervorragendem Maße, so daß gerade er zu einer umfassenden Darstellung der Sittlichkeit im öffentlichen und privaten Leben in den unserer Zeit vorausgegangenen Epochen der Berufenste scheint. Sein schönes, glänzend illustriertes Werk verpflichtet

zu großem Dank, den Eduard Fuchs niemand versagen wird, der eine solche Leistung zu würdigen vermag.

„Weihestunden." Ausgewählte Gedichte von Franz von Zlatnik. Verlag Pet. Weber Baden-Baden.

Es gewährt immer Freude in unserer nüchternen, poesielosen Zeit einem echten Dichter von Gottes Gnaden zu begegnen. Als solcher erweist sich der österreichische Lyriker Franz Josef Zlatnik, dessen ausgewählte Gedichte „Weihestunden" ein ganz besonderes poetisches Talent verraten. Manche derselben können geradezu als Perlen deutscher Lyrik gelten. Eine außergewöhnliche Gefühlsinnigkeit offenbart sich in ihnen, Form und Sprache sind stets tadellos, so daß sie Freunden wahrer Dichtkunst nur auf das wärmste empfohlen werden können.

Rud. Jul. Lehner.

„Waldesgründe und sonnige Höhen" von Adalbert Stifter. Ausgewählt und eingeleitet von Beda Prilipp. Verlag der I. Schnellschen Buchhandlung, Warendorf i. Westf.

Vorliegendes Buch zählt zu den „Büchern der Freude", durch deren Publikation sich der Verlag ein rühmenswertes Verdienst erworben hat. Beda Prilipp bietet eine sehr feinsinnig getroffene Auswahl aus den Werken des unnachahmlichen Naturschilderers und hat dieselben vortrefflich bevorwortet. In den drei Abschnitten des hübsch ausgestatteten Buches: „Der Ring der Jahreszeiten", „Brigitta" und „Der Dichter und seine Welt" bieten sich uns tiefe Einblicke in die Gefühlswelt dieses vielleicht noch immer nicht vollends nach Gebühr gewürdigten österreichischen Dichters. Ich bin überzeugt, daß diese Auswahl sehr viel dazu beitragen wird, den Leserkreis Stifters zu erweitern und schon aus diesem Grunde ist dem Verlage redlicher Dank für seine schätzenswerten Bestrebungen zu zollen.

Rud. Jul. Lehner.

„Jessa Straffens Liebe." Roman von Orla Holm. Verlag von Carl Reißner Dresden 1910.

Orlo Holm, die sich bereits durch Reiseschilderungen vorteilhaft bekannt gemacht hat, rückt sich mit dem vorliegenden Buche in die vorderste Reihe zeitgenössischer Erzähler. „Jessa Straffens Liebe" zeichnet in eindringlich und packend entworfenen Szenen die Geschichte einer Ehe, die uns bis zum Schlusse in Atem zu halten vermag. Der Farbengebung der meisterhaft durchgeführten Charaktere stehen überaus gelungene Milieuschilderungen zur Seite. Holm versteht es oft und viel geschilderte Dinge in durchaus neuer Beleuchtung darzubieten und den Leser zum Mitgehen zu zwingen. Nur möge die Dichterin bedenken, daß uns nach allem Scheuel und Greuel, nach all dem tiefdunklen Grau der letzten Literaturjahre mehr hellgoldne Sonne nottut, als sie in diesem Werke unserem Herzen schenkte. Wir möchten wünschen, daß sich in ihr echtes Können in einem warmen, tieffreudigen Buche widerspiegeln möge. Nichtsdestoweniger sei auch vorliegendes Werk allen Freunden gehaltvoller Lektüre wärmstens empfohlen.

Rud. Jul. Lehner.

„Schneeballen" von **Heinrich Hans Jakob.** Erste und zweite Reihe. Illustriert von Curt Liebich. Verlag Adolf Bonz u. Co., Stuttgart. 1911.

Der unlängst in diesen Blättern gewürdigten Novellensammlung „Bauernblut" läßt nun der ungemein rührige Verlag die Neuherausgabe der „Schneeballen" folgen, die, wie wir getrost behaupten können, schon lange Gemeingut des deutschen Lesepublikums geworden sind. Diese siebente, von dem bekannten Illustrator Curt Liebich mit vorzüglichen Bildern geschmückte Auflage wird gewiß dem beliebten Dichter wieder eine Fülle neuer Verehrer zuführen. Es tut wohl und erquickt herzlich nach so vielem saft- und kraftlosen Ästhetentum der letzten Jahre solche gehaltvolle, kerngesunde Bücher in die Hand zu bekommen. Sie bilden eine kräftige, wohlmundende Hausmannskost, die für den Geist weit bekömmlicher ist, als die vielen geilen Delikatessen, mit denen wir nachgerade überfüttert werden. Nicht nur zu den besten Erzählungen der beiden Bände, sondern zu den besten Darbietungen der deutschen Dorfgeschichte überhaupt zählt zweifellos „Der Vogt auf Mühlstein", deren tiefergreifende Gestaltung und Farbengebung nicht hoch genug zu veranschlagen ist. Hans Jakob verdient in seinem Genre ehrenvoll neben Anzengruber genannt zu werden. Mögen seine Werke diejenige Beachtung und Verbreitung finden, die ihnen gebühren, möchten sie insbesondere vom Volke gelesen werden, aus dessem Schoße sie unversälscht und wurzelecht hervorgegangen sind.

Rud. Jul. Lehner.

„Die Wildnis" Roman von **Albert Johannsen.** Verlag von Carl Reisner, Dresden. 1910.

Es ist ein Vergnügen dieses durchaus aparte Buch zu lesen. Die Schicksale der darin geschilderten Menschen, ihr Wesen und ihre Art heben sich scharf vom Durchschnitt ab, das Gleiche gilt auch von den Naturschilderungen, die mit ganz erstaunlicher Kraft und Innigkeit durchgeführt erscheinen. Eine Heidelandschaft — die Wildnis — bildet den Schauplatz des Geschehens dieser einzigartigen Geschichte, in deren Mittelpunkt der junge Christian Timm steht, ein Torfbauernbub, der sich zu einem bedeutenden Dichter entwickelt. Eine Fülle durchwegs interessanter Persönlichkeiten durchkreuzen den Weg seiner Mannwerdung, die unsere vollste Anteilnahme wachrufen. Da sind vor allem die seltsamen Bewohner des Taterdorfes, die noch einer halbheidnischen Überlieferung anhängen, der sozialdemokratitche Agitator Münster und dessen Nichte Thora, die Schauspielerin, die Mitglieder der Berliner Künstlervereinigung „Zur gemütlichen Wanze" und viele andere. — Sprache und Schreibweise verraten einen echten Dichter, dem nur noch eine größere

Straffheit der Komposition zu wünschen wäre. Auf seine weiteren Darbietungen darf man mit Recht gespannt sein!

Rud. Jul. Lehner.

Im Aether. Das Testament eines Einsamen. Roman von **Emil Sandt.** Vita, Deutsches Verlagshaus. Berlin-Charlottenburg.

Emil Sandt, der Verfasser des Aufsehen erregenden Werkes „Cavete" hat mit dem vorliegenden Buche einen Aviatikerroman geschaffen, der seinem Namen in den weitesten Kreisen Ansehen und Geltung erringen wird. „Im Aether" ist ein wahrhaft grandioses großzügiges Werk, welches die Aufzeichnungen eines Luftschiffers enthält, der mit seinem Flugapparat von Hamburg nach Amerika fliegt. Die wichtigsten und interessantesten Probleme, die die Menschheit bewegen, werden hier in verblüffender neuer Beleuchtung gezeigt; es ist eine ungeheure Spannung, die uns von der ersten bis zur letzten Seite dieses Buches zaubermächtig gefesselt hält. Es ist nicht bald ein Werk geschrieben worden, das in der Form eines Romanes so bedeutsame Ausblicke in die Zukunft erschlossen hätte. Auf die ferneren Darbietungen Emil Sandts, ein Name, den man sich wird merken müssen, darf man mit Recht die hochgespanntesten Erwartungen knüpfen.

Rud. Jul. Lehner.

„Stirb und Werde." Roman von Franz Adam Beyerlein. Vita. Deutsches Verlagshaus Berlin-Charlottenburg.

In vorliegendem Buche lernen wir den berühmten Verfasser von „Jena oder Sedan" und des „Zapfenstreiches" von einer ganz neuen Seite kennen. Goethes:

„Und so lang du dies nicht hast,
Dieses: Stirb und Werde!
„Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde"

bildet den Ausgangspunkt dieses wunderbaren Romans, der wohl geeignet erscheint, ein neues Ruhmesblatt in die bisherigen Erfolge des beliebten Romanciers einzufügen. Beyerleins Erzählerkunst weist gegenüber seinen früheren Werken eine wesentliche Vertiefung auf, der wirkungsvoll geschickten Mache tritt hier ein Streben nach Plastik, nach voller, künstlerischer Gestaltung entgegen. Der Roman erzählt die Tragödie des Alterns des berühmten Leipziger Internisten Professor Terbrüggen, der sich nach vielfachen Seelenkämpfen endlich zu abgeklärter Lebensharmonie durchzuringen vermag, der endlich dieses „Stirb und Werde" zu erfassen und zu erfüllen beginnt. Eine sehr aparte Liebesgeschichte und nicht zuletzt die hochinteranten Dialoge über Malerei und Musik erhöhen den Reiz des bedeutsamen Buches. Alle Gestalten sind mit bewunderungswürdiger Schärfe und Sicherheit gezeichnet, nirgends ist ein Nachlassen der Spannung zu bemerken. Feinste, tiefsprühende Psychologie erfüllt dieses Werk, das gewiß ein hochwillkommenes Weihnachtsgeschenk für das Lesepublikum bedeutet. Franz Adam Beyerlein ist ein Dichter, der uns wohl noch manchen hervorragenden Roman bescheren dürfte.

Rud. Jul. Lehner.

Tiefe Stunde. Die letzten Lieder und Balladen von Josef Schicht. Zusammengestellt von seiner Frau. Umschlag von L. Widliczka. Verlag von L. Staackmann, Leipzig 1910.

Das Leben hat es Josef Schicht, meinem einzigen, unvergeßlichen Freunde, nicht leicht gemacht. Nach vielen Mühseligkeiten und Bitternissen schien endlich sein Stern in hellem, sieghaftem Lichte aufleuchten zu wollen, als er an der Schwelle des Landes der Verheißung, kaum dreißig Jahre alt, vom Pfeile eines türkischen Dämons getroffen, verbluten mußte. Die letzten Gedichte dieses uns aus der Kunst leider allzufrüh Entrissenen liegen nun von seiner Frau herausgegeben vor. Haben schon die Lieder und Balladen des Buches „Cello am Abend" Zeugnis für prächtiges Gelingen und starkes Können abgelegt, so muß gesagt werden, daß das neue Buch die gehegten Hoffnungen nicht nur erfüllt, sondern übertroffen hat. Jedes einzelne Gedicht der Abteilungen: „Die große Stille", Weg zur Hölle", „Das Lied", „Die letzten Balladen", „Der einsame Wanderer" und „Es will Nacht werden" verdient ein Meisterstück genannt zu werden. Das schöne Buch kann Freunden ernster, gefühlsechter Lyrik nicht warm genug empfohlen werden.

Rud. Jul. Lehner.

Das Monopol. Sozialer Roman aus dem russischen Volksleben von **Karl Kuhls.** Titelzeichnung von W. Strozda. Vita. Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg.

Da wir gegenwärtig mit Büchern aus und über Rußland, unter denen sich viel Minderwertiges befindet, geradezu überschüttet werden, ging ich, offen gesagt, mit ziemlich gemischten Gefühlen an die Lektüre dieses dickleibigen Romans. Doch gar bald wurde ich anderen Sinnes. „Das Monopol", mit wahrhaft Zolascher Sprachkraft geschrieben, ist ein ganz bedeutendes Werk, welches in überwältigenden, grandiosen Schilderungen die Verheerungen und Schrecknisse aufzeigt, die der Dämon Alkohol im russischen Reiche verursacht. Vor allem führt der Verfasser einen unerschrockenen Kampf gegen das Branntweinmonopol, das den Staat bereichert, aber das Verderben seiner Untertanen besiegelt. Nicht bald ist ein so offenes, tiefernstes, von flammender Wahrheitsliebe erfülltes Buch geschrieben worden!

Niemand, der Zola und Tolstoi verehrt, möge an diesem bedeutsamen Werke achtlos vorübergehen!

Rud. Jul. Lehner.

Druck: Heider Anzeiger G. m. b. H.

DAS MAGAZIN

Monatsschrift für Literatur und Kultur :: :: Kunst und Theater

Herausgeber: **Adolf Dreßler jun.** ■ Schriftleitung: **Bruno Volger.**

Juli 1911

Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern.
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten.

A. Deventer von Kunow:

Memento.

Durch die Trauerweiden streicht
Geisterhaft der Wind.
Wolken schweben trüb'
An dem Himmelsrund.
Bleiche Schatten zieh'n
Unter Zweigen stumm —
Tränenschwerer Tau
Tropft in dunkle Nacht.
Aus dem Walde steigt der Mond
— glühend — rot —
Und durch Nebel schreitet kalt
— der — Tod.

Maria.

Novelle von M. Orth.

(Fortsetzung.)

Während Fritz Haller einem fernen, lockenden Ziele zustrebte, lebten die beiden Frauen in der Heimat in stiller Zurückgezogenheit. Innig war ihr Zusammenleben. Maria besaß in ihrer Mutter die Freundin ihrer Jugend, die mit feinem Verständnis den geheimsten Regungen ihres Geistes, wie ihrer Seele folgte, und selbst mit jugendlichem Sinn darauf einzugehen verstand.

Und die Mutter fand in ihrem aufblühenden Kinde ihre schwindende Jugend wieder; das Glück der Gegenwart; eine reiche Hoffnung für ihr Alter. — Ihr Haus gestalteten sie sich von innen und außen schön und harmonisch. Es gewährte ihnen Alles, Arbeit und Erholung.

Bärbel und Peter waren die getreuen Hausgeister, die schon als der Major noch lebte, in ihrem Dienste waren.

Mit ihrer Hülfe wurde das kleine Anwesen so schmuck gehalten, daß Vorübergehende gern davor stehen blieben, und einen Blick in den Garten, und nach der blumengeschmückten Veranda warfen.

Von der Wohlhabenheit Frau von Wehlens und dem Liebreiz ihrer Tochter angezogen, fanden sich bald Bewerber um Maria's Hand. Sie fanden aber kein Gehör. War sie nicht Fritz Hallers Braut? — Welche Seligkeit lag für sie in diesen wenigen, aber so inhaltsreichen Worten! —

Seine Briefe, die den Stempel seines lebhaften Naturells trugen, die anschauliche Schilderung von Begebenheiten, und dem Auf und Ab seines Werdeganges, fesselten sie derart, daß der Kernpunkt ihres Denkens und ihrer Gespräche immer der ferne Liebling war, und stets in der Hoffnung seiner glücklichen Rückkehr gipfelte.

So vergingen für Mutter und Tochter fünf ungetrübte friedliche Jahre. Da nahte tückisch, auf leisen Sohlen das Schicksal mit seiner vernichtenden Wucht.

Frau von Wehlen ward plötzlich, ohne vorangegangene Anzeichen, vom Tode ereilt. Wie betäubt stand Maria dem Unfaßlichen, dem Furchtbaren gegenüber. Sie war der Mutter, der einzigen Freundin, dem Halt ihrer Jugend beraubt.

Was sollte sie allein, ohne diese geliebte Mutter, beginnen?

Ratlos starrte sie dieser Frage ins kalte, mitleidslose Angesicht. Ihr schien es, als würde sie nie wieder lächeln, nie wieder die Seele erheben können von dem Schlag dieses grausamen Verlustes.

Starr und tränenlos ging sie wie suchend im Hause und Garten umher, jeden Trost von sich abwehrend. Ihr Schmerz um die Geliebte schien ihr der einzig würdige Gefährte, dem sie sich ganz hingab. In ihren sonst so sanften Augen konnte es feindlich aufglimmen, wenn ein Fremder versuchte, sich ihr mit Trost und Zuspruch zu nähern.

Manche kamen in guter Absicht, manche mit täppischer Teilnahme, oder plumper Neugier.

Oh, wie weh sie ihrem wunden Herzen taten!

Erst nach Tagen, als sie mit Bärbel wieder nach dem Friedhof ging, um die Ruhestätte der geliebten Mutter mit den Blumen ihres Gartens zu schmücken, fand sie die ersten, erlösenden Tränen an der Brust ihrer Dienerin, die nicht viel Worte machen konnte, sondern nur sanft streichelnd über den blonden Scheitel der Verwaisten fuhr, und sagte: „Mei' arm's arm's Herzle!“

Auch an Fritz Haller war die Trauerbotschaft abgeschickt worden, und nach Monaten erst erhielt Maria seine Antwort.

Es lag soviel aufrichtige Trauer um die Verblichene, soviel treue Sorge um die Vereinsamte darin, daß diese dadurch den ersten Lichtstrahl in ihre verdüsterte Seele dringen fühlte.

Das Bewußtsein, nicht verlassen zu sein, daß ein treues, liebendes Band sie an den fernen Freund knüpfte, weckte neuen Lebensmut in ihr. Es kam etwas wie ein neues, geistiges Rückgrat in sie, ein Gefühl der Kraft, des Geborgenseins.

Und die längst verhallten Worte: „Bleibe mir treu, Maria!“ klangen wie liebliche Musik aus der Tiefe ihres Erinnerns. Auf diese Worte baute sie ihre Zukunft. Seine Briefe waren der Quell, aus dem sie Trost und Mut schöpfte.

Beweglich und anschaulich schilderte Haller der Jugendgefährtin das Auf und Ab seines mühevollen Werdeganges. In diesen Schilderungen lag sein ganzes Wesen, das fest und zielbewußt seinen Weg verfolgte.

Wie zitterte, wie jauchzte das Herz des einsamen Mädchens, wenn sie diese Briefe las. Der Gedanke, die Lebensgefährtin eines solchen Mannes zu werden, erfüllte sie mit Stolz.

Zuerst empfand sie nur die Freude, daß er sie an seinem ernsten Streben teilnehmen ließ, und übersah

den brüderlichen Ton, der nach und nach in seinen Briefen vorherrschend wurde.

Von Sehnsucht und Liebe war keine Rede mehr, wohl aber von seinen Erfolgen, von seinen Reisen und den Menschen die er auf ihnen kennen lernte. Erst später, als Hallers Nachrichten flüchtiger und seltener wurden, wußte sie, daß seine Liebe zu ihr verblaßt, die alte Heimat vergessen war, unter gewaltigeren Eindrücken, im harten Kampf ums Dasein.

In dieser Zeit gruben sich tiefe Furchen in Maria's weiße Stirn, und ihre müden Augen sprachen von kummervoll durchwachten Nächten.

Aeußerlich gefaßt und ruhig ging sie ihren gewohnten Weg: nur die alte Bärbel schüttelte bekümmert den Kopf, wenn sie das blasse, vergrämte Gesicht, den freudlosen Blick ihres Fräuleins beobachtete, dann konnte sie sich nicht enthalten, nach alter Gewohnheit, mit der hartgearbeiteten Hand über ihr blondes Haar zu streicheln und ihr verständnisvoll in die traurigen Augen zu blicken. Die alte Dienerin war längst Maria's beste Freundin geworden.

Da sollte ein Lichtstrahl in die Schatten fallen, die Maria's Leben verdunkelten.

Ein kleines Mädchen, Benina Reginald, das verwaiste Kind entfernter Verwandter, sollte auf Vorschlag und Anfrage des Vormundes, Maria als Pflegling übergeben werden.

Diese erkannte die Wohltat die ihr damit zuteil würde, und nahm die Kleine mit neuerwachendem Frohgefühl bei sich auf.

Mit dem Besitz der kleinen Nina ward sie eine andere. Ungeahnte Gefühle, mütterliche Instinkte regten sich in ihr, die sie wie ein Wunder anstaunte. Ihr Herz wallte auf in warmer Zuneigung zu dem Kinde. Nun hatte sie was ihr bisher fehlte. Sie hatte ein Wesen für das sie sorgen, das sie pflegen durfte, dem sie alles zu sein hoffte — und vielleicht — dereinst, den Trost und die Freude ihres Alters in ihr zu finden. —

Nina war ein allerliebstes Kind, lebhaft und zutraulich, und es dauerte nicht lange, so hing sie zärtlich, nach Kinderart, an ihrer Beschützerin. Sie fand bald heraus, daß Tantchen nicht immer fröhlich und spielbereit war, sondern oft in trüben Gedanken verloren, vor sich hinblickte, dann schlich sie sachte zu ihr heran, schob ihr Händchen in Maria's und flüsterte mit ihrem weichen Stimmchen: „Was fehlt dir, Tantchen? Du siehst so traurig aus!" Diese schlang hierauf ihre Arme um die Kleine und drückte sie leidenschaftlich an sich. Das Kinderköpfchen an ihre Wange geschmiegt, ging Leben und Wärme in sie über, die ihr wohl taten, ach, so wohl. — Ja, das hatte sie am meisten, am schmerzlichsten entbehrt; das Gefühl, sich ohne Rückhalt hingeben zu können an ein Wesen, das mit Leib und Seele ihr zu eigen war.

Maria nahm es mit ihren übernommenen Mutterpflichten sehr ernst. Nicht allein, daß sie ihrem Schützling ein Herz voll Liebe schenkte, sie war auch darauf bedacht, ihr eine sorgfältige Erziehung zu geben. Wo ihre eigenen Kenntnisse nicht ausreichten, da zog sie andere Lehrkräfte hinzu, und bald hatte sie die große Freude, das begabte Kind sich an Geist und Körper prächtig entwickeln zu sehen.

Wenn Nina mit flinken Füßen und wehenden Locken im Haus und Garten tollte, und ihr helles Stimmchen in den sonst so stillen Räumen erschallte, dann ging ein Leuchten über Maria's Gesicht und ein befreiender Seufzer hob ihre Brust: Gott sei Dank, sie war nicht mehr einsam und verlassen, sie durfte leben und wirken, für ein Wesen, das ihrer bedurfte, und das mit der ganzen Schwärmerei der Jugend an ihr hing.

Des Abends, wenn sie Nina zu Bett gebracht, und das Gebet mit ihr gesprochen hatte, dann neigte sie sich nochmals zu ihr nieder und fragte: „Hat mein Herzblatt mich auch lieb?" Und wie ein Hauch kam es von den frischen Kinderlippen: „Ja, Tantel, ich hab' dich sehr, sehr lieb!"

Und Maria stand vor dem Bettchen der Kleinen und sah, wie allmählig der süße Schlummer sich auf sie senkte. Jeden Abend war es ihr wie eine neue, liebliche Offenbarung; und dies Wunder hatte Gott für sie getan, der ihr damit einen reichen Lebensinhalt schenkte: Oh, wie sie dem Allgütigen für diesen Segen dankbar war. —

Die Sehnsucht nach dem fernen Jugendgeliebten lebte in sanfter Glut in ihr fort, wenn auch das zehrende Weh von ihr genommen war.

Wenn der Tag sich neigte, und die Dämmerstunde zum Plaudern lockte, dann saß Nina auf einem Schemel zu Maria's Füßen und lauschte gespannt ihren Worten. Diese entwarf ihr anschauliche Bilder vergangener Tage und führte sie im Geiste über ferne Länder und Meere zu dem Jugendfreunde. Nina bemerkte nicht die leichte Röte auf Maria's Wangen und nicht den feuchten Schimmer in ihren Augen, denn der Abend verbarg ihr diese Zeichen innerster Erregung, auch war sie so hingenommen von der Schilderung jenes fernen Wunderlandes, wo „Onkel

Fritz“ weilte, daß sie darüber manches andere übersehen hätte.

Ihre Wangen glühten bei der Vorstellung von Indiens Herrlichkeit und ihre Phantasie schmückte das Erzählte zu einem farbenreichen Märchen aus.

Maria hatte nie davon gesprochen, welche Gefühle sie an den Jugendgefährten banden. Eine zarte, keusche Scheu hielt sie davon ab, ihr Geheimnis, ihr Heiligstes, zu verraten. Nina hätte es auch garnicht verstanden. In ihren Augen war das geliebte Tantel schon alt, und jenseits aller Herzenswünsche. —

So vermochte das Plaudermäulchen auch Dinge zu sagen, die, wenn auch unbewußt, doch gerade durch ihre rücksichtslose Offenheit Maria wehe tun mußten. Sie konnte nicht vergessen, als Nina, schon ein Mädchen von fünfzehn Jahren, sie eines Tages altklug forschend betrachtete, und auf ihre lächelnde Frage: was denn eigentlich merkwürdiges in ihrem Gesicht zu sehen sei, diese mit der ganzen Unverfrorenheit der Jugend antwortete:

„Ach, Tantel, ich muß immer dein liebes Gesicht betrachten und dabei denken, wie wunderschön du in deiner Jugend gewesen sein mußt.“ —

Wenig ahnte die kleine Unbesonnene, wie grausam diese Worte mitten ins Herz trafen. Denselben Abend, vor dem Zubettgehen, stand Maria, mit dem Licht in der Hand, vor ihrem Spiegel und sah sich prüfend an, und je länger sie den „Unbestechlichen“ befragte, je schwerer ward ihr Herz. Ja, sie war ein altes Mädchen geworden; Nina und der Spiegel sagten die Wahrheit. Und doch, wie jung, wie stürmisch klopfte ihr Herz dem Leben entgegen, wie viel erwartete sie noch von ihm. — Sie hoffte, sie glaubte noch an Liebe und Glück an eines Mannes Seite. Sie mußte die ganze Kraft ihrer Logik zusammennehmen, um zu erkennen, daß die nie rastende Zeit auf sie, wie auf allen, ihren Stempel drückt, und daß dieselbe Zeit auch mit Fritz Haller nicht schonungsvoller verfahren, auch auf und in ihm ihre Spuren zurückgelassen haben mußte. Dieser Gedanke beruhigte sie; lächelnd stellte sie das Licht aus der Hand, lächelnd entkleidete sie sich und ging zur Ruhe, mit der beglückenden Gewißheit, daß auch Fritz Haller um zwanzig Jahre älter geworden war. (Fortsetzung folgt.)

Gerda von Robertus:

Hochsommernacht.

Hochsommernacht! — Der Schlaf mein Lager flieht,
Der Mohnkranz will mir heut die Stirn nicht krönen.
Durchs offene Fenster Lindenodem zieht,
Und in den Wipfeln klagt der Sehnsucht Stöhnen.

Aus mitternächtig schwülen Dämmerungen
Im Garten leuchtet's von Jasminensternen.
Die Blüten reden wie mit Flammenzungen —
Irrt wohl ihr Duft zu Dir durch weite Fernen?

Aloys Pohlmeyer:

Käthi.

An des Meeres Saume stand ich
In Vergessenheit versunken.
Tief — in rätselhaften Tiefen —
Schwamm der Himmel wonnetrunken.
Unergründlich tief und dunkel
Ist das Auge meiner Holden;
Doch so klar, wie einer Blume
Düftereiche Blütendolden. —
Wie der Sonne Abendröte
Alle Wolken rosig malet,
Daß von ihr in weiter Runde
Doppelt schön die Flur erstrahlet,
Lächelt ihrer Lippen Röte
Still entgegen mir zum Gruß;
Ladet stets und immer wieder
Ein zum wonnetrunknen Kuß.
Ja — fürwahr, die schaumgeborne
Hohe Wellenkönigin
Muß, wo solche Schönheit strahlet,
Schamerrötend vor sich fliehn.
Mädchen mein! In deinen Augen
Such' ich die Vergessenheit;
Und von deinen Kirschenlippen
Trink' ich süße Seligkeit.

Hermann Busse: Drei Gedichte.

Dämmergrauen.

Durch Dämmergrauen, Abenddunkel,
Das Klosterglöcklein silbern klingt,
Der Mönche wehweich dumpfe Weise
Sich durch der Nächte Fächeln ringt.

Dann schwinden langsam die Gestalten
Wie Wolken an der Himmelsbahn;
Und langsam schwimmt das blasse Mondschiff,
Es trägt die schwarze Nacht im Kahn.

Und leise geht die Erde schlafen,
Das Schlummerliedchen süß verhallt,
Die Allnatur umhüllet Schweigen,
Im Traume wiegt sich schon der Wald.

Lachen und Weinen.

Es nicken die Blumen
Im säuselnden Winde:
Es singen die Vöglein
Im Schatten der Linde.

Es fallen die Blätter,
Der Windhauch wird rauher:
Die Klänge entschlafen,
Das Land liegt in Trauer.

Und Lachen und Weinen:
Die Lebenscisterne —
Wie wandelbar Wechseln
Der ewigen Sterne.

Im Birkenhain.

Was leuchtet hell im dunkeln Wald?
Ist es der Elfe Zauberlicht?
Ist es des Silberhornes Schein
Der sich an jenen Ruten bricht?

Es schimmert magisch, seidenweich,
Und winkt mit Schleiern zart und fein,
Leis schwebt die Märchenkönigin
Mit Hofstaat durch den Birkenhain.

Und zärtlich im Vorüberziehn
Schmückt sie die Stämmchen jung und alt
Mit einem neuen Silberring,
Die leuchten hell im dunklen Wald — — —

Francisca Bloch-Mahler:

Warum.

Ich ging den Vogel fragen
Warum er singen mußt'.
Er sprach: Ich kann nicht tragen
Allein für mich die Lust.

Ich ging die Blume fragen
Warum sie duften mußt'.
Sie sprach: Ich kann nicht tragen
Allein für mich die Lust.

Justus Flöthe:

Sturmflut.

Sturmdurchheult und finster lagert über Meer und Land die Nacht.
Hinterm Deich, im Fischerdorfe, nirgend mehr ein Auge wacht.
Still und dunkel all die Hütten liegen eng gedrängt am Deich,
Hinter dem der nasse Würger rast und schäumt dämonengleich.
Schlag auf Schlag wirft er die Wogen stürmend an des Deiches Wand.
Der des wilden Räubers Glieder — eine Fessel — fest umspannt.

Wenn ein bleicher Strahl des Mondes durch die jachen Wolken bricht.
Hellt auf kurze Augenblicke diesen Kampf sein falbes Licht.
Aufgegeißelt von dem unbarmherzgen Dränger, dem Orkan,
Springt die Flut, das alte Raubtier, schäumend hoch in ihrer Bahn.
Einen Ausweg suchend an dem Deiche, scharrt es, nagt und wühlt,
Und in seinen schwarzen Rachen Stein und Scholle niederspült.
Sein Gebrüll, wie Donnerrollen tönend durch der Wolken Schoß,
Mischt sich mit des Treibers Heulen, zum Gesang gewaltig groß.
Ob's nicht in die Hütten dringet, daß der Schläfer ahnt die Not,
Wie der alte Mörder, brechend seine Fesseln ihn bedroht?
Hört ihr nicht ihr müden Schläfer wilden Sturmes Warngesang,
Daß das Meer verderbendrohend planet euren Untergang?
Doch die ruhen, fest vertrauend ihres alten Deiches Wand,
Der so oft schon wilder Fluten Sturm und Drängen widerstand.
Doch so grimmig nie wie heute war noch je des Würgers Wut,
Nimmer stürmte so am Deiche, freiheitsuchend, so die Flut.
Dieser bebt im tiefsten Grunde. — Wog' auf Woge höher dringt,
Bis die Letzte, gierig lechzend, seine Kuppe überspringt,
Die, von andern unterwühlet, halb zerschlagen sich schon neigt
Wehe! nimmer dauert's lange, bis sie sich dem Feinde beugt.
Hier ein Stoß und dort ein Drängen — und die Fessel senket sich.
Wasser — Wirbel — und die freien Wogen brausen fürchterlich.
Hört ihr unbesorgten Schläfer nicht, wie markerschütternd schallt
Des Zerstörers Freudenjauchzen, der die Beute jetzt umkrallt?!

— — — — — — — — — — —

Hier ein Ringen — dort ein Rufen — doch umsonst — ein letzter Schrei!
Seine Beute schlingt das Raubtier schnell hinab. Es ist vorbei.

— — — — — — — — — — —

Und der Sturm legt hin die Geißel.
Bei des Tages erstem Schein
Schläft das Meer auf seinem Raube, satt und leise atmend, ein.

Rud. Jul. Lehner:

„Der Purpur von Gomorrha."

Vorspiel im Altertum.

Moses, 1. Buch, 19. Hauptstück, 26—36.

Die Gemahlin Lots sah zurücke und ward in eine Salzsäule verwandelt.

Denselben Morgen hatte sich Abraham früh an dem Orte eingefunden, wo er am vorigen Tage vor dem Herrn gestanden war.

Er wandte die Augen nach Sodoma und Gomorrha und der ganzen Gegend desselbigen Landes: da sieh, steigt vor seinen Augen ein Dampf mit Funken in die Höhe, wie der Rauch aus einem Feuerofen.

Als aber Gott die Städte jenes Landes vertilgete, hat er dem Abraham zu Liebe den Lot aus der Verwüstung dieser Orte erlöset, in welchen er seine Wohnung hatte.

Lot hatte sich mit seinen zwoen Töchtern von Segor hinauf begeben, weil er sich in der Stadt zu bleiben fürchtete: er blieb auf dem Berge in einer Höhle und beyde Töchter mit ihm.

Die Erstgebohrne sprach zu der Jüngern: Unser Vater ist alt, kein Mann ist übrig auf Erden, der uns nach der allgemeinen Gewohnheit zur Ehe nehme.

Komm, wir wollen unsern Vater mit Weine berauschen und bey ihm schlafen, auf daß wir durch ihn unser Geschlecht erhalten.

Noch dieselbe Nacht gaben sie ihrem Vater Wein zu trinken. Die Aeltere ging zu ihm und schlief bey ihrem Vater; er aber merkte (den Betrug) nicht, weder bey der Ankunft seiner Tochter, noch da sie aufstund.

Den folgenden Tag sprach die Erstgebohrne zu der Jüngern: Sieh, ich habe gestern bey meinem Vater geschlafen, wir wollen ihm diese Nacht abermal Wein

zu trinken geben, damit wir durch unsern Vater das Geschlecht erhalten.

Sie gaben auch dieselbe Nacht ihrem Vater Wein zu trinken, und die jüngere Tochter machte sich zu ihm und blieb bey ihm; auch diesesmal hat er (die Schalkheit) nicht gemerket, weder bey ihrer Anwesenheit, noch bey ihrem Weggehen.

Also empfingen beyde Töchter Lots von ihrem Vater.

— — —

Mit weitauseinandergespreizten Beinen stand er inmitten der Stube.

Höchst unsicher, einmal nach vorne, dann wieder nach rückwärts geneigt, stand er da. Sein Gesicht glänzte fahl schweißig, in den Mundwinkeln lagerte Schaum. Die Pupillen verdrehten sich ungewöhnlich, sandten wirr herumschweifende Blicke, die niemals auf Bestimmtes gerichtet waren.

Hie und da fielen ihm die verquollenen Augenlider zu — er riß sie wieder auf und starrte stier und blöde ins Leere.

Die Linke war in der Hosentasche vergraben, die Rechte hing baumelnd herab; manchmal erhob sie sich und vollführte einige vage Bewegungen, die sein Gleichgewicht beeinträchtigten.

Der Hut war ihm auf das Hinterhaupt geglitten, graue, struppige Haarbündel klebten zerzaust auf seiner feuchten Stirn.

Um ihn herum standen Bänke und Tische. Einige davon waren besetzt. Die Gäste der Schenke betrachteten den Betrunkenen mit teilnehmenden oder höhnischen Blicken. Die Teilnehmenden mit jenem sentimentalen Mitgefühl, das aus stumpfem, niedrigem Wohlbehagen seine vibrierenden Fäden webt und doch nie lebenskräftig und werktätig ist. Die Höhnenden maßen den Schwankenden mit jenem überlegenen Hochmute, den noch die Spuren klareren Denkens erzeugen; mit der Geringschätzung, die der Halbnüchterne dem Volltrunkenen entgegenbringt, mit den Gefühlen derer, die durch den Genuß geistiger Getränke nicht aufgeräumt und tierisch zufrieden werden, sondern in mürrischer Grämlichkeit das Schamgefühl nicht ganz unterjochen können und sich ihres Tiefstandes bewußt sind.

Es war drei Uhr morgens.

Der Besitzer der Schenke saß hinter dem Ladentische, hatte die Hände in seiner befleckten Schürze vergraben und blinzelte schläfrig auf seine Gäste. Jetzt stand er auf, näherte sich dem Betrunkenen und faßte ihn leicht am Arm.

„Du solltest nun doch nach Hause gehen, Schweiger, denk doch an deine Kinder".

Der Angesprochene blickte ihn blöde an.

„Was – schert mich Weib" lallte er, indem er sich in Positur zu werfen versuchte und bemüht war mit der rechten Hand eine theatralische Geste zu vollführen.

Dann rülpste er.

„Was — schert — mich Kind? Scheren — scheren — Weib, Weib — Beschtie!

Er versuchte die Faust zu ballen, es gelang ihm aber nicht.

„Sie hat mir einen Strick" — er riß seinen Hemdkragen herunter und hielt ihn vor sich — — „da — da diesen Strick — erw — w — würgen".

Er machte eine ungewisse Bewegung zu einem der Tische. „Brennen — Durst — Trinken".

Einer reichte ihm das Glas zu.

Der Wirt wollte ihn hindern. „Du hast jetzt schon genug — mach, daß du nach Hause kommst und schlaf dich tüchtig aus".

„Du — du" stotterte Schweiger und schlug nach ihm — „bin ich dir schuldig?"

„Nein, du bist mir nichts schuldig, geh nur schon".

In den Augen des Betrunkenen flammte es sonderbar auf, er reckte sich in die Höhe, als ob er plötzlich nüchtern und klar geworden wäre. Er wollte dem Wirte eine kräftige Antwort erteilen, wollte mit aller Kraft Worte der Entrüstung ausstoßen — aber die Zunge blieb ihm wie gelähmt. Dumpf fühlte er sein Unvermögen, sank wieder in sich zusammen und brachte nur mühselig wimmernd hervor: „Mich — hi — nausschmeißen??"

„Aber keine Spur — sei doch vernünftig Schweiger, was willst du denn da machen, du mußt ja selbst einsehen, daß es für dich das allerbeste ist, dich jetzt niederzulegen".

Sträubend ließ er sich fortziehen und stammelte nur matt und müde: „Trinken — trin — ken".

Die rauhe, scharfe Morgenluft brachte ihn etwas zu sich, sodaß er den gewohnten Weg nach seiner Wohnung nicht verfehlte. — — —

— — —

Paul Schweiger war Monteur bei einer Elektrizitätsgesellschaft gewesen und hatte ein sehr gutes Einkommen gehabt. Er war verheiratet und hatte zwei Töchter, die ihm sein Hauswesen besorgten. Seine Frau war ihm seit zwei Jahren fortgelaufen und niemand wußte, wo sie sich aufhielt. Er konnte dieser Frau nicht anders als mit den Gefühlen tiefsten Hasses

gedenken. Er verfiel beinahe in Raserei, wenn jemand von ihr sprach. Sie allein trug Schuld daran, daß es so weit mit ihm gekommen war.

Ihre unbezähmbare Weibernengier hatte ihn um seine Stellung gebracht, hatte es verursacht, daß er jetzt im Alkohol verkam. — —

An einem Herbsttag war es gewesen. Schweiger hatte Aufsichtsdienst im elektrischen Werk gehabt, als ihm seine Frau das Mittagessen brachte. Er hatte sie immer davor gewarnt, die Kessel und Maschinen zu berühren. Während er aß, ging sie wie gewöhnlich herum, faßte bald nach dem und nach jenem — drehte dabei unseligerweise an einer Kurbel, was großes Unheil zur Folge hatte. Schweiger wurde sofort entlassen, der Vorfall überall bekannt, sodaß sich natürlich jedermann weigerte, solch unachtsamen, unzuverlässigen Menschen in Stellung zu nehmen. Seitdem verfolgte Schweiger seine Frau mit dem bittersten, wütendsten Haß, der ihr schließlich das Bleiben in seinem Hause unleidlich machte. Er, der Studien genossen und im Lichtwerk als einer der Intelligentesten und Tüchtigsten gegolten hatte, konnte seine Entlassung nicht verwinden. Seit dem Verschwinden seiner Frau besuchte er häufiger denn je die Schenke, verfiel immer mehr und mehr in die eng und enger ihn umfangenden Klammern des Dämons der Trunkenheit. Wein und Bier genügten ihm nicht mehr, sein geschwächter Organismus verlangte stärkere Stimulantien. Seine Ersparnisse waren längst in die Brüche gegangen; wohl fand er hie und da Verwendung zu niederen Tagelöhnerarbeiten, aber er konnte sich nicht wieder aufraffen, er war so tief gedemütigt und entmutigt, daß der Dämon immer größere Macht über ihn gewinnen konnte und sein moralischer Zusammenbruch besiegelt war.

Die beiden Töchter, die der Mutter nachgeraten waren, fügten sich anfänglich recht gut in die neue Lebensweise. Sie brauchten nichts mehr zu arbeiten, kaum daß sie die häuslichen Verrichtungen zur Not versahen. Alles wurde schmutzig und widerlich, die einst so behagliche Wohnstätte war kaum mehr zu erkennen. Der Vater kümmerte sich nicht viel um seine Kinder, schalt und fluchte nur, wenn das Essen nicht rechtzeitig am Tische stand und wenn die Unordnung denn doch zu arg wurde. Die beiden Mädchen waren bereits in heiratsfähigem Alter, aber die Männer sahen nicht nach ihnen, weil sie häßlich waren. Sie kamen selten aus der Wohnung, lagen den größten Teil des Tages in den Betten oder auf dem alten Ledersofa herum und ergaben sich mit Eifer der Lektüre allerlei billiger Kolportageschriften, deren blutrünstige, krasse Schilderungen die einzigen Aufregungen in ihrer Lethargie bildeten. — Einmal, als sie den Vater, der betrunken war, auskleideten, hatten sie in der Brusttasche seines Rockes eine Flasche mit Branntwein entdeckt, da er süß schmeckte — leerten sie die Flasche.

— — — — — — — — — — —

Der Mittag leuchtete ins Zimmer.

Schweiger erhob sich taumelnd und schwankte auf die schmierige Waschschüssel zu, die auf einem Stuhl stand, dem die Lehne abhanden gekommen war. Auf dem halben Wege aber wurde er von einer Schwäche befallen, er begann am ganzen Körper zu zittern und mußte sich wieder aufs Bett setzen.

„Wie's bei uns drunter und drüber geht", sagte er endlich, „lauter Fäden hängen herum und die vielen kleinen Tiere am Fußboden — — —"

Erschrocken kroch er vollends auf das Bett.

„Warum nur heute alle Glocken läuten", fuhr er fort, „was das wohl zu bedeuten hat, so ein großes, mächtiges Schwirren und Summen liegt in der Luft, daß man gar nicht — — —"

„Was redest du da für tolles Zeug?" fragte Anna, die ältere Tochter, indem sie sich dem Bette näherte.

„Schaff' doch den Hund fort!"

„Wo ist denn ein Hund?"

„Den großen, grauen Hund!"

Anna machte eine verscheuchende Bewegung zu der Tür. Schweiger seufzte und wühlte das Haupt in die Kissen. Dann schlief er wieder. — —

Anna verlangte Geld von ihm zum Einkaufen. Mürrisch fuhr er sie an: „Was — schon wieder? — Ich habe keins."

„Du hast doch gestern ausbezahlt bekommen für das Holzschneiden!"

„Was geht das dich an du dummes Ding — ich habe keins und damit basta."

„Dann werden wir auch nichts zu essen bekommen."

„Essen? — ihr denkt immer ans Essen — seht mich an, ich habe keinen Hunger, wahrhaftig nicht, mir würde ekeln, wenn ich jetzt etwas zu mir nehmen müßte."

„Schön hast du wieder ausgesehen heute nacht und was du vorhin nur für Tollheiten zusammengeredet hast!

„Zu welchen Worten erfrechst du dich deinem Vater gegenüber? Einmal noch, dann sollst du sehen!"

„Hab' ich vielleicht nicht recht? Du sollst ja trinken, wenn du Lust hast, aber doch nicht so, daß

du allen andern zum Gespötte dienst und schließlich kannst du das ja zu Hause ebenso gut besorgen oder ist dir etwa unsere Gesellschaft nicht gut genug?"

„Wie, Vorschriften willst du deinem Vater machen? — aber gut — du sollst nicht sagen können, daß ich herzlos bin und mich nur allein unterhalten will, heute bleibe ich einmal zu Hause, in meinem Hosensack wird noch etwas Geld sein, das nimm! — — —

— — — — — — — — — — — —

Schweiger saß beim Fenster und stierte durch die schmutzig-trüben Scheiben in den Hof hinaus und blies mächtige Rauchwolken aus seiner Gipspfeife. Plötzlich stieß er die Pfeife zu Boden. Verdammt! Was war das doch für ein merkwürdiges Zucken und Zerren im Kopfe? Ließ ihn denn heute dieses niederträchtige graue Elend, der Katzenjammer, gar nicht los? Er konnte keinen klaren Gedanken fassen. Wie ein drückender Nebel lag's auf ihm. Einen Augenblick war's ihm, als ob die Augen den Dienst versagen würden. Er rieb sich darüber und sperrte sie weit auf. Was war das? Wa — Wasser!!

Anna reichte ihm den Krug hin, den er ganz leer trank.

— — — — — — — — — — — —

Sachte kam die Dämmerung gekrochen. Man unterschied kaum mehr die Gegenstände im Zimmer. Alle fielten sich auf den Betten. — Endlich erhob sich Marie langsam und entzündete die wacklige Lampe. Anna ging Abendbrot zu kaufen.

„Was zu trinken, hörst du?" rief ihr der Vater nach.

„Ja — Ja!" —

Sie hatten ihre Würste verzehrt und einige Flaschen dünnes Bier getrunken; nun sahen sie sich satt und gelangweilt an. Anna holte ein gelbes Heftchen aus der Tischlade und wollte lesen. Marie nahm ihr das fort.

„Paßt auf", sagte sie, „ich hab' was ganz Besonderes, ihr hättet ja bald alle miteinander vergessen, daß heute Vaters Geburtstag ist, den müssen wir doch feiern." Während dieser Worte war sie aufgestanden, und holte aus dem einzigen Kasten, der ihnen nach der Auspfändung noch geblieben war, eine große Flasche hervor, die sie auf den Tisch stellte. Die Erinnerung an seinen Geburtstag hatte Schweiger gar nicht weiter berührt, als er aber die Flasche gewahrte, flackerte ein fieberisches Glänzen in seinen mattumflorten, tief in den Höhlen lagernden Augen auf. Gierig langte er mit beiden Händen danach.

„Schnaps?!"

„Ja, Vater, aber ein feiner, von dem auch wir mittrinken können."

Ein mißtrauischer Blick des Vaters glitt über die Töchter.

„Wo habt ihr den her?"

„No — gestohlen haben wir ihn nicht, wir haben zusammengespart, um dir eine Freude zu machen." —

Er fragte nichts mehr, lächelte nur wie gerührt.

Der Branntwein war sehr stark. Schon nach den ersten Gläsern stellte sich im Wesen der einzelnen Familienmitglieder eine Veränderung ein. Der graue Bann des Elends schien von ihnen gewichen, sie wurden fröhlich und aufgeräumt. Der Vater stieß Laute aus, als ob er singen wollte und schlug mit der Faust auf den Tisch. Die Mädchen setzten sich auf das Sofa, der Vater torkelte ihnen nach. Plötzlich schob er seine Arme um ihre Taillen und zog beide an sich. Dann machte die Flasche wieder die Runde.

Anna hatte sich ihrem Vater auf den Schoß gesetzt und rieb ihren üppigen Körper an den seinen. Ihre Augen glänzten, ihr Mund war halb geöffnet. Sie preßte sich enger an seine Brust. Schweiger hatte die Augen geschlossen und tastete das Mädchen ab. Marie sah schweigend zu. Anna neigte sich zu ihr und flüsterte ihr erregt ins Ohr: „Heute ich — morgen du!" Da löschte Marie mit zittrigen Händen das Licht aus und suchte ihre Lagerstätte auf.

Die beiden auf dem Sofa achteten nicht darauf. Sie balgten sich schweigend und stießen grunzende Laute aus. Dann zog der Vater das Mädchen nieder.

— — — — — — — — — — — —

Der Ofen zog schlecht.

Weißlicher, stickiger Rauch schwelte durch Zimmer.

Die Mädchen hatten dicke, blaue Ringe unter den Augen und sahen häßlicher und verwelkter aus denn je.

Es war ein Uhr nach Mittag. Sie kochten das Frühstück. Die letzten Pfennige hatten sie für Milch ausgegeben.

„Nun ist's wieder einmal alle", bemerkte Marie, „er muß sich irgendwo nach Arbeit umsehen, oder wir verhungern." Dabei drehte sie sich nach dem Vater um. Sie erschrak bei seinem Anblick. Wortlos faßte sie die Schwester am Arm.

Schweiger saß aufgerichtet im Bette. Sein Gesicht war aschfahl. Seine Augen stierten verschwommen ins Leere. Er bewegte hastig die Lippen — doch kein Laut entrang sich ihnen.

Anna flößte ihm Wasser ein und benetzte seine Stirne.

Ihr graute.

Er bewegte hastiger seine Lippen und gurgelte endlich Laute hervor, halbe Worte, unzusammenhängende Sätze.

„Stickiger Schwefeldampf — Ge — stank — entsetzlich. Keinen Atem — Alp — Alp. Dieser Brodem — wie das prasselt — ah — ah."

„Gelb, Gelb und rot."

„Dieser Qualm und Rauch! Keine Rettung, Rettung. Zu Hilfe! Zu Hilfe! H—i—i—ilfe. Feuer vom Himmel! Züngelnde Flammen! Ganz purpurrot! Purpurrot! Purpurrot! Die Flammen züngeln näher, sie erfassen mich — greifen nach mir — — —

„H—i—i—i—i—ilfe!"

Er schrie gellend auf: „Rot — rot — Feuer, Feuer der Hölle, Qualen des Todes, rote Glut — Heulen und Prasseln."

Er fuhr empor.

„Wasser, Rettung, ich brenne — ich brenne — zu Hilfe!"

„Das ist das Verderben!" — — — —

Er sank in die Kissen.

In seinem Herzen und seinem Hirn war blutrote Erkenntnis.

Kein Gedanke außer der blutroter Not und Qual; nichts als Feuertod, als Flammengericht. — — —

Ein purpurner Mantel wallte über die Welt — und im Feuerblute schwamm ihm Gomorrha!!

Karl Welge:

Der Dichter.

Wehe, mein Volk! wie beurteilst und richtest du streng deine Dichter!
Wahrlich, ich glaub', es ist Neid, der dich so liebelos läßt.

Leben die Dichter, man stürzte sie gern hinab in den Abgrund.
Sind sie erst tot, — ja, dann höbe zum Himmel man sie.

Mensch, was nützet dem Dichter dein Lob, ruht er im Grabe;
Sahst du ihn lebend nicht gern, komme ihm, wenn er tot ist, nicht nah!

Hugo Tlustek:

Kommen und Gehn.

Wie oft hab' ich bei dir gesessen,
Dir oft ins liebe Aug' gesehn. —
Erinnern — vergessen —
Ein Kommen und Gehn.

Wie gerne möcht ein Glück ich fassen,
Es läßt mich immer abseits stehn. —
Soll immer verlassen —
Und kommen und gehn. —

Ach — stürmen könnt' ich — ruhlos streben
In wilder Glut durch Tiefen — Höh'n —
Recht leben das Leben —
Nur kommen — nie gehn. —

Elisabeth Kolbe:

Die rechte Stunde.

Ich geh zur rechten Zeit aus diesem Eden.
Ich sah die ersten Tulpen und Reseden,
Ich sah des Flieders volle, blaue Dolden,
Ich sah die Wiesen blütenweiß und golden,
Ich sah den Rotdorn mädchenhaft erglühen,
Ich sah die Rosen blühen und verblühen —
Was will ich noch an dieser holden Stätte?
Welch Zauber, den ich nicht genossen hätte?
Nun fliegen bald die ersten Sommerfäden ...
Ich geh zur rechten Zeit aus diesem Eden.

Carl Brand:

An einen Dichter.

Wer aus des Lebens Haft und Drang
Sich rettet ftets mit frohem Sang,
Wer aus des Tages Nichtigkeiten
Zum Tempel heilger Kunft darf fchreiten,
Wer Lieder fingt, wenn's Herz ift wund,
Der achtet nicht auf Zeit und Stund',
Der wandelt fich — von Gott geweiht —
Den Augenblick zur Ewigkeit.

Clara Malten:

Busen-Anekdote.

In einem Coupee erfter Klaffe
Fahren zwei Herren verfchiedner Raffe.
Der eine ift ein deutfcher Mann,
Der etwas engliich reden kann;
Der andere ein Engländer,
Dem's Deutfch-Sprechen fällt ziemlich fchwer.

Weil man fogleich kommt überein
Deutfch foll die Unterhaltung fein,
So fagt „allright" der engliich Mann,
Fängt auch gleich deutfch zu „fpoken" an.
Er meinte, daß er zählen werd'
Zu feinen Freunden auf der Erd'
Auch diefen jungen, deutfchen Herrn;
Er hätte Freunde gar fo gern!
Unlängft, fo meint er, ich verlor
Den Freund, den ich mir auserkor
„Zum beften!" o, wie fagt man hier:
„Zum Freundbufen!" — no, no, my dear
„Bufenfreund" heißt's im deutfchen Reich.
Darauf der Engländer fogleich:
„Allright, God gracious, wie fo fchwer
Ift deutfche Sprach' für Engländer."

Doch tröftet ihn der Deutfche gleich
Und fagt: „Ich korrigiere Euch,
Wenn immer Ihr 'nen Fehler macht."
„Allright, 's ift alfo ausgemacht,
Mein Bufenfreund Sie werden fein!"
Der Zug, der fährt in Genua ein!
Da plötzlich ruft der Engländer:
„O look once here, ich bitte fehr,
How splendid, fchau'n Sie einmal her,
How beautiful this Bufenmeer!"
„Meerbufen" korrigiert der Freund.
Drauf ftaunend der Engländer meint:
„God gracious, no, wie ift fo fchwer
Die deutfche Sprach für Engländer.
Der Bufen macht mich ganz konfus,
Die Deutfchen haben bald der Bus
Vorn, bald haben fie ihn hinten!
Nie werd' ich da den richt'gen finden."

Robert Lüking:

Wiederfehen.

Skizze.

Sonntag! Lachendes, herrliches Sonntagswetter! Tiefblau ftrahlt der Himmel; kein Lüftchen regt fich.

„Noch zwei Minuten, und ihr Zug muß einlaufen," fo fpricht ein junger Mann, der auf dem Bahnhofe eines kleinen Ausflugsortes unruhig auf- und abgeht. Wie ihm das Herz bebt bei dem Gedanken, heute, nach 3 Jahren, feine Wally, feine geliebte Wally, wiederzufehen! Vor 3 Jahren hatte er fie in X auf einer Feftlichkeit kennen gelernt, und fchon am andern Tage war fie, da ihre Ferien beendet, ins Penfionat zurückgekehrt. Nun follte er fie, nach der er fich fo fehr gefehnt, wiederfehen.

Soeben läuft der Zug ein und hat viele, viele Menfchen — vom prächtigen Wetter angelockt — mitgebracht. „Ob ich fie wohl wieder erkenne?" denkt Rudolf — fo wollen wir den jungen Mann nennen — und muftert aufmerkfam alle Ankommenden. Schon glaubte er, fie nicht unter ihnen zu finden, als er plötzlich — ganz in der Nähe — eine Dame, feine Wally, erblickt. Auch fie hat ihn fchon erkannt. „Fräulein Wally!" — „Rudolf!" weiter vermochten fie vor freudiger Erregung nicht zu fprechen. Wie ihnen die Augen leuchten! Lange blicken fie fich fchweigend an, dann folgen fie den andern Ausflüglern in die laufchigen Berge, wo bald der fchattige Buchenwald fie in feine kühlen Arme nimmt. Unabgewendet

ist Rudolfs Blick auf seine schöne Begleiterin gerichtet. Wie sehr sie sich in den Jahren der Trennung entwickelt hat? Wie ihre Brust sich beim schnellen Gehen hebt und senkt! Alles dieses sieht er und kann sich an ihrem Anblick nicht satt sehen. Immer wieder erblickt er neue Vorzüge an ihr! Fröhlich plaudernd schreiten sie weiter und erzählen, was sie in der Zwischenzeit erlebt. Sie war nach Beendigung ihrer Pensionatszeit nach X. zurückgekehrt und dann nach dem Tode ihres Vaters mit ihrer Mutter von X. nach M. übersiedelt. Rudolf, er ist Lehrer, war bald nach ihrer Rückkehr ins Pensionat von X. in die Nähe des Ausflugsortes versetzt worden.

So schreiten sie fröhlich weiter in den prächtigen Buchenwald hinein.

Bald ist ein idyllisch gelegenes Bänkchen erreicht. Vor ihren Augen liegt in stiller Einsamkeit am Waldesrande eine Schule; die Turngeräte lassen es erkennen. Der Anblick der stillen Waldschule läßt Rudolf, der mit ganzer Seele seinem schönen Berufe ergeben ist, das Herz höher im Busen schlagen. Verschwunden ist alle Zaghaftigkeit, die ihn bisher gehindert, Wally sein Herz auszuschütten. Nun aber hat er den Mut, und es muß heraus, was ihm das Herz zu sprengen drohte. „Wally, meine süße, geliebte Wally", klingt's an ihr Ohr und überzieht ihr Antlitz mit einem flüchtigen Rot; dann — statt der Antwort — umschlingt sie ihn zu einem langen Kusse. — Zwei Herzen haben sich gefunden.

Freund Rößler: Zwei Gedichte.

Frühlingstraum.

Abend ists, die Sterne funkeln,
Leise plätschernd fließt der Bach,
Und ich wandle still im Dunkeln,
Seltsam träumend und doch wach.

Horch! Geläute, süßes Klingen
Tönt das traute Tal entlang,
Mondscheintrunk'ne Elfen singen,
Schneeglöcklein läuten! Frühlingsklang!

Alles schweigt, dem Sang zu lauschen,
Der so tief ins Herz mir dringt,
Selbst der Bach hört auf zu rauschen
Bis das Frühlingslied verklingt. —

Diese alte, schöne Weise,
Längst verträumt und doch geahnt,
Hat mich wieder still und leise
An das Frühlingsglück gemahnt.

Herzenskönigin.

Ich lag unter Blumen gebettet
Im prächtig grünen Wald
Und konnte selig träumen
Von der Liebe Allgewalt.

Die Sonne spann goldene Fäden
In der Zweige dunklem Geäst,
Die Vöglein sangen so lieblich
Zum herrlichen Frühlingsfest.

Auf einmal, welch' seltsames Klingen,
Welch' wunderbare Musik? —
Das sind nicht irdische Wesen,
Die sich zeigen dem ahnenden Blick.

Sie springen den singenden Reigen
Und jauchzen im seligen Chor.
Ich möchte vor Freude vergehen
Und richte mich trunken empor.

Da verschwinden die Elfenkinder
Nur eines bleibet zurück —
Die Königin, schön und erhaben,
Mein Helenchen, mein wonniges Glück! —

Wo ist nun mein Schätzchen geblieben?
Helenchen, Helenchen ist fort! —
Ich konnte sie herzlich lieben —
Verräterisch war ihr Wort!

Der Traum ist verrauscht, ist verschwunden,
Erinnerung blieb mir nur,
Ich hatte so selig empfunden
Der Liebe süßeste Spur.

Ein nutzloses Opfer.

Skizze von A. Eulenstein.

„Warum muß es denn sein?“ und ihr tränennasses Antlitz hob sich fragend zu ihm empor. „Warum dürfen wir nicht glücklich werden?“ — „Weil ich es nicht darf,“ erwiderte er gequält, „weil ich es nicht wage, Dich an mich zu fesseln, nach dem, was ich nun erfahren. Ach, glaube mir doch Geliebte“, und er zog sie an sich, küßte das traurig liebe Gesicht, „es wird mir ja so furchtbar schwer, mich von Dir zu trennen, Dich, die ich über Alles liebe, und darum,“ fuhr er mutiger werdend fort, „kann ich die Verantwortung nicht auf mich nehmen, mein Liebstes in's Unglück zu stürzen; sieh, ich hoffte gesund zu sein, fühlte mich auch so und in diesem Glauben wagte ich es, Deine Liebe zu gewinnen, und als ich Deiner sicher war, ging ich hin und frug ihn, den Menschenfreund. Er ist es, der mir die Gefahr zeigte, in der ich Dich, Geliebte, brächte, wenn Du mein Weib würdest; ich kann ja noch lange leben, aber was hilft mir das, gesund werde ich niemals wieder,“ schloß er hoffnungslos. Da schlang sie die Arme um seinen Hals, versuchte den eigenen Schmerz zu vergessen und küßte ihn wieder und immer wieder. „Ach, ich will ja alles tragen, was auch kommen mag, nur laß mich bei Dir bleiben.“ Da raffte sich der Schwergeprüfte auf: „Nein, nein, niemals könnte ich es ertragen, mein geliebtes Weib siech und elend an meiner Seite zu sehen, lieber will ich auf alles Glück der Welt verzichten, als Dich unglücklich machen,“ und erschüttert schlug er die Hände vor das gramverzerrte Gesicht. Leise setzte sie sich neben ihn, engumschlungen hielt er sie, als wolle er sie niemals von sich lassen und leise tröstend sprach er: „Höre Liebling, Du bist noch so jung, Dir steht das Leben offen, Dir darf ich kein sorgenvolles Dasein an meiner Seite bereiten — und ein anderes kann ich Dir nicht bieten — glücklich würden wir nur kurze Zeit sein; das drohende Gespenst, welches mein Leben beschattet, würde auch Dich in seine Gewalt ziehen. Quäle mich nicht, Liebste,“ als er von Neuem gewahrte, wie ihr die Tränen hervorbrachen, „es kann, es darf nicht sein. Laß uns Abschied nehmen, hier, an dieser Stelle, wo ich Dich zum ersten Mal erblickte, — weißt Du noch,“ und seine Stimme klang freudiger, „Du warst so mit Goethes Gedichte beschäftigt, daß Du mich nicht hörtest und dies“, er zog ein langes rosa Seidenband hervor — „hattest Du verloren — ich übergab es Dir und von da an war ich Dir kein Fremder mehr. Nicht wahr, Du läßt es mir,“ fügte er bittend hinzu, „dies' unschuldige Andenken unserer selig verlebten Tage. Und nun, Geliebte, — lebe wohl,“ lang und innig hielt er die Schluchzende umfangen, küßte das von Tränen überströmte Antlitz; er konnte sich nicht trennen, immer und immer wieder schloß er die Weinende in seine Arme, bis er sich plötzlich rasch abwandte und davon eilte. — Ihn erfaßte die Angst, er würde dennoch im letzten Augenblick schwach werden und zurückeilen zu ihr, seines Lebens Glück. Lange stand die zarte Frauengestalt und blickte dem Davoneilenden nach: o, wie gerne hätte sie ihn zurückgerufen; sie konnte es noch nicht fassen, daß Alles nun so jäh zu Ende, daß ihr Glück nur der Traum eines Sommers. Alles, alles vorüber, keine Hoffnung auf die Zukunft; schluchzend warf sie sich auf die einsame Bank, wo sie noch vor kurzem so selige Stunden verlebt. Lange blieb sie so, bis die untergehende Sonne rötliche Strahlen durch das dunkle Laubwerk der Bäume sandte und ein kühler Wind sie zwang, den lieblichen Ort zu verlassen.

— — —

Er ist ein Einsamer geworden, das weltabgeschiedene Studierzimmer, der kleine Garten hinterm Haus sind sein Reich geworden. Ihn locken nicht die Freuden der lärmenden, hastenden Großstadt. Gleich dem Einsiedler lebt er in der Vergangenheit, obwohl auch sie für ihn ein abgeschlossenes Kapitel. Viele Jahre nach jener schweren Abschiedsstunde erhielt der Stillgewordene plötzlich unerwartet ein Lebenszeichen von ihr, eine einfache, anspruchslose Karte, darauf zwei Namen:

Eleonore Wieland
Hugo Lüchen
Verlobte.
Darmstadt, März 19 . .

Nun wußte er, der Traum seines Lebens war endgültig verraucht. Still legte er die schlichte Anzeige in ein kleines Gefach seines viel gebrauchten Schreibtisches, worin noch zwei andere Andenken an die Geliebte ruhten, eine blonde, seidige Locke, die sie ihm beim Abschied gegeben, und jenes nun schon verblaßte rosa Band. Lange stand er sinnend. Schlummernde Gedanken wurden wach und leise sprach er die Worte: „Mögest du glücklich werden, Geliebte, laß das Opfer nicht umsonst gewesen sein.“

— — —

Es ist ein stiller, herrlich blühender Sommertag. In dem kleinen Tal am Fuße des Firnberges ist es schattig und kühl. Abgelegen von der Heerstraße ist es nur wenigen bekannt, und die es aufsuchen, sind solche, welche die Erinnerung schöner Tage hingelockt. Auch ein einsamer Wanderer, der von weit hergereist, sucht hier vergangene glückliche Stunden wieder herbei zu zaubern. Auf der Landstraße eilen die modernen Fahrzeuge in rasendem Tempo an ihm vorüber, er achtet ihrer nicht, nur als er an die Stätte kommt, wo einst die große leidbringende Anstalt gestanden, wo ihm in glücklichen Tagen ein Lebensweiser die Zukunft gedeutet, bleibt er stehen. Alles, alles verändert; wo einst in tiefem, dunklem Walde ein Heim des Leidens, erhebt sich ein kolossaler Bau, modern, ungemütlich, neu und kalt, die hinein- und herausgehen sind andere, als jene stillen Dulder es gewesen. Laute, näselnde Stimmen, schnarrende Laute tönen an des stillen Mannes Ohr, Uniformen blitzen auf, dort, wo er einst Erholung und Ruhe genossen, befindet sich ein Heim für „kranke Krieger". Die Meisten kennen den Krieg nicht und die das üppig ausgestattete Gebäude aufsuchen und dort verweilen, erholen sich von den Anstrengungen des Friedens. Bitter lächelnd geht der Einsame weiter; hier und da huscht die Sonne durch die dicht belaubten Aeste der Buchen und Eichen, dort, wo der Birke silberne Blätter im warmen Sommerwinde wehen, biegt der stille Waldweg ins Tal, bald nun muß die idyllisch gelegene Bank hervorlugen aus dem Sommergrün. Dort, wo er von der Geliebten Abschied genommen. Er eilt vorwärts, da plötzlich stockt sein Fuß: Ein blondlockiges Kind mit dunklen Blauaugen und zartem Blütengesicht läuft ihm entgegen; erstaunt ob der plötzlichen Erscheinung des Fremden, bleibt es verlegen stehen. Der Fremde, von einem unerklärlichen Gefühl getrieben — sind es die Gedanken an die Geliebte, die ihm in Allem und Jedem ihr Ebenbild sehen lassen? — fragt das verwundert dreinschauende kleine Mädchen: „Wie heißt du denn?" Es will ihm scheinen, als gliche dies blondlockige Kind seiner verlorenen Eleonore. Prompt, als hätte sie es auswendig gelernt, erwiderte sie unbefangen: „Elfriede Lüchen." — „Und wo wohnst du?" es liegt etwas Banges in der Frage. „In Darmstadt", kam es ebenso schnell wie zuvor, und zutraulicher geworden, erzählt das Kind: „Mütterchen ist schon lange bei den Engeln im Himmel, sie war immer krank, nachdem sie der böse Storch, als er mich brachte, ins Bein gebissen." Auf den Lippen des nachdenklich gewordenen Mannes schwebt noch ein letztes, schwerwiegendes Wort, er mußte die Wahrheit, die er schon fast ahnte, bestätigt wissen. „Wie hieß denn dein Mütterlein?" klang es liebevoll, und sanft streicht er der Kleinen über das weiche Haar. „Väterchen nannte sie stets seine Leonore."

Wie erstarrt von Schmerz bleibt der Fremde eine Weile bewegungslos; also doch, sie, die Geliebte, sie war gestorben, als er sie glücklich wähnte an der Seite eines Anderen, wandelte sie nicht mehr unter den Lebenden.

So war sein Opfer wirklich umsonst gewesen? Unwillkürlich, in stillem Selbstgespräche, entschlüpfte ihm die Frage: „Was war wohl die Krankheit, an der sie gelitten?" Das feine Ohr des Kindes jedoch vernimmt die Worte und, gewohnt, viel mit Erwachsenen zu verkehren, die nicht immer auf ihre selbst geführten Unterhaltungen achten, sagt sie mit jener Wichtigkeit, die altklugen Kindern eigen: „Väterchen sagte einmal zu Onkel Ludwig, als Mütterchen so arg hustete: „Meine arme Leonore hat die Schwindsucht."

Was ist nur mit dem fremden Mann, daß er sich so plötzlich von dem Kinde abwendet, welch tiefes Leid hat den sonst so Gefaßten erschüttert, daß er seinen Tränen freien Lauf läßt? Erstaunt betrachtet ihn die Kleine, plötzlich jedoch fühlt der von Schmerz Zerrissene, wie eine warme weiche Hand sich in die seine drückt, ein feines, glockenhelles Stimmchen tönt an sein Ohr: „Weine doch nicht, wenn Mütterchen weinte, habe ich sie immer geküßt, dann vergingen ihre Schmerzen," setzte sie tröstend hinzu und leise fragend kommt es: „Soll ich Dir auch einen Kuß geben?" Wortlos beugt sich der tief Ergriffene herab, zwei Lippenpaare begegnen sich in einem langen, innigen Kusse. Dann schiebt der Fremde sanft das Kind von sich und schreitet den Weg zurück, den er gekommen, gedankenverloren flüsternd: Alles umsonst!

H. Stoll:

Leid!

Daß die Sonne heute scheinet —
Kann ich nicht verstehn
Und die Menschen lachen — freudig
Durch die Straßen gehn. —

Daß die Uhren weiter schlagen
Und die Zeit nicht stille hält,
Daß die Welt und all ihr Treiben —
Nicht an meinem Leid zerschellt.

Kinder lärmen vor den Häusern,
Alles Jubel, alles Lust.
Nur mein Herz ist wund, zerrissen —
Und der Schmerz durchwühlt die Brust.

Ernst Geyer:

Die unbekannte Sehnsucht.

Ein Vogel fliegt durch meine kranke Seele,
Ein schwarzer Vogel, rauschend, flügelschlagend.
Sein Auge funkelt Haß. Sein krummer Schnabel
Ist fest geschlossen: Schweigen strömt herfür.
Sein Flügelschlag läßt eisigen Wind erwehen.
Oh! meine Seele friert, sie friert so sehr ...
Ein Sehnen fließt durch mich, ich kenn' es nicht;
Nach was es bebt, vermag ich nicht zu fühlen.
Nur breit, träg, langsam schwimmt's in meiner Brust.
Ich denke: Jetzt ... jetzt muß mein krankes Herze
Nicht weiter schlagen ... still stehn muß es ... ja ...
Still stehn ... jetzt ... jetzt ... das ist ja Tod — ist Tod!
Ich fahre auf und schreie herzerschütternd:
Tod!! Nach dem Tod sehnt meine kranke Seele
Sich unausdenkbar!!! Nichtigkeit regiert!!
Nichts steht, und alles fällt!! Das ist der Tod!!
Zum Tode neigen wir!! Niemand kann's wenden!!
Tod!! ... Schrecklich!! ... Irrsinn ... Heller Irrsinn
lodert!!! ...
... Und alle Menschen ..... Irrsinn .....!!!

Nebel.

In Nebelnacht versinkt die Talesbreite ...
Ein krummes Türkenschwert mit blutiger Spreite
Klart durch den Abenddunst der schmale Mond.
Die Nebellandschaft ist wie meine Seele —
Die ist so schleierschön und bar von Fehle,
Seit meine Braut in meinem Herzen wohnt.

Friedrich von Werhall.

Lucifers Quelle.

Ein Märchen.

Es war einmal, kurz nachdem die Welt erschaffen war, und es noch keine bösen und guten Geister gab, Lucifer, der erste Engel Gottes, zur Erde gekommen. In aller der ihn umgebenden Pracht schritt er umher, finster und trübe im Geiste, denn ihm hatte Gott auch ein stolzes Herz gegeben, das mehr und mehr sich sehnte höher und höher zu steigen. Ganz im Sinnen versunken wandelte er dahin, durch Fluren und Wälder, bis er an einem ragenden Felsblocke halt machte. Eine kleine Quelle murmelte hier hervor und Lucifer ließ sich an ihrem Rande nieder. Rundum feierliche Stille unter den hohen Tannen, so recht ein Plätzchen stolzen Träumen nachzusinnen. Und Lucifer sann nach und sein stolzes Herz trieb ihn immer mehr dahin, daß er Gott verließ und eigene Wege ging. Als er dann ganz von Gott abfiel und aus Strafe dafür aus dem Himmel geworfen wurde, vergaß er ganz des stillen Plätzleins im Walde.

Jahrtausende waren vorübergegangen. Die Menschheit hatte sich nach der Vertreibung aus dem Paradiese ausgebreitet und sich die Erde dienstbar gemacht. Völker waren gekommen und wieder verschwunden, nur das stille Plätzlein im Walde war dasselbe geblieben, nur der heilige Frieden der Schöpfungszeit war verschwunden, denn ein Sprosse Adams hatte in nächster Nähe sein Steinhaus erbaut. In dem einst so stillen Walde klangen die Jagdhörner des Edlen und scheu suchte das Wild Zuflucht an dem Felsblock, dem noch kein Mensch genaht war, denn eine dichte, grüne Mauer wehrte dem Eindringen. Da war eines Tages Lucifer, oder wie ihn die Gottanhänger jetzt nannten, Satan, wieder in die Gegend gekommen. Vor seinem Feuerblick wichen die Dornen und müde ließ sich der Verstoßene am Quell nieder. Leise rauschten die Bäume, leise murmelte das Wasser und in Lucifers Brust zog ein Sehnen nach Frieden mit Gott und aller Kreatur. Frieden, gab es für ihn überhaupt einen Frieden, für ihn, der Gott stürzen wollte, der die Kinder Gottes verführt und betört hatte? Wild sprang er auf und schaute rundum, und siehe da kam ihm alles so bekannt vor und er erkannte die Stelle, wo er einst seine wilden Pläne geschmiedet. Da ward ihm so wundersam zu Mute, er warf sich zu Boden und weinte bitterlich. Und die Quelle murmelte lauter

und stärker rauschten die Tannen. Da hob er das Haupt und rief Gott an, zum erstenmal seit Jahrtausend. Aber Gott schwieg. Da packte Lucifer der alte Grimm und seine Faust traf den Felsen, daß er barst, und siehe, da sah er, daß mitten darin der Quelle Ursprung war. Da wurde er still und sah lange hinab in den Spalt, bis seine Lippen leise sprachen: „Du Gott dort oben, der du mich hinweg gestoßen von deinem Throne, der du mich gedemütigt hast vor allen Geschöpfen, warum ließest du mir die Macht zu herrschen, die Kraft zu zerstören. Ich habe mich gegen dich gestellt und ein Odem von dir konnte mich vertilgen. Nein, du tatest es nicht, du gabst mir noch größere Macht dich zu bekämpfen. Warum tatest du dies?“

Und während er so sprach, trat eine lichte Gestalt zu ihm und sagte: „Weil Gott dich braucht als das, was du jetzt bist.“

Und Lucifer sprach: „Wer bist du Bild, das diese Spalte mit himmlischem Glanze erfüllt?“

„Ich bin der, der starb, daß alle Sünde getilgt sei. Gott ist ein Schöpfer und Erhalter, aber die Welt braucht einen, der zerstört. Deine Strafe sei zu zerstören.“

Da neigte Lucifer sein Haupt: „Ewiglich.“

„Bis zu der Stunde wo die Welt vergeht, dann kehrst du in den Himmel auch zurück.“

Die Lichtgestalt verschwand und Lucifer stand allein am Bronnen, aber in seinem Herzen, daß so dunkel und düster gewesen, begann ein kleiner Funken zu flammen. Es war die Erkentnis, daß Gott die Liebe sei.

(Aus der ungedruckten Sammlung: Waldgängers Weisen und Märchen.)

A. Rinke:

Heide-Abend.

I.

Es senken sich die Abendschatten,
Friedlich über's stille Heideland,
Und über duft'ge Heidematten,
Tönt leis der Hirtenknaben Abendsang.

II.

Schweigend flüstern sich die alten Föhren
Ein traulich „Gute Nacht“ nun zu,
Und aus des Himmels Sphären,
Senkt sich eine stille heilige Ruh'.

George Morin: Zwei Gedichte.

Das Amsellied.

(Dem Andenken meiner Frau Elise.)

Wenn ich sonst in glücklich jungen Tagen
Arm in Arm mit ihr, von Lust getragen,
Selig schritt beim goldnen Abendschein,
Da entzückten uns die grünen Auen
Mit den Blumen, tausendfach zu schauen,
Und das Amsellied im stillen Hain.

Sanft und lieblich, wie der Amsel Flöten,
So im Glück wie in des Lebens Nöten,
Klang auch jedes Wort aus ihrem Mund.
Darum sang wohl, als sie lag im Sterben,
Eine Amsel zu dem Schmerz, dem herben,
Draußen noch zu ihrer letzten Stund'.

Und so oft ich jetzt mit Sehnsuchts-Flügel
Eile nach dem stillen Leichenhügel,
Drin das beste Herz ruht, das es gab,
Immer treff' ich's wunderbarer Weise,
Daß in Tönen, wie vom Sternen-Kreise
Eine Amsel singt auf ihrem Grab.

Ein kleiner Schrecken.

„Wie gut ist's doch zu baden hier,
Versteckt da unterm Strauch;
Ein Unberuf'ner störet mich
Und auch kein frecher Gauch.“

So spricht für sich die schöne Maid,
Halb schwimmend schon im Teich.
Doch plötzlich — horch — welch' ein Geräusch?
Ihr Antlitz wird ganz bleich.

Vorsichtig faßt sie einen Zweig,
Bang blickend in den Strauch,
Und sieh' — da pipsen auf im Nest
Zwei nackte Vöglein auch.

Nun lacht die Maid laut auf im Bad,
Deckt's Nestlein wieder zu,
Und plätschert jetzt im dunklen Teich
Erst recht in sich'rer Ruh'.

Alfred Cardi:

Vorfrühling.

Lüfte durchflutet der Sonnenschein,
Winter noch liegt auf den Auen.
Warte nur, bald zieht der Frühling ein,
Leis, wie die Wölkchen im Blauen.

Siehe, dort kehren die Stare schon
Freudig zur Heimat vom Süden,
Und hier das Bächlein mit silbernem Ton
Hüpfet zu Tal ohn' Ermüden.

Seitwärts im Rasen mit hellerem Grün
Fängt es schon an sich zu regen,
Warte nur, bald wird es tausendfach blühn,
Grün sein und bunt allerwegen.

Leuchtet auch fern wie der Sonnenschein
Liebliches Glück uns entgegen,
Warte nur, bald wird es Frühling sein,
Sprießen und blühen voll Segen.

Rob. Jordan:

Die Göttin der Vernunft.

Jubelndes Volk in Paris auf den Straßen,
Lärmende Männer und Frauen in Massen:
Alles umjubelt die Göttin „Vernunft".

Hoch auf dem Wagen steht sie, die Hehre:
Weiß ist die Kleidung, der Göttin zur Ehre;
Schwarz ihre Haare, der Göttin zur Zier.

Leuchtend die Augen; sie blitzen wie Sterne,
Richten den Blick in die endlose Ferne,
Träumen von Ehre und irdischem Gut.

Wilder und wilder tanzen und singen
Männer und Frauen, hupfen und springen
Knaben und Mädchen im Zuge daher.

An der Bastille vorbei fährt der Wagen,
Wo nur die rauchenden Trümmer noch ragen,
Wo nur noch Asche mit Staub sich vermengt.

Weiter im Zug: Durch Märkte und Straßen
Geht er mit Jauchzen, durch einsame Gassen
Wälzt sich des Pöbels blindwütender Schwarm.

„Platz für die Göttin! Schafft Platz für die Hehre!
Beuget die Kniee und bringt ihr die Ehre!
Lobet und preiset die Göttin „Vernunft!"

Elendes Volk, das du rennst durch die Straßen!
Siehst nicht das Trugbild und willst doch erfassen
Göttliche Wahrheit und reine Vernunft?

Bringt ihr nur Ehre und preist sie! — Ich schleife
Schnell jetzt das Beil für den Henker und greife
Dann in die Masse mit tödlichem Griff!

Bertha Lüdemann:

Morgenschleier.

Und im lichten Morgenschleier
Lachte mir Natur,
Sonne lag auf stummen Zweigen,
Schlief auf heißer Flur.

Drüber stand die weiße Wolke
Reglos stand sie da,
Sie auf Wipfel niederschaute
Die ich leuchten sah.

Und zur Seite weite Felder,
Reifen Kornes Klang,
Wogend hin und her im Winde,
Wispernd Sonnensang.

Die Libelle schoß hinüber
Reißend ging ihr Flug,
Hört ihr Schwirren in der Stille,
Stand — die Luft sie trug.

Und die Amsel schwang ihr Stimmchen
Hin zum klaren Bach,
Dem vertraute sie ihr Lieben,
Und er plätschert's nach.

„Lieber Bach darf ich dir sagen
Meines Herzens Sang?
Kannst es weiter weiter tragen
Durch die Welt entlang?"

Denn das klingt in jeder Brust,
Ist so allbekannt,
Sonnenschein und Flühlingsluft,
Tragen's in die Land.

Reinhold Braun:

Morgennebel.

Morgenrote Heide. Kiefern
Recken ihre dürren Aeste,
Frühwind kommt mit scharfen Geißeln,
Peitscht empor die Nebelreste.

Fest umklammern sie die Aeste,
Werden doch hinaufgetrieben.
Wie von Toten sind sie Seelen,
Die zu sehr die Erde lieben.

Karl Lemke:

Die Musik.

Sie fesselte mich. Hold war sie mir in Leiden und Not,
In Trübsal, im Schmerz; treu wird sie bleiben mir bis zum Tod.
O selige Wonne im Rosenduft Deiner himmlischen Töne zu weilen,
Wo Frieden nur herrschet und selige Eintracht, die Sünd' mit Balsam zu heilen.
Kräftige Akkorde der Seele ertönen im Kreis
Deiner glücklichen Brüder, im trautesten Freundeskreis;
Süße Harmonien der Liebe steigen wie Weihrauchdüfte empor, schweben
Zu Füßen Deiner Allmacht, Deiner Güte, zu Dir, der Du gabst ihr das Leben.
Als Opfer der Versöhnung ließest Du sie werden dann,
Und nimmer, ewig nimmer die Menschheit Dir danken kann.
Doch gibt es Menschen, Du erschufst sie selbst, zum eig'nen Zweck, als Werkzeug Deiner Kunst,
Als Zeugnis Deiner ewigen Liebe; nur wenig sind beglückt von Deiner Gunst.
In heiliger Begeisterung möcht' ich Dich umfassen,
Und jeden Elenden, der Dich nicht kennen mag, hassen.
Ja hassen, der kein Herz, keine Liebe, keine Phantasie, fern allem Schönen;
Doch den, der sie faßt und lieben lernet, den will ich mit gold'nem Kranze krönen.
Edel bist Du, erhaben und schön wie das Sonnenlicht,
Wenn lächelnd Du scheinst am Horizont und erblassest nicht.
Schon ewiglich stehest in schwindelnder Höhe Du dort, nicht weit und dennoch fern;
Denn wenig' nur wählt man Dir zu dienen und wenig' erreichen den gold'nen Stern.

Karl Emmerich Baumgärtel:

Frauen.

Ich liebte junger Mädchen Reigen,
Die heiß nach süßer Frucht begehrten,
Die mir in stürm'scher Lust gewährten
Zu trinken bis an Bechers Neigen.

Ich liebte schöner Frauen Lachen,
Das reif mit meinem Feuer spielte,
Das zündend nach dem Herzen zielte,
Und Fragen, die verlegen machen.

Ich liebe jene stillen Fluten,
Die aus den Augen sanfter Frauen,
Die aus den Mädchenblicken schauen
Und die so tief in ihrer Seele gluten.

Franz Reuß:

Im Strandkorb.

Erlosch'ne Stimmung,
Sinnloses Brausen und zielloses Wogen,
Möven, Regenpfeifer, welche Kimmung!

Im Flutgewühle
Zieh'n schwere Schauer an die öde Wüste,
Zerschmetternd alle menschlichen Gefühle.

Der Stumpfsinn döst
Am wüsten Strand vor faulem Tang und Kieseln
Und es erfriert mein Liedchen unerlöst.

Thea Mendel-Meyer:

Mensch und Blume.

Es richtet nach dem Scheine
Die Menschheit oft und gern,
Denkt nicht, daß rauhe Schalen
Oft bergen süßen Kern.

Das Schicksal hat dem Veilchen
Verlieh'n die Einfachheit,
Sieh' wie es alle Herzen
Erhebet und erfreut.

Durch ihre Heilkraft nütze uns
Manch unscheinbare Blüt',
Drum richt nicht nach dem Scheine
Und prüfe das Gemüt.

Es strahlet manche Blume
In bunter Farbenpracht
Und hat doch vielen Herze
Ihr tödlich Gift gebracht.

Richt' nicht nach äußerm Glanze
Erprobe das Gemüt,
Oft bringt den größten Segen
Die unscheinbarste Blüt'.

Erinnerung.

O treu Gedenken, süß Erinnern,
Du läßt das Auge freudig schimmern,
Hilfst uns des Lebens Lasten tragen
Und rasch vergessen Sorg und Plagen.

Erinnerung an frohe Stunden
Wie machst du manches Herz gesunden!
Die Freude kehrt so gerne wieder
Beim heitern Klang der Jugendlieder.

Erinnerung an teure Herzen
Die längst erlöst von Erdenschmerzen,
Die Weltenjammer überwunden,
Die schafft uns oftmals trübe Stunden.

Erinnerung an Jugendfreuden
Komm' hilf verscheuchen Erdenleiden.
Hilf trocknen uns des Kummers Zähre,
Daß stets das Auge sich verkläre!

Erika Rheinsch:

Eros.

Seine Bürde tragend mit Beschwerde
Hält auf seinem Weg der Eros still,
Schaut noch einmal das versagte Ziel,
Und sinkt traurig nieder an die Erde.

Ist der Liebliche ihm nicht gewogen
Haust er finster, ärmlich und allein,
Unbedeckt, sein Lager kalter Stein,
Welkend in sich selbst zurückgezogen.

Aber wie ein Baum von Harzen fließt,
Schmilzt er, wenn der Liebste sich erbarmet,
Und er spürt, wie wunderlich erwarmet
Junger Flamm an seinen Schultern sprießt.

Spürt Gefieder golden sich entfalten,
Ahnt sich ins Unendliche erhöht —
Und er schaut, was nimmermehr vergeht,
Ewigen Daseins selige Gestalten.

Hermann Busse:

Waldabend.

Heute bin ich wieder einmal in den Wald gegangen, um ihn zu genießen, um allein ihm zu leben und gar viel hatten mir Eichen, Buchen und Tannen zu erzählen.

Schwarzes dichtes Gewölk bedeckt den Himmel und schweren Stand hat der Mond, sein mildes Licht über die einschlummernde Erde zu gießen. Wie süß ist doch die Natur in zarter Verhüllung der Dämmerung, wenn sie noch einmal hold lächelt, noch einmal sich dem Menschen im vollsten Schmucke zeigt.

So froh, so glücklich fühle ich mich und warum denn? Weil es eine große Wohltat, Selbstbefreien ist, sich aus dem wüsten Getriebe, dem Lärmen und Toben, dem Hasten und Drängen unserer modernen, geldfressenden Zeit in die geheimnisvolle Stille des Waldes zu schleichen, allein, allein zu sein bei rauschenden Wipfeln und horchen, gleich dem scheuen Reh, auf Abendwaldenmusik.

Allmählich siegen die regenschweren Wolkenmassen im Kampfe mit dem Mond, dem träumerisch blickenden, und dichter, feuchter Nebeldampf steht im Wald.

Er gleicht einem stillen Tempel. Der Nebel ist Weihrauch, weicher Duft entströmt den abendweihelichen Wälderföhnen, die erhaben, ernst und feierlich Abendandacht halten. Und jene große, bärtige Eiche, Wodanseiche nenne ich sie immer, was steht sie so stämmig und trotzig, am Eingang zum Waldtempel? Ah! Es ist der Wächter, ein starker, treuer Hüter, und bei ihm wohnt Windvater mit seinen tollen Jungen, und beide zusammen, Eiche und Wind, sie weisen dem Alltagsmenschen den Weg, den Menschen, die die Ruhe und Weihe, den Waldfrieden stören.

Und dort, auf jenem fernen Waldgrund, schreitet ein uralter, großer, einäugiger Mann, mit langem Bart, den Hut tief ins Gesicht gezogen, die mächtigen Schultern deckt ein wallender, dunkelblauer Mantel. Es ist Wodan, der starke Gott der alten Deutschen.

Indessen ist alles stumm geworden, fast unheimlich stumm, und der Himmel berührt die Erde, rollende Wolken gießen Regen hernieder. Er gischt mir in das Antlitz. Doch nicht lange strömte der Regen, ein leise atmender Wind scheucht ihn von hinnen.

Befreiende Einsamkeit! Welch stilles Glück! Die Einsamkeit ist eine steilsteinige Anhöhe, die der Mensch erklimmen sollte, um weise zu werden, still und ruhig unter dem lieblichen Wiegenlied, das der Wald singt: säuselndes Kosen und Wehen, das Rauschen und Lispeln der Blättchen und Grashälmchen, in denen allein tausendfältiges Leben blüht. Und manchem, der einsam durch die Welt geht und des Lebens Runenrätsel ergrübeln und ergründen will, wird es sein, als werde ihm die Lösung eines Rätsels, wenn er die Waldesweisen erklingen hört.

Inzwischen ist es völlig finster geworden. Auch mich mahnt die Nacht, die graugeflügelte, denn jedem Menschen schenkt sie süßen Schlummer. Nur ungern scheide ich von der Stätte heiligen Schweigens, schwer wird mir der Abschied vom ewigen Bronnen lauteren, reinen Menschenglückes.

Neue Bücher.

Lebensbilder aus der Tierwelt. Herausgegeben von **H. Meerwarth** und **K. Soffel.** Das Werk ist in zehn Bänden geplant und zwar: Drei Bände Säugetiere, drei Bände Vögel, zwei Bände Kriechtiere, Lurche, Fische, zwei Bände Insekten.

Zunächst sind aber nur die Reihen Säugetiere und Vögel mit je drei Bänden in Vorbereitung. Davon liegen bereits fertig vor je der I. und II. Band, während die dritten Bände im Jahre 1911 bzw. 1912 vollständig werden Jeder Band ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich. Jeder Band kostet M. 12.— ungebunden, M. 14.— in elegantem Leinenband und M. 15.— in Halbfranzband. Das Werk ist auch in Lieferungen zu je 75 Pf. zu beziehen. Jeder Band enthält 16 Lieferungen.

Einer der schönsten Charakterzüge der germanischen Völker — im Gegensatz zu den romanischen — ist die Liebe zum Tiere. Jägern, Tierfreunden, Züchtern, Gelehrten, Amateuren, ihnen allen dient die Tierwelt nicht nur zum bloßen Nutzen, sondern wird ihnen häufig zum Quell der edelsten Lebensfreuden. Diese hat sich erheblich vertieft, seit man in bewußter Erkenntnis der Einheit des Naturganzen sich gewöhnt hat, jedes Lebewesen biologisch in seiner engsten Umwelt zu betrachten, nicht mehr schematisch nach den toten Klassen und Ordnungen gelehrter Systeme.

Die Lebensbilder aus der Tierwelt, herausgegeben von H. Meerwarth und K. Soffel, wollen diesen neuen, aber unerläßlichen Anforderungen an eine gute Naturgeschichte in Text und Bild entsprechen. Auf streng wissenschaftlicher Grundlage, aber in gemeinverständlicher und ansprechender Form, wird vom Leben und Treiben der Tiere erzählt. Den Bildschmuck bilden nur photographische Natur-Urkunden.

Was ist eine Natur-Urkunde? Eine unmittelbare, durch keinerlei Zutat, Weglassung, „Verbesserung" oder „Verschönerung" getrübte oder gar gefälschte Abbildung eines Naturgegenstandes. Die Photographie ist dabei das zuverlässigste, ja eigentlich einzige Mittel. — Die in den „Lebensbildern aus der Tierwelt" enthaltenen Abbildungen sind solche photographische Originalaufnahmen lebender Tiere, in ihrer eigenartigen freien ungehinderten Lebensweise, in der Regel in freier Natur. Nur unter besonderen Umständen werden Ausnahmen einstweilen zugelassen. Diese Natur-Urkunden geben jedermann zum erstenmal umfassende Gelegenheit, die intimsten Vorgänge des Tierlebens als unmittelbarer Zuschauer selbst zu beobachten.

Der Text des Werkes ist biologisch gehalten; es sucht in Verbindung mit dem photographischen Bild dem Leser eine getreue Schilderung des Tierlebens zu vermitteln. Jedem Tiere ist ein besonderer Abschnitt gewidmet. Dabei folgen die Mitarbeiter wesentlich anderen Gesichtspunkten, als die meisten naturwissenschaftlichen Bücher. Es gilt, das Tier in seinem Verhältnis zum Menschen und zu anderen, das gleiche Gebiet bewohnenden Tieren, sein Leben und Treiben im Verlauf der verschiedenen Jahreszeiten darzustellen, teils nach eigenen Beobachtungen der Bearbeiter, teils unter sorglicher Verwertung der Literatur. Daß dabei die erzählende und oft heitere Form der Darstellung gewählt worden ist, bedarf kaum der Rechtfertigung. Systematische Beschreibungen wird man in diesen Schilderungen nicht suchen wollen und nicht finden — soviel Wissen auch darin steckt. (Verlag R. Voigtländer in Leipzig.)

Dr. Rudolf Kahn: Der Kampf um das Heine-Denkmal (Ein Rückblick). Bruno Volger Verlagsbuchhandlg., Leipzig-Gohlis, M. 1.—.

Vorliegende Schrift gilt dem Versuche, den Kampf um das Heine-Denkmal zusammenfassend zu schildern. Bei der Darstellung dieses mit Leidenschaft und oft mit Haß geführten Kampfes glaubt der Verfasser bekennen zu sollen, daß er niemand zu Liebe, niemand zu Leide geschrieben hat, wenn er auch seine Bewunderung für den Dichter nicht zu verbergen gesucht hat. Möge das ehrliche, anspruchslose Buch seine Freunde finden!

Karl Streibel: Nena Heider. (Bruno Volger Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Gohlis Mk. 2.50 geb. 3,50.)

Diese epische Dichtung versetzt uns in das britische Indien der letzten Jahrzehnte. Der Schauplatz ist eine der ältesten und bewegtesten Kulturstätten der Erde, nämlich Dehli und dessen Umgebung. In einer packenden Episode werden die vor keiner Freveltat zurückschreckenden politischen Wühlereien, dynastischen Ränke und habgierigen Nachstellungen der von britischer Herrschaft im Zügel gehaltenen einheimischen Fürstengeschlechte und ihres Anhanges sowie die vor eigenen Uebergriffen sich hütende Wachsamkeit der Briten, dieser Herren des Landes, vorgeführt. Der Versbau, — achtzeilige, in viersüßige Trochäen geschriebene Strophen — erscheint uns korrekt und glatt. Es liest sich angenehm. Die Bildersprache Indiens kommt mit dichterischem Verständnisse zur Anwendung.

Karl Streibel: Das Fest in Roßwaldau. (Bruno Volger Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Gohlis Mk. 2.– geb. 3.—.)

Mit dieser Dichtung, die in „Oktaven mit drei Reimen" geschrieben ist, wird dem Preußenkönige Friedrich dem Großen ein Denkmal gesetzt und zwar in seiner Eigenschaft als Herrscher des neu erworbenen Schlesien und als Freund gegenüber jenen, die er seiner Freundschaft würdigte. Die Ereignisse gruppieren sich zum guten Teile um Roßwaldau,

einen damals weitbekannten Feensitz eines Grafen Hoditz, und um Neiße. Dort feiert Hoditz, der mit Friedrich durch Familienbeziehung verbunden war, seine tollen, ausgelassenen Feste, deren Gast auch Friedrich war, und in Neiße erwuchs darüber dem letzteren in seinem Freunde und Erbauer der Festung Neiße, Wallrave, ein Verräter. Die Art wie er diesem Freunde den entdeckten Verrat zu entgelten sucht, ist königlich.

In den Oktaven wird unseres Erachtens die Form genügend beherrscht und es kommt in ihnen die dichterische Sprache zur Geltung. Aber es bringt es leider dieses Versmaß mit sich, daß sich beim Lesen leicht eine gewisse Monotonie einschleichen kann. Deshalb war es von jeher gewagt, dieses Versmaß für die deutsche Epik zu wählen.

Der Stallbaron. Roman von Hanna Brandenfels. Geh. 4 Mark, geb. 5 Mark. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W 57.

Der Grundgedanke dieses Werkes ist, daß sich jeder sein Lebensglück kraft eigenen Strebens mit eigenen Händen erschaffen muß, und diese Erkenntnis verleiht der Dichtung ihren hohen erzieherischen Wert. Wiederholt hat Hanna Brandenfels in ihren früheren Romanen Lebenslügner dargestellt, die mit Jongleurkünsten aller Art den äußeren Schein zu wahren suchen, anstatt mannhaft eine verlorene Stellung aufzugeben und sich einen neuen Wirkungskreis zu erobern. Jetzt schildert sie in ihrem „Stallbaron" einen adligen Offizier, der gerade durch den schweren, aber wohlverdienten Schlag seiner Entfernung aus dem Heere zur Selbsterkenntnis geführt wird. Während ihn bisher seine Erzieherinnen verhätschelten, und er dem Leben nur mit Ansprüchen gegenüber stand, beugt er sich jetzt unter die Pflicht; er verschweigt seinen Titel eines Barons, um die schlichte Stellung eines herrschaftlichen Kutschers zu erhalten. Bald aber führen ihn die Arbeit und seine Begabung aus diesem engen Kreis wieder heraus und ebenso schnell der Höhe entgegen, wie ihn der Genuß zu Fall gebracht hat. Die Krönung findet sein Leben in der Liebe zu derselben Frau, an deren Gartentor der „Stallbaron" als ein Dienender gepocht hat.

Die Vollendung des arischen Mysteriums in Bayreuth. Von Prof. Dr. Leopold von Schroeder. (M. 5.— broch., M. 6.— gebd. J. F. Lehmanns Verlag, München).

In dem vorliegendem Buche zeigt der Verfasser, daß die großen Worttondramen Richard Wagners, vom Fliegenden Holländer bis zur Parsifal, die Erfüllung uralten Suchens und Sehnens der arischen Völker darstellen.

In der Urzeit der Arier wurden bei festlichen Gelegenheiten gewisse besonders bedeutsame Gestalten und Szenen des Mythus kultlich-dramatisch vorgeführt, als primitive Mysterien. Richard Wagner hat nun mit der höchsten Genialität die wichtigsten dieser urarischen Mysterien in seinen Dramen zu einem völlig neuen, herrlichen Leben erstehen lassen, indem er den uralten mythischen Stoff als schaffender Dichter mit neuen, großen und tiefen Gedanken durchdrang und die so geschaffenen Dichtungen mit der wunderbarsten Musik, als ihrem eigentlichen, innerlichsten Lebenselement, erfüllte und von ihr getragen werden ließ.

Erika Rheinsch: Das Kindlein. (Kartonniert Mk. 4.—, Frauenverlag München und Leipzig.

Dieses neue Buch von Erika Rheinsch soll weder die Wissenschaft des Psychologen noch die Kunst des Pädagogen bereichern, noch ist der Ausfluß eines besonderen Mutterstolzes, insofern etwa ein Wunderkind darin beschrieben wäre: Sondern das Wunder der Kindheit selbst ist hier auf rein poetischer Grundlage geschildert worden, und seine Lösung heißt: Die Liebe der Eltern zueinander. Beschreibungen wilder und stiller, verheißungsvoller und dahinwelkender Kinder haben wir freilich schon genug. Aber dieses Buch der frühesten Kindheit selber ist noch nicht geschrieben worden. Und nur eine Frau hat es schreiben können. Denn es enthält eine Fülle von Beobachtungen und Einsichten, die einem Manne ursprünglich nicht zugänglich sind. Auch gehört die Reinheit und Zartheit, mit der hier die Liebe erfaßt ist, die ganze wohltätige Atmosphäre von Gesundheit und gefaßter Lebensbejahung mehr dem weiblichen und mütterlichen Wesen an. Unser „Jahrhundert des Kindes" hat hier spontan seinen poetischen Ausdruck gefunden.

„Genie und Liebe." Ein Künstler-Roman von Valerie Hodann. (Verlag: Hans Wendt, Thale a. H., Kommissions-Verlag: Friedrich Schneider, Leipzig.)

Wir genießen hier einen jener freien und doch geschmackvoll geschriebenen Künstlerromane. Trotz der leichten Auffassungsart finden wir doch Stellen von tiefer poetischer Wirkung. Eine farbenvolle Schilderungskraft, eine fließend belebte Sprache vereinen sich hier mit einer tiefen Kenntnis des Lebens. Künstlernaturen mit all ihren Stärken und Schwächen sind es, denen wir zum Teil begegnen. Trotz der Verworrenheit der Charaktere ergreifen uns diese Personen doch durch die rein menschlichen Züge, die ihnen die Dichterin meisterhaft zu geben verstand.

Adolf Dreßler jun.

Ernst Geyer: „Michael Kohlhaas". (Kleist's Novelle dramatisiert, Xenien-Verlag zu Leipzig.)

Die Novelle Kleist's ist bekannt und bleibt uns nur über den Wert der Dramatisierung zu berichten. Wir können in dieser Hinsicht Ernst Geyer ein rückhaltlos gutes Zeugnis ausstellen. Mit seinem Verständnis und geschickter Hand hat er es verstanden, den dankbaren Stoff zu verwerten. Es wäre dem Werke eine Aufführung zu gönnen, da eine starke Wirkung nicht ausbleiben kann, denn der Verfasser hat es fast immer verstanden, die Szenen vorzüglich zu führen und steuerte auch aus seinem eigenen poetischen Schatz dem Kleistischen Werke bei. Adolf Dreßler jun.

Viktor von Schubert-Soldern: Unverschuldet. Roman. Preis M. 2,50. **Ein Dämon.** Roman. Preis M. 3,—. (E. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig.)

Die beiden Romane zeigen wieder alle Vorzüge des Verfassers im glänzendsten Licht, seine äußerst vornehme und doch oft realistische Schreibweise, die feinsinnige Durchführung der Handlung und Verwertung der Ideen bieten dem Leser einen hohen Genuß, durch eine treffliche Schilderungsart zwingt uns der Verfasser unwiderstehlich in seinen Bann und wir fühlen und leben mit all den Menschen, die er uns vorführt. Adolf Dreßler jun.

Alfred Joeckel: Der Weg zum Tode. Novellen. (Magazin-Verlag Leipzig-Möckern. Preis M. 1,50.)

Flott geschriebene, dramatisch bewegte Novellen, die dem Verfasser alle Ehre machen. Alfred Joeckel bringt nicht nur Schilderungen aus unserer Zeit, er führt uns auch in vergangene Tage zurück und zeigt uns das Leben und Leiden früherer Menschen. Die Erzählungen sind äußerst spannend geschrieben und besonders für die Reisezeit zu empfehlen. Dr. A.

Recht oder Pflicht. Roman von **Elly von Noorden.** Preis M. 3,—. Dresden, Verlag von Rudolf Krant.

Ein Buch, das der besten Empfehlung würdig ist. Die Verfasserin weiß Melancholie mit Spannung geschickt zu vermählen und gibt dadurch ihrem Buch einen hohen literarischen Wert. Die Handlung ist äußerst geschickt und wirkungsvoll aufgebaut und die ganze Art des Werkes vermag uns stark zu fesseln. Elly von Noorden wird sich gewiß einen Kreis warmer und ehrlicher Freunde erwerben. Adolf Dreßler jun.

„Durch Kampf zum Sieg". Schauspiel in drei Akten von Robert Lüking. (Preis Mk. 1.—. Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Gohlis).

Robert Lüking ist ein Verfasser, dem zweifellos eine starke dramatische Begabung innewohnt, was das rasche Vorwärtsdrängen der Handlung, die Kürze der Sprache, eine fast immer geschickte Führung der Szenen beweist. Wir werden in die Zeit des 30jährigen Krieges während der Herrschaft des Schwedenkanzlers versetzt. Ein schwedischer Oberst, zügellos und rauh von Art, begehrt die Geliebte seines Sohnes. Die zwei jungen Menschenkinder haben bittre Kämpfe zu bestehen, doch sie gehen durch ihren Edelmut und ihre hohe Gesinnung als Sieger vereint daraus hervor. Die Zeichnung der einzelnen Personen ist dem Verfasser sehr gut gelungen. Außer dem Vorzug einer geschickten dramatischen Behandlung hat das Stück auch Stellen poetischer Schönheit. Ich gedenke der wundervollen Liebesszenen zwischen Axel und Gertrud im ersten Akt. Durch Strenge und Selbstzucht wird Robert Lüking sicher seinen Weg zur Höhe finden. Adolf Dreßler jun.

„Verliebte Leute" von Edith Dembczak. (Preis Mk. 1.—. Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Gohlis 1911).

Eine von jenen anmutigen liebenswürdigen Geschichten, wie man sie gern in stillen behaglichen Stunden ließt. Die Verfasserin hat es verstanden, uns geschmackvoll zu unterhalten. Die Kämpfe der beiden liebenden Menschen erregen uns nicht, sie ziehen vielmehr rasch an unserm geistigen Auge vorrüber. Tiefe Gedanken und Rätsel gibt es hier nicht, doch die Verfasserin will ja auch mit ihrem Buch keinen Anspruch auf dichterische Größe machen, und dafür möchte ich ihr besonders danken.

Adolf Dreßler jun.

„Frühling und Leben", Gedichte von **Hugo Tlustek.** (Preis M. 1,50. Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Gohlis 1911.)

Hugo Tlustek, der den Lesern des Magazins kein Unbekannter mehr ist, tritt uns hier mit seinem ersten Buche entgegen. Man kann an dem Schaffen des jungen begabten Dichters seine ehrliche Freude haben und das Lesen seiner Verse bietet einen ungetrübten Genuß. Rein in der Form, feinsinnig in Stimmung und Ausdruck sind seine Gedichte. Eine starke poetische Kraft, wie auch ein wundervoller Liebreiz der Schilderung läßt uns dieses Buch angenehm und wertvoll erscheinen. Fast immer reiht sich Perle an Perle, jede Dichtung trägt den persönlichen Stempel des Autors, sodaß sich, dank seiner Eigenart, das Schaffen Tlusteks weit über das Mittelmaß hinanshebt.

Adolf Dreßler jun.

„Gefesselte Liebe", Roman von **Albert Schulz.** (Preis M. 2,50. E. Pierson's Verlag, Dresden 1904.)

Wir haben in Albert Schulz einen Autor, der mit feinsinnigem Können und reichem Wissen aufwartet. Seine Schilderungen des Lebens und der seelischen Vorgänge sind echt und wahrhaft und das Interesse des Lesers wird niemals müde. Auch dieser Roman ist dank seiner großen Vorzüge und der interessanten vielseitigen Handlung warm zu empfehlen. Adolf Dreßler jun.

Botscharow der Großkaufmann. Aus einer russischen Kleinstadt. Von Alexander Andreas. Berlin, Verlag der Grenzboten G. m. b. H. Preis 4.— M. geb. 5.— M.

„Botscharow der Großkaufmann" nimmt eine durchaus gegensätzliche Stellung zu dieser Literatur ein. Nicht wie sonst üblich nimmt Andreas die Revolution oder ein anderes historisches Ereignis oder auch das bestechliche Beamtentum als Hintergrund, die Handlung selbst spielt auch keineswegs in der Art der gewöhnlichen Gesellschafts- und Liebesromane, sondern es sind ganz eigenartige, unübertroffene Schilderungen des Lebens und Treibens in einer russischen Kleinstadt. Die naturgetreue historische Typenzeichnung ist vor allem hervorzuheben. Wie köstlich mutet

das Bild der „Vertreter der kaufmännischen Nation“ an, mit welchem prächtigen Humor sind die Tagesereignisse geschildert, wie realistisch erscheinen die Gestalten der Bauern, der Polizisten und der goldenen Jugend des Ortes! Man empfindet es: ein genauer Kenner hat hier ein wirkliches Bild russischen Volkslebens gezeichnet.

Ostdeutscher Almanach 1911. Herausgegeben von Adda Freifrau von Lilienkron und Karl Wilczynski. Buchschmuck von J. V. Cissarz.

Eine bemerkenswerte Bucherscheinung wurde in diesen Tagen anläßlich der ostdeutschen Ausstellung in Posen der Öffentlichkeit übergeben. Der Ostdeutsche Almanach entstand in dem dankenswerten Bestreben, eine kleine Übersicht zu gewähren über das geistige Schaffen ostdeutscher Gelehrter, Staatsmänner und Künstler. Leider besteht dem Osten unseres Vaterlandes gegenüber in weiten Kreisen eine erschreckende Unwissenheit, gemischt mit falschen Vorstellungen und Vorurteilen. Gewiß hat der Osten, ob man ihn nun von der Elbe, der Spree oder der Oder ostwärts rechnet, mit ungleich größeren Kulturhindernissen zu ringen, als der gesegnete Westen. Aber es wird gekämpft dort, unermüdlich, mit einer fast verbissenen Energie. Und die Erfolge sind nicht ausgeblieben! Die ostdeutsche Ausstellung hat Kunde gegeben von der überraschenden Höhe östlicher Industrie, östlicher Landwirtschaft und östlicher Kunst. Der ostdeutsche Almanach ist geeignet, diese Anschauung zu ergänzen und zu vertiefen. Das geschmackvoll ausgestattete Werk gibt in zahlreichen Aufsätzen und Berichten leitender Staatsmänner und Verwaltungsbeamter Aufklärung über diesen verkanntesten Teil unseres Vaterlandes. Wer etwas zu sagen hatte, schrieb dem Almanach seine kleinen Aphorismen, und wer nichts Geistreiches zu sagen wußte, der schickte wenigstens einige Zeilen und unterschrieb sie mit seinem Namen, der meist im praktischen Kampfe um Ostens Größe einen guten Klang hat. Hervorzuheben ist der künstlerische Teil des Buches, an dem sich alle die beteiligten, die durch Geburt oder Tätigkeit dem Osten verbunden sind. Den ersten Preis in Prosadichtungen möchte ich der „Mondlegende vom ersten Lied“ des erfolgreichen Berliner Dramaturgen und Dichters Eberhard König zusprechen. Durch diese Erzählung geht ein so hehrer Hauch echter Poesie, daß jeder Leser von der Schönheit der Dichtung tief ergriffen werden muß. Mit der an ihr rühmlich bekannten feinen Beobachtungsgabe für ländliche Verhältnisse schildert Clara Viebig in ihrem „Heiligenhäuschen“ das Schicksal einer Mutter. Unter den Balladen möchte ich die Dichtung „Kloster Allerheiligen“ von Alberta von Puttkammer, ferner „Eine Nacht“ von Kurt Münzer-Berlin und den „Trompeterberg zu Liebusch“ von Freifrau von Lilienkron besonders hervorheben. Ihnen reihen sich würdig an Dichtungen von Viktor Blüthgen, Carl Busse, Gerda von Robertus, Karl Wilczynski und vielen anderen. Unter den Aphorismen verdienen die Sprüche Wilhelm Uhdes über „Kunst und Malerei“ besondere Erwähnung, Das Buch ist in höchstem Maße lesenswert. Jeder, der an den Erfolgen und dem geistigen Schaffen unseres Vaterlandes wahren Anteil nimmt, sollte nicht verfehlen, aus diesem Almanach ostdeutschen Könnens Belehrung und Erbauung zu schöpfen.

Reinhold Eichacker.

„Der schwarze Dekameron“ von Leo Frobenius. Mit Illustrationen von Fritz Nansen und Photographieen, Verlag Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Ch. 1910.

Dieses äußerst aparte Werk stellt im wahren Sinne des Wortes ein Buch des Genusses dar. Es handelt von Witz, Liebe und Heldentum in Innerafrika. Sein Verfasser, der weit und breit bekannte Ethnologe und Leiter der deutschen innerafrikanischen Forschungsexpedition, hat es sich der ungeheuren Mühe nicht verdrießen lassen die reichen Schätze urwüchsiger Volkspoesie zu heben und eine entsprechende Auswahl davon dem deutschen Lesepublikum zugänglich zu machen.

Das umfangreiche Werk gliedert sich in drei Teile: „Ein Buch von Rittertum und Minne“, „Reinecke u. Cie. im Busch“ und „Charaktertypen“, zu welchen Abschnitten der Assistent Frobenius', Kunstmaler Nansen, verschiedene interessante Zeichnungen beigesteuert hat.

Im ersten Teile wird uns von den Rittern des Altertums erzählt, von deren kühnen Heldentaten und unerschrockenen Liebesaventuren, die die Barden in klangvollen Epen besingen, deren Übersetzung hier zum überhaupt ersten Male dargeboten erscheint. Der zweite Teil ist den afrikanischen Tierfabeln gewidmet, die sich das Volk in Senegambien, im Sudan, in Togo und im Kongolande erzählt. Der „Charaktertypen“ bezeichnete Abschnitt führt uns verschiedene geistige Physiognomien der Volksanschauung vor Augen und es sind gar höchst ergötzliche Geschichtchen, die uns vom „Lügenkünstler“, vom „Listigen“, vom „Protsch“ und vom „Geizhals“ berichten.

Das Buch ist in allen seinen Teilen so hochinteressant, eigenartig, ja spannend, daß man nur ungern von ihm Abschied nimmt. Zugleich ist es im höchsten Grade belehrend, daß es als echtes Geschenkwerk auf das Wärmste empfohlen werden kann.

Rud. Jul. Lehner.

Druck: Heider Anzeiger G. m. b. H.

DAS MAGAZIN

Monatsschrift für Literatur und Kultur :: :: Kunst und Theater

Herausgeber: **Adolf Dreßler jun.** ■ Schriftleitung: **Bruno Volger.**

August 1911

Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern.
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten.

Karl Welge:

Mein Herz, es will nicht brechen,
Es ist so stark wie Erz,
Drum soll es sich nicht rächen
Für heißer Liebe Schmerz.

Der Wunden sind geschlagen
Ihm viele, tief und groß,
Doch sollen alle heilen
In künft'ger Zeiten Schoß.

Es ruft mir eine Stimme
Aus lichten Himmelshöh'n:
Die Leiden werden schwinden,
Der Schmerz wird bald vergehn;

Es kommt nach trüben Tagen
Ein schöner Sommertag;
Laß ab, laß ab vom Klagen,
Es folgt dein Glück einst nach.

M. Thalmann:

Addio.

Halb Zwölf! In einer halben Stunde hebt das Schiff die Anker.

Wir standen auf der Piazetta, oberhalb der beiden marmornen Säulen, weit vorgebeugt über den Damm.

Das Meer leuchtete nicht mehr. Es schlief. Nur ab und zu tauchte aus der Mündung eines Kanals das irre Licht eines Lampions auf, gelb, grün, unsicher und flackernd. Ein schmaler Streifen huschte dann kosend über das Wasser und wie ein schläfriges Lachen kicherte es aus der Tiefe.

Nichts regte sich an der Mole. Ein heller Balken um den andern dunkelte und ergab sich der vornehmen Ruhe. San Maria della Salute streckte ihre dunkle, kühne Silhouette fein gezeichnet in die Nacht hinein. Der Schatten der beiden hohen, schlanken Türme huschte eilig über die Lagune. Nur das kalte Weiß der Reedentore starrte durch die Nacht.

Vom Lido kamen abgerissene Töne, Lieder und Lachen über die ruhig horchenden Wellen.

Se xè bei — non xè per mi . . . neckte das Meer zurück.

Wir standen noch immer vorgebeugt über den steinernen Damm und starrten hinunter, als ob sich hier unten die entzückendsten Bilder entrollten, und es war nichts zu sehen.

Ich achtete es kaum, daß er mit meinen Händen spielte, ich fühlte kaum, daß er sie küßte.

Zwischen unseren Blicken lag etwas Dunkles, Hartes, Weitgedehntes — das Schiff. Seit dem Abend lags im Meer verankert, ohne Bewegung, zur Abfahrt bereit. Und dieser scheinbar tote Koloß begann zu leben.

Die erste Dampfwolke stieg. Wir sahen ihr beide zu. Kaum merklich, so rasch zerfloß sie in der Nachtluft und legte sich wie ein matter Dunstkreis um den Körper des Schiffes, daß sich die Laternen und Signallichter langsam dämpften, wie in einer Krankenstube.

Sie weckten nicht und ließen doch die Sinne nicht schlafen gehen. Unwillkürlich seh ich ihn an. Er murmelte etwas, was ich nicht verstand und biß den Bart. Er schien mir fast gealtert, so flog die Stunde.

Dreiviertel Zwölf! Es ist Zeit. Und wir suchten beide noch immer etwas über den Damm, unten, etwas in dem kaum fließenden Meere, das sich zu weiten schien, etwas wovon uns der Name entfiel. Es stockte. Das Wort kam nicht, die Hände wußten es.

Die Dampfwolken wurden stärker. Der Schiffskörper atmete und dröhnte. Die Maschine begann ihre Arbeit.

Er schob den Arm in meinen.

Wir schritten langsam das Pflaster längs des Dammes entlang, hinauf zur Piazetta, wo die Gondeln liegen.

Ein paar Stufen hinunter und die Luft kam uns kühl entgegen. Es kam etwas aus der Tiefe, ein verfrühtes Erwachen der Morgenfrische. Er schloß mir die Mantelknöpfe. Mich fröstelte doch. Der Koffer stand auf dem schwarz gepolsterten Sitz des Bootes, der Mann griff nach dem Ruder.

Die Schiffssyrene pfiff. Es ist Zeit. Addio. Er schob mir hastig den Schleier zurück, und dann beugte er sich über meine Hände.

Das Ruder drückte ins Meer.

Addio . . . Ich sah nur, es zuckte etwas in seinem Gesicht.

Elly von Norden:

Alice.

Jeden Abend konnte man sie beobachten.

In Monte-Carlo steigt in die elektrische Küstenbahn, bald nach 5 Uhr, eine zarte, kleine Frauengestalt. Auch heute sucht sie nach dem Doppelsous mit zitrigen Fingern, dabei entgleitet eine Rolle Klaviernoten ihrem Schoße. Dienstbeflissen hebt sie der Schaffner auf und nennt den Namen ihrer Straße im fragenden Ton. Ein Lächeln des Einverständnisses erwidert ihm, ein Lächeln, das dem Gesichtchen einen ganz besonderen Reiz gibt und uns das schrankenlose Leid erfahren läßt, welches sonst diesen blassen Zügen aufgeprägt ist. . . — Nervös klopfen die schmalen, feinen Finger auf der Notenrolle den Dreivierteltakt und die Lippen bewegen sich.

Zählt sie noch weiter? Eins, zwei, drei und vier, oder ist es ein heimlich Rechnen? Acht Stunden, zwölf Franken. Ja, aber wie? Vier Franken für die schlechte Zeit, vier Franken für den Sommer, der garnichts, rein garnichts bringt, dann bleiben nur

noch vier Franken für heute! Sie sinkt in sich zusammen und wird ganz, ganz klein.

Ihr gegenüber sitzt ein vollblütiges Rassenweib. Die roten, allzu roten Lippen schürzen sich, die schwarzgeränderten Augen blicken durchdringend nach der Andern. Mitleid, verächtliches Mitleid liegt in diesem Blick, Nur einige Striche mit dem roten und dem schwarzen Stift denkt sie und dies fahle Gesicht ihr gegenüber ist liebreizend, ja, wäre geradezu faszinierend! Freilich, auch das fadenscheinige Kleidchen müßte fallen! Einen schwarzen Samtmantel mit reicher Verzierung, einen Hut mit breitem Pelz und ein großer Zobelmuff über die weißen, zarten Hände — so angetan durch Monte-Carlo streifen und die Kleine brauchte nicht mehr für Hungerlohn Klavierstunden zu geben. Sie selbst erinnerte sich noch der Zeiten, wie's einem zu Mute ist, bei der schweren, täglichen, ehrlichen Arbeit!

Die junge, kleine Frau mit der Notenrolle schüttelt den Blick der Anderen ab. „Was will die Person? Nein arbeiten, arbeiten! Lieber zu Grunde gehen. Nur nicht so werden! Nur nicht so!"

Die elektrische Tram rast durch die Straßen. Namen werden gerufen. Endlich erhebt sich die müde, zarte Frau. Der Schaffner hilft ihr freundlich wie keiner anderen und erhascht einen dankbaren Blick. Er sieht ihr nach, wie sie langsam, grenzenlos müde dem Wagen nachfolgt.

Acht Stunden, bald hier und bald dort. Wer sagt ihr wohl ein freundlich Wort? Wer hilft ihr zu tragen, was ihr manchmal kaum zu ertragen dünkt? Und weit schlimmer als dieses Arbeiten, die quälende Frage, wie wirst du zu Hause erwartet, welch' neue Bitternis wird dir bereitet. Und doch tat sie alles, um das Leben des immer noch geliebten Mannes zu erleichtern. Des Mannes, mit dem sie einst durch wolkenloses Glück zu schreiten schien. Wie konnte nur alles so werden? War es Wirklichkeit, daß sie vor nicht allzu langen Jahren zärtliche Worte von ihm vernommen? „Ma Mignonne, mein Kleinod, mein Liebling, wie bist du so schön!" Hatten ihres Mannes Lippen nicht täglich so gefragt? War es auch wirklich ihr Leben, das vorüberzog, wie ein Glückstaumel, und ein endloser Traum, ihr nun erscheinend, ein Traum, aus dem das Erwachen andauernder Jammer wurde?

Die Eltern hatten Recht, sich dieser Ehe zu widersetzen und sich von ihr loszulösen, als sie doch ihren Willen durchsetzte und dem Manne in sein freies Künstlerleben folgte. In sein kleines, herrliches, heimliches Liebesnest! Lorbeerkränze schmückten dort die trauten Wände, Lorbeer und Blumen allüberall, die Trophäen seiner Kunst, die Ehrenbezeugungen für den gefeierten Heldentenor!

Und sie selbst, die Hüterin seines Heimes, die Hüterin seines Glückes! Wenn er ehrenbeladen von der Bühne zurückkehrte, wo man seiner herrlichen Stimme gelauscht hatte, ihn dort gefeiert wie keinen zweiten, empfing sie ihn, wie er sagte „im trautesten Nest". Sie hatte selbst das Mahl liebevoll bereitet, den Tisch geschmückt, wie zu einem Fest; da saßen sie einander gegenüber, tranken feurigen Wein aus hellgeschliffenen Kristallen, und ihr Glück war so rein, wie der Ton der klingenden Gläser! „Mein Liebchen, Ma Mignonne, wie bist du so schön!"

Und dann?

In schneekalter Winternacht hatten sie begeistert des großen Künstlers Pferde ausgespannt und den Gefeierten durch die eisige Nachtluft getragen. Die Höhe seines Ruhmes war auch der Sturz seines Glückes. Seit diesem Abend, als er fröstelnd nach Hause kam, mußte sie ihn pflegen. Seit diesem Abend war seine Stimme verloren, um nicht wiederzukehren. Weder ihre Pflege, noch die südliche Luft seiner schönen Heimat konnte die verlorene Stimme ersetzen. Für immer verloren!

Die kleine, zarte Frau aber ging und sorgte für den entthronten, unglücklichen Gatten. Mit eigener Kraft und seltener Energie brachte sie den Lebensunterhalt zusammen, während er dem Schicksal grollte, feierte und klagte.

Claire hatte ihr Ziel erreicht, wie zögernd blieb sie einen Augenblick an der Eingangstüre stehen, dann stieß sie mühsam die Haustüre auf und trat durch den dunklen, engen Hausflur, erklomm mühsam die ausgetretenen Stufen der engen Treppe. Niemand erwartete sie. Sie zog die Schelle. Da nahten polternde Schritte und sie vernahm die zürnende Stimme ihres Mannes, dessen Züge noch die einstige Größe und Schöne verrieten.

„Wo kommst du her. Wieder den ganzen Tag fort gewesen und ich bekomme nichts. — Nichts zu essen — weil das Weib fortläuft und an nichts denkt! — Hast Du wenigstens etwas mitgebracht?"

Eisern umklammern seine Finger ihr zartes Handgelenk.

Sie schüttelt den Kopf. „Ich dachte, du würdest das Nachtmahl besorgen."

Flehend kommt es leise von den blutlosen Lippen.

„Ich bin keine Küchenmagd, geh' und hole etwas für mich."

„Ich bin so müde. — —"

Da lacht er auf. Müde! Glaubst du, ich glaube an den elenden Schwindel? Ha, Klavierstunden, zum Lachen! Du freilich — bist satt — hast wohl dir etwas zu gute getan mit irgend einem Jemand. Da kann man freilich der Hausbissen entraten. — Aber ich — Pfui über Dich, daß Du mein Elend ausnützt.

Sie schaut ihn an und faßt nicht was er sagt. Sie versteht ihn nicht. Erst bei seinem „Pfui" erwacht ihr das Verständnis.

Aufgepeitscht, wie von Furien verfolgt, läuft sie fort — fort aus dem Hause, wirr, verständnislos durch die Straßen des Vorortes. Weiter, weiter durch enge, winklige Gassen, bis sie endlich aufatmend mitten im Leben steht. — —

Hell erleuchtet ist der Platz. Vor einem Juwelierladen bleibt sie stehen und drückt die heiße Stirn gegen die kühlen, großen Fensterscheiben und sucht mit der Hand das wildpochende Herz zu beruhigen, zu bändigen.

Sie bemerkt es nicht, daß man sie beobachtet. Ein junger Mann unweit von ihr, betrachtet schon lange die biegsame, vor Erregung leis zitternde Gestalt, und das durch den schnellen Lauf leicht gerötete, sprechende Gesichtchen.

Was mag dies Geschöpf soeben erlebt haben? Verzweifelt, verhungert sieht sie aus, und großes Mitleid erfüllt ihn und der unbezähmbare Wunsch ihr zu helfen.

So naht er sich ihr.

„Sie sind hübsch, diese Juwelen, sind sie es nicht?" fragt er.

Sie hört ihn nicht.

„Sehr hübsch", sagt er lauter. Da merkt sie den Fragenden und versteht, daß sie gemeint sei. Sie will wieder entfliehen, aber er legt seinen Arm in den ihren und zieht sie fort vom Fenster.

„Aber, chère Madame, wie kann man so sein?"

Was hat er für eine weiche, beruhigende Stimme, und sie folgt ihm willenlos, fast zu Tode erschöpft, wie unter einem Banne. Der Arm auf dem ihren lenkt sie sicher, und so folgt sie ihm über den Platz, durch die breite, hell erleuchtete Straße in ein kleines, reizvolles Weinrestaurant.

Nun sitzt sie ihm gegenüber. Sein Glas berührt das ihre. Sie nimmt von den ihr aufgelegten Bissen und erzählt ihm, was er wissen will. Oh, was tut es gut, reden zu dürfen vom eigenen Leid, reden zu dürfen, das Herz befreien zu dürfen von der darauf ruhenden, schier erdrückenden Last!

Der junge Mann hört schweigend zu. Er durchlebt ihr Glück und durchleidet ihr Unglück und sieht in ihre wunderbaren, tiefen, dunkeln Augen.

„Sie kleine, feine Heldin", das ist seine Antwort.

Nun sucht er ihren Blick und sagt zögernd und doch bezwingend:

„Frau Alice, Sie sind mir vorhin wie eine Nachtwandlerin hierher gefolgt, wohl eigentlich ohne zu wissen, was sie taten. Jetzt sehen Sie mit ihren klaren, klugen Augen wieder ins Leben hinein. Nun frage ich Sie, wollen Sie mir für immer folgen? Bei mir ist Verständnis, bei mir sollen Sie Ruhe haben. Nichts Quälendes, nichts Sorgendes mehr, nur liebevolles Verstehen!"

Schwer stützt Alice den Kopf auf die Hand und heiße Tränen entfallen den Augen. Das ist es ja, was ihr Mann ihr soeben vorgeworfen, da kam es ja, wogegen sie immer gekämpft. — — Sich ergeben bedeutet Ruhe, das „Nein" aber Weiterkämpfen und Sterben in den Sielen.

Nun richtet sie den kleinen, feinen Kopf auf, sieht den hübschen, jungen Menschen aus Tränen umflorten Augen an und schüttelt den Kopf und flüstert leise: „Nein." —

Dann erhebt sie sich und knöpft das fadenscheinige Jäckchen fester zu, denn draußen wird es kalt sein, kalt wie ihr Leben, was noch vor ihr lag — und hier drinnen war es warm, hellpulsierend, wie das eben von ihr verschmähte Dasein. — —

Der junge Mann folgt ihr halb ungläubig, staunend.

Draußen auf der Straße reicht er ihr den Arm und sie läßt sich durch Straßen und Gassen zurück ins Elend führen.

Lange reden sie nicht. Sternklar ist die Nacht. Da biegen sie von der Straße ab und schreiten hinunter zum Meere.

Der Mond taucht langsam wie in goldgelber Glut aus dem dunklen Wasser hervor und ergießt über das Meer eine breite, glitzernde Straße bis zu ihren Füßen. Still, überwältigt von der Großartigkeit des oft schon angestaunten Wunders, bleiben sie stehn.

Wie ein großer Gottesgedanke geht es durch die jungen Herzen.

Andacht erfüllt sie beide. Wahrheit durchdringt sie und alles kleinliche fällt von ihnen ab.

Da beugt er sich zu ihr hinunter und die Lippen finden sich in einem reinen, keuschen Kuß.

Und weiter schreiten die beiden zurück durch Gassen und Gäßchen bis sie vor der Tür mit dem engen Hausflur stehen.

Er drückt die Schelle.

Hastige Schritte hört man. Eilende Finger öffnen das widerspenstige Schloß und kaum beleuchtet von trüber Petroleumlampe steht der große Heldentenor vor ihnen, der einst Tausende zu begeistern wußte. Noch ist die grenzenlose Angst, die er um sein Weib in banger Stunde gelitten, auf seinem Gesicht zu bemerken.

Beide Männer stehen sprachlos einander gegenüber. Alices Gatte findet keine Worte. Da sagt der Fremde ruhig und sicher: „Hier bringe ich Ihnen ihre Frau zurück. Ich fand sie in einem schlimmen Zustande. Gern hätte ich sie für mich behalten und vieles würde ich darum geben, wenn sie mir gefolgt wäre. Sie aber will es nicht. Freiwillig kehrt sie ins Elend zurück. Schmach und Schande", und die leise Stimme hob sich dräuend, „so von gewesener Größe zu leben und diese kleine, zarte Frau zu quälen!"

Fort war er.

Weit breitet der große Mann seine Arme aus. —

Seine Stimme, schmeichelnd wie früher, flüstert leidenschaftlich:

„Ma Mignonne, mein Liebchen!"

Strahlenden Auges kehrt sie zurück in ihr heimliches, kleines Nest — dem Leide, dem Glücke entgegen!

Lysander Fischer:

Heidewanderung.

Schlummer hüllt die Büsche ein,
Dämmrung füllt die weite,
Von des Mondes zartem Schein
Still gestreifte Heide.

Einsam strahlt ein holder Glanz
Übers Heideland,
Übergießt mit Silber ganz
Heidekraut und Sand.

Aus dem nahen, duft'gen Hain
Hört man letztes Schnattern —
Bei des Mondes Dämmerschein
Träumend Vögel flattern.

Da! — mit sehnsuchtsvollem Schritt
Nah'n Gestalten — drei;
Und mit müdem Wandertritt
Geht's am Wald vorbei.

Schon sind diese fortgeglitten,
Kommt ein letzter stumm,
Tief vermummt noch hergeschritten,
Sieht sich fragend um.

Schaut den Mond in seiner Fülle
Dunkle Heidepracht —
Lauscht der atemlosen Stille
Jener süßen Nacht.

Über seiner Stirne schwebet
Bangend schwarzes Haar,
Schmerz in seinen Zügen lebet,
Weh dunkel und starr.

Leicht spielt jetzt des Mondes Flimmer
Über sein Gesicht,
Doch der Augen Feuerschimmer
Kühlt das kalte Licht.

Ach! In diesem Manne schlummert
Tiefes, tiefes Weh.
Um verlor'nes Glück er kümmert
Wie ein stiller See.

Aber in des Mondes Licht
Packt es schnell sein Herz,
Über sein braunes Gesicht
Huscht der Seele Schmerz,

So wie lautlos übern Teich
Wolkenschatten geh'n,
Über's stille Heidereich
Staublawinen weh'n.

Und vom Schmerze übermannt
Streckt er aus die Arme,
Wirft sich auf den Heidesand
Mit dem ganzen Harme.

Und die roten Blüten nicken,
Aus dem Schlaf geschreckt,
Ihre feinen Stengel knicken,
Von der Last bedeckt.

Dunkler wird's im weiten Kreise,
Duftschwer streicht die Luft.

Aus dem Haine schauert's leise
Wie aus einer Gruft.

Ganz verträumt beginnt's zu plappern
In dem Heidemeer —
Horch! — Gerippe schreckhaft klappern
Aus dem Haine her.

Tragen jenes Schmerzenskind
In den nahen Wald,
Daß es seine Ruhe find'
In der Erde kalt.

Und wie Todeshauch verschauert
Langsam sanft der Wind,
Und die Heide still betrauert
Dieses Menschenkind.

Lächelnd kommt der Mond hervor
Und begrüßt die Heide
Stumm bescheinend wie zuvor
— Sterne im Geleite. —

A. Deventer von Kunow:

Für Musik.

Skizze.

Sie war groß, schlank, anmutig in Bewegungen. Versonnen wie nach weiten Fernen schauten ihre dunklen Augen unter den gewölbten Brauen. Leicht gelockt fiel das schwarze Haar in die hohe Stirn ihres jugendfrischen, schönen Antlitzes. Wie die verkörperte Poesie erschien sie in ihrem weißen Kleide unter den sattgrünen Parktannen.

„Sonnenschein" — hatte er sie genannt. Was hatte sie getan, daß sie berühmt geworden war? Weshalb war ihr Name in die Welt hinausgedrungen aus der Verborgenheit dieser waldigen Bergschluchten? Ihr strömten Lebenskräfte aus der Schönheit der Natur zu. Doch ihr Mann ging seinen Passionen nur nach, Jagd, Spiel und rauhe Gelage füllten seine Tage aus. Sie hatte sich in ihm ein Ideal von Manneswürde, Kraft und Treue erträumt, als sie sich als halb erschlossene Knospe ihm vermählte. Alles, was sie zu geben vermochte, hatte sie ihm dargeboten. Doch er besaß nur die Glut der Leidenschaft, die sich verzehrt hatte. Verloschen — lebten sie weiter unter der großen Wandlung. Ihre Liebe wankte nicht. Sie hoffte — doch ermüdend, verstummte sie. Tief verborgen entfaltete sich ihr weiches Innenleben unter dem hohen Flug ihrer Fantasie. In Rhytmen und Tondichtung entströmte es wie eine sprudelnde Quelle.

Ein Schatten fiel über den sonnigen Kiespfad — sie wendete sich um und sah ihren Mann sich ihr nahen. „Annnnziata, ich fahre nach dem Jagdschloß Belschan und bringe in zwei Tagen einige Freunde herüber." Noch ein flüchtiger Gruß — alsdann ging er die Terrassen zum Schloß hinauf. Sie hatten sich nichts mehr zu sagen. — Unwillkürlich griff sie nach ihrer Mandoline, ihr weiche Töne entlockend, während sich ihr herrlicher Sopran mit den zarten Klängen verschmolz.

„Was ist das für ein Lied?" fragte plötzlich eine tiefe Männerstimme, als sie geendet hatte. Wie aus dem Erdboden entsprungen, stand die hohe Gestalt eines Mannes vor ihr, der Mitte der Dreißiger zählend, mit markigen Zügen den Typus des Südländers trug.

Weder erschreckt noch verwirrt antwortete sie zerstreut und leise: „Ich weiß nicht."

„Sehnsucht heißt dieses Lied, Gräfin", erwiderte Signor Latiano, sie mit heißem Blick durchdringend. — „Meister, verfrüht geben Sie meinen noch unartikulierten Lauten Inhalt. Sie dürfen ihnen nicht unreif schon Wert bringen."

„Unreif? Aus dieser neuen Tondichtung spricht Ihr starkes musikalisches Empfinden — und noch ergreifender — Sehnsucht — die in ihnen bereits Gestalt gewonnen hat." „Meister, Sie irren, denn diese Klänge reihten sich nur wie lose Perlen aneinander." „Und ihr Gesang?" fragte Latiano, den Blick mit geheimen Banden fest auf sie gerichtet. „Sang ich?" sagte sie erstaunt, indem sie sich die letzten Augenblicke einer stumm durchlebten Entsagung zurückrief. Hatte sie ihre Lippen geöffnet? sie wußte es nicht. Ihr Auge sah an Latiano vorüber, als suche es ein fernes Ziel. Über den hohen Baumwipfeln glühte die Mittagssonne, und atemlos stand der Wald. „Gräfin, in ihrem Innern vermählen sich Herz und Tondichtung, einer Harmonie zustrebend, die Ihnen selbst immer bewußter werden muß." Wenn man meinen Kompositionen zu viele Bedeutung gibt, fliehe ich in die Einsamkeit. Nie trug ich Verlangen, bekannt zu werden. Von der südlichen Heimat ent-

fernt, lernte ich des Nordens Reize in dieser Stille unserer Wälder schätzen. Aber ich bereue mein Hinausstreben aus dieser Abgeschlossenheit durch Veröffentlichung meiner Lieder und Kompositionen. Voreilig haben Sie mich dazu beredet." — Nein, Ihr Schicksalslied allein hat Ihr Künstlerschicksal entschieden, dem keine echte Künstlerseele entrinnt. Der tiefe, dichterische Gehalt jenes Liedes war ein Geschenk des Genius, das Sie berühmt machte. Jetzt hat Sie wieder die innere Stimme zu einer Tondichtung hingezogen, und Ihnen auch Worte ins Herz gesenkt. Sind diese Ihnen wie ein Traumbild verflossen? Ich flehe Sie, heben Sie diesen Schatz aus einer Verborgenheit ans Licht — für Sie — und mich als höchstes Glück. Erfüllen Sie endlich meinen Wunsch, die Wahrheit der Kristallomantik zu erproben." „Ach, wer sich selbst kristallklar erkennen könnte!" seufzte Annunziata. Und einem inneren Drange folgend, erhob sie sich und schritt, von Latiano begleitet, langsam dem Schloße zu.

Die schweren Vorhänge in dem lauschigen Gemach waren dicht geschlossen und ließen keinen Lichtreflex auf den von schwarzem Tuch umhüllten Kristall fallen, der auf einem kleinen Tische stand. In einem niedrigen Sessel sitzend, schaute Annunziata unverwandt in die nach oben gestellte glänzende Seite des Kristalls. Tiefes Schweigen herrschte. — Latiano, ein echter Zigeunersohn, für alles Mystische und magische Künste empfänglich, und von fatalistischer Weltanschauung beherrscht, benutzte diesen Kristall, das einzige Erbteil seiner Mutter, mit pietätvoll abergläubischem Sinn oft, wenn er sich Vorausblicke in sein Leben wünschte. Seine lebhafte Fantasie und das rege Weben seiner Gefühle ließen ihn meist erschauen, was er als unentrinnbares Schicksal sich erhoffte — oder fürchtete.

Auch jetzt war er begierig auf die Orakel-Lösung seines Kleinods. „Was sehen Sie?" fragte er leidenschaftlich. — „Buchstaben" — flüsterte sie. Immer klarer trat ihr das Lied vor die Augen, welches sie zu ihrer Melodie gesungen hatte. Wieder herrschte Stille. Sie fühlte den heißen Atem Latianos ihre Stirne streifen. Trotzende Gewalt verdunkelte seine Stimme, als er plötzlich seine Frage wiederholte. Leicht erschauernd griff sie nach der Mandoline und sagte: „Vier Zeilen sehe ich." — „Zweifellos dieselben, die halbbewußt ihrer Komposition vorschwebten. Singen Sie" — bat Latiano mit fast gebietender Leidenschaft. Leise, zaghaft beginnend, wuchs ihre Stimme mit den deutlich vernehmbaren Worten:

Durch das Meer der Träume
Steuert ohne Ruh',
Steuert meine Seele
Deiner Seele zu.

Von blühendem Klangreichtum getragen, belebten sich diese Worte zum Wiederhall einer vollendeten Seelenharmonie. Doch wehevoll empfand Annunziana den verzehrenden Blick Latianos, und die heiße Welle der Sehnsucht, die ihn durchwogte. Sie schloß mit einem kurzen Nachspiel, ging zum Fenster und lüftete den Vorhang. Helles Sonnenlicht durchflutete das künstlerisch ausgestattete Gemach. „Annunziata! mein Sonnenschein — mein Heim — dem Heimatlosen!" stieß Latiano in wilder Verzweiflung hervor. Maßlos erschrocken sah sie ihn an und wich unwillkürlich zurück. Ein trauriger Ausdruck sprach aus ihren feinen, edelgeformten Zügen, indem sie ruhig sagte: „Mein Meister, jahrelang ging meine Seele in der Irre — bis sie ihr Heim im Reich der Töne fand. Wenn einzelne Sonnenstrahlen, die meine abgeschlossene Welt durchleuchten, Ihnen und auch Anderen den einsamen Pfad erhellten, so grüßten sich verwandte Geister." Wie abwesend sah Latiano an ihr vorüber. Ein bittrer Hohn entstellte plötzlich seine Züge, indem er leidenschaftlich ausrief: „Latiano, heimatsloser Zigeunersohn! Nur einen Traum, nein nur ein Trugbild deutete Dir der Kristall!" Er ergriff ihn und eilte zum Fenster. Kraftvoll faßte Annunziata des Künstlers Arm. Jede Bangigkeit war von ihr gewichen und mit fester Stimme bat sie: „Verwerfen Sie nicht das Andenken ihrer Mutter, wahren Sie es mit Kindespietät — es hat uns beiden den Weg gewiesen." — Ein unheimliches Feuer blitzte aus Latianos dunklen Augen, aber sie fuhr unbeirrt fort ihm Erinnerung und Gegenwart zu erschließen. „Mein Freund, fünf Jahre sind verflossen — da hörte ich eine seltsame Musik — Ihr erstes Orchesterkonzert, durchwebt von mystischen Rätseln, aber von bestrickendem Reiz. Verzaubernd, berauschend wirkte es. In neuer machtvoller Weise ergriff mich später Ihr Geigenkonzert — voll Kraft, funkensprühend, und doch auch lyrische Weichheit aussprechend. Das Publikum hörte nur den berühmten Künstler, der über seinem Tonwerk stand — ich aber fühlte den Herzschlag dieser großartigen Tondichtung. Jene Stunde offenbarte mir das Ringen mit titanischen Gewalten unter dem Ausblick nach Vollendung. Heißes Sehnen kam mir nach Lösung aller Dissonanzen durch die Vermählung des Ichs — mit der Seele der Musik." Gebannt, besänftigt lauschte Latiano

diesen Worten, indem Annunziata ihren Gedankengang vollendete: „Doch wer sie zu eigen haben will, muß trennende Klüfte zwischen Idealen und rauher Wirklichkeit vergessen wollen. Das Lied des Dichters, welches Ihr Kristall mir zurückrief, ist unser Leitstern. Ja, durch das Meer der Träume steuernd, im tosenden Kampf von Naturgewalten, beim leisen Gemurmel des Waldbaches, und im heiligen Schweigen monddurchglänzter Nächte naht sich uns die Seele der Musik — ihr tiefstes Geheimnis erschließend — gestilltes Sehnen."

Theodora Koch:

Schwalbenschrei.

Aus Hochsommertagen.

Zwei Menschen saßen am Feldweg unter dem alten Baum und sahen stumm in den sinkenden Abend.

Der kam nach einem langen, heißen Julitag mit Schatten und Kühle über die Berge, von Osten her in das stille Tal. Die müde, schwere Erde deckte er mit seinen, grauen Dämmerschleiern, daß Formen und Farben verschwanden. Ganz leise nur atmete jeder Halm und jedes Blatt; Stein und Staub gaben die Wärme wieder, die der Tag in sie gelegt, und es ging wie ein unfaßbar weicher, müder Hauch über alles hin.

Dieser sanfte Odem wehte auch um die Stirnen der beiden Menschen; sie sahen auf, und blickten über die leise, graue Dämmerung zum Himmel empor, wo hoch, hoch oben, noch im Licht des weiten Lüfteraumes, die Schwalben dahin jagten. Kaum konnte man die kleinen, dunklen Punkte in ihrer blitzschnellen Bewegung wahrnehmen; und nur ganz leise und fein hörte man von dort oben herab einzelne singende, ziehende Töne.

Dann, unversehends, kamen die Schwalben näher und streiften niedriger über dem Dunkel des Abends. Man konnte sie einzeln sehen und ihr Ruf klang deutlich und laut, singend, ziehend, etwas schrill, aber froh und frisch, wie kein andrer Laut der Natur.

Das klang in Jubel und Jauchzen, einmal, wieder und wieder, ungezählte Male bis die Schwalben entschwunden waren. Die beiden Menschen unter dem Baum aber lauschten, warteten, bis die frohen Vögel wieder kämen.

Und der Mann sprach zu dem jungen Weibe an seiner Seite:

„Hast du den Schrei vernommen und verstanden? Was sagt er Dir?"

Sie sah ihm zärtlich in die Augen. Dann aber streifte ihr Blick wie suchend durch die liebliche Landschaft, hin zu den fernen Bergen. Sie begann:

„Der Schwalbenschrei, so süß und schrill, mahnt mich an jenen Maiabend vorm Jahr, wo ich ihn so besonders gerne hörte. Mein Herz hat gepocht, meine Augen haben geleuchtet damals — die Welt war in Blüten, in Wonnen und Wundern und alles stimmte zu mir und meinem jungen Glück. Du kamst damals und nahmst mich — ich hätte mit den Schwalben jauchzen mögen. Jetzt sind die Blüten verweht, die Wonnen und Wunder verblaßt. Mein Herz ist stiller geworden in seinem Glück — ganz ruhig — ein bißchen schwer sogar, und ich — — — aber, ach, mißverstehe mich nicht — ich höre den Schwalbenschrei nur mehr in bangem Sehnen, und möchte weinen, weil ich ihn nicht mehr so leicht und lustig mitempfinden kann, wie einst. Und doch — und doch — ich bin so glücklich — —"

Sie sagte es mit lächelnden Lippen, aber ihre Augen schimmerten feucht. Er nahm ihre Hand und küßte sie.

„Liebste!" sagte er innig, „du bliebst zu viel allein in diesen Tagen, da ich an meinem Werk arbeitete. Verzeih' —"

„Es wird deinen berühmten Namen noch klingender machen, du Lieber, Guter, Großer!" flüsterte die Frau und sah in des Mannes gütiges, kluges Antlitz.

„Sei still davon jetzt — nein — nur heute, in diese wunderbare Landeinsamkeit nichts von der Welt und ihrem Ruhm! Das Werk, das ich jetzt schaffe, ist noch so ganz mein — und dein — denn dir dankt es sein Werden!"

Sie blieb stumm unter seinem begeisterten Blick. Es war, als legten sich mit der wachsenden Dämmerung Schatten über ihr feines Gesicht und in ihre holden Augen kam ein weh es Bangen. Das wollte der Mann bannen. Und da eben die Schwalben wieder vorbei schossen, hell und schrill schrieen, fing er wieder an.

„Auch mich erinnert dieser Ruf der Schwalben an jenen Maiabend, mit all seinen Wundern und Wonnen. Aber gar nicht bange gemahnt mich dies

Gedenken! Denn ich weiß, ich fühle — all jene Wunder und Wonnen sind mit uns geblieben, tief und still auf dem Grunde unsrer Herzen. Und wie die Blüten jenes Maiabends ihre zartesten und hellsten Blätter verloren haben, und, was dann blieb, langsam und sicher reift in diesen heißen Tagen, so reift auch für uns nach dem ersten, tollseligen Jugendtaumel still und sicher neues, großes Glück. In meinem Werke — und in unserem Kinde. — Und der Schwalbenschrei, der süße, schrille Schrei, das ist der Laut, in dem Alles, über aller Schwere dieser Hochsommertage, noch einmal lustig und lebensfroh zusammenklingt — einmal noch! Dann soll dieser Laut in uns weiterschwingen, heimlich und leise, bis er im ersten Jauchzen unseres Kindes wieder laut wird — —"

Die junge Frau nickte schweigend, dann gingen die Beiden heim, durch den stillen Abend, und empfanden ruhig und glücklich das geheimnisvolle Werden und Reifen, das in dieser schwülen Sommernacht lag.

Einmal noch — ganz fernher und leise klang ein silberner Laut durch die Ruhe. War es der letzte Schwalbenschrei, oder das helle Jauchzen einer Kinderstimme?

Alfred Krüger:

Abendlieder.

Auf klaren Wellen murmelnd fließt der Bach
Vorbei tief unter dunklen Trauerweiden;
Der Sonne Rot eilt zitternd nach,
Als gelte es ein großes Scheiden.

Verklungen ist des Tages lauter Ton,
Das Wasser nur singt einsam seine Weisen;
Im Wolkenbett träumt Mondlicht schon
Vom Sternenglanz auf nächt'gen Reisen.

Aus kühlen Gründen steigen geisterbleich
Der Nebel sinnverwirrende Gestalten:
Die Nacht bricht an, der Geister Reich,
Und schaudernd fühl' ich schon ihr Walten.

Müd' ruht der Tag im See versunken,
Von Abendsonnenglut noch heiß und rot.
Des Wassers Blumen senken trunken
Ihr Haupt zum Schlaf schwer wie zum Tod.

Im hohen Uferschilf singt leise
Der Abendwind ein traurig-banges Lied,
Daß er den Mond auf seiner Reise
Herab zum stillen Weiher zieht.

Und durch die weiten dunklen Räume
Ziehn lichtverblaßt Gestalten stumm dahin:
Des Lebens schwere Unruhträume,
Die ruhlos durch die Nächte fliehn.

Robert Lüking:

Dichterliebe.

Komm, Liebchen, komm! Wir
Wollen nun zu höhern Pfaden eilen
Und gleich den Göttern, ewigfrohen,
Ob Sonn' und Sternen wandeln.

Um uns der Sonne Strahlenkranz,
Hoch über uns der Sterne Meer
Und unter uns — unendlich.

Was kümmert uns die Welt
— Tief unten liegt sie dort verschleiert —
Hier oben in der Götternähe Seligkeit?
Wir sind für uns die Welt:
Du in mir und ich in dir.
Scheinbar der Welten zweie
Und immer doch nur eine.

Was könnte unsr'er Liebe gleichen?
Dort, auf der kalten, frost'gen Erde
— Wo Sorge nur und Neid und Haß
Ein Plätzchen finden —
Gibt's keine solche Liebe. Nein!
Nur Götter lieben so.

Hier oben sind wir Götter!
Geworden durch die Kunst, die uns
Zum Sonnenmeer erhob,
Und durch die Lieb', die uns verbindet.

Robert Jordan:

Todesahnung.

Wenn ich sterben muß für mein Vaterland,
Wenn ich sterben muß in der Fremd',
So leget mich in den Eichensarg
Mit einem schneeweißen Hemd.

Wenn ich sterben muß nach des Lebens Not,
Wenn des Abschieds Stunde sich naht,
So denket an mich in der Fremde so fern
Und betet früh und spat.

Wenn ich sterben muß, so lege man mir
Auf die Brust einen Zweig Rosmarin,
Man lege hinauf eine Rose blutrot,
Man lege auch Veilchen dorthin.

Wenn ich sterben muß, wenn der Tod sich mir naht,
So gehet und laßt mich allein;
Und weinet und betet ein stilles Gebet
Für die Seele, die Seele mein!

Sehnsucht.

Ein Kuß von Deinen Lippen,
Ein Kuß, so innig und süß!
Ach, laß' nur einmal mich nippen!
Nur einmal möcht' ich dies.

Nur einmal möcht' ich Dir sehen
In die Augen, die Augen Dein;
Nur einmal! — Dann will ich gehen
Und still und zufrieden sein.

Nur einmal beuge Dich wieder
Zu mir und küsse mich leis;
Und schlage die Augen nicht nieder. —
Meine Schläfen hämmern so heiß!!

Nur einmal übe Erbarmen
Mit mir in seliger Lust!
Nur einmal laß' Dich umarmen
Und drücken an meine Brust!

Margarita von Dillenburger:

Die Polin.

Blendend lag der Sonnenschein auf den Rübenfeldern und beschien die roten und blauen Kopftücher der Polinnen, die in langen Reihen die Rüben hackten. Mit großem Geschick spießten sie sie auf, schnitten das Kraut ab und warfen sie auf Haufen, von welchen die Männer sie zu den Wagen trugen.

Mit der Regelmäßigkeit einer Maschine arbeiteten diese Frauen und Mädchen, während sie beständig schwatzten, da der Vogt bei den Wagen stand.

Natürlich führte die schwarze Anna wieder das Wort.

Ihren Namen hatte sie wirklich verdient, da Augen und Haare tiefschwarz waren. Sie wäre entschieden hübsch zu nennen gewesen, wenn sie nicht den lauernden Ausdruck in den Augen, und den boshaften Zug um den Mund gehabt hätte.

Man fürchtete sie sehr, denn ihre frechen Augen sahen alles, ihre scharfe Zunge schonte niemanden, und nichts war ihr heilig. Es war eigentümlich, wie sich die Männer sowohl wie die Frauen bei ihr in Gunst zu setzen bestrebten. Nur zwei beachteten sie nicht, der Iwan und die Maruschka, und gerade die wollte sie zwingen, sie anzuerkennen.

Sie liebte Iwan mit wilder Gier, um so mehr, da sie wußte, daß derselbe Maruschka im Stillen anbetete, und sie verachtete. Sie haßte Maruschka, die in ihrer träumerischen Art weder die Liebe des Einen, noch den Haß der Andern merkte. Vielleicht doch fühlte, denn Anna ließ nie eine Gelegenheit vorbei, Maruschka zu quälen, und Iwan nie eine, sie zu verteidigen. Auch heute hatte sie schon mehrere Male spöttische Bemerkungen gemacht, um Maruschka zu reizen, denn voller Wut hatte sie gesehen, daß Iwan Maruschkas Gerätschaften mit auf das Feld genommen hatte und jedesmal ihr ein freundliches Wort zurief, wenn er in ihre Nähe kam.

Der wunde Punkt in Maruschkas Leben hieß „Mutter." Ihr Vater war früh gestorben, und ihre Mutter, die keine Polin gewesen war, und allgemein „die Prinzessin" genannt wurde, war fortgelaufen und hatte Maruschka, kaum 10 Jahre alt, allein im Dorfe zurückgelassen. Man hatte sie aus Barmherzigkeit behalten, aber ihr Brot hatte sie schon so jung selbst verdienen müssen. Man erzählte sich, die Prinzessin wäre aus sehr gutem Hause und hätte den

schönen Jokai gegen den Willen ihrer Eltern geheiratet. Sie hatte nie wieder etwas von sich hören lassen, aber Maruschka hoffte noch immer, daß ihre Mutter eines Tages sie holen würde. — — — —

„Seht doch nur Maruschka an, sie träumt von ihrem Märchenprinzen, der sie erlösen will vom Rübenhacken. Er kommt hoch zu Roß, nimmt sie mit auf sein Pferd und macht sie zur Prinzessin." Das letzte Wort war besonders scharf betont.

Erschreckt blickten die großen blauen Augen der Geneckten zur schwarzen Anna. Wie nah Anna mit ihrer spöttischen Bemerkung das richtige getroffen hatte, wußte diese nun freilich nicht.

Es war insofern richtig, daß Maruschka unausgesetzt nach dem Walde sah, als erwarte sie von dort jemanden. Ihre Gedanken hießen auch: „Jetzt muß er gleich kommen!"

Darum hatte sie auch schuldbewußt den feinen Kopf geneigt und ohne ein Wort zu erwidern, weiter gearbeitet.

Es mochten wohl 10 Minuten vergangen sein, als man den scharfen Galopp eines Pferdes hörte, und einen schlanken Reiter um die Waldesecke biegen sah, den Schloßherrn.

Maruschka war das Blut siedend heiß zum Kopf gestiegen. Um die verräterische Röte zu verdecken, bückte sie sich schnell und arbeitete krampfhaft weiter.

O, wie sie sich schämte, und doch mußte sie Tag und Nacht an „Ihn" denken. Schöner als „Er" konnte niemand sein. Im Wachen und im Träumen beschäftigte sie sich unausgesetzt damit, wie sie wohl nur einmal mit ihm sprechen könnte, daß er sie nur einmal ansehen möchte. Aber sie mußte verrückt sein, daß sie überhaupt nur wagte, so etwas zu denken, sie, die Polin, er, der reiche Schloßherr! — O, Mutter, dachte sie voll Gram, ich muß es von dir geerbt haben, ich passe nicht hierher, ich bin keine Polin. — — — —

Arme Maruschka! — — —

Scharf tönte seine Stimme zu ihr hinüber. Mit rasendem Eifer hackte sie die Rüben und achtete nicht, was um sie her vorging, ganz gefangen von dem Tonfall seiner Stimme.

Die Gedanken überstürzten sich in ihrem Kopf. „Jetzt spricht er nicht mehr. — — Jetzt muß er beim Vogt sein. — — Jetzt reitet er gleich wieder fort. — — Ich muß ihn sehen, — — nur ein ganz klein wenig. — — Von plötzlichem Mut beseelt, wendet sie sich hastig um. — — Ein leiser Schrei, — Maruschka bricht zusammen.

Schreien, Rufen, Stampfen von Pferdehufen, Männer eilen hinzu, Frauen drängen sich vor, — — ein Durcheinander, bis eine kräftige Männerstimme Ruhe gebietet.

Man macht dem Herrn ehrerbietig Platz.

Am Boden liegt Maruschka, totenblaß. Das blaue Kopftuch ist ihr herabgefallen, die langen, blonden Zöpfe, die sich gelöst haben, umrahmen das totenbleiche Gesicht, und langsam rinnen dicke, rote Tropfen über die Stirn.

Ziemlich fassungslos kniet ihr Brotherr vor ihr. Er fürchtet, daß sein Pferd sie so getroffen hat, daß sie tot ist, doch schon während er ihren Puls fühlt, kehrt die Farbe in ihre Wangen zurück, langsam öffnet sie die Augen, um sie mit seligem Ausdruck wieder zu schließen. Er kniet vor ihr, — — er sieht sie an, — — er hält ihre Hand, nun kann sie ruhig sterben, nun ist ja alles gut. — —

Es stirbt sich nicht so leicht.

Aus ihren Träumen erweckt sie seine scharfe Stimme, die nach einem Tuch verlangt. Aber keins findet seinen Beifall, und schnell entschlossen, nimmt er sein eigenes, seidenes Tuch aus der Tasche und legt es ihr um die Stirn, — — Er ist von ihrer Schönheit frappiert. Wie ein Bild liegt sie am Boden, umflossen vom goldenen Sonnenschein. Noch einmal öffnet sie die Augen, blickt ihm gerade ins Gesicht und schließt sie mit einem Seufzer der Befriedigung.

— — — — — — — — — — — —

Sie erwacht erst in ihrer Stube. Man hat sie dort hingetragen. Nur schwach erinnert sie sich der Ereignisse, die sich zugetragen haben.

Sein Pferd hatte sie geschlagen, — er hatte sie verbunden, — hatte mit ihr gesprochen, — hatte sie angesehen, — hatte ihre Hand gehalten, — nun war alles gut, wenn nur ihr Kopf sie nicht so schmerzte und ihr Fuß nicht so schwer wäre, — sie greift an ihre Stirn und fühlt sein Tuch an ihrem Kopf. Ein träumerisches Lächeln legt sich um ihren Mund. — — Sein Tuch! — —

Plötzlich tritt die schwarze Anna an ihr Bett und mit hartem: „Nun, Maruschka, wie sind die weichen Tücher unseres Herrn?", reißt sie ihr das Tuch vom Kopfe und legt ihr dafür ein rauhes auf die Wunde.

„Anna, wie kam denn alles?"

„Nun, du wolltest natürlich vom Herrn bemerkt werden und stellst dich ihm in den Weg, sein Pferd

war nicht so entzückt von dir, wie er, und keilte nach dir. Du mußt dich ja immer in den Vordergrund drängen, du wolltest ihn wohl auch in dich verliebt machen, wie du es ja bei allen Männern machst."

O, wie sie weh taten, diese lauernden schwarzen Augen! Maruschka schloß die ihren, um nicht antworten zu müssen.

Was hatte sie nur der Anna getan, daß diese sie immer und immer quälte? Warum fragte sie sie das alles? Was ging sie das im Grunde an? — Ach, und ihr Kopf brannte wie Feuer, ihr Fuß schmerzte sehr, aber alles wollte sie ertragen, — — denn er hatte mit ihr gesprochen! — — Heilige Madonna, du bist gut, du erhörst die Gebete. — —

Maruschka wollte ihr eine Kerze weihen, wenn sie wieder zur Messe gehen konnte. Und fleißig wollte sie sein, so fleißig, daß selbst der brummige Vogt mit ihr zufrieden sein sollte. — Ueber diesen Gedanken schläft sie ein. — —

— — — — — — — — — — — —

Am Abend saß der Schloßherr mit seiner Gattin und seinem Bruder unter der Linde beim Abendessen.

„Heute war Meergreis wieder mal ganz verrückt! Natürlich mußte ich mich wieder rasend ärgern. Als ich heute morgen auf das Rübenfeld bei Kohlhöft kam, hatte der Esel von Vogt nur die eine Seite hacken lassen. Als ich zurück reiten wollte, scheute Meergreis vor dem plötzlich auftauchenden Kopftuch einer Polin und schlug aus. Das arme Ding war so getroffen, daß ich zuerst Angst hatte, sie wäre tot, da sie mit einem Schrei zu Boden sank und das Blut ihr über das Gesicht strömte. Da habe ich einmal wieder gesehen, wie dumm doch diese Polen sind. Anstatt der Armen zu helfen, schnatterten sie wie die Gänse. Ich wollte die Stirn verbinden, aber glaubt ihr, daß eine der Schmutzfinken auch nur ein reines Tuch hatte? Ich mußte schließlich mein eigenes, seidenes Tuch opfern, denn ich schlug dankend das Brusttuch einer schwarzen Polin aus. Also, liebe Adi", er küßte galant seiner schönen Frau die Hand, „ein Taschentuch minus, denn diese Gauner von Polen geben aus Prinzip nichts zurück. Aber vielleicht erkundigst du dich einmal nach ihr, der Vogt erzählte mir, daß es die Polin wäre, die hier anferzogen worden ist. Er erzählte mir da eine Geschichte von ihrer Mutter, die weggelaufen sein soll, ich bin nicht ganz klug daraus geworden, aber bildschön war das Mädchen, so garnicht wie diese Polenweiber. Sie hätte ein Sujet für einen Maler sein können.

— — — — — — — — — — — —

Tage und Wochen waren seit Maruschkas Fall verstrichen. Längst arbeitete diese. ihrem Vorsatz getreu, unermüdlich. Der Vogt hatte sie wirklich schon gelobt. „Er" hatte sie nie wieder eines Blickes gewürdigt. Wie immer ritt er jeden Tag über die Felder. Hatte sie früher voll Sehnsucht und Freude seinem Kommen entgegengesehen, so fürchtete sie sein Erscheinen jetzt geradezu, denn die schwarze Anna ließ nun all' ihre Bissigkeit, all' ihren Hohn an der armen Maruschka aus. Diese hatte ihren Beschützer verloren, denn Anna hatte erreicht, wonach sie gestrebt hatte. Sie war Iwans Braut. Wie sie es fertig gebracht hatte, wußte niemand. Noch frecher, noch aufgeputzter wie früher, schritt sie meistens neben Maruschka und quälte diese in jeder Weise.

Jetzt trug Iwan Anna's Gerätschaften.

Maruschka wurde immer stiller und träumerischer. So merkte sie nicht, daß Iwan sie unentwegt beobachtete, sie unschlich. Es hatte schon Szenen zwischen ihm und der Anna gegeben. Die Augen des Neides und der Eifersucht sehen scharf; so hatte die Anna bald herausgefunden, daß Iwan wohl ihr Bräutigam war, daß aber sein Herz noch immer dieser blonden Madonna gehörte. O, wie sie sie haßte, wie gern hätte sie ihr etwas zugefügt. — — — — —

Es ist drückend schwül. Unnatürlich in dieser Jahreszeit.

Anna steht vor dem Spiegel und weidet sich an ihrem Anblick. Sie hat all' ihre Schmucksachen angetan, die sie besitzt.

„Schau, Kathi, diese Kette hat mir der Iwan heute geschenkt, solch' schöne hat niemand auf dem ganzen Hof. Wie sie wohl alle neidisch auf mich sind! Natürlich am meisten die Maruschka. Hast du gesehen, wie sie mich ansah, als meine Ringe in der Sonne blitzten? Ja, ja, sie möchte doch zu gern den Iwan wieder haben, aber das gibt es nicht. Na, was lachst du denn so dumm? Hör auf! Was hast du denn nur?"

Kathi will sich ausschütten vor Lachen.

„Weißt, Anna, das ist zu komisch. Glaub mir, die Maruschka hat nichts gesehen, weder deine Ketten, noch deine Armbänder, noch deine Schnallen, noch deine blitzenden Ringe, nichts, garnichts wird sie gesehen haben. Sie ist viel zu verträumt, um an so

etwas zu denken. Du bist zu dumm, wenn du denkst, daß alle Menschen auf dich neidisch sein müssen. Ich möchte nicht mit dir tauschen!"

„Bah, Trauben sind sauer, Kathi!" Spöttisch sagt es die Anna, doch ihr Blick ist finster.

Sie will, daß Maruschka sie beneiden soll. Sie will, ja, was will sie denn, um Maruschka eifersüchtig zu machen? Jetzt hat sie es, eine goldene Uhr! Dann muß Maruschka sie beneiden, und der Iwan soll sie ihr kaufen. Er hat freilich gestern gesagt, daß es das Letzte sein müsse, denn er habe keinen Pfennig Geld, aber das geht sie nichts an. Mag er zusehen, wie er es bekommt. Die Hauptsache ist, daß sie die Uhr zur Messe tragen kann. Ein häßliches Lächeln erscheint auf ihrem Gesicht. Sonst! sie weiß schon ein Mittel, um ihn zu zwingen! Blitzschnell ist ihr dieses durch den Kopf gegangen.

„Du, Kathi, ich will eine goldene Uhr, und der Iwan soll sie mir kaufen, und", ein neuer Gedanke kommt ihr, „den Silberstaat auch."

Ganz erschreckt steht die Kathrina da: „Unmöglich Anna!"

„So, unmöglich! Was die Anna will, ist noch nie unmöglich gewesen! Und das sag' ich dir, zum Sonntag habe ich die Sachen, oder — —"

„Höre, Anna, ich quäle mich ja nie um deine Sachen, aber der Iwan tut mir leid — —"

„Dir leid! Du bist wohl verrückt! Als mein Bräutigam!"

„Ach was, Anna, du bist hochmütig, du glaubst nächstens, du bist die Gnädige selbst; aber ich will dir mal was sagen, du ruinierst den Iwan noch mit deiner Putzsucht, wie kann er bei seinem Verdienst dir solche Sachen kaufen? Im ganzen Dorf wundert man sich schon, wie er all' das bezahlen kann."

„Weißt, jetzt machst daß du rauskommst, du neidisches Geschöpf du, ich will's dir schon eintränken, „der Iwan tut mir leid!"

Krachend flog der Stuhl an die Tür. Zum Glück hatte sich Kathi schon geflüchtet.

Voller Wut reißt Anna die Schmucksachen ab. Armseliger Kram! Selbst die rote Korallenkette wird verächtlich in den Kasten geworfen. Wie konnte sie je Gefallen daran gefunden haben! Die goldene Uhr mußte sie haben und auch den Silberstaat, mochte Iwan zusehen, wie er sie bekam, mochte er sie —"

Ein wilder Gedanke erfaßt sie. Schnell zu Iwan. Sie springt die Treppe hinunter und macht sich auf die Suche nach ihrem Verlobten.

Drückend schwül ist die Luft. Ein Gewitter steht seit Stunden am Himmel. Hin und wieder blitzt es in der Ferne auf. Am Torweg findet sie Iwan, der müßig umhersteht. Schmeichelnd hängt sie sich an seinen Arm.

„Komm, Schatz, mir ist so warm, laß uns unter die Bäume gehen, da ist es kühl." Mehr laufend als gehend zieht sie ihn fort.

„Was hast du denn, Anna? Du bist ja so aufgeregt, und uns wird gewiß nicht kühler, wenn wir so rennen."

„Ach, Iwan, ich muß dir was sagen", ihre Stimme zittert vor unterdrückter Erregung, „dich um etwas bitten".

Erschreckt bleibt er stehen und macht sich los.

„Willst wieder Geld oder gar Schmuck, Anna? Ich habe dir doch gesagt, daß ich kein Geld mehr habe, nicht mal ein Bier kann ich mehr trinken, oder rauchen, weil ich dir die Kette gekauft habe. Laß dir's gesagt sein, Anna, ich kaufe nichts!" Damit will er gehen, doch Anna hält ihn fest und ihn fortziehend, spricht sie ganz heiser: „Laß uns auf den Kirchhof gehen, da hört uns niemand, ich habe etwas Ernstes mit dir zu besprechen."

Schnell schreitet sie vorwärts, während Iwan ihr mit finster zusammengezogener Stirn folgt.

An der Kapelle macht sie Halt. Flüchtig blickt sie hinein — kein Mensch. Nun beginnt sie ihre Ueberredung. Umsonst. Sie bettelt, sie fleht, Iwan schüttelt nur verneinend den Kopf.

„Iwan, wenn du mir die Uhr nicht kaufst, dann liebst du mich nicht!"

„Anna, du bist närrisch", ist alles was er ihr antwortet, und will gehen.

Mit eiskalten Händen hält sie ihn wieder zurück.

„Weißt, Iwan, die Maruschka sehnt sich nach der Uhr, ich hab's heute von der Kathi gehört, daß sie gesagt haben soll, solange der Iwan nur solche Geschenke der Anna macht, da sehe ich kaum hin, ich würde mich nur ärgern, wenn er ihr etwas Besonderes gibt, wie eine Uhr, denn die wünsch ich mir, und ich weiß auch Jemanden, der sie mir schenkt —"

„Du lügst, das hat die Maruschka nicht gesagt! Du lügst, denn sie kennt niemanden, der sie ihr schenken könnte. Sag, wer es ist, oder ich weiß, du lügst."

„Was weiß ich, was für Schätze die Maruschka alles hat . . . Sie kann nicht weiter sprechen, denn Iwan hat sie am Arm gefaßt und schüttelt sie in furchtbarer Wut hin und her.

„Iwan, du liebst doch die Maruschka, für sie sparst du wohl dein Geld, und darum bekomme ich so lumpige Sachen. Au, du tust mir weh! Laß' mich los!"

„Anna, du, du . . . bist" . . . seine Stimme versagt ihm . . . „Jawohl ich bin, . . . wart' nur, ich werde es allen sagen, was du für einer bist. Freilich hab ich dir versprochen, falls du mich heiratest, niemanden zu sagen, daß du, wie du so betrunken warst am letzten Kirmeß, in Maruschkas Kammer hast eindringen wollen, und . . . „Schweig", heftig preßt er seine Hand auf ihren Mund.

Er atmet schwer, große Schweißperlen stehen auf seiner Stirn. Anna rührt sich nicht. Sie weiß, jetzt hat sie gewonnenes Spiel; sie wird die Uhr bekommen, später vielleicht auch den Silberstaat, sie beobachtet unausgesetzt den Iwan, der starr vor sich hinsieht. Wie dumm er doch im Grunde ist, jetzt wo sie ihn hat, liegt ihr nicht viel an ihm. Ein heftiger Donnerschlag rüttelt sie auf.

Finster sieht er zu Anna hin.

„Ich habe kein Geld, Anna, wie soll ich die Uhr bezahlen? Du weißt keiner borgt mir mehr, ich bin in aller Schuld!"

Hastig sieht sich das Mädchen um. Nichts rührt sich. In scheuem Flüsterton erzählt sie ihm ihren Plan.

Um 9 Uhr sitzt der Schloßherr immer beim Abendessen, sie weiß es ganz genau, denn sie ist oft um das Schloß geschlichen, hat zum Fenster hineingesehen, um sich an den Juwelen der Gnädigen zu berauschen. Das Arbeitszimmer liegt dann verlassen, weil der Diener bei Tisch aufwarten muß. Iwan brauche sich nur auf die Terrasse zu schleichen, durch die Tür zu gehen, die offen stände, sie wisse es ganz genau, sie habe es gesehen, wie sie ihn gesucht habe. Das Geld liege auf dem Schreibtisch, denn der alte Inspektor bringe es immer am Abend hin, auch heute war er da.

Iwan will nicht.

Alles will er tun, nur nicht stehlen, ehrlich will er bleiben. Flehend spricht er: „Anna, du sollst die Uhr haben, nur warte noch, ich will noch mehr arbeiten, ich will auf jede Weise Geld verdienen, gedulde dich . . .

„Nein, jetzt, oder ich erzähle allen auf dem Hof" . . .

„Anna habe doch Mitleid mit mir!"

„Nein", schreit sie ihn an, „ich will die Uhr."

Wie ein Dämon steht sie vor ihm.

„Komm, Iwan, es soll das letzte Schmuckstück sein, es ist ja keine Gefahr dabei, kein Mensch wird ahnen, daß du es gewesen bist, und außerdem kannst du deine Schulden auch bezahlen, ich stehe Wache und warne dich sofort, wenn Gefahr im Anzug ist. Du wirst sehen, wie einfach es sein wird."

Schon bei den letzten Worten hat sie den völlig Betäubten mit sich fortgezogen.

Das Gewitter bricht los, und die prasselnden Donnerschläge übertönen den angstvollen Schrei. „Iwan, Iwan . . . um der heiligen Madonna willen, halte ein!"

Maruschka erhebt sich leichenblaß von einem Betpult. Sie hat in der Kapelle gekniet und zur Madonna gebetet, zuerst hat sie nicht auf das Gespräch der Beiden geachtet, bis sie ihren Namen gehört hatte, da hat sie nicht mehr den Mut gehabt vorzutreten. Es schwirrt ihr im Kopfe. Iwan will stehlen, ihn bestehlen. Das darf nicht sein, sie hat immer gewußt, daß Iwan ein schwacher Mensch sei, aber daß er sich von der Anna unterkriegen lassen würde, hätte sie nie für möglich gehalten. Sie muß es verhindern, Iwan darf nicht zum Dieb werden.

Trotz strömendem Regen eilt sie vorwärts, es ist zum Glück ja nicht weit. Ihr Fuß schmerzt ihr, verschiedene Male ist sie schon gestrauchelt, oft muß sie sich festhalten, das Gewitter tobt mit aller Macht.

Da, ein leuchtender Blitz zeigt ihr das Haus, die Veranda, eine geduckte Männergestalt.

Voll Angst schreit sie auf: „Iwan, Iwan, tu's nicht, ich bin es die Maruschka, ich geb dir das Geld, Iwan, Iwan" . . . .

Er hört sie nicht, das Toben des Wetters verschlingt ihren schwachen Ruf. Weiter, weiter hastet sie, jetzt steht sie vor der Tür, sie achtet auf nichts, sieht nicht, daß Anna ihr mit einem wilden Fluch nachschleicht. Sie stolpert die Stufen hinauf, tritt durch die Tür und sieht gerade, wie Iwan das Geld aus der Schieblade nimmt und in die Tasche steckt, seine Hände zittern so, daß das Gold und Silber teilweise auf die Erde rollt.

Voll Angst wendet er sich um, als er ein Geräusch an der Tür hört — und sieht Maruschka in die weit geöffneten Augen. — Sie ist zu erregt, nur stammelnd ruft sie seinen Namen.

Er ist im Begriff, das Geld wieder fortzuwerfen, da ertönen Stimmen in der Halle, an der geöffneten Verandatür erscheint Anna schreckensbleich, „Man kommt, rette dich, Iwan, Iwan, Iwan . . . .

Der hört nicht, er zerrt an Maruschka, die halbohnmächtig am Boden liegt. Er fleht sie an mitzukommen. Sie kann nur noch rufen: „Laß mich,

rette du dich" — dann bricht sie zusammen — und Anna erfaßt den Iwan, und beide stürzen in die Nacht hinaus.

Nun folgt eine Szene, die sich in Sekunden abwickelt.

In der Halle erscheinen die Schloßherrschaften und der Diener, doch ehe sie Maruschka erreicht haben, die sich mühsam aufzurichten versucht, als sie ihren Herren erblickt, ertönt ein Schuß, ein schwarzhaariges Mädchen erscheint am Fenster, von niemanden gesehen, da das Zimmer sich mit Rauch gefüllt hat, und verschwindet ebenso schnell wieder. Die Mädchen, die sich auch eingefunden haben und neugierig sich vordrängen, kreischen auf, während der Herr und Diener auf Maruschka zustürzen, die blutüberströmt am Boden liegt. Groß und starr sind ihre Augen auf ihren Herrn gerichtet, der wieder vor ihr kniet, wieder versucht ihr zu helfen. Umsonst! Diesmal hilft kein seidenes Tuch.

Plötzlich ist alles still im Zimmer, nur der Regen schlägt gegen die Fenster.

Leise spricht der Herr: „Sie stirbt, holt sofort einen Arzt."

Maruschka lächelt, sie hat die Worte doch gehört. Was soll ihr ein Arzt? Sie fühlt keine Schmerzen, sie weiß genau, sie hat nur noch Augenblicke zu leben, aber sie ist sehr glücklich, sie stirbt ja bei ihm ... Der Inspektor, den man schnell geholt hat, tritt hinter den Herrn und macht ihn auf die geöffnete Schieblade, und das umhergestreute Geld aufmerksam. Ungeduldig winkt er ab. Er blickt wie fasciniert auf Maruschka, ein unbestimmtes Gefühl sagt ihm, daß Maruschka nicht die Schuldige ist. Nur kann er nicht den Zusammenhang sehen, er steht vor einem Rätsel.

Ein überirdischer Ausdruck tritt in der Polin Gesicht, voll hingebender Liebe sieht sie ihrem Herrn in die Augen, leise bewegen sich ihre Lippen. Er beugt sich zu ihr hinunter, um die Worte zu verstehen, aber es ist polnisch — er versteht nichts.

Er meint den Namen Iwan zu hören und glaubt sie wolle ihn um etwas bitten. Wieder versucht sie zu sprechen, doch ein Blutstrahl bricht aus ihrem Munde. — Ein gurgelnder Laut — — — — Maruschka ist tot — —

— — — — — — — — — — — — —

Der Diebstahl und der Tod der Polin haben sich nie aufgeklärt.

Iwan war am nächsten Tage spurlos verschwunden, erst nach Monaten hat man seinen Leichnam aus dem See gefischt.

Alle glauben er hat Maruschka erschossen und sich dann selbst gerichtet.

Die schwarze Anna ist frecher denn je. Sie hat viel Schmuck, eine goldene Uhr und Kette! —

Jedem, der es hören will, erzählt sie, wie schlecht Maruschka gewesen sei und endet mit den Worten: „Stille Wasser sind tief!"

Keiner wagt ihr zu widersprechen, alle sind sie zu feige. —

Theodora Koch:

Ausfahrt am Abend.

Es zog ein Schiff durch das Dämmern der Nacht
Hinaus in die blauen Weiten —
Hell leuchtend in zahlloser Lichter Pracht
Sah ich vorüber es gleiten.

Es ließ hinter sich das traute Land,
Trug der eigenen Lichter Gefunkel
Fuhr stolz und sicher dahin und entschwand
Weit draußen, im nächtlichen Dunkel.

Wie ein Stern noch leuchtet es über der See —
Doch auch den nimmt die Nacht gefangen.
So sah ich oft in bitterem Weh
Im Dunkel ein Hoffen vergangen.

Heinrich Hinn: Zwei Gedichte.

Sehnsucht.

Geheimnisvolle, dunkle Nächte,
Beschließer langer, schwerer Tage,
Beender aller Not und Plage,
Es wohnen in euch stille Mächte,

Die mich umfangen, mich ergreifen,
Die fort mich führen aus der Welt,
Von ihr, die mich gefangen hält,
Daß meine Blicke höher schweifen,

Hinauf zum wolkenlosen Himmel.
Ich möcht' euch fassen, Sterngewimmel!
Mir wird so wohl, ich atme frei,
Und Alles, Alles ist so neu,
Was ich erblicke, was ich sehe
In dieser lichten, stolzen Höhe.

Hier möcht ich still und einsam weilen,
Gelöst von eitlem, nicht'gem Schein,
Hier könnt' ich froh und glücklich sein.
Es würden alle Wunden heilen,

Die mir die Welt, die falsche, schlug,
Kein böser Wille, kein Betrug
Vermag die Reinheit dieser Sphären
Herabzuziehn in Staub und Schmutz,
Hier muß sich alles Trübe klären,
Nur hier ist Friede, hier nur Schutz!

Abendlich=dunkelnd gleitet auf leisen, hauchenden Schwingen
Nieder zur Erde das zarte Wesen der Nacht,
Sanft umhüllend die Welt. Fern dort im blassenden Westen
Heliens Rosse enteilen mit letztem Verklingen:
Rastloses Streben ist wieder vollbracht.
Ringsum das Land in jugendlich=werbender Pracht
Schlummert in süßem Frieden dem kommenden Morgen zu,
Träumend von goldener Sonne in lichter Ruh'.
Drinnen in meiner verschlossenen Brust
Träumt, auch ein Sehnen, halb unbewußt,
Halb auch empfunden dem besseren Morgen entgegen.
Wird er mir kommen, mein Sehnen sich legen?
Mir die Erfüllung wie dieser still ruhenden Welt,
Die durch die spendende Nacht ihre Vollendung erhält?

Paul Heinz Anhalt:

Nacht.

Was ist das Graun, das ich stets fühle
Und das ich nie so ganz begreifen kann?
Ist es die tränenmüde tote Nacht? —
Ist es das ewig neue Licht des Tags? —
Ich weiß es nicht. — Es ist ein Fühlen,
Das mich durchzittert alle Zeit,
Und wenn ich lache — sieh, dann kommt's
Und schnürt zusammen mir die Brust,
Steigt langsam auf, ich fühl' es kalt —
Und heiß — und drückend mich beengen,
Mein Lachen stockt mit heiserm Ton,
Ganz starr und machtlos seh ich mich gefangen.

Und nächtens, wenn ich schlaflos liege
Und Vollmondschein durchs Fenster braut,
Dann kommen grinsende Gestalten,
Gesellen, bleich, mit müdem Schritt;
Sie kommen langsam erst hervorgekrochen,
Dort aus der alten Wanduhr einer,
Und andre huschen aus dem Schrank.
Die grüßen sich mit stummen Neigen
Und nahen mit gemess'nen Schritten,
Sie schleichen huschend an mein Lager
Und quälen mich mit hohnberedten Blicken,
Verstehen all mein Leid zu finden,
Und um es immer neu zu mehren,
Da raunen sie verworr'ne Laute,
Die halb Verheißung, halb wie Warnen
Im Ohre klingen, neues Bangen
Und neue Furcht dem neuen Tag
Entgegentragend, wenn es sacht
Durch's Fenster dämmert und im Schein
Des Frührots hell und licht ersteht.
— Oh, die Gesellen wissen wohl
In mitleidsbangen oder auch
In freudgeteilten, schönen Worten
Mich zu bestricken. Und sie raunen
Verheißungsvolle Offenbarung
Des wilden Schmerzes, der da kommt,
Um mich aus meinem Glück zu reißen
Und in Verzweiflung und ins Dunkel
Des mutlos an sich selbst Verzweifelns
Mit harter Grausamkeit zu stürzen.
— Und hab' ich einen einz'gen Tag
In Tatenlosigkeit verbracht,
Oh, sie verstehn so weh zu künden,
Was dieser Tag verloren gab,
Was er mir alles bringen konnte,
Was ich verlor durch eigne Schuld! —
— Und wenn ich bin vorbeigeschritten
An einem schönen, stillen Glück,
Sie weisen's mir so schön von fern
Wie es im Leben nie gewesen! — —

— Doch wenn das erste Morgenlicht
Grau schimmernd durch das Fenster schlüpft,
Dann weichen sie — und groß und bang
Bleibt die Erwartung mir zurück. — —

Zerrißne Saiten.

Die Feder rostet auf meinem Pult,
Die Feder wartet voll Ungeduld
Auf einen luft'gen Jambentanz
Von jugendtollen Liebessiegen;
Sie möchte über Bogen fliegen,
Sie denkt von mir, ich kann's, ich kann's,
Sie denkt, ich kann noch immer davon singen.

Du, Feder, bist aus hartem Stahl.
Du, Bogen, bist so bleich und fahl!
Ihr wißt nichts von dem Daseinswahn,
Von Herzen, die nach Liebe bangen,
Von meinem eignen Liebverlangen! —
Ich weiß, daß alles abgetan,
Und daß zerrißne Saiten nicht mehr klingen. —

Karl Emmerich Baumgärtel:

Musik.

(In ein Notenbuch.)

Traulich murmelt der Quell, er hüpft über Kiesel und Riesel,
Plätschert als Bächlein hinfort lieblichen, fröhlichen Sang.
Ruhig gleitet der Fluß, er singet Trauer und Freude,
Rollend erbraust er zum Strom, rauschend wogt er ins Meer.
Endlos breitende Wasser ertönen in Feiergesängen,
Doch am Ufer die Well' lachend und jubelnd sich neckt.
Bald aber leckt sie die Klippe in grausig prasselnder Brandung,
Heulend ächzt sie und gellt wütend vom Sturme gepeitscht —
Also hört es der Mensch schon seit undenklichen Zeiten,
Wie ihren ewigen Sang singet Allmutter Natur;
Wie sie jubelt in Liebe und lacht zu heiterem Tanze,
Ruhig klingt im Ernst, furchtbar grollet im Grimm;
Wie sie klaget im Leid und ächzt in nagenden Schmerzen,
Wie sie betet und weint traurig und schaurig im Tod.
Also hört es der Mensch schon seit undenklichen Zeiten
Selig staunend mit an, — bildete d'raus die Musik.

Maria.

Novelle von M. Orth.

(Schluß.)

Es war an einem köstlichen Herbsttag. Warmer Sonnenglanz lag auf dem traulichen Hause vor dem Tore. In dem wohlgepflegten Garten blühten noch Rosen und Georginen, und der herzerquickende Geruch der Reseden durchzog die weiche Luft. Maria von Wehlen bevorzugte diese unscheinbaren Blüten, sie waren auch die Lieblinge ihrer Mutter gewesen, und ihr Duft weckte die lieben Geister, die hier, an dieser erinnerungsreichen Stätte, schliefen. Maria stand inmitten ihrer Blumen, mit sorgender Hand hier und dort welke Blätter entfernend.

Ihre schönen, ernsten Augen schweiften aber oft in die Weite, hinauf zu den herbstlich gefärbten Wäldern, oder sie folgten den Vögeln in den Lüften, die wanderlustig in Scharen über sie hinwegflogen. Wieder fühlte sie, als regten sich die Schwingen der Sehnsucht, wie in ihren jungen Jahren, als sie glaubte, drüben über den Bergen, in einem anderen Lande, da winkte ihr Glück. Ach, sie hatte sich längst ergeben. Sie sagte nicht mehr: „Da wo du nicht bist, da wohnt dein Glück", sondern ihre schwer errungene Lebensweisheit hieß vielmehr: „Da, wo dich das Schicksal hingestellt, da suche und finde den Frieden".

Ueber ihrem feinen, noch immer anmutigen Gesicht lag dieser verklärende Friede gebreitet, der stille Abglanz einer in sich gefestigten Seele. Ein leichter, rascher Schritt, der durch den Garten eilte, schreckte die Sinnende auf. Gleich darauf legten sich ein paar junge kräftige Arme um ihre Schultern, und eine fröhliche Stimme rief: „Tantel, rate was ich hier habe!" Maria hatte schon den Briefumschlag mit der großzügigen Handschrift Haller's gesehen. Erblassend griff sie danach; ihr schwindelte vor der plötzlichen, ungeahnten Entscheidung, die dieser Brief bringen mußte. Mit zitternder Erregung drückte sie das Schreiben an ihr Herz und wandte sich dem Hause zu.

Besorgt von dem starren Ausdruck in Maria's sonst so weichen Zügen, schritt Nina neben ihr her, und fast schüchtern fragte sie, ihren Arm unter den der Tante schiebend: „Warum bist du so aufgeregt, Herzenstantchen? Ist der Brief von Onkel Fritz? Ja, sieh doch, er trägt den Poststempel aus Colombo." Und lebhafter, voll ungeduldiger Neugier fuhr sie fort: „Laß uns schnell lesen, was in dem Briefe steht! Vielleicht schreibt er, daß er selber kommt! Ach, das

wäre himmlisch!" Dies und noch mehr sprudelte von den frischen Lippen der kleinen Verwöhnten, bis sie an Maria's Zimmer angekommen, Miene machte mit ihr einzutreten. Hastig, fast schroff machte diese sich von ihrem Arme los und sagte kurz, mit rauh klingender Stimme: „Laß mich allein, Nina, und gehe in dein Zimmer, bis ich dich rufe!" Betroffen über diese ungeahnte Abweisung sah das junge Mädchen in das vor Erregung zuckende Gesicht. Sie mochte wohl fühlen, daß etwas in Maria's Seele vorging, woran sie keinen Anteil hatte, darum nahm ihr betrübtes Gesichtchen sogleich wieder den ihm eigenen liebenswürdigen Ausdruck an, und zärtlich der geliebten Tante über die Wange streichend, sagte sie heiter: „Gut, ein kleines, knappes Stündchen lasse ich dich mit deinem Brief allein, dann komme ich aber wieder, so leicht wirst du deinen Quälgeist nicht los; denn ich vergehe vor Neugier, zu erfahren, was uns Onkel Fritz aus Indien schreibt." Noch einen flüchtigen Kuß auf Maria's Wange, dann huschte sie in ihr nebenan liegendes Stübchen. Zögernd blieb Maria stehen, es tat ihr leid, ihren verzogenen Liebling so schroff abgefertigt zu haben; sie wollte ihr nach, ihr noch ein gutes Wort sagen, da klang schon die helle Stimme des Mädchens, daß es durch Haus und Garten schallte:

„Ueberm Garten durch die Lüfte
„Hört ich Wandervögel ziehen,
„Das bedeutet Frühlingsdüfte . . . . .

Maria lauschte und lächelte: Was konnte diesen Frohmut wohl verstimmen! Was kümmerte der Herbst dieses junge Geschöpf, das wie eine taufrische Rose im Lenz des Lebens stand! Und Maria? — Wo war ihre schwer errungene Ruhe geblieben? Was bedeutete der Glanz in ihren Augen? Was die erhöhte Farbe auf ihren sonst so bleichen Wangen? — Vernahm auch sie statt Herbstes-, Frühlingswehen? Oder war es das Blut, das wie neubelebt durch ihre Adern strömte und nach dem jauchzenden Herzen drang? — Endlich — nach langer Zeit, wenn auch widerstrebend, öffnete Maria ihre Türe, durch die Nina eilig schlüpfte, mit der brennenden Frage in den großen, leuchtenden Augen: „Kommt er, kommt er wirklich?" Und als Maria mit einem stillen Kopfnicken bejahte, war Nina's Jubel groß.

Mit dem Nahen Hallers öffnete sich dem jungen lebensfrohen Geschöpf eine Welt des Ungewöhnlichen, kaum im Traume geahnten. Seine Person versinnbildlichte ihr das Wunderland, von dem er kam, das ihr kindlicher Sinn mit dem Zauber aus „Tausendundeinenacht" umwob. Wieviel gab es jetzt zu tun, zu überlegen, zum festlichen Empfang des lieben Gastes vorzubereiten.

Nina bemerkte zwar mit Verwunderung, wie still und insichgekehrt Maria diesem großen Moment entgegenging. Sie verstand sie nicht, wollte sie aber deshalb nicht befragen, da ihre Zurückhaltung in diesem Punkte ihr von früher her genügend bekannt war.

Das behagliche Haus, jetzt im vollen Schmuck herbstlicher Farbenpracht, wurde nun auch im Innern überreich mit Blumen geschmückt. Der alte Peter brummte zwar ein bißchen, wenn er immer neue Laub- und Blumenladungen aus dem Garten herbeischleppen mußte; schmunzelte aber doch unter seinem struppigen Schnurrbart, wenn Nina, im Geheimen sein Augapfel, immer auf's neue anfeuerte: „Mehr, immer mehr, liebes, altes Peterle! Unser Indier soll über unsern Blumenreichtum staunen! Was die da drüben haben, haben wir längst!" Dabei machte sie eine Handbewegung nach unbestimmter Richtung, damit wohl die Lage Hindostans andeutend, und Peter guckte auch pflichtschuldigst nach der angedeuteten Himmelsrichtung, indem er vergnüglich brummelte:

„Jo, jo Fräule, mer wern's scho' derschaffe!"

Auch die Bärbel, das treue Faktotum des Hauses, war noch rüstig bei Wege und war heute noch, wie vor zwanzig Jahren, Alleinherrscherin in der Küchenregion. Sie erinnerte sich noch gut, was dem Primaner Fritz damals geschmeckt hatte, und richtete danach ihre Küchenzettel für die kommenden Tage ein. Einen Riesen-„Sugelhupf" hatte Bärbel soeben aus dem Ofen genommen und besah ihn mit stolzer Genugtuung, indem sie Zucker darüber streute. Der Duft des feinen, frischen Gebäckes durchzog gar lieblich das ganze Haus und mischte sich mit dem starkduftenden Herbstlaub, das in dichten Girlanden um die Eingangstüre hing.

Maria sah diese fröhlichen Vorbereitungen mit stillem insichgekehrtem Blick. In ihrem Herzen bereitete sie dem Jugendfreund ein Willkomm das himmelhochjauchzend und voll zitterndem Bangen war.

Der folgende Tag brachte wieder hellen Sonnenschein. Er lugte in die behaglichen, festlich geschmückten Räume und spielte auf Nina's goldbraunem Lockenhaar, das hoch aufgesteckt, wie ein glitzerndes Krönchen, auf ihrem zierlichen Kopfe saß.

Ihr Werk war noch nicht beendet, immer noch gab es genug zu rücken und zu ändern, hier und dort

den alten, aber wohlerhaltenen Möbeln und Nippes eine gefällige Stellung zu geben. In Vasen und zierlichen Blumenkörben leuchteten stolze Georginen und bescheidene Astern in Fülle, über allem lag der gewisse Hauch der Freude, die diesem Hause bevorstand.

Das lieblichste Bild im hellen Rahmen war aber das junge Mädchen selbst. Ihre feine, anmutige Gestalt im weißen, duftigen Kleide, stand sie, vom lichten Sonnenglanz umflossen, inmitten des Zimmers, mit ihren dunkeln Schelmenaugen strenge Musterung darin haltend; in die Wichtigkeit des Augenblick's vertieft, überhörte sie das leise Pochen an der Türe, erst als eine wohllautende Männerstimme den Namen „Maria" rief, wandte sie sich hastig um und begegnete ein paar groß und fragend auf sie gerichteten Augen, denn auf der Schwelle stand ein Fremder.

Wie ein Blitz durchzuckte Nina der Gedanke, dies sei der Erwartete, obgleich die elegante, noch jugendliche Erscheinung in nichts ihrer früheren Vorstellung entsprach. Heiß errötend, in stummer Verlegenheit blickte sie ihm entgegen, während Hallers Augen erstaunt auf ihr ruhten.

Endlich näher tretend, verbeugte er sich vor ihr, und sagte: „Ich bitte tausendmal um Vergebung, eine Sinnestäuschung führte mich einen Augenblick irre. Mein Name ist Haller und mein Besuch gilt Fräulein Maria von Wehlen." Da drang durch das blumengeschmückte Zimmer ein Laut wie ein Seufzer, vier Augen richteten sich dahin, von wo er kam. Auf der Schwelle ihres Zimmers stand Maria, bleich vor Erregung, die Hand auf das wildpochende Herz gedrückt und die Augen starr an Haller's Erscheinung hängend:

„Bist du es wirklich? Ist es keine Täuschung?" kam es zitternd von ihren Lippen. Schon aber hatte sich ein starker Arm um die Schwankende gelegt und eine geliebte Stimme rief fröhlich:

„Ja, Maria, ich bin es wirklich! Bin wieder bei dir, in der alten, lieben Heimat!"

Sie sah ihm in die dunkeln sprechenden Augen; ja, sie waren noch dieselben; in ihren Tiefen leuchtet es wie Freude und Rührung — und vielleicht — auch noch wie Liebe.

„Nun Maria, du sagst kein Wort, blickst mich nur bange fragend an! Bin ich denn nicht mehr der alte Fritz von ehedem?"

„Ja, du bist derselbe noch und doch so anders als ich dich mir nach der langen, langen Zeit gedacht?" Ihn liebevoll lächelnd betrachtend, fuhr sie fort: „Wie schön und stark du geworden bist! Die Zeit ist schonend mit dir umgegangen. Sie hat dir nichts genommen, sondern nur gegeben. Sehe mich dagegen an! Aus dem jungen ist in derselben Zeit ein altes Mädchen geworden, und — daß du dies nicht bedachtest, das bewies mir dein Irrtum, als du meine kleine Nina mit meinem Namen anriefst, wohl in dem Glauben, daß ich es sei! —" Einen Augenblick zuckte es wie verhaltenes Lächeln um Haller's Lippen, dann sagte er, ihre Hand streichelnd, mit warmem Herzenston:

„Zürnst du mir, daß ich das junge Mädchen im ersten Augenblick, als ich dies alte, liebe Haus betrat, für dich halten konnte? Sie erinnerte mich in ihrer Jugend und Anmut täuschend an dich, so, wie ich dein Bild damals mit in die Fremde nahm.

Während der ganzen langen Reise sang und klang dein Name in meiner Seele, denn er ist der Magnet, der mich mit Allgewalt in die alte Heimat zog. Wundert es dich noch, wenn mein erstes Wort auf dieser Schwelle „Maria" lautete?"

Mit geschlossenen Augen lehnte sie an seiner Brust, mit seligem Lächeln lauschte sie der langentbehrten, heißgeliebten Stimme: „Nun wird alles gut — alles!" flüsterte sie. Wie einem Kinde war ihr zumute, das heimatlos umhergeirrt, nun endlich die schützenden Arme der Eltern wiederfindet. Da dachte sie an Nina, die Zeugin dieses Wiedersehens gewesen war; ihr Blick suchte sie; doch das junge Mädchen hatte das Zimmer längst verlassen.

Mit dem ersten Schritt auf heimatlicher Scholle streifte Haller die ernste kühle Würde des Handelsherrn ab. Sein von Natur heiteres Wesen kam in der alten Umgebung wieder zur vollen Geltung. Es war ihm, als erlebe er eine zweite Jugend; so froh und frei fühlte er sich.

Wenn Nina daran dachte, welche Vorstellung sie sich früher von ihm gemacht, so lachte sie sich im geheimen aus. Der jugendfrische, elegante Weltmann glich auch in nichts dem ältlichen, behäbigen „Onkel Fritz", wie ihre Phantasie ihn ihr vorgegaukelt. Es dauerte darum auch einige Tage, bis sie ihre Scheu ihm gegenüber überwunden hatte und sich in ihrer lieblichen Unbefangenheit zeigen konnte. Schon war das fremde „Sie" dem vertraulichen „Du" gewichen, nur „Onkel" zu ihm zu sagen war ihr nicht möglich, so half sie sich mit echt weiblicher Feinheit, indem sie überhaupt jede direkte Anrede vermied.

Das herrliche Septemberwetter lockte hinaus in's Freie. In farbensatter Pracht lagen die Wälder, die diese drei glücklichen Menschen durchstreiften. Auch

die, von wildem Wein umrankte Veranda, die in den Garten führt, war oft der Schauplatz ihres frohen Beisammenseins. Sie saßen um den zierlich gedeckten Tisch und ließen sich mit gesundem Appetit die Leckerbissen schmecken, die „s' Bärbel" mit feierlicher Miene höchst eigenhändig auftrug.

Das hatte sie sich auf ihre alten Tage nicht träumen lassen, und ihr gutes, runzeliges Gesicht strahlte vor Freude, wenn Haller ihre Kochkunst lobte und ernsthaft behauptete: sein indischer Koch müsse bei ihr in die Schule gehen. Dann machte sie vor Verwunderung große, runde Augen und meinte: „Nein was doch alles aus dem Menschen werden kann. Mir denkt noch die Zeit, wie ich dem wilden Bub' einen Klaps gab, wenn er in meine Küche kam um irgend etwas gutes zu mausen. Jetzt ist er ein feiner, reicher Herr und hat gar einen indischen Koch!" Kopfschüttelnd, über die wunderbare Metamarphose meditierend, ging sie von dannen.

Am schönsten aber waren die Stunden beim Lampenschein, wenn Haller von dem Wunderlande Indien erzählte. Es waren schon einige Wochen seit seiner Ankunft verstrichen. Wieder saßen sie vereint und Haller sprach von dem Lande der Poesie und des Geheimnisvollen, von seinen Sitten und Gebräuchen, von seinem Duft, seinem Glanz und seiner Sonne als dem Urquell aller Schönheit und Herrlichkeit auf Erden. Und während er sprach, bekamen seine Augen den weichen, warmen Ausdruck, der ihm ehemals, vor langen Jahren eigen war, als er und Maria noch Kinder in der Gaisblattlaube sich Märchen erzählten.

Mit verhaltenem Atem lauschte Maria dem Erzähler; sie hielt ihr Gesicht im Schatten, um ungestört seinem belebten Minenspiel folgen, sich an seinen geliebten Zügen satt sehen zu können. Ein wundersames Empfinden beherrschte sie, als wäre diese Stunde nur ein schöner Traum, aus dem sie nie erwachen möchte. — Und doch war es kein Traum, als ihr Blick Nina streifte, die mit großen, sehnsüchtigen Augen an dem Sprecher hing, und er neigte sich zu ihr, ihr allein galten seine Worte und in seinem Blick lag verhaltene Zärtlichkeit. Was war das? — Ein tiefes, schneidendes Weh durchzuckte Marias Seele und sich hastig erhebend, wollte sie fliehen, fort, fort von diesen beiden, die ihr Glück und ihre Qual waren. Bei ihrer heftigen Bewegung waren auch Haller und Nina aufgesprungen. „Was ist dir, Maria? Bist du nicht wohl?" frugen sie wie aus einem Munde. Mit stockendem Atem, mit verzerrtem Lächeln antwortete sie: „Mein Kopf schmerzt, ich möchte noch ein wenig in die frische Luft!" Nina holte schnell ein warmes Tuch und hüllte sie sorglich ein, zugleich gab sie ihr den Gutenachtkuß, sie bittend, sich zurückziehen zu dürfen, da sie sich müde fühle. Maria sah sie mit einem wehen Lächeln an, indem sie sie küßte und sagte:

„Ja, Kleines, gehe schlafen und träume süß!"

Haller führte Maria in die laue, sternfunkelnde Nacht, aber das, was sie beide auf dem Herzen hatten, blieb auch heute unausgesprochen.

Tage vergingen; der Herbstwind machte sich auf und wirbelte die welken, braunen Blätter vor sich her und Nebel bedeckten die vor kurzem noch so heiter lachenden Fluren.

Auch in Marias Haus hatte man sich schon winterlich eingerichtet. Am Abend brannte in dem großen Kachelofen des Wohnzimmers ein Feuer, das behagliche Wärme verbreitete und die beschattete Lampe beleuchtete dasselbe trauliche Bild dreier Menschen, die sich lieben. Nina war zärtlicher wie je zuvor zu Maria und doch war sie in ihrem Wesen verwandelt. Aus dem von Lebendigkeit übersprudelnden Kinde war ein stilles, verträumtes junges Mädchen geworden. Maria gewahrte diese Veränderung und wußte deren Ursache richtig zu deuten. Sie wußte, wie es kommen würde. — Wieder nahm sie ihr armes, sehnendes Herz in beide Hände, um es niederzudrücken, um den Schrei, der aus seiner Tiefe drang, zu ersticken, daß Niemand ihn vernehme.

Ach, sie brauchte sich keine Mühe zu geben, ihre Qual den anderen zu verbergen, diese hatten keine Augen für sie, denn sie sahen nur sich, hatten nur Herz und Sinn für sich allein.

Mit selbstquälerischer, eifersüchtiger Gier beobachtete Maria Fritz und Nina; mit tausend Schmerzen gewahrte sie den aufleuchtenden Blick des von ihr geliebten Mannes, wenn er Ninas anmutigen Bewegungen folgte, sah das Zucken, wenn sich wie zufällig ihre Hände berührten, sah die Sehnsucht in ihren Augen, wenn sie sich suchten.

Hallers sonst so heitere Stirne war jetzt oft umwölkt. Unruhe trieb ihn umher. Er machte stundenlang einsame Spaziergänge, um dann müde und abgespannt heimzukommen. Seine alles beherrschenden anziehenden Gespräche waren verstummt. Ninas Augen hingen angstvoll fragend an ihm, um sich in heißer Verwirrung zu senken, wenn sein Blick mit unverhüllter Zärtlichkeit dem ihren begegnete.

Alles dies sah und belauschte Maria. In ihr schrie die Erkenntnis, daß diese beiden Menschen in

heißem Verlangen zu einander strebten; daß sie sich angehören würden, und sie, Maria, die Ausgestoßene sein würde aus dem Glück, das sie als ihr allein gehörend betrachtete.

Oh, daß sie sterben könnte, sterben um dieser Verzweiflung, die erbarmungslos nach ihrem Herzen griff, zu entfliehen. Das Leben kann soviel Glück und Freude bergen, warum versagte es ihr alles? Warum riß es ihr den vollen Kelch von den durstenden Lippen? So fragte sich Maria stöhnend in schlummerlosen Nächten. Sie haderte mit ihrem Geschick, sie rang mit den bösen Mächten, die von ihrem warmen, edeln Herzen Besitz ergreifen wollten. Sie rang und kämpfte, bis sie siegte.

Auch Hallers Seele war von den widerstreitendsten Gefühlen erfüllt, auch er schwankte zwischen der Stimme seiner Ehre und der wie im Rausch über ihn gekommenen Liebe zu Nina.

Nun war er zu einem Entschluß gekommen und festen Schrittes betrat er Marias Zimmer, wo diese an ihrem gewohnten Platz am Fenster saß und lässig eine Arbeit in den Händen hielt.

Hallers Gesicht war ernst, in seinen Augen lag Rührung, als er, die schmale kalte Hand Marias ergreifend, sagte: „Nun bin ich schon viele Wochen hier und noch habe ich dir nicht gesagt, was der eigentliche Zweck meines Kommens war, welcher Wunsch mich in die alte Heimat trieb". Ihre Hand fester ergreifend, fuhr er fort: „Ich bin gekommen um dich zu fragen, ob du mir dahin folgen wirst, wohin die Pflicht mich bald wieder rufen wird? Ob du mein Weib, die Herrin meines Hauses werden willst?"

Hallers Stimme bebte vor Erregung und in seinem Blick lag eine brennende Frage, als er in Marias blassem Gesicht forschte, das bis jetzt keine Spur von Bewegung verriet. Endlich sah sie ihn gütig an, klar und fest klang ihr Ton als sie antwortete:

„Ich wußte es, diese Stunde würde kommen, und daß du so sprichst, macht deiner Gesinnung Ehre. Ich danke dir von ganzem Herzen."

Einen Augenblick schien es, als setze ihr Herzschlag aus, sie rang nach Atem, aber nur einen Moment, dann hatte sie sich wieder voll in der Gewalt und sie fuhr fort: „Du bietest mir Glück und Reichtum an deiner Seite, du vergaßest aber das eine, das einzige, was Wert für mich hätte, du sagtest mir nicht, daß du mich noch liebst. Und weil du dies beste und einzige nicht aussprachst, will ich dir eine Bitte ans Herz legen, die zu erfüllen, dir nicht schwer fallen wird."

Um einen Schein bleicher fuhr sie fort: „Sieh' mein lieber Freund, ich habe bemerkt, daß dich und Nina das mächtige Gefühl der Liebe zu einander zieht. Euch beide glücklich, Nina an deiner Seite geborgen zu wissen, das ist mein Herzenswunsch, den ich dir ausspreche." Maria hatte die Augen geschlossen, mechanisch hatte sie geredet, als spräche sie Auswendiggelerntes. Haller war auf das Aeußerste erregt aufgesprungen und sie heftig mit sich emporziehend, rief er mit fliegendem Atem:

„Seh' mir in die Augen und wiederhole, was du eben sagtest! Liebst du mich nicht mehr? Hast du mich nicht alle die Jahre im Herzen getragen?"

Fritz hielt Maria umschlungen, sie hatte nicht die Kraft sich seinem Arm zu entwinden, und Blick in Blick getaucht wiederholte er mit heiserer Stimme: „Antworte mir!"

Fest und klar sah Maria ihn an, fast stählern war der Glanz ihrer Augen und ihre Stimme klang ihrem eigenen Ohre fremd, als sie die entscheidende Antwort gab: „Ich kann nicht als dein Weib mit dir gehen, denn ich liebe dich nicht mehr!"

Fritz Haller taumelte zurück als blende ihn ein grelles Licht. Er barg sein Gesicht in den Händen, dann wandte er sich und ging ohne zurückzublicken. Maria stand mit vorgeneigtem Haupte, mit großen, starren Augen blickte sie ihm nach, mit lauschendem Ohr folgte sie seinen verhallenden Schritten, dann brach sie lautlos zusammen.

Vier Wochen waren seit dieser Stunde vergangen. In dem kleinen Hause vor dem Tore war es still geworden. Kaum, daß der leichte Schritt Marias und der vorsichtig auftretenden Bärbel zu hören war. Es lag eine Kranke in dem freundlichen Mädchenstübchen Ninas. Aus dem blühenden, lachenden Geschöpf war ein blasses, kränkelndes Wesen geworden. Von Tag zu Tag ward sie hinfälliger und trauriger.

Unbeweglich konnte sie stundenlang, in Kissen gestützt, am Fenster sitzen und trostlosen Blickes in den Garten sehen, der Zeuge ihres kurzen Glückes war und jetzt, so öde und kalt, ein Bild ihres eigenen Innern, vor ihr lag.

Maria wußte: es gab nur Einen, der ihrem Liebling helfen könne, doch der hatte ihr Haus nicht wieder betreten. Sie erkannte, daß Nina nicht die Kraft besäße, zu überwinden; sie las es in dem Blick ihrer Augen, sie sah es an dem Hinschwinden ihres blühenden Leibes. Eine namenlose Angst ergriff sie bei diesem Gedanken, daß dieses Kind, das sie an ihrem Herzen auferzogen, das sie liebte, als wäre sie

ihr eigen Fleisch und Blut, sterben könnte, sterben durch ihre Schuld: „Nein, tausendmal nein! Nur das nicht!"

Haller mußte kommen, wenn sie ihn bat. Und er kam. —

Er betrat das Haus, und wurde von Maria mit den Worten empfangen: „Ich habe dich gerufen, weil du kommen mußtest, wenn Nina leben soll!"

Sie geleitete ihn zur Tür der Kranken, aber allein ließ sie ihn eintreten; sie hörte noch den Ausruf seligen Jubels, der ihn empfing, dann drückte sie leise die Türe zu. Damit hatte sie sich selbst ausgeschlossen von dem Glück, das jetzt die Liebenden umfing. Es war geschehen! das Opfer war gebracht.

— — —

Noch einige Wochen, und die Verlobten, Nina und Fritz Haller, wurden vermählt. Bis zuletzt hatte Maria für ihren Schützling wie eine zärtliche Mutter gesorgt, und keine Ahnung sagte dieser von der Größe, mit welcher sich ein blutendes Herz opferte. Nur Haller forschte in Maria's undurchdringlichen Zügen, ihn konnte die fromme Lügnerin nicht täuschen. Die Abschiedsstunde war gekommen. Mit bebenden Händen löste Maria die bräutliche Myrte aus Ninas Locken. Eine verstohlene Träne fiel dabei in das duftige Gewinde, das sie in ihren Träumen, ach, wie oft, als glückliche Braut, auf ihrem eigenen Haupte gesehen.

Nina lag an ihrem Herzen und weinte heiße Abschiedstränen. Haller hielt ihre Hand mit festem Druck und sagte leise, nur ihrem Ohr vernehmlich: „Habe Dank, Maria! Gott segne Dich für Alles, was Du mir gabst!"

Da blickte sie zum letzten Mal in die geliebten Augen, und was sie darin las, — das machte sie glücklich; denn nun wußte sie, daß der Mann ihrer einzigen Liebe sie nie vergessen, sie treu im Herzen tragen würde.

Wie Maria alle die Jahre gerungen und ihr Herzeleid still für sich getragen hatte, so blieb sie auch in dieser Stunde, die sie von allem trennte, das bisher ihr Lebensinhalt, ihres Herzens Glück und Freude war, stark und edel im Handeln. Das junge Paar hatte sich von ihr losgerissen, noch ein wehes Grüßen hin und her, dann trug sie der Wagen dem Glück, der Sonne und der Liebe zu.

Maria stand am Fenster und lauschte hinaus, so lange sie das Geräusch des davonrollenden Wagens vernehmen konnte; als es verhallte, hob sie ihr feines Antlitz himmelwärts und ihre Hände falteten sich zum stillen Gebet. Es war ein tiefer Friede über sie gekommen. Ein Friede, der nicht mehr wünscht, der nicht mehr verlangt, sondern selig ist im Geben.

Vom Himmel senkten sich Schneeflocken nieder. Ein weicher, schützender Mantel breitete sich über die frierende Erde, die dem Winter entgegenträumte.

Neue Bücher.

Die Marquise von Pompadour. Roman von Mabel Wagnalls. Einzig berechnete Übersetzung von M. L. Müller. Halle a. S., Verlag von Otto Hendel. Preis broch. 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Nie wohl ist Ludwigs XV. berüchtigte Favoritin, dieses bestrickende Weib, dem selbst Voltaire huldigen zu müssen glaubte, so geschickt und so geschichtlich treu geschildert, wie in diesem Romane; in ihrer Liebe und all ihrem Haß, in ihrem Ehrgeiz und in ihrer Verschlagenheit lernen wir sie kennen. Der gewaltige Geist, der in dem zarten, geschmeidigen Körper der Pompadour wohnte, und der eine Zeitlang die Geschicke Frankreichs lenkte, wird uns hier von einem eigenartigen Gesichtspunkte aus gezeigt. Neben ihr aber erweckt eine andere Persönlichkeit unser besonderes Interesse: Destine, die harmlos-unschuldige Klosterschülerin von Saint-Syr, die durch einen eigentümlichen Vorfall mit der „grande Marquise" bekannt geworden und durch sie auf die glatte Bahn des höfischen Lebens geraten ist. Dieses liebliche Mädchen bildet einen sonderbaren Kontrast zu den meisten Personen in der dumpfen Atmosphäre am Hofe Ludwigs XV. „Wenn jemand glaubt", sagt ein berühmter amerikanischer Kritiker, „daß er nun genug habe an historischen Romanen, dann nehme er die „Pompadour" zur Hand, und er wird bald eines anderen Sinnes werden."

Lily Braun, Memoiren einer Sozialistin, Kampfjahre, Roman. Geheftet 6 Mark, gebunden in Leinen 7 Mark 50 Pfg., in Halbfranz 9 Mark. Verlag von Albert Langen, München.

Mit der Frage: „Und den steilen Weg den ich gehen will, wohin führt er?" — schlossen die „Lehrjahre", die der erste Band der Memoiren einer Sozialistin darstellt. Das neue Werk der Verfasserin gibt auf diese Frage die Antwort. Aufwärts führt der Steg und in noch heftigere und leidenschaftlichere Kämpfe. Mit Recht heißt darum das an die Lehrjahre sich anschließende, aber nach Form und Inhalt völlig selbständige Buch: „Kampfjahre". Es schildert den Eintritt der „Heldin des Romans" in die Sozialdemokratie und ihre Tätigkeit in der Arbeiterbewegung, indem es mit unvergleichlicher bildnerischer Kraft das innere Leben der Partei in plastischer Anschaulichkeit gestaltet. Vertraut und eng verknüpft nicht nur mit der deutschen, sondern auch mit der ausländischen Bewegung, entwirft die Verfasserin ein farbenreiches Bild der äußeren Entwicklung wie der geistigen Kämpfe der Sozialdemokratie. In sprühender Lebendigkeit, aus persönlichem Umgang heraus, treten eine Fülle von Charakterköpfen: Liebknecht, Auer, Bebel, Vollmar, Bernstein, Jaurès, Anatole France, Bernard Shaw, John Burns, Sidney und Beatrice Webb und viele andere interessante Männer und Frauen vor das Auge des Lesers. Ebenso anschaulich werden neben den Führern die Arbeiter als Masse und in einzelnen Typen geschildert. Die wichtigsten Ereignisse der letzten Dezennien, die Kämpfe im Reichstag und bei den Reichstagswahlen, die deutschen und die internationalen Parteikongresse der Sozialdemokratie, die Arbeiterinnen- und die Dienstbotenbewegung, die politische und die gewerkschaftliche Organisation der Partei, — der ganze Reichtum ihres öffentlichen Lebens zieht vorüber, aber nicht wie wechselnde Bilder im Kaleidoskop, sondern wie unmittelbare Erlebnisse, deren Atem vom Schicksal der Heldin des Buches auf den Leser überströmt.

F. Gräfin zu Reventlow: Ellen Olestjerne, Roman. Geh. 3,50 Mark, in Leinen 5 Mark. (Verlag von Albert Langen in München.)

„Ellen Olestjerne" ist eines jener Bücher, die nie zu einer ruhigen Beurteilung kommen können, eines von jenen Werken, die immer von hart gegeneinander gesetzten Meinungen umstritten werden. Alles mutig Wahre, vor allem in solchen Schilderungen einer freien persönlichen Lebensführung, wie sie dieser Ellen allein gemäß und möglich ist, wird von den Tugendprotzen immer heftig angefeindet und mit Entsetzen verdammt werden. Es ist den Voreingenommenen nicht möglich, das Künstlerische vom Stofflichten zu trennen, sie müssen immer auf das Tatsächliche schielen und daraus irgendeine Tendenz oder Nutzanwendung auf die Wirklichkeit herausspintisieren, und so haben und werden sie auch diese Ellen Olestjerne mit dem Maße ihrer Engherzigkeit und Kleinheit messen. Aber Persönlichkeit ist nach Emerson eine Naturkraft wie Licht und Wärme, und diese Wahrheit wird jedem Gegner überdauern.

Philippe Monnier: Blaise, der Gymnasiast. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen von Dr. Rudolf Engel und Marie Doederlein. (Geheftet 3 Mark, in Pappband gebunden 4 Mark. Verlag von Albert Langen in München.)

Welch liebeswürdiges Buch, dies Buch von Blaise, der — auch als alter Mann — nichts anderes war als eben Gymnasiast! Aus losen Blättern zusammengefügt, die man kaum Kapitel nennen kann, ist es in seiner leisen, feinen Art eine Paraphrase des Typus Gymnasiast, den so viele Menschen eine Zeitlang im Leben darstellen, und eine anmutvolle Schilderung der Leiden und Freuden des Pennälerdaseins, wie es Blaise mit seinen Kameraden an dem alten Genfer Gymnasium, der Gründung Calvins, lebte. Das Buch ist entzückend in seiner schlicht-bedeutsamen Art und wird jedem, der die humanistische Schulbank gewetzt, eine Freude sein — und das sind viele Tausende!

Katarina Botsky: Der Trinker, Roman. (Geh. 2 Mark, in Pappband 3 Mark. Verlag von Albert Langen in München.)

Der noch so junge John Zarnosky, der Gutsherrn-Sohn, der sich der Trunksucht ergeben und von diesem Laster, nicht ohne Schuld seiner Familie, nicht loskommen kann, dieser beneidenswerte Mensch mit seiner, wie bei Trinkern meistens, so gutmütigen und empfindlichen Seele — er erlebt wahre Idyllen, so die Episoden mit dem Ziegenbock und dem Sperling oder der Ausflug mit dem Idioten — ist in allen Teilen der Schilderung von unnachahmlicher Echtheit. Ergreifend ist, wie er selbst von seiner tiefen Erniedrigung denkt und darunter leidet und sich eines Abends hinsetzt, einen Mahnruf vor dem Alkohol an die Menschheit zu schreiben! Und seine letzten Anstrengungen gegen seinen Feind, sein endgültiges Unterliegen und Sterben sind erschütternd. Wie aber das schwerste und unwürdigste Menschenlos nicht bar ist aller Lichtblicke und freundlicher Stunden, so auch nicht dieser Meisterroman. Man kann sogar herzlich lachen über diese echten ostpreußischen Typen, aus denen die Zarnosky-Familien sich zusammensetzen, deren originelles Familienmerkmal, eine unbändige, erheiternde Lust und Begabung zum frechsten Aufschneiden, mit wahrer Meisterschaft ganz unaufdringlich und natürlich geschildert ist. Diesen Roman muß man als wirklich künstlerische Tat freudig begrüßen, mit der Katarina Botsky ein großes Versprechen gegeben hat.

Bruno Frank: Flüchtlinge, Novellen. (Geh. 3 Mark, in Pappband 4 Mark, in Halbfranz 6 Mark. Verlag von Albert Langen in München.)

Bruno Frank ist kein Fremder mehr. Ein Roman-, ein Novellen- und ein Gedichtband haben ihn bereits bekannt gemacht, wie in letzter Zeit Arbeiten im „Simplizissimus“ und „März“. Man merkt es den vorliegenden sieben Novellen auch an, daß sie kein Neuling geschrieben hat. Da ist vor allem das „Abenteuer in Venedig“ des Herrn Bankdirektors Steingräber aus Berlin, der als Flüchtling vor der anstrengenden Tätigkeit und dem konventionellen Leben in Venedig in ein angenehmes freundschaftliches Verhältnis zu einem intelligenten, scheinbar vornehmen Nichtstuer tritt, der sich mit einem Mal als wüster Spieler entpuppt. Aber Herr Steingräber rettet sein Geld und rettet sein Leben — und flüchtet zurück nach Berlin. — Der Verfasser wollte zeigen, daß es den Menschen nicht glückt, „auch nur den Fuß den Fesseln zu entziehen“, die uns alle ans Dasein, an die Formen unseres Lebens ketten. Er tut dies mit einer leichten Ironie, die am ersten von der Echtheit des eigenen Empfindens und Erlebens überzeugt, die in diesen Novellen stecken, und findet so auch die beste Art, mit der man den geplagten Menschen von diesen im Grunde ernsthaftesten Dingen erzählen kann.

„Draußen und Daheim“. Gedichte von Drews. Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Gohlis.

Lyrik ist der Spiegel des seelischen Erlebens eines Poeten, soweit sich die Gedichte nicht in dem Rahmen der erzählenden Form halten müssen. Wenn uns heute nun, in der Zeit der Ueberproduktion und des Suchens nach klingenden Effekten, ein Dichter durch die zwingende Kraft seiner persönlichen Eigenart und durch klaren, wirklich schönen Ausdruck der Gedanken so zu fesseln weiß, daß er uns wirklich etwas zu sagen hat, kann man sich an seinen Schöpfungen ehrlich erfreuen. Diese Begabung ist dem Dichter des vorliegenden Buches eigen. Er gestaltet aus dem Innern heraus und führt uns sein Schauen und Erleben bildklar vor die Augen. Es sind tatsächlich eine Anzahl Dichtungen darunter, denen man rückhaltlos klassische Schönheit nachrühmen kann. Adolf Dreßler jun.

Karl Welge: „Des Lebens Trost und Leid in Liedern“, Gedichte, **„Hennig Brabant“,** Trauerspiel, **„Die Schlacht bei Oelper“,** Drama, **„Et kummt anrest ar man denkt“,** Dialektstück. (Magazin-Verlag Adolf Dreßler jun. Leipzig-Möckern.)

Karl Welge ist ein Heimatdichter. Wie der Eichbaum feste Wurzeln im Erdreich schlägt, wie die Blume nur in der ihr bestimmten Zone prächtig gedeihen kann, so sind auch Karl Welges Werke auf heimischem Boden geworden und gewachsen. Seine Gedichte sind ohne jeden modernen Flimmer, dafür aber kernig und echt in der Art, reich und tief an Empfindung. Wer sie einmal mit innigem Verständnis gelesen hat, wird das kleine Büchlein oft und gern wieder zur Hand nehmen, damit es ihm ein echter Freund in des Lebens frohen und trüben Stunden werde. Als Dramatiker hält sich Welge von jeder Mache und von allen äußeren Effekten frei. Zwei seiner Werke haben geschichtliche Stoffe zum dramatischen Vorwurf. Mit peinlicher Sorgfalt und unverkennbarem Talent hat der Verfasser die bekannten Themata bearbeitet. Am wertvollsten erscheint mir jedoch sein Dialektstück, und möchte ich dies Schönherrs „Glaube und Heimat“ gleichstellen. Es scheint mir dieses Werk so hervorragend gut, weil sich der Dichter hier ohne Rücksicht auf einen bestimmten Rahmen der Begebenheiten frei entfalten konnte. Das Werk dürfte für Sprachforscher von Interesse sein, da es in einer altbraunschweigigen Mundart geschrieben wurde, die im Aussterben ist. Seine Heimat kann mit ehrlichem Stolz auf ihren Dichter blicken, der bei aller Sachlichkeit doch immer der warmherzige und edle Poet geblieben ist. Seine Werke sind der Verbreitung würdig.

Adolf Dreßler jun.

Alte und Neue Zeit. Dichtungen von Clemens Wagener. (Ausgewählt zum Vortrag in Vereinen.) Der Sammlung „Wort und Bild“ Nr. 7/8. kl. 8° (86) Geb. 80 Pf. M. Gladbach 1911, Volksvereins-Verlag GmbH.

Der kleine Band des mehrfach als Dichter mit ersten Preisen ausgezeichneten Verfassers wird, wie jedem Kunstfreunde, so ganz besonders auch jedem Vereinsleiter eine hochwillkommene Gabe sein, fehlt es vielfach doch gerade an neuen, künstlerisch erstklassigen, belehrenden und packenden Vortragsdichtungen. In edelster Sprache und markigen, eigenartigen Reimbildern, frei von Alltäglichkeiten und abgegriffenem Flitterstaat, werden in zusammenhängender Kette eine Reihe geschichtlicher Kulturausschnitte gebracht, die bei den Uranfängen menschlicher Gesittung, beim Gott- und Weltverstehen der Juden, Heiden und Christen beginnen, um über die Stürme der Völkerwanderung, über das farbenbunte und gemütstiefe Mittelalter und die neuere, Kampf und Sieg bergende Zeit hinweg, im Herrschbereich der sozialtätigen Gegenwart auszuklingen.

Ein kurzer Anhang gibt Erklärungen zu Geschichtsdaten oder seltenen Worten und Wendungen, die sich gelegentlich aus dem Zeitgeiste des behandelten Stoffes ergeben.

Das auch äußerlich recht ansprechende, mit Schutzumschlag versehene Büchlein eignet sich besonders noch als preiswertes und gehaltvolles Geschenk und wird ohne Zweifel die Mehrzahl jener „Deklamatorien“ überdauern, die neben dem guten Willen ihrer Verfasser leider auch deren künstlerisches Unvermögen beweisen.

DAS MAGAZIN

Monatsschrift für Literatur und Kultur :: :: Kunst und Theater

Herausgeber: **Adolf Dreßler jun.** ■ Schriftleitung: **Bruno Volger.**

September 1911

Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern.
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten.

Carl Brand:

Herbstabend.

Über den Damm komm ich gegangen,
Wolken am Himmel wie Berge prangen
Zackig im Mondenlicht.
Überm Fluß ein brodelnd Brausen.
Keine Menschenseele draußen.
Nur mein Herz, das spricht.

Kommt ein Sommertag gezogen,
Lichterspiel auf Wasserwogen,
Eine Stadt am See.
Und darüber silbern glitzen
Luftzerflossne Alpenspitzen
Hoch in Eis und Schnee.

Längst schon glaubt ich euch verloren,
Da naht ihr aus Himmelstoren,
Bilder froher Zeit.
Doch der Herbststurm biegt die Bäume,
Fegt hinweg die Wolkenträume,
Und der Mond glänzt breit.

Heimwärts drängts mich zu den Hütten;
Spät noch kommt ein Weib geschritten,
Eine Tür klinkt zu.
Blasse Sterne niederblicken,
Und das Lärmen der Fabriken
Singt auch mich in Ruh!

Una Ninna:

Weit hinterm Ziel.

Still und bleich liegt der Strand, der sich an die weite Wasserfläche schmiegt. Und bleich ist auch das Gesicht des Mannes, der da in die Ferne starrt. Nur nicht ruhig. Aber nicht aufs Meer hinaus ist sein Blick gerichtet, sondern ins Land hinein.

Jetzt hebt ein Aufseufzen die Brust. „Endlich!"

Naht dort nicht eine Frauengestalt? Und mit Sturmesschritten eilt er ihr entgegen.

„Line!" — „Hinrich!" wie ein Aufschrei gellt es ihm entgegen. Nun steht sie vor ihm und ihre Augen bohren sich angstvoll in die seinen.

„Line? Line?" Noch einmal und immer angstvoller, bebend wie vor etwas Furchtbarem kommt es von seinem Munde.

Keine Antwort von ihr.

„Line, um Gottes willen . . . . . ?"

„Vorbei!" — entringt es sich da den gepreßten Lippen des jungen Weibes. Ein dumpfes Stöhnen antwortet ihr. Dann aber wetterleuchtet es auf den scharfen Zügen des Mannes. Ein Strom von Zorn flutet darüber hin und ertrinkt wieder in namenlosem Schmerz.

Weich und stark legt er seinen Arm um das Weib und führt es langsam am Rande des Wassers entlang. Schwer und trüb senkt sich die Dämmerung des Abends herab.

„Und wenn sie Dich nicht lassen, läßt Du da mich? Line?" —

Nur zwei große brennende Augen in bleichem Gesicht richten sich in der Dämmerung auf ihn und er liest darin die ganze mutige Verzweiflung.

„Warum bin ich denn Schiffer?! Warum wollen sie Dich freiwillig nicht lassen! Du — —, mein Schiff liegt ja hier! Morgen um die Dämmerung will ich auf Dich warten und dann fahren wir — — Line, Line laß die Eltern, laß alles, was sich uns entgegen stellt — ich finde auch anderswo mein Brot. Dann fahren wir hinaus in die Nacht, fort — — fort — —, dahin wo man uns nicht kennt. — — Sag — kommst Du?" — — —

Das muß wohl wie ein „Ja" gewesen sein, was er im Druck ihrer Hand spürte und in dem tiefen, traurigen, doch festen Blick sah, denn wie ein Jubelschrei entringt es sich ihm, der freilich wieder im dumpfen Schweigen erstickend erstirbt. — — — —

Ein müder Wind weht durch die Dunkelheit, als sich zwei Menschen in ihr nach verschiedenen Richtungen verlieren.

— — — — — — — — — — — —

Der Abend ist da. Nicht klar und mit Sternengeflimmer; kalt, dick, wolkig und windig. Auf den braun besegelten Kutter im äußeren Hafen huscht eine Frauengestalt. Einige Geräusche, wie von knarrenden Tauen, dann ein leises Gluckseu und Plätschern und langsam löst sich der Segler vom Steindamm und schiebt sich durch die Hafeneinfahrt auf das offene Meer hinaus.

— — — — — — — — — — — —

An der Küste übt sich die Strandbatterie im Scharfschießen. Dumpf dröhnen die einzelnen Schüsse herüber. Scheinwerfer liegen in breiter Silbersäule auf dem bewegten Wasser.

„Das ist ärgerlich. Hinrich, wenn man uns erkennen würde!" Doch er beruhigt sie. Er weiß ja, daß während des Scheibenschießens kein Fahrzeug das Wasser passieren darf. Ihm ist es gleich, denn erstens erkennen sie ihn doch nicht so leicht, und wenn sie es tun, — er ist ja dann weit fort, wenn sie ihn suchen, die Strafgelder zu fordern! Da wird er ja weit, weit draußen schwimmen, wo niemand ihn kennt, — er mit seinem jungen Lieb!

Aber es ist doch sicherer, hinter der Scheibe zu segeln. Die hebt sich blendend, gespenstisch weiß in der Dunkelheit ab, von der Küste scharf beobachtet.

„Hols der Henker!" entfährt es dem Offizier, der am Scheinwerfer steht, — „fährt doch da wahrhaftig wieder solch frecher Segler!"

Richtig, wie ein Phantom sieht man vom Lande aus das vom Scheinwerfer gestreifte Segel dahergleiten. Jetzt ist es hinter der Scheibe verschwunden.

„Geschützfeuer! — Salve!" — krachend löst es sich aus allen Feuer und Rauch speienden Rohren. —

„Wieder zu weit!" tönt es gleich darauf vom Beobachtungsstand — — — „weit hinterm Ziel!"

— — — — — — — — — — — —

Weit hinterm Ziel! — — gellt es da nicht wie ein Aufschrei zu den rauschenden Segeln empor?!

Ein dumpfer Fall — — eben gleitet der Segler hinter der schützenden Scheibe wieder in das helle Licht des Scheinwerfers hinein.

„Ah — — Herrgott!" — Da, — — da liegt der Mann, der eben noch das Boot führte, liegt stumm, hingeworfen auf dem Boden seines Fahrzeuges — — rieselts nicht da wie frisches Blut? — — —

„Hinrich, Hinrich, was ist?! — — Hinrich — so sprich doch — Herrgott im Himmel! . . ." Fiebernd und bebend am ganzen Körper beugt sich das Weib über den Geliebten. — — Tot? — —

Nein! Jetzt — jetzt regt er sich. Ein neuer Blutstrom entstürzt der Wunde, tastend sucht seine Hand.

„Line . . . vorbei . . . es sollte wohl nicht sein . . . Du . . . hilf mir! . . ."

Vorbei? Ist das wirklich vorbei? Er läßt sie allein, allein in der Finsternis, auf treibendem Boot, allein im Leben?!

„Nein! Nein! nimm mich mit," schreit sie verzweifelt auf, — „komm her, stütze Dich auf mich . . . nur bis zum Rand . . . dann sollst Du mich mitnehmen! Hörst Du — — Hinrich?!"

Mit übermenschlichen Kräften richtet sie ihn auf und schleppt sich mit dem Sterbenden bis zur Brüstung. Schwarz gurgelt unten die Flut.

Ein Stammeln und Stöhnen . . . zwei Menschen umschlingen einander, zwei Paar brennende Augen versinken ineinander . . . dann ein schweres Klatschen im Wasser — — Gurgeln — — und dann ist es wieder still . . .

— — — — Durch die schwarze Nacht, vom Wind getrieben, rauschen die Segel des einsamen Bootes.

Herma v. Skoda:

Herbst.

Schaust Du den Herbst sich jetzt schmücken mit heiterem, buntem Gewande?
Fallende Nebel betau'n duftende Wiesen und Moos,
Silbern umspinnen noch Fäden die Erlen und Weiden am Bache,
Einzelne Wolken entflieh'n, flüchtig sich spiegelnd im See.
Blau ist die Erde umwölbt, und erstrahlet in goldigem Glanze.
Tag, wie so leuchtend bist Du! ladest zum frohen Genuß',
Köstliche Früchte entbietend. Der sonnige Lenz noch umspielte
Treibende Blüten und Laub, sorglos gedeihend in Lust.
Gluten des Sommers ernähren und proben die wachsenden Kräfte.
Frucht aber bringet der Herbst — reift auch vergangenes Dir!
Friedliche Stille ringsum! Nur Geläute der Herde ertönet,
Heimwärts in Ruhe sie zieht, naschet am grünenden Hang,
Über ihr türmen sich Wolken, von sinkender Sonne gegrüßet,
Wechseln Gestalt, und irisieren stets neu in dem Bild':
Nichtig sind Worte, und Kunst sich kaum wagt an den farbigen Reigen.
Plötzlich sich breitet mit Macht feurige, züngelnde Glut!

Scheidende Sonne im Purpurgewande, verkündest Du Stürme?
In Deinem blutigen Rot zittert der See schon im Tal,
Und in dem Walde erhebt sich der Wind, und durchbrauset die Schluchten.
Stürme des Lebens — gar rauh, Dir auch umtosen den Pfad,
rasen alsdann mit Gewalten, und rütteln am Stamm und den Wurzeln.
Schwelle die Kraft und den Mut! Raste nicht — wanke nicht — steh'!
Eichen, so hart und so zähe, das Sinnbild der Kraft auch in Wettern —
reden ihr Wort Dir im Herbst senken in's Herze Dir's ein!

A. Deventer von Kunow:

Verloren.

Wie bei des Geiers Nahn der Tauben Schaar,
Entflattert oft was wir als Ziel erkoren
Was leuchtend schien zu unserem Heil geboren.
Wirr spielt das Schicksal ach, und wunderbar
Und was der Kernpunkt unseres Glückes war
Das wissen wir erst dann — wenn es verloren.

Adolf Dreßler jun.:

An Gertrud.

Was ich Dir danke, seelig ich Dir sag' —
Gekommen war ein lichter Frühlingstag
Wo all' mein Sehnen mir in Nichts versank
Mein Mund gejauchzt, dem jungen Glanz zum Dank.

Auf Blüten glitzerte des Morgens Tau,
Die Lerchen schwirrten und die Luft war lau,
Die Bäume schmückten sich mit frischem Laube
Und unterm Giebel lockte sanft die Taube.
Vom Garten her der Wind gar wonniglich
Ein süßes Düften trug — da sah ich Dich.
Und als ich Dich gesehen wie mir geschehen
Weiß selbst ich kaum ich wollt vor Lust vergehen
ein süßes Flammen brannte mir im Busen
Da rief zur Hilfe sanft ich meine Musen
Und siehe, wie von unsichtbarer Hand,
Mein Geist ward an Dein süßes Bild gebannt,
Was unklar mir es wuchs zu Form und Bildern,
So konnt ich Gertrud Dich — Dein Wesen schildern
Es ward mein Werk, trug Deiner Reinheit Glanz,
Man reichte mir des Ruhmes frischen Kranz.
Ein Jubel brauste mächtig mir entgegen,
Ich aber stahl mich fort auf stillen Wegen,
Nach jenem trauten Ort, wo ich Dich fand.
Des Ruhmes frischen Kranz, den man mir wand,
Ich drück ihn Dir aufs braun gelockte Haar —
Du aber blickst mich an, so sonderbar,
„Verdien' ich das?" ist Deine stumme Frag'
Was ich Dir danke, seelig ich Dir sag.

Emil Günther:

An Gertrud.

Wenn einstens alle mich verlassen,
Wenn alle mich einst falsch verstehn,
O, dann tu meine Hand erfassen
Und laß in Einsamkeit uns gehn.
Dann laß mein müdes Haupt sich lehnen
Zum Trost an Deine treue Brust,
Und laß Dein Kleid betaun von Tränen,
Die mir entstürzen unbewußt.

Wenn einstens alle Herzen stocken,
An denen meine Seele hängt
Und unter schweren Trauerglocken
Dem finstern Schoße eingesenkt:
So laß an Deiner Brust mich weinen,
So bleib in jener Stund mir treu:
Wenn sich dann unsre Seelen einen
Ist für mich alles Leid vorbei.

Und sollt ich einst im Schlachtgetümmel
Gemäht von Feindeskugeln sein:
Schick ein Gebet für mich zum Himmel
Und denk auch hin und wieder mein. —
Doch sollt' ich einst mich selbst durchbohren,
Selbst löschen meines Lebens Stern,
So bin ich ewig Dir verloren,
O Gertrud, bleibe dann mir fern!

Gerda von Robertus-Borngräber:

Neues Leben.

Nicht wandl' ich fürder mehr auf öden Pfaden,
auf Totenwiesen, an des Styx Gestaden,
die Stirn bekränzt mit bleichen Asphodelen,
Genossen mir des Hades Schattenseelen.
Zu neuem Leben bin ich aufgewacht!

In Deinem Arm durft ich die Augen schließen.
— Erwachend, schaue ich in Nichts zerfließen
die Schatten und das Totenreich versinken.
Du lässest mich des Leides Lethe trinken,
und blauend uns der Himmel überdacht.

Paul Dietz-Cassel:

Der Menschenliebe Spur.

Es kreist im All der Liebe Geist,
Baut heimlich seine Werke
Auf Pfaden, einsam und verwaist,
Wächst schaffend seine Stärke. —
Er fraget nicht nach Ort und Zeit
Und fürchtet keine Schrecken,
Das Mitgefühl gibt ihm Geleit,
Die Ärmsten zu entdecken.

Es fordert Dank für ihre Tat
Die wahre Liebe nimmer;
Wer ihrem Stuhl vertrauend naht,
Dem hilft und rät sie immer.

Sie ist ein Gut aus lichten Höh'n
Und adelt ihre Träger,
Sie macht das Leben rein und schön
Und segnet ihre Pfleger. —

Ein jedes Saatkorn, noch so klein,
Das ihre Hand ausstreuet,
Gedeiht zu einem Blümelein,
Daran das Herz sich freuet.
Und jede Regung, die sie weckt,
Wird unvergänglich bleiben'
Der Kern, der in der Schale steckt,
Wird edle Früchte treiben. —

Erkenne drum, o Menschenkind
Das Wunder, das die Liebe
Geschaffen, die da wandelt blind,
Nur folgend ihrem Triebe,
Der sie die rechte Straße weist; —
Schau auf zu lichten Fernen!
Die Liebe, die im Weltall kreist,
Hat Heimat bei den Sternen.

Carl Theodor Schulz:

Morgenstimmung im Lenz.

Aus grauen Wolken prasseln die Hagelkörner hernieder.
Wie weiße Perlen liegen sie auf dem Frühlingsmieder.
Wie klingt durch meine Seele der Morgenglocken Läuten!
Ich fühle stark und innig, was sie für mich bedeuten.
In neuem Kraftgefühle die Blicke dankbar lenken
Sich himmelwärts und lassen mich stillbeglückt gedenken
Die schweren trüben Zeiten, die hinter mir nun liegen.
Mir ist's heut wie den Lerchen, die droben schmetternd wiegen
Die Fitt'che in den Lüften. Nur eins fühl' ich mir fehlen:
Die gleichgestimmte Seele, der ich das könnt' erzählen.

Paul Kockjoy:

Über das Tragische „persönlichster Form".

Das Theater ist immer unter allen Kunstgattungen in den Vordergrund gerückt, in unsern Tagen jedoch ganz besonders. Seine Begriffe sind ins Schwanken geraten, und aus dem übeln Wirrwarr beginnen allmählich die lichten Kernpunkte einer unausgesprochenen Wahrheit das Dunkel zu erhellen. Noch hat die Operette nicht abgewirtschaftet, noch tobt all der Tingeltangel von irgend einigen herumspringenden Puppen mit kurzen Röckchen, durchbrochenen Strümpfen und hohen Stiefelchen.

„Ach, war das reizend, war das schön", springt der Backfisch hüpfend über den Teppich und am nächsten Morgen krächzt auch schon ein etwas zahnloser Leierkasten die süßlichen Weisen wieder.

Ich will nicht darüber hinweg. Es gibt auch einschmeichelnde, wirklich reizende Melodien unter diesen Werken leicht-geschürzter Muse. Wirklich, sie vermögen Stimmung zu wecken. Der heilige Ernst aber fehlt ihnen und der ist ja schließlich auch nicht ihr Zweck. Der allein ist dem Drama erspart geblieben, restlos dem Drama höchster Kunstform, der Tragödie.

Nun wünscht sich der Dichter nichts Besseres, als von seiten des Publikums denselben Ernst, wenigstens die Mühe, etwas ernst zu nehmen und das Verständnis wird dann mit dem Ernst gleichen Schritt halten. Lachen ist die Devise des Theaterbesuchers! Warum nicht! — Wie oft aber kommt dieses Lachen an verkehrter Stelle, wo es der Dichter bitter ernst gemeint hat. Der Theaterbesucher würde besser tun, nicht so oft sein Selbstporträt zu geben, sondern zu warten, bis sich Sympathie und Antipathie mit denen des Dichters gefunden haben.

Die heutigen Theater bieten uns zum Teil nur mittelmäßige Kost. Das Wort Tragödie ist verpönt und wer es als Titel seines Werkes bringt, der hat das Recht, nicht beachtet zu werden. Aus dem ursprünglich erhabenen Gedanken ist ein bedauernswerter Märtyrer geworden. Man versteht's nicht, folglich muß es passend gemacht werden. Dazu folgenden Beleg: Furchtbare Familientragödie. In dem Dorfe Krausendorf bei Waldenburg ermordete gestern mittag der Bergmann Leuschner seine Ehefrau und seine drei

Kinder, indem er ihnen mit einem Rasiermesser den Hals durchschnitt und verübte dann Selbstmord.

Ein Mord ist ja immer eine heikle Geschichte und zumal, wenn eine ganze Familie dadurch vernichtet wird, eine furchtbar traurige zugleich. Eine Tragödie braucht es noch lange nicht zu sein, obgleich der Mann selbst vernichtet, was er einst in glücklichsten Stunden für sein seligstes hielt und das, was in ihnen geboren ward, den Würmern freiwillig preisgibt. Es ist nichts und bleibt nichts als ein gemeines Verbrechen, selbst wenn wir annehmen, es geschehe aus Nahrungssorgen.

Nun aber wirkliche Tragik! Professor Engel, wohl einer unserer besten Literarhistoriker, sagt mit Recht: „Der Weg zur Kunst führt nicht durch die Wissenschaft, sondern gradaus durch den Genuß der Kunstwerke selbst". Seien wir darum keine herzlosen, suchenden Anatome, die den schönen Körper zersetzen und zerstückeln, sondern ruhig abwägende Psychologen. Wir wollen auch über kein Problem Schiller, Kleist, Hebbel, Sudermann oder Hauptmann klugreden; schweigen wir lieber, wenn wir bei dem Lesen nichts fühlten oder bei dem Sehen und Hören taub und blind waren.

Was groß ist, tritt vornehm auf. Also auch die Tragik! Unsichtbar schreitet sie oft durch unser eigenes Leben. Aber wenn sie Gestalt gewinnt, kommt sie in dem einfachen und doch feierlich-kostbaren Gewande der Sprache zu uns.

Was hat aber diese mit dem Tragischen zu tun? Genau soviel wie jener Mann, der das Leben Jesu schrieb, erst die Sprache dazu finden mußte. Nicht das Griechische, aber das Erhabene in das Griechische hineinzubringen, das stammt von ihm allein, doch nur insofern, als ihn der gewaltige Stoff dazu begeisterte. Das Tragische hat seine ihm eigene Sprache, die aus seiner Idee heraus geboren wird und mit ihr steigt und fällt. Denn mit wenig Worten kann ich erschütternd viel sagen, wenn diese Worte nicht ein bloßer Bericht sind. Ich möchte an den Schluß von Gottfried Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe" erinnern.

Die Sprache ist die schaubare Seele. In ihrem Tonfall, ihrem Temperament, wie überhaupt in ihrem ganzen Wesen gibt sie uns Aufschluß über die Persönlichkeit, mit der wir es zu tun haben. Selbst geschrieben trägt sie deren Grundzüge und die Motive und der Ernst irgend einer Sache flechten sich mit hinein und geben ihr die Würde des Gewandes. So wird sie zur Stufenleiter, von der aus wir die Lage der Sache überschauen. Sie kann uns irgend etwas wiedergeben, daß es für uns so an Interesse gewinnt, daß wir denkend über ihm verweilen müssen. Die Phantasie kommt hinzu und das uns erst so Gleichgültige wird aufgedeckt wie ein Vorhang, hinter dem das bunte Leben mit allen Schönheiten, allen Freuden, aber auch allem Häßlichen und allen Bitternissen sich austobt. Das reizt uns zum Denken. Und nur durch eine einzige Sprachwendung wurden wir vielleicht darauf hingewiesen. *Nicht also der Bericht, sondern die ununmwundene durch die Sprache angedeutete Tatsache, daß es so und nicht anders kommen mußte, erregt unser Gefühl und läßt eine dauernd tragische Unlust, aber doch auch zugleich Lust zurück.*

Der Gegenstand des Tragischen ist Leiden, das sich entwickelt, wächst, endlich innerlich oder innerlich und äußerlich zugleich vernichtet. Dieses Sterben an und für sich ist ein Akt der Notwendigkeit. Heißt er nun: Ich sterbe oder ich *muß* sterben, ich glaube, es liegt darin kein Unterschied. Mit dem Knicken einer Blume verglich man so oft einen frühen Tod und unsere Vorfahren haben nicht unrecht daran getan. Dem Aufblühen einer Knospe, die den Sonnenstrahl noch flieht und doch so begehrlich nach ihm verlangt, setzten sie das Leben gleich, das stets mit Handlung einsetzt. Niemand wird wohl ableugnen wollen, daß das Leben etwas anderes sei, als im ersten und letzten Grunde Handlung. Lebenshandlung aber hat Zweck. Sie will immer auf etwas hinaus. Dieses unbewußt vorwärtsstrebende, selbsterhaltende Ringen, das bei dem ersten Laut einsetzt, ist nichts als freier Beweggrund. Das Sinnliche überwiegt in den Anfängen, gegen welches sich endlich die freie Seele aufbäumt. Leben ist da; das Leben kann sich aber nur, wenn ich so sagen darf, „im Leben" äußern. Diese nun aus freiem Beweggrund entstehenden Zweckhandlungen können die Umstände, unter welchen sie geschehen, physisch und psychisch genommen, zu erschütternden Schicksalen gestalten. Begebenheiten setzen das Fühlen in Aufruhr, und wie sich das Fühlen nur innerlich vollzieht, so sehen wir diesen Begebenheiten nicht eher ihre Wahrheit ab, bis sie sich einmal an uns selbst vollziehen oder mit unserm Leben, ganz in der Nähe vollzogen, in Verbindung treten und wären es auch nur Zerrbilder davon.

Luden nicht oft kranke Menschen eine unsühnbare Schuld auf sich, indem sie kranken Kindern Leben gaben! Ja, entspringt nicht aus dem Begehren eines

Mädchens zu dem kranken Mann und umgekehrt eine Schuld? Die Natur bildet nur das Gesunde in seiner Gattung weiter fort; das Kranke wirft sie aus. Der Trieb beider Menschen zu einander ist ein Verstoß gegen das Gesetz der Natur. Doch sie sind Menschen, die Ansprüche und Rechte haben wie jedermann, die aber auch deshalb verantwortlich sind für ihre Handlungen. Hier tritt der Verstoß, der sich, wie der alte wahre Spruch sagt, bis ins dritte und vierte Glied rächt, hervor. Er muß endlich zwei, durch die falsche, heutzutage erkünstelte Erziehung auf Irrwege gebrachte Menschen vernichten.

Diese Idee leitete mich in meinem Schauspiel „Flut“[1]), wo zwei hoffnungsvolle Kinder, in den Bequemlichkeiten der Wohlhabenden aufgewachsen, zu Grunde gehen, weil ein Schwindsüchtiger, der von dem Sohn des Hauses als nicht ebenbürtig erachtet wird, der Verlobte der Tochter ist. Notwendigkeit ist die Basis der Welterhaltung, diese Notwendigkeit liegt in der Idee. Könnten wir darum so viele Selbstmörder, oder nennen wir sie lieber Verächter ihres Lebens, fragen: „Was trieb euch zum letzten Schritt?“ Was würden sie uns wohl antworten?

„Wir wissens nicht!“

Aber Sehnsucht ist dieses Nichtwissen und Dennochtun, die Sehnsucht nach einer Aussöhnung mit dem Leben, dem sie nicht angehörten, aus dem sie wie etwas nicht Menschliches hinauspilgerten. Darum gibt es wohl eine moralische Sühne für die Schuld. In ästhetischem Sinne aber gibt es keine Versöhnung des Tragischen, oder dem Ganzen würde die Spitze abgebrochen; wir empfinden die Versöhnung als eine lächerliche Komödie. Es würde der Tatsache gleichen, daß einer in selbstmörderischer Absicht, weil er nicht mehr leben konnte, von einer Brücke sprang und sich den Rettungsgürtel nachwerfen ließ, dann durchnäßt ans Ufer stieg, wo ihn die angesammelte Menge mit Lachen empfing.

Denken wir jetzt an die vorhin erwähnte Zeitungsnotiz. Vielleicht lag hier ein tragischer Konflikt vor, aber das Traurige wurde tragisch und das Tragische wahrscheinlich als „erbliche Belastung“ empfunden. Es wurde übersehen, daß dieser Unglückliche die Veranlassung dazu gab, daß seine Mitlebenden tragische Gestalten wurden.

So mag ein letzter Bewußtseinsmoment vieler Selbstmörder ein Schrei nach Sühne und somit nach Erlösung sein. Sie sind Abnormitäten des Geschlechts wie die Schönheit ein abnormes Begehren und Besitzen ist. Wo ist sie noch nicht zum Fluch geworden?! Wo hat eine schöne Frau glücklich ihr Leben beschließen dürfen?! Ich erinnere an die Gestalten der Geschichte und der Dichtung. Waren sie nicht selbst die, die ihr Leben wegwarfen in den Kot um ihrer Schönheit Reize zu genießen, so nahmen es ihnen andere, die es begehrten.

Ein Weib, das mit dem Fluche sinnberückender Schönheit beladen ist, das ihre Umgebung zu Wahnsinn und Verbrechen treibt und endlich als Opfer das Glück der ihren zerstört, soll meine Tragödie „Susanna“[2]) zeigen. Eine reine, fromme Frau wird das Verderben ihres Hauses. — Auf allem Schönen lastet eben ein Fluch und alles Schöne arbeitet auf seine eigene Vernichtung hin; denn es verstößt gegen das Gesetz der Gleichberechtigung.

Ziehen wir die Summe: „Nur, was gegen die Natur verstößt ist tragisch und hat ein Recht auf den erlösenden Tod; alles andere bleibt feige Niedertracht.

Beide Gestalten, die ich erwähnte, wurden nun zu tragischen Figuren, weil sie in einen Kreis hineinkamen, der eine gesunde, freie Lebensentfaltung nicht zuließ, wenn er sie als Ring in seiner Kette trug. Sie kamen in dieses „Milieu“ und schufen es nicht erst selbst oder wuchsen mit ihm auf, wie etwa Klara in Hebbels „Maria Magdalena“.

Ich möchte diese Tragik, die Naturalismus, Symbolismus, Idealismus, wie überhaupt alle Ismen der Welt nicht nach einer Daseinsberechtigung ihrerseits fragt, die Tragik persönlichster Form nennen. Sie ist nicht neu, sie reicht zurück bis in die Jahre Ibsens. Ich möchte nur einmal raten, die „Hedda Gabler“ daraufhin zu untersuchen; denn hierher gehören auch die tragischen Ausgänge der mit „Seelenverwandtschaft“ bezeichneten Vorgänge, und die Welt steht den Tatsachen gegenüber wie der Gerichtsrat Brack, der ohnmächtig im Lehnstuhl zusammensinkt: „Aber Gott erbarme sich — so was tut man doch nicht!“

---

[1]) Bühnenvertrieb: O. Fr. Kaiser, Hannover.

[2]) Bühnenvertrieb: O. Fr. Kaiser, Hannover.

A. Deventer von Kunow:

Isola Bella.

Leicht schwebt auf dem Wasser Isola Bella,
und träumerisch ruht sie im Morgenglühen.
Kühl weht von den Höhen die Tromentara.
Im gold'nen Sonnensprühen
Magnolen voll erblühen.
Die Ufer, befeuchtet vom tauenden Hauch,
erglänzen gesättigt im Farbenspiele,
und bunte Vögelein viele
umkosen den Argunenstrauch.

Sei Land mir gegrüßet,
wo liebend sich küsset
geheimnisvoll Erde und Wasser und Licht,
wo goldig blitzen
die Höhenspitzen
wie klare Krystalle von weitem in Sicht.

Kunst und Natur sich innig verweben,
und spiegeln ihr Harmonienleben
in blaugrüner Flut.
Und Palmen umrauschen,
Najaden belauschen
die Rosengehege in feuriger Glut.

Wo hoch sich der Adler in Lüfte waget,
Mont Rosa mit schneeigem Haupte raget,
und Intra, Baveno,
und Stresa, Laveno,
wie funkelnd Gestein
am Ufer sich breiten,
und grünen und leuchten in Sonnenzeiten,
umwölbt von dem blauenden Azur so rein.

Zephyrs sanfte Flügel
weh'n dem blumenreichen Strand
über Firnen, See und Hügel
Grüße zu vom ew'gen Land.
Leichte Wellen
wiegen, schwellen
um das duft'ge Blütenmeer.
Und beim Hauch von Lebensbäumen
in der Schönheit ringsumher
schau ich Ewigkeit in Träumen.

Franz Jary:

Heimkehr.

Noch denk ich wohl der bittern Stunde,
Die traurig unsrer Trennung schlug
Und ich die erste Herzenswunde
Mit stillem Schmerz von dannen trug.
Als wir nach tausend Scheideküssen
Uns endlich haben trennen müssen:
Da wollten wir vor Leid vergehn,
Und hofften doch aufs Wiedersehn.

Es stand mit Blüten überhangen
Am Scheideweg der Apfelbaum,
Die Lerchen in den Lüften sangen,
Wir aber sahn und hörten kaum.
Die Zweige schwankten hin und wieder
Und streuten Blüten auf uns nieder;
Uns aber ward so weh und bang,
Bis Trän' um Träne reichlich sprang.

Leb wohl, leb wohl, und es behüte
Der Himmel Dich zu aller Zeit!
Und sieh den Baum in seiner Blüte,
Dem wir vertrauet unser Leid;
Wenn er Dir strecken wird entgegen
Der roten Äpfel süßen Segen,
Dann Liebchen magst hier wartend stehn,
Dann werden wir uns wiedersehn.

Und weiter zog ich fort mit Sorgen,
Verträumte trüb der Stunden Flucht,
Mit Sehnsucht rief ich alle Morgen:
Wie bald ach schwillt die reife Frucht!
Und als ich sah auf Ästen prangen
Die Äpfel mit den roten Wangen,
Hab' ich den Wanderstab erfaßt
Und heimwärts eilt ich ohne Rast.

Doch nahe schon den Heimatsauen,
Da wards im Herzen mir so bang,
Kein Sonnenlächeln war zu schauen,
Mich grüßte keines Vögleins Sang.
Nur Wolken zogen mir entgegen,
Die Wangen schlug mir kalter Regen,
Und aus den Wipfeln, aus den Höhn
Empfing mich ängstlich Windgestöhn.

Und da ich eilte zu erreichen
Des Apfelbaumes Schirm und Hort,
Da fand ich den einst blütenreichen
Vom Blitz zerspalten und verdorrt.
So hats mein Herz auch überkommen
Wie Donnerschlag, da ich vernommen
Des Liedes alte Melodei,
Daß mir mein Lieb — verloren sei.

Franz Czurda:

Bajazzo.

Was ist das Leben . . . ? Ein Warten auf den Tod!
Erwarte ihn lachend! Und fasse das Leben
Als heitres Spiel im frischen Morgenrot.
Ein heitrer Tanz sei Dir des Lebens Tag,
Der heiter lachend enden mag.
Und heiter sollst Du Dich dem Abend ergeben;
Und was das Dasein bringt an Bitterkeit,
Das magst Du im Lachen und Trinken und Lieben
verweben . . . !

Und knüpfst Du des Gewebes letzten Knoten,
Und naht der Tod, die ewig lange Nacht,
Da lache, lach' ihm kühn entgegen
Und bring' ein letztes Prost dem Leben
Und schlafe lachend ein, so wie Du aufgewacht!

Das ist des Lebens gold'ne Lehre,
Das ist die Regel, an die ich mich kehre . . . . !

Ich tanze durchs Leben und lache dazu
In den tollsten, unsinnigsten Scherzen
Und lache, und lache, und lache mich toll,
Und trinke, und trinke und trinke mich voll,
Zu löschen die brennendsten Schmerzen . . . . . !

Betäuben, betäuben, was sich regt allemal,
Vergessen, vergessen, die bittere Qual,
So muß ich mich selbst betrügen,
Um über das Leben zu siegen!

Ich tanze durchs Leben und lache dazu
In den tollsten, unsinnigsten Scherzen —
Ich lache, ich lache, ich lache
mich toll,
Ich trinke, ich trinke, ich trinke mich voll,
Zu löschen die brennendsten Schmerzen — — — — !

Und ist alles aus, ist alles alle,
Auch dann ich nicht falle — — — — !
Und täusch' mich weg über das Herbe,
Auch wenn ich sterbe — — — — — — — — — —
Und lache, so viel ich nur lachen kann,
Und fühle die Bitterkeit minder — !

Und bin ich des Lebens übersatt,
ich immer lachender Sünder,
Dann hab' ich nur eins noch zu machen:
Daß es die Nachwelt kennt,
Mein Testament:

Mein letzter Wille soll sein
Beim perlenden Wein
In tollem Lachen und Lieben
Über das Leben zu siegen!

Dann hab' ich eins nur noch zu machen,
Zu lachen, zu lachen,
Mich in den Tod zu lachen . . . . . !

Und auf den Hügel, der mich deckt,
Setzt mir als Mal eine Flasche Sekt . . . . . !

Entnommen aus des Verfassers Gedichtband „Aus Bajazzos Notizbuch" soeben erschienen im „Dom-Verlag" zu Leipzig.

Ernst Geier:

Evoë!

Das Fenster offen . . . Nachtluft . . . Lampenlicht . . .
Des Mondes Glanz durch Wolkenschleier bricht.
Der Sinne Taumelluft läßt meinen Leib
Sich sehnen nach dem süßen, werten Weib.
Und alles lauscht in mir, ob nicht ein Laut
Vielleicht der Liebsten Kommen mir vertraut.

Jetzt ist sie bei mir. Hoch auf rauscht mein Blut . . .
Ich schließe fest sie in die Arme ein.
Nicht wilder könnten unsre Küsse sein:
Doch fehlt zur frohen Sünde mir der Mut.

Wir küssen uns am Fenster, und die Sterne
Schaun niederfüllt uns zu aus blauer Ferne.
Blut, Blut, spring rascher Deinen wilden Tanz! . . .
Der Liebsten Stirne ist wie Nordlichtglanz,
Wie Lotosblumen auf dem Nil so hell.
Ihr Mund gleicht einem nimmermüden Quell
Im Tal der Sünde — fern im Märchenland.
Heiß fühl' ich auf der Schulter ihre Hand.
Ihr lieber Blick im Lampenlichte bebt,
Wenn sich bisweilen ihre Wimper hebt.

Ich küsse sie ins Ohr, und jeder Kuß
Sagt ihr, daß sie mein Weib einst werden muß.

Stephan Brock:

Der Triumph des Dinges.

Schaufensterwettbewerb.

Berliner Skizze.

Schon lange wurde ich so fortgestoßen in dem Menschenstrom, der sich schwarz und schwer, mit zähflüssigem, stockendem Gefälle die lichterfunkelnde Geschäftsstraße hinabwälzte. Wie lange schon, hätte ich kaum mehr sagen können. Denn das Drängen und Tosen der Menschen und Wagen, der Wirbeltanz des Reklamelichtes, dazu das unaufhörliche, lautlose Strömen der hellen, funkelnden Dinge hinter den hohen Glaswänden, die doch alle mich festhalten wollten mit ihrem lockenden, auslangenden Gepränge, hatten mich allmählich betäubt, daß ich sah, ohne zu sehen, hörte, ohne zu hören. Und wenn ich zunächst die vielen Köstlichkeiten der Kunstindustrie, der Konfektion und der Juweliere, wie eine mir vorgelegte Speisekarte mit vorgenießendem Behagen gemustert und nach Lieblingsspeisen gespäht hatte, so schlich sich in meine allmähliche Ermüdung ein unbestimmtes, peinigendes Gefühl der Gleichgültigkeit, ja des Gegensatzes, dem ich noch in unbewußter, mürrischer Träumerei nachgrübelte, als mein tastend fortschiebender Schritt plötzlich an der nun undurchdringlich gestauten Menschenmauer zum Stehen kam. Ich schaute auf — und jäh warf sich mir über die schwarze Menge hinweg aus dem spiegelnden Ecksalon des ragenden Konfektionspalastes ein blendendes Licht ins Gesicht, das alle vorherige Helligkeit noch überstrahlte. Ich mußte den Kopf abwenden — und gewaltsam aufgeschreckt riß mein Blick die dunkel in mir drängende Empfindung in das Licht bewußter Erkenntnis empor. Ich erblickte die Menschen um mich, von denen ich mich bisher wie von einem Strome hatte tragen lassen, ohne ihrer gewahr zu werden. Zuerst noch schwatzend und lachend, lobend und tadelnd, mit einer gewissen geschmeichelten, erkünstelten Blasiertheit kritisierend, waren sie — meistens Frauen — an den Altären des Luxus vorüber gewallt, allmählich aber — und hier vollends — verstummt. Und so standen sie nun zusammengepreßt, stumm, wie eine mit Schlägen zusammengetriebene Herde, dunkel, genäßt von herabrieselndem Sprühregen, gezaust von einzelnen jäh herabfahrenden Windstößen — aber über ihnen im lichtdurchfluteten Spiegelsalon, allein, auf ein seidenes Ruhebett zurückgelehnt, in lebensgroßer Wachsfigur, ein Weib — in raffiniertestem Negligée, das ihre üppige Weiblichkeit mehr zeigte als verbarg, um sie hergestreut, mit der Achtlosigkeit der Verwöhntheit, ein verschwenderischer Trousseau, vom durchbrochenen Seidenstrumpf bis zum Autopelz — lächelnd, über den Spiegel hin die Menge streifend mit dem halben Lächeln der Cocotte. Und ich erblickte die Menschen um mich. Und ich sah plötzlich, wie schlecht sie angezogen waren, die Mädchen und Frauen um mich, und wie dürftig gewachsen, und wie mühselig, und wie verlassen in all dem Gedränge, das sie rücksichtslos zusammenpreßte! Und ich las in ihren unbewußten Augen, die keine Kritik, ja kein Begehren mehr sagten, das warum ich nun wußte: Demütigung, Betroffenheit, Scham! Die Puppe aber lächelte — und wie ich meinte, mit höhnendem Triumph über den Spiegel hin die Menge streifend, mit dem halben Lächeln der Cocotte! —

Und da packte mich ein Ärger — ja eine Wut — ja, Sehnsucht (nicht ohne, daß ich mir selbst etwas komisch dabei vorkam — vor solcher Puppe!) Einen Menschen! ein Weib, einen Leib, der hier begehren und diese Hülle fordern dürfte, ersonnen von sehnenden Sinnen und geformt mit kühler Künstlerhand! Und ich suchte durch das umdrängende Dunkel —. Und wie ein warmes Licht schlug mir aus halber Ferne ein Mädchenantlitz auf — und zugleich das Erinnerungsbild, in dem sie mir haften geblieben: das stolze Köpfchen unter dem dürftigen Hütchen, im Zorn erblaßt, mit den huschenden Lichtern der Schamröte, die anmutig scheue Bewegung der feinen

Schulter, mit der die Kleine sich von einem offenbar zu freundlichem Gruß abwandte, zu dem die schwebende, schlanke Fülle ihrer Erscheinung, die das ärmliche Fähnchen nicht mehr zu heben brauchte und nicht verstecken konnte, wohl einladen mochte — ja, es war wohl nicht länger her als einer dieser überfüllten Stunden, daß sie mir im Gewühle vorübergestrichen war. Und ich suchte an dieses Gesichtchen näher heranzukommen, bittend, und schon wie von Dankbarkeit erfüllt. Aber die Puppe lächelte noch immer — ich fühlte es, obgleich ich mit meinem Blick auf das Mädchen zustrebte, das mich von dieser Scham lösen, den Triumph des Wachsweibes da oben brechen sollte — und wieder konnte ich in all meinem Unmut nicht umhin, mich selbst entschieden ein bischen lächerlich zu finden — aber die Puppe lächelte noch immer, über den Spiegel hinweg die Menge streifend, mit dem gleichen halben Cocottenlächeln — und wie mir schien, in höhnendem Triumph auf das arme Menschenkind unter ihr herab. — Und da sah ich es: Mein stolzes Mädchen war nicht mehr. Eine müde und doch flackernde Gier brannte in den eben noch so klar-kühl blitzenden Augen — und schattend darüber — auch bei ihr? — die Scham! — nein Trotz? — nein Furcht?! Noch einmal hob sich die fein geschweifte Schulter zu dieser Wendung scheuen Stolzes — aber sie fiel müde zurück — und jetzt bemerkte ich auch dicht hinter ihr einen Herrn, einen eleganten aber plumpen Herrn — mir wars plötzlich, als wäre ich auch ihm schon heute begegnet — der sie mit einem dreist prüfenden Blick aus seinem fleischigen, roten Gesicht anstarrte. Noch einmal wandte sie den Kopf — dieses feine Köpfchen, das sonst so aufrecht auf dem schlanken Halse thronte — aber er fiel müde zurück, in den gleichen glimmenden Blick, starr versunken in das lächelnde Antlitz der Puppe.

Sie blieb —

Und der Herr blieb auch —

Ich leistete dem Strome, der von hinten, wie ich plötzlich merkte, schon ungeduldig drängte, keinen Widerstand mehr. Ich war plötzlich so sehr müde. Ich ließ mich willenlos weiterschieben.

Aber noch einmal reckte ich den Kopf zurück: Das Mädchen konnte ich nicht mehr bemerken — den Herrn auch nicht. Aber die Puppe lächelte, über den Spiegel hin die Menge streifend, die sich in schwarzer Masse zu ihren Füßen preßte, mit dem halben Lächeln der Cocotte und, wie mir schien, im Triumph!

Franz Reuß:

Geburtstag.

Deine Haare sind schlicht geworden und knistern nimmer
Und prangten doch so hold im bräutlichen Schimmer!
Doch Deine Seele ist ganz gleich geblieben:
Sie strahlt, ein Kleinod, wie von je und immer
Und ist noch warm genug zum Schenken und zum lieben.

Aber eben wegen Deiner Güte,
Jammerts mich, daß Deines Leibes Blüte
Vor der Zeit von Dir genommen ward!
— Du welkst — und meine Sinne werden müde ...
Doch unsere Liebe ward zu einer bessern;
Nun auf prachtvoll strömenden Gewässern
Gleitet meerwärts unsere stille Fahrt ...

Theo Liefertz: Zwei Gedichte.

Wir schritten ...

Wir schritten selig Hand in Hand durchs Feld,
Nur unsere Seele sprach, sonst schwieg die Welt.

Du wurdest müd, wir setzten uns am Rain.
Du bargst Dein Haupt so ganz vertraulich mir
An meine Brust und schliefest lächelnd ein.

Ich sah die Ähren rings im Segen stehn,
Und schaute Deine ruhende Gestalt,
Und mich ergriff's mit heiligster Gewalt!
Denn ich sah Hoffnung durch Dein Träumen gehn.

Da zwang es mich, was Liebes Dir zu tun.
Ich beugte nieder mich und küßt Dich leis,
Sprach ein Gebet und ließ Dich stille ruhn.

Und rings die Ähren standen segenschwer ...
Auch durch mein Sinnen ging die Hoffnung her.

Weihnachtsläuten.

Leis harfend hebt der Abendwind
Im Sternenglanz die leichten Flügel;
Eiszapfen streift er, spielt und spinnt
Ein Klangnetz um beschneite Hügel.

Und Schlittenschellen glöckeln fein
Zum Himmel auf, dem sternerhellten;
Hin überm Wald, schneekeusch und rein
Trägts leis der Wind gedämpft und selten.

Und schweigt der Wind, ein neuer Klang
Schwillt her dann aus der Weite,
Weltmächtig braust ein Weihnachtssang
Als Friedenslied im Erdenstreite.

Von allen Türmen zittert froh
Das Glockenlied, das tiefvertraute.
Nur Weihnachtsglocken klingen so
Wie nie vergessne Mutterlaute.

Ein Wandrer hörts windher vom Tal
Als Heimgeläute um sich wiegen,
Horcht sinnend aus — Mit einemmal
Sieht er die Jugend vor sich liegen.

Karl Wilhelm:

Zum Jahreswechsel.

Mit Gunst! Ihr Großen und ihr Reichen
Reicht den Bedürft'gen warm die Hand;
Laßt, was die Mode schuf, entweichen,
Tritt jetzt das neue Jahr ins Land.
Übt Christenpflichten, hegt Erbarmen,
Schafft, daß euch all das Elend rührt —
Wozu den notvergrämten Armen
Nun eben seine Armut führt.

Verbittert nicht sein kärglich Leben
Durch fein gekünstelte Praktiken.
Versucht es nicht, da Stein zu geben,
Wo Brot und Liebe soll beglücken!
Geht mit dem Hochmut zu Gerichte,
Bedenkt beim Sonnen- — Sternenlicht:
Der Herr schuf große, kleine Lichte
Doch Übermenschen schuf er nicht.

Euch wiederum, ihr leiblich Armen,
Ruf ich: Verscheucht die häm'schen Mienen!
Ich nenn' es Achtung, nicht Erbarmen,
Was ihr im Dienen müßt verdienen.
Korrekt, gesittet sei euer Wesen
Bar jeder eklen Kriecherei;
Aus euren Augen muß man lesen
„Arm sind wir, aber geistig frei!"

Nicht roh und ungeschickt gebärdet
Euch; gilts „den Menschen" zu behaupten;
Und niemehr fühlt ihr euch entwertet.
Ja, was vorerst Dämonen raubten —
Kehrt glutverklärt auf hehren Schwingen
Verjüngt, dem Phönix gleich, zurück;
Bringt im Silvesterglockenklingen
Zufriedenheit! Das höchste Glück.

Und Glück, viel Glück im neuen Jahre!
Legt Dünkel, Übermut und Not
Dem alten Jahr auf seine Bahre
Und brechet — ein verträglich Brot.
Dämpft, grausam schroffe Gegensätze —
Ein Jeder, was an seinem Teil!
Macht Recht und Wahrheit zum Gesetz'!
So winkt ein frei ersprießlich Heil.

A. Thenius:

Reich' mir noch einmal . . .

Reich' mir noch einmal Deine treue Hand,
Die liebevoll ich oft umschlossen,
Noch einmal laß Dein treues Aug' mich schaun
Das soviel Tränen hat um mich vergossen. —

Du zürnest mir und hast das Band getrennt
Das unsre Herzen innig hat verbunden . . .
Nur bleiben wird mir die Erinnerung
An sel'ger Liebe hoffnungsfrohe Stunden.

Vorbei, vorbei! O wildes Trennungsweh!
Das glühend zuckt in heißen Schmerzen — —
Zerstört der Traum, zertreten unser Glück . . .
Ich bleib' allein — mit kummervollem Herzen.

Emil Gebauer:

Der Raubmörder.

Schon verstummt der Feierabendstrubel,
Mehr als sonst beeilen sich die Männer
In den trauten, lieben Kreis zu kommen,
Wo sie Weib und Kinder froh erwarten.
Auch die elegante Welt der Großstadt
Flüchtet sich in ranggemäße Kreise
In des Reichtums Üppigkeit zu schwelgen.
Düster schwebt herab der Weihnachtsnebel. — —
Müde schleicht durch menschenleere Straßen,
Schlotternd seine Beine vorwärts zwingend,
Zähneklappernd und von Frost geschüttelt,
Einer aus dem Heer der Arbeitslosen.
Höhnisch bläst der „Nord" die dünnen Fetzen,
Die sich um die starren Glieder schließen,
Und ermattet sinkt er an der Ecke
In den Schatten eines Torwegpfeilers.
Vor vier Wochen war er jäh entlassen
Worden, weil er eine Schicht versäumte,
Als sein Weib, sein Vaterglück vermehrend,
Ihm den dritten seiner Buben schenkte.
Schon vier Wochen ist's, seit er die letzten
Groschen in den schmalen Haushalt brachte,
Und vergebens pocht er an die Tore
Seit der Zeit, um Arbeit zu erhalten.
Jeden Tag, von früh, bis spät am Abend
Klopft er an, wo nur ein Hammer dröhnet,
Wo ein Triebrad dreht die Transmissionen.
Doch umsonst ist all sein Flehn und Bitten.
Überall Bedauern, Achselzucken,
„Sind mit Arbeitskräften reich versehen!"
Und zuhause stöhnt sein Weib vor Schmerzen,
Schrein die Buben, in dem Winkel kauernd,
Hungernd einen Bissen Brot erwartend,
Den er selbst den Tag vergebens suchte!
Dem Geschick die Krone aufzudrücken
Wird man morgen vor die Tür ihn setzen,
Wenn er pünktlich nicht die Miete zahle! —
Drohend hebt er die erstarrten Hände.
Und ein Fluch ringt sich von seinen Lippen,
Daß sich seiner nicht ein Gott erbarme! —
Plötzlich hallen Schritte durch den Nebel,
Und sich tiefer in den Schatten kauernd
Will den Fremden er passieren lassen.
Doch da hemmt der Andre seine Schritte
Dicht vor ihm. Im Scheine der Laterne
Holt er ein Paketchen aus der Tasche,
Hält es prüfend in das Reich der Strahlen
Um sich des Besitzes zu versichern. — — —
Und der Lauscher hinter'm Torwegpfeiler
Sieht voll wilder Gier die braunen Scheine,
Die verlockend ihm entgegen winken.
Fiebernd stürmt das Blut ihm durch die Adern,
Wütend zuckt's ihm plötzlich in den Gliedern,
Und ihm ist, als drängen tausend Teufel,
Seiner Not ein Ende zu bereiten,
Dort das Geld dem Andern zu entreißen.
Und er hört des kranken Weibes Stöhnen,
Sieht im Winkel seine Buben kauern! —
Nur ein Griff — sein Elend ist vorüber,
Morgen kann er seine Miete zahlen,
Seinen Buben ihren Hunger stillen,
Seinem kranken Weib den Doktor holen,
Ihr die ten're Medizin verschaffen! —
Und dazu der tausend Teufel Drängen! — —
Plötzlich senkt es wie ein Nebelschleier
Sich vor seine fieberheißen Augen,
Und die Scheine hat er ihm entrissen,
Um wie rasend dann davon zu stürmen. —
Doch der Andre, ob des frechen Raubes
Zwar im ersten Augenblick erschrocken,
Folgt dem Räuber rasch, in mächt'gen Sätzen;
Weithin schallen seine Hilferufe. — — —
Voll Verzweiflung stürzt der Andre vorwärts.
Mehr und mehr fühlt er die Kräfte schwinden,
Nah und näher hört er den Verfolger. —
Einmal noch sucht er sich aufzuraffen,
Doch zu spät! — Schon hat die Faust des Gegners
Ihn erfaßt, und bannt ihn an die Stelle.
Schonungslos sieht er sich preisgegeben,
Und ihm ist, als hört er Ketten rasseln
Und als sähe er vor seinen Augen
Drohend schon das Zuchthaus sich erheben.
Sieht sein armes Weib zu Grabe tragen,
Von des Gatten Schande hingemordet,
Hört die Buben schon dem Vater fluchen; — —
Und zu schwach ist er, sich loszureißen! — —
Plötzlich flimmert's ihm vor seinen Augen;
Die Idee, die sein Dämon geboren,
Kann allein aus tiefster Schmach ihn retten.
Blitzschnell greift er in die Hosentasche. — —
Und es flimmert ihm vor seinen Augen,
Einen Schrei hört er die Luft durchzittern,
„Mörder!" — Hallt's ihm drohend in den Ohren;
Und entsetzt will er von dannen fliehen,
Doch zu spät! — Denn: „Mörder!" tönt es wieder

Und von nerv'gen Fäusten festgehalten,
Sieht er sich umringt von Polizisten. — —
Vor dem nun besiegelten Geschicke
Flieht von den entsetzensstarren Augen
Der verhängnisvolle Fieberschleier.
Widerstandslos reicht er seine Hände!
Stöhnend blickt er auf sein armes Opfer,
Stöhnend denkt er dann an Weib und Kinder,
Stöhnend läßt er sich zusammenschließen. — — —
Und am nächsten Tag die Morgenblätter
Bringen lange Spalten voll Entrüstung
Von dem Raubmord in der Friedrichsstraße.

Thea Mendel-Meyer:

Blumen am Wege.

Blumen am Wege, wie lieb' ich euch sehr,
Lasset zum Kränzchen euch winden,
Ehrt man die Blumen des Gartens auch mehr,
Möchtet doch Freunde ihr finden.
Blumen am Wege, ihr schmückt Flur und Haid,
Möchtet ihr zieren manch liebliche Maid.

Rosen und Tulpen, Vergißmeinnicht
Zieren manch herrlichen Garten,
Kornblümchen, Veilchen und Maßliebchen spricht:
Laßt uns nach Liebe nicht schmachten,
Wenn wir auch tragen das einfache Kleid,
Bringen wir Segen seit ewiger Zeit.

Hört drum ihr Herzen und achtet darauf,
Lernet den Sinn wohl bedenken,
Ehret die einsamen Blümlein auch,
Wollt ihnen Liebe doch schenken,
Mehr als Juwelen und prunkvoll Geschmeid
Zieret manch Mädchen das einfache Kleid.

Tony Püschmann:

Feierabend.

Es dampft die Esse, es raucht der Schlot,
Viel hundert Menschen, sie ringen um Brot.
Laut dröhnt der Hammer, der Atem keucht,
Und Stunde auf Stunde im Fluge entweicht.
Das Feuer lodert mit glutrotem Schein —
„O Wonne, wird Feierabend erst sein!

Dann tritt alle Sorge des Tages zurück,
Dann winkt in der Stille das häusliche Glück,
Dann scherzt die Lippe mit Weib und mit Kind!
— — „O haltet die Flammen, geschwind geschwind!"
Es dampft die Esse, es raucht der Schlot,
Und hinter dem Feuer — da lauert der Tod.

Rudolf Fischer: Zwei Gedichte.

Wenn die linden Lüfte kosen
Junger Blüten Pracht,
Wenn der Balsamduft der Rosen
Weich wogt durch die Nacht,
Wenn das Mandelbäumchen blüht,
Und die Fledermaus
Leise durch das Dunkel zieht,
Ruht die Seele aus.
Traulich mit dem Jugendfreund
Denke ich zurück
In der Laube grünumzäunt
An vergangnes Glück.
Oft klingt da der Gläser Klang
Tönend in die Nacht,
Wenn wir eines Mägdleins schlank
Wonnevoll gedacht.

Hoch steht ein Haus, umstrahlt von Sonnenglut,
Es ragt der Turm,. es spiegelt ihn die Flut,
Ein Lüftlein weht und weiße Wolken ziehn,
Rot glühn die Rosen und die Linden blühn.
Des Efeus Ranke schlingen zum Altan,
Auf stillem Weiher ziehet stolz der Schwan,
Durch Taxushecken glänzt die Marmorbank
Und Sonnenlicht flammt in dem Laubengang.
Ein hoher Greis wankt langsam durchs Portal,
Die Haare weiß, die hohlen Wangen fahl.
Vor einem Jahre an solchem Morgenrot
Fand man sein Grafenkind im Weiher tot.

Karl Lemke:

Eine Erinnerung.

Selige Nächte hab' ich durchkostet
In Deinen Armen, Du kostbares Weib!
Herrliche Früchte hab' ich gepflücket
Von Deinen Lippen in Seligkeit!
Und stärker und stärker drängt das Verlangen,
Dich, kostbares Weib, in Freud' zu umfangen!

Selige Nächte war ich vereinet
Mit Dir im festlich gekleideten Heim,
Geistsprühenden Witz hast Du gereimet
Und herrlich schmeckte der süße Wein.
Doch wilder und wilder drängt das Verlangen,
Dich, kostbares Weib, in Freud' zu umfangen!

Selige Nächte war ich bezaubert
Von Deiner Schönheit an Geist und Bild,
Lockende Töne hast Du gezwitschert,
Du hast das S e h n e n n a c h K u n s t mir gestillt,
Und heißer und heißer drängt das Verlangen,
Dich, kostbares Weib, in Lieb' zu umfangen!

Winterlich ward's und mir ward mit Schrecken:
Du miedest mich und kamst so selten —
Dein Wort war karger — Dein Lieben kalt
Und ehe ich's ahnte, s a h ich's bald:
Ein And'rer, ein Fremdling stahl Dir das Herz!
Du triebst mit mir einen grausamen Scherz!

Du gingst von mir weg — Du kamst nicht mehr her,
Du sandtest mir Grüße und sonst nichts mehr.
Du gingst und bautest ein neues Glück,
Doch zu mir kamst Du nie mehr zurück.
Auf herrlichstem Lande wohnst Du zufrieden —
Doch jener Fremdling ist Dir geschieden!

Ernst Helenburg:

Erste Liebe.

Als ich noch Kind war,
Gingst Du heim von mir
Und nahmst die reine Liebe mit,
Lohntest mir auch selbst
Mit Kinderherzendank
Für Wehmut, Tränenträume.

Dein Frühlingsweinen
Weckte Leideslust in mir
Und meine Seele bebte wirr.
Knechtete Dir meinen Kuß
Im keuschen Blütenhain,
Mein Sinnen war die Sünde.

Hugo Tlustek:

Zum Licht!

Auf lichtgrünem Wege
Am Waldesrand
Ganz einsam, verlassen
Ein Blümchen ich fand.

Die Sonne, die hatte
Es wach kaum geküßt.
Als Boten des Lenzes
Hab froh ich's begrüßt. —

„Was trieb Dich so früh schon
Hervor über Nacht? —
Es hat manchem Blümlein
Den Tod schon gebracht! —

„Mich faßte ein Sehnen
Nach strahlendem Licht,
Nach der liebenden Sonne! —
Kennst Du es denn nicht?" — —

Ich ging sinnend weiter
Und hab Tag und Nacht
Ans einsame Blümlein
Am Waldrand gedacht. —

H. Stoll:

Entsagung!

Oftmals in stillen Nächten
Wenn ringsum alles schweigt.
Sich mir im tiefen Traume
Dein holdes Bildnis zeigt.

Ob ich Dich selbst auch bannte
Aus meines Lebens Kreis
Du folgst mir nach im Traume.
Ist das des Sieges Preis.

Was längst schon liegt begraben
Tief in der Seele Schacht
Ringt sich zu neuem Leben,
Ist jählings aufgewacht.

Und nun am hellen Tage
Gehn sie getreulich mit
Die Leiden und die Qualen,
Die ich um Dich erlitt.

Was hilft mir die Entsagung
Du folgst mir für und für,
Und meine wunde Seele,
Erwacht und ruft nach Dir.

Bernhardt Barber:

Gottlob.

Wie ist die Welt doch schön weil man
Die klaffenden Lücken verkleistert!
Und wenn man nicht mehr weiter kann
„Der Wein uns beglückend begeistert"!

Dem einen ist das öde Sein
Ein Suchen nach „Wahrheit und Wissen",
Der andre sucht im Weib, im Wein
Kritiklos nach Genüssen!

Bei diesem brachte der junge Lenz
Die Knospen zum Sprießen und Dehnen,
Bei jenem kann die Impotenz
Des Trägers alleine versöhnen.

Secierend das Leben Stück für Stück
Entgeht ihm die Schönheit des Ganzen,
Doch er vergißt hierbei zum Glück,
Sich selber fortzupflanzen!

Elisabeth Kolbe:

Die erste Nachtigall.

Fern selige Töne schwanden . . .
Der erste Sprosser im Jahr!
Ich habe in Tränen gestanden
Und wußte nicht, wie mir war.

Aus duftigen Zweigen drängten
Die ersten Blüten ans Licht,
Und duftge Schleier verhängten
Der Sonne das Angesicht.

A. Rinke:

Die Nacht.

Von den Bergen senkt sich nieder,
Engelsanft die milde Nacht,
Und umfängt die müden Glieder
Mit der Ruhe Zaubermacht.

Was des Tages wildes Tosen,
Uns an wildem Weh' gebracht,
Sanft umstreuet es mit Rosen,
Die barmherzig stille Nacht.

Hab ich Kränze mir gewunden,
Und dem milden Lenz gelacht,
Dreimal hab ich's nachempfunden
In dem Traum der bleichen Nacht.

Komm mit deinem weichen Flügel,
Denn ich hab genug gewacht,
Auf die Augen drückt dein Siegel,
Still und leis, — nun gute Nacht!

Alfred Cardi:

Abendglocke.

Langsam schritt ich, sorgenschwer
In dem düstern Lindenhain.

Da, so feierlich und her,
Fällt die Abendglocke ein.

Fahren ließ ich all den Tand
Bei dem Klang so friedlich rein;
Und ich legte Hand in Hand,
Stimmte zum Gebet mit ein.

Aloys Pohlmeyer:

Vergißmeinnicht.

Vergißmeinnicht im Morgentaue
Erglühte in bescheidner Pracht,
Und alle hat's auf weiter Aue
Mit Freudentränen angelacht.

Ein Jüngling sah die stillen Sterne
Des festen Glaubens vor sich stehn,
Und für sein Mädchen in der Ferne
Hat er sie lächelnd anersehn.

Doch als vom ersten Sonnenstrahle
Die Welt erstrahlt im Meer von Licht,
Da traf er tief in einem Tale
Ein sterbendes Vergißmeinnicht.

Karl Emmerich Baumgärtel:

In der Nacht.

In den Bäumen ruht die Nacht.
Finster lehnen an den Bergen
Schatten wie von Totensärgen,
Wolken streifen ängstlich sacht.

Trübe blinkt ein matter Stern
Durch die endlos tiefen Weiten,
Traumlos lange Ewigkeiten,
Und der Morgen noch so fern.

Bange end' ich meine Bahn. —
Muß ich deinen Schlaf entgelten? —
Große, schlummerlose Welten
Halten ihren Atem an.

Bertha Lüdemann:

Ein Wort zu viel.

O wer ermißt die stille Pein,
Trifft dich ein Schlag, ein Wort das fiel,
Die Welt steht still im mächt'gen Schein,
Es war ein Wort, ein Wort zu viel.

Nur finde bald den Weg zurück,
Der Schmerz, ob tief er sich vernarbt,
Kürz nicht des Lebens karges Glück,
Daß hungernd deine Seele darbt.

Vergib', vergiß, es sei vorbei,
Und drüber rauscht die Lebensflut,
Es ist ja alles einerlei,
Bleibt du mir lieb, bleibst du mir gut.

Florentine Gebhardt:

Was mir das Rheinland sagte.

Ein Liederzyklus (auf der Ferienreise entstanden).

Rheinzauber.

Leis durch den Sinn zog mir ein altes Lied,
Als deine Pracht zuerst ich sah, o Rhein:
Wie Warnung klangs vor deinem Zauberschein,
Der Heimweh jedem weckt, der von dir schied!

Das Bildnis deiner Schöne geht ihm nach,
Und süß durch seine Träume weht ein Klang,
Das Lied der Sehnsucht, das die Nixe sang,
Und immer lauter wird das Heimweh wach.

„Geh nicht zum Rhein, sein Zauber läßt dich nie"
Das alte Warnerwort, wie spricht es wahr!"

Ein Fremdling, geht durchs Leben immerdar,
Wem Heimat ward das Land der Poesie — —

Worms.

Worms, durch Geschichte und Sage geweiht,
Leuchtet dein Name mit Demantgefunkel
Her aus der Vorzeit entlegenstem Dunkel
Gleich einer Krone in Herrlichkeit! —

— — —

Durch die fremden Weiten hör' ichs klingen,[1]
Schwertgeklirr von wildem Völkerringen
Um das Oberherrenrecht der Welt.
Sehnsuchtschrei entführter Königskinder,
Die der Hunnenfürst als Überwinder
Fest in strengen Banden hält. —
Sehnsucht sprengt das Band, mit Lieb im Bunde,
Flüchtend Walther ruht und Hildegunde
An des Rheines Ufer aus.
Weh! Die Goldgier des Burgundenfürsten
Macht aufs Neu' die Schwerter dürsten —
Aber Freundestreue siegt im Strauß.

— — —

Da — schau, das Bild verweht —
Und aus dem Dämmer rosenduftumhaucht
Ein neues taucht:
Vom Rosengarten im Fürstengeschmeid'[2])
Winkt her Kriemhilde, die stolze Maid.
Um Frauenküsse, um Minnedank
Von Heldenschwertern ein trotziger Klang.
Für weicher Frauenarme Umkosen
Für Rosenblüten viel blutige Rosen;
Held Dietrich von Berne im Siegerkranz!

— — —

Und wieder schwindet des Bildes Glanz — —

— — —

Hochauf ragen Königsburg und Dom,[3])
Jugendstark und mächtig braust der Strom.
Den Burgundenkönigen zur Seiten
Seh ich her den finstern Hagen schreiten.
Hoch zu Roß, von Sonnenglanz umwallt,
Siegfrieds helle Lichtgestalt. —
Hoch und dunkel Königsburg und Dom,
Schwer und bang und warnend rauscht der Strom.
Um den Streit der beiden Königinnen
Seh ich rot das Blut des Helden rinnen,
Und das Siegesjauchzen stolz und frei
Wird zu gellem Klageschrei — —
Schwarz die Königsburg, Geläut vom Dom.
Tief versinkt der Goldhort in den Strom.

— — —

Aus dem Dämmer nun zur Tageshelle.
Rhein, wie rauscht so sieghaft deine Welle!
Tapfer ward hier manch ein Kampf geschlagen
Mit dem Eisenschwert in Vorzeittagen —
Keiner heilig, wie der Geistesstreit,[4])
Der, o Worms, dich ew'gem Ruhm geweiht!

— — —

Heldenschwert und Königsburg — zerfallen;
Und der Rosengärten Pracht — verblüht!
Scheu von hinnen will die Sage wallen,
Grau der Alltag durch die Gassen schleicht.
Worms, du träumst, entthronte Königin,
Allen Glanzes bar, in dir dahin. —
Wo der Goldhort blieb? Die Wellen schweigen.
Talwärts riß ihn längst die Flut des Stroms.
Einz'ge Zeugen toter Größe, steigen
Himmelan die Kuppeln noch des Doms. —

— — —

Worms! Und deckt auch dein Alltagskleid
Alle die Spuren versunkener Tage,
Hüllt's auch das schimmernde Antlitz der Sage —
Ewig doch bleibt uns dein Name geweiht!
Machtvoll hegst du in Schöne und Klarheit
Herrliches Denkmal dem Kämpfer der Wahrheit,[5])
Der aus dem Dunkel die Geister befreit!

Trümmer aus der Römerzeit.

Einst der röm'schen Kohorten
Eh'rner Fußtritt rings erklang.
Und Germanenstämme beugten
Sich des fremden Joches Zwang.

Trotzig starrt noch heut ins Weite
Manch ein Rest von Turm und Mauer,

[1]) Das „Waltharilied". [2]) Die „Rosengartenlieder". [3]) Das „Nibelungenlied". [4]) Luther in Worms. [5]) Das Lutherdenkmal.

Gleich als wollt' er prahlend rufen:
„Romas Macht hat ew'ge Dauer!" —

Schweigt nur! All umsonst das Prahlen —
Trümmer seid ihr lange ja!
Doch von stolzem Bergesgipfel
Sieghaft grüßt — Germania! —

Rheinfahrt.

An des Stromes lachenden Gestaden
Rings der Menschen heitre Siedelei'n.
Stolzgetürmte Gotteshäuser laden
Mit Geläut zum Dank die Beter ein.

Auf den erzbeschienten Uferdämmen
Rauchumflogen Zug auf Zug voll Hast,
Schiff an Schiff auf grünen Wogenkämmen,
Frucht des Menschenfleißes ihre Last.

Überall auf frischumgrünten Hängen
Graue Trümmerreste alter Zeit.
In den Sonnenglanz des Heute drängen
Sich die Zeugen der Vergangenheit.

Morsche Steine, teppichüberhangen,
Die ihr überdauert manch Geschlecht,
Manch Jahrhundert, das dahingegangen —
Wohl versteh ich's, was ihr mahnend sprecht!

Ja, ich weiß, die herrlichsten Paläste,
Die wir heut zu baun uns eifernd mühn,
Werden einstmals auch nur, graue Reste,
Ragen in der Abendsonne Glühn! —

Sollten fortzubau'n wir drum verzagen?
Heil uns, wenn wie ihr einst, ruhmgeweiht,
Unsres Schaffens Trümmerreste ragen
In die Sonne einer spätern Zeit!

Der Begleiter.

Zu Boppard war's. Ich stieg hinan
Nach der Vierseenplatte.
Da schloß sich mir ein Hündlein an,
Das keinen Herren hatte,
Von Rheinschlamm triefend Bart und Fell,
Hatt' er am Weg gelungert,
Ein gräulich ruppiger Gesell,
Verwildert und verhungert.

Schier wollt mir seine Häßlichkeit
Die Schönheit rings verleiden.
Ich scheucht ihn fort von Zeit zu Zeit,
Doch wollt er nicht mich meiden.
Und dacht ich, daß ich ihn verlor
Für eine kurze Spanne —
Brach unverhofft er wieder vor
Vom Buschwerk, aus dem Tanne!

Mit einem Steinwurf endlich glaubt
Ich von ihm loszukommen,
Hab frohgemut des Berges Haupt
Mit raschem Schritt erklommen;
Dacht in die Schönheit rings den Blick
Voll Andacht zu versenken —
Da fuhr ich fast erschreckt zurück!
Wen sah ich? Könnt ihr's denken?

Mein ungebetener Kumpan
Stand vor mir schon am Ziele.
Mir schien, er säh' mich spöttisch an,
Weil er gesiegt im Spiele.
„Umsonst fliehst Elend, Häßlichkeit
Und Sorg' Du", sprach sein Höhnen.
„Das drängt sich ein, das macht sich breit
Im Reiche selbst des Schönen!" —

Burg Eltz.

Rings tiefe, tiefe Waldeseinsamkeiten,
Kein andres Menschenheim in Näh' und Weiten,
Als wie der Feste hochgetürmter Bau,
Aufwachsend aus der Felsenkuppe Grau.
Ein schmaler Pfad vom Talgrund felsempor,
Ein zweiter von der Höh' herab zum Tor —
Nicht Straße sonst noch Strom, daß von den Dingen,
Den Menschen draußen her mag Kunde dringen.
Burg Eltz, die starke, kühngefügte spricht:
„Was Welt und Menschen? Brauch' die Andern nicht!
„War stets mir selbst genug, die Welt für mich;
„Mein ganz Geschlecht umschloß und schirmte ich.
„Nicht lud ich jeden Fahrenden zu Gast,
„Nur echter Freundschaft bot ich Schutz und Rast,
„Wohl selten hört' ich andrer Lieder Klingen,
„Als wie im Grund des Wildbachs Wellen singen;
„Und meiner Mauern, meiner Höfe Enge,

„Bot Raum nicht zu Turn- und Festgepränge.
„Wohl allen leichtgeherzten Lustgenossen,
„Doch auch der Tücke hielt ich mich verschlossen.
„Dem Schwerte nie, nie dem Verrat zum Raub,
„Trotz' ich noch heut, wo andre Schutt und Staub,
„Hab Stand der Feinde wie der Zeit Gewalten,
„Und meinem Stamm bis heut die Treu gehalten!

Burg Eltz, wie Du so mannhaft, stark und schön
Ansragst noch heut von menschenfernen Höhn,
Der weiten Wälder Schweigen in der Runde
Und nur des Wildbachs Tosen tief im Grunde:
Bild Du von jenem kraftvoll edlen Mut,
Der in sich selber fest geschlossen ruht,
Und, nur auf sich und seine Treu' gestellt,
Trotz bieten mag der Feindschaft einer Welt!

Eifellandschaft (Laacher See).

Wo im tiefsten Grund erschüttert,
Einst die Berge Flammen speiten,
Siehst Du heut sich, winddurchzittert,
Stille Wasserflächen breiten.

Wie umhaucht von müder Trauer
Ruht die Flut, die silberklare.
Eines Klosters ernste Mauer
Spiegelt wieder sich im Maare. —

Daß, die heut so friedumwoben
Liegen an des See's Gestaden
Wilder Elemente Toben
Einst vernichtend sich entladen.—

Dünkt Dich's Trug? — Noch kannst Du schauen
Auf der Berge kahlem Nacken
Ueberall die düstergrauen
Längst verglühten Lavaschlacken. —

Weil die beste Kraft entflossen
Flammend einst der Bergeswunde,
Mag nur karg das Leben sprossen
Heute aus erstarrtem Grunde.

Mit der Feuerkraft geschieden
Wärme scheint und Lebenswille,
Und es birgt nicht echten Frieden
Rings die schwermutvolle Stille!

Das Siebengebirge.

Hier laßt mich weilen, wo die Größe
Sich paart mit sanfter Lieblichkeit.
Es deckt der Wald der Felsen Blöße
Mit seinem sammetgrünen Kleid.
Leis küssen seinen Saum die Wogen
Des Rheins in sonnig-heitern Tal.
In stolzem, kühngeschwungnem Bogen
Hebt sich der Berge Siebenzahl.

Wie schaut sich's selig von den Gipfeln
In all die Weiten märchenschön:
Ein Meer von dunklen Waldeswipfeln,
Ein Meer von stolzen Bergeshöh'n!
Strom auf und ab, ein leuchtend Blinken:
Der Kranz der Städte hellbesonnt.
Und dort durch Nebel siehst Du winken
Den Dom von Köln am Horizont.

Soll solche Schau nicht fröhlich machen?
Noch ist die Welt des Wanderns wert!
Ein Trunk vom roten Blut des Drachen —
Was gäb's hier noch, das Dich beschwert?
Lag denn nicht alles Dir zu Füßen,
Reichtum und Schönheit, Stadt und Strom? —
Wohlauf! Ein jauchzend Scheidegrüßen —
Jetzt geht die Fahrt zum Kölner Dom!

Der Kölner Dom.

Nicht von der Ohnmacht menschlichen Wollens,
Noch von der Nichtigkeit irdischen Schaffens
Redet mir mehr! —
Ich sah das Werk, das Eine,
Daran Jahrhunderte bauten,
Drin des unendlichen Alls
Ewige Harmonien sich spiegeln —
Wahrheit gewordener Schönheitstraum,
Steingewordenes Gebet,
Draus die jubelnde Andacht
Der beseligten Kreatur,
Der mit Schöpfermächten begnadeten,
Dankend gen Himmel sich schwingt! —
Heilig, heilig ist dieser Ort,
Hier ist die Pforte des Himmels,
Und die Gottheit ist nah!
Fühl' es, und tritt nicht herzu,

Ehe Du von Dir getan,
Was von dem Staub des Alltäglichen,
Was von der Erde Geschäfte und Streit
Dir noch die Seele verwirrte! —
Hier, hier ruft Dich der Gott,
Der Allewige, Eine!
Wagt noch der Glaube zu fragen,
Wie der betende Bruder ihn nennt?
Wagt noch der Zweifel zu spotten? —

Menschenhand formte den Stein.
Aber der Schöpfergedanke,
Der in der Seele des Meisters
Einst vorschaffend das Werk
In der Vollendung geschaut,
War ein Hauch von des ewigen
Schöpfergeistes unsterblicher Kraft! —

Nicht von der Ohnmacht menschlichen Wollens,
Noch von der Nichtigkeit irdischen Schaffens
Rede mir mehr,
Wer die unsterbliche Kraft
Und die unsterbliche Schönheit
Schaute im Werk, das die Sterblichkeit schuf! —

Neue Bücher.

Bruno Volger: „Aphorismen". Magazin-Verlag Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern. Mk. 1.—.

Bruno Volger hat seine Lorbeeren auf wissenschaftlichem und sexuell-belletristischem Gebiet mit rund 40 Werken errungen. Wenn er uns in seinem neuesten Buche als Dichter entgegentritt, so darf man das Werk mit Spannung begrüßen. Trotz einer edlen und durchaus vornehmen Sprache ist Volger doch weit mehr Denker als Dichter. Seine Aphorismen sind aus langem Studium nach und nach gereift. Aus dem, was er uns über Leben und Innenleben zu sagen weiß, leuchtet oft eine seltene Geistesgröße, aber immer eine tiefe Erfahrung und ein edles in sich selbst abgeklärtes Erkennen. Aus letzterem Anlaß mag es auch wohl kommen, daß sein Gefühl verschiedentlich mit ihm durchgegangen ist und daß scharfe, aber gerechte Worte fallen, die oft eine tiefe Wahrheit in sich tragen. Jedenfalls verdient das Buch Beachtung und Anerkennung. Adolf Dreßler jun.

Gerhard Grübler: Volksgedanken und Kritiken. Verlag Bruno Volger, Leipzig-Gohlis. Preis Mk. 1,—.

Der Verfasser bietet uns hier ein Buch von starker Eigenart, nicht darum weil er uns nur neue Gedanken bringt, sondern weil die ganze Art der Auffassung und Ausarbeitung auf einen gleich geistvollen wie originellen Kopf schließen läßt. Nicht nur durch seine Gedanken, sondern auch durch die Sprache weiß er uns anzuregen und mancher wertvolle Wink und nutzbringende Idee bereiten dem aufmerksamen Leser Freude. Adolf Dreßler jun.

„Erinnerungen eines alten Staatsanwalts" betitelt sich das neueste Buch aus der Feder eines der größten lebenden Dichter Rußlands, nämlich von **Arzybaschew**, dessen vielgelesener Roman „Sanin" auch bei der deutschen Leserwelt ein außerordentliches Interesse erregt hat. Sämtliche in diesem neuen Band vereinten Geschichten erhalten tiefergreifende, mitunter allerdings überaus düstere und traurige Schilderungen der Nachtseiten des russischen Lebens. Wie schon der Titel erkennen läßt, handelt es sich meist um kriminalistische Probleme, insbesondere um solche, in denen Liebesleidenschaft in Verbrechertum übergeht. In ganz besonders herzergreifender Weise schildert Arzybaschew u. a. die Lebens- und Leidensgeschichte eines russischen Gymnasiasten, der in wildem Pessimismus seinen Lehrer ermordet. So finster und entsetzlich auch manche Partien in dem Buch sind, so hat man doch stets das Gefühl, daß der Autor nicht übertreibt, sondern das Leben so schildert, wie es eben heutzutage in Rußland ist. Über allen Schilderungen Arzybaschews, dessen neuestes Buch im Verlag von Schweizer & Co., Berlin NW. 87, zum Preise von Mk. 2,— erschienen ist, schwebt ein tiefer sittlicher Ernst und sein ganzes Dichten durchzieht eine heiße Sehnsucht nach edler, reiner Menschlichkeit.

Dr. Moritz Willkomms Bilderatlas des Pflanzenreichs nach dem Englerschen System neu herausgegeben von Professor E. Köhne. 526 Pflanzenbilder auf 124 Farbendrucktafeln, 1 Schwarzdrucktafel, 205 Seiten Text mit 100 Abbildungen, 5. vollst. umgearbeitete Auflage, Lex.-8°. Gebunden Mk. 14.—; auch in 25 Lieferungen à 50 Pfg. (J. F. Schreiber in Eßlingen und München.)

Seit Jahrzehnten ist der Willkommsche Bilderatlas in Gebrauch, und das allein schon gibt der neuen Auflage, die

mit den uns heute zugegangenen Schlußlieferungen vollständig geworden ist, die beste Empfehlung auf den Weg. Auch wir können unser Urteil, wie wir es verschiedentlich schon ausgesprochen haben, nur noch einmal dahin zusammenfassen: hier haben sich Wissenschaft und moderne Reproduktionskunst die Hände gereicht und ein Werk geschaffen, wie wir es von gleicher Gründlichkeit, Anschaulichkeit der Darstellung, Naturtreue der Illustration und zu gleich niedrigem Preise nicht mehr besitzen. Hervorzuheben ist, daß in dem Buche alle morphologischen, biologischen, anatomischen und physiologischen Tatsachen erörtert werden, unterstützt von mehr als einem halben Tausend naturwahrer Abbildungen, die nicht nur die Pflanze an sich, sondern sie auch in ihren einzelnen Teilen wiedergeben; eine Fülle schwarzer Textabbildungen dient der Veranschaulichung der Sporenpflanzen sowie der Erläuterung botanischer Fachausdrücke. Auch die Anleitung zur Anlegung eines Herbariums ist dankenswert; denn trotz solcher hervorragenden Pflanzenbilder soll doch das Studium der Wirklichkeit nicht vergessen werden.

Das in jeder Hinsicht vollkommene botanische Bilderwerk verdient einen Platz in der Bibliothek jedes Naturfreundes; es ist allen zu empfehlen, die aus Beruf oder Liebhaberei mit der Pflanzenwelt zu tun haben, auch reifere Schüler werden es mit Vorteil benutzen. Vor allem aber gehört das Buch in jede Schul- und Volksbibliothek.

„Lebensfieber". Der Roman eines Dichters und einer Schauspielerin von **A. Halbert.** Verlag Georg Müller-München-Leipzig.

Endlich wieder einmal ein Buch, das in vorteilhafter Weise von der Schablone abweicht. Eines wird auch der ablehnende Kritiker zugeben müssen: „Lebensfieber" ist originell und interessant im wahren Sinne. Schon das Unterfangen zweier Menschen, ihre entstehende Liebe selbst mit dem Seziermesser der Vernunft in ihre Bestandteile zerlegen zu wollen und der hieraus geborene geistige Kampf einer hochentwickelten Psyche mit den als nebensächlich gewerteten Sinnen ist für den Durchschnittsleser ebenso „sensationell", wie für den Psychologen interessant. Halbert wählt zur Durchführung seiner künstlerischen Aufgabe den Briefstil. Wie wäre es anders möglich bei ihm, dem Herausgeber der bekannten Zeitschrift „Der Brief", die es sich zum Grundsatz gemacht hat, alle Beiträge in Briefform zu bringen. Was uns in dieser Zeitschrift aber auf die Dauer störend berührte, kommt bei Halberts Roman nicht zum Ausdruck. Die besten Nerven werden es einmal müde, ruhig mitanzusehen, wie sich in jeder Nummer ca. zehn Menschlein im Schweiße ihres Angesichts mühen, den Intentionen des Herausgebers folgend, geistreich zu sein und diesen Geist in die Form des Briefes zu gießen, gewürzt mit recht vielen Anreden, wie „lieber Freund", „schöne Freundin" und dergl. mehr, die dem Leser die nötige Dosis von Natürlichkeit und Unmittelbarkeit des Plaudertons suggerieren sollen. Diese peinlichen Eindrücke treten, wie gesagt, bei Halberts Roman nur in ganz verschwindendem Maße in Erscheinung. Der Dichter dieser Blätter versteht eben meisterhaft, den wahren, packenden Briefstil zu schreiben. Hier ist keine ausgeklügelte Reihenfolge der Gedanken, kein beabsichtigtes Uebertragen und Umformen der Sätze, das ist die echte, unmittelbare Niederschrift des Augenblicksempfindens, ungewollt, sprunghaft und reizvoll. Dazu kommt die dem Dichter eigene geistreiche Sprechweise, die von einem Paradoxon zum anderen, von einem originellen Vergleichsbilde zum nächsten springt. Halberts Stil ist ein Raketenfeuerwerk, das entzückt, ein Spritzbad, das erfrischt. Und doch möchten wir diese Kunstart des Schreibens nicht überschätzen. Es darf nicht verschwiegen werden, daß dieses Hin- und Herspringen sich zumeist auf der Oberfläche bewegt und uns trotz alles Geistreichelns und Gefühlsjonglierens nicht den Genuß wahrer, tiefer Psychologie zu geben vermag. Halberts Briefe geben zwar eine Analyse des eigenen Seelenlebens, aber sie sind eben nur ein kokettes selbstgefälliges Bespiegeln des eigenen Ichs, eine Vergötterung des Selbstbewußtseins, eine Apotheose des Egoismus in krassester Form. Hierzu führt notwendig die Form des Briefstils, notwendig das vom Dichter gewählte Problem. Halbert hat dies natürlich nicht anders gewollt. Dies ergibt sich klar schon aus den ersten Briefen, die sozusagen eine Exposition des ganzen Romans bilden. Ebenso darf man deshalb annehmen, daß Halbert sich bewußt war, uns mit seinem Buche ein — zwar überaus reizvolles, aber immerhin vorwiegend ein — Virtuosenstück gegeben zu haben. Daneben atmet allerdings die Schilderung des Liebeslebens dieser zwei Menschen eine solche Unmittelbarkeit und Wahrheit, daß diese Briefe dem Leben selbst entnommen sein könnten. Ich will lieber sagen: „dem Leben entnommen sein müssen". Der Autor könnte sonst wohl beim Lesen dieser Zeilen ebenso schmerzlich lächeln, wie es ein mir nahestehender Dichter tat, als ein gewisser „Kritiker" die fast wörtliche Schilderung seines schmerzlichsten Lebensereignisses als „unwahrscheinlich" und geradezu „unwahr" bezeichnete. — „Lebensfieber" ist ein Buch, das einen dauernden Platz in der Bibliothek des Aestethen verdient und seinem Dichter gebührt der Dank der Beschenkten.

Reinhold Eichacker.

„Ueber die Heide". Roman von **Eugen Ludwig Gattermann.** Verlag Otto Janke, Berlin.

„Ueber die Heide" ist die Lebensgeschichte des Uzeknirps, eines kleinen Jungen mit braunen, träumerischen Augen, der, ein Kind des Genies, berufen erschien, seinem Volke ein Prophet der Kunst zu werden, aber dahinwelken mußte, bevor er das Ziel seiner Lebensreise gesehen. „Ueber die Heide" ist aber weit mehr. Es ist das Hohelied der Freundschaft, die dieser Uzeknirps in das Herz eines wesentlich älteren Jünglings zu pflanzen vermochte, einer Freundschaft, die hinüberreichend über das Diesseits zum einzigen Inhalt eines Lebens wird und dieses unnütz erscheinen läßt, wenn er geschieden ist, dem diese Freundschaft galt. Es ist ein

feines, schlichtes und wertvolles Buch, das uns der junge Dichter schenkt, erfüllt von echter Poesie und von jener Schwermut, wie sie Storms Gedicht atmet, jenes Lied, das der Dichter zum Titel und Leitmotiv des Buches wählte:

Ueber die Heide hallet mein Schritt
Dumpf aus der Erde wandert er mit.
Herbst ist gekommen, Frühling ist weit —
Gab es denn einmal selige Zeit?
Brauende Nebel geistern umher,
Schwarz ist das Kraut und der Himmel so leer.
Wär ich nur hier nicht gegangen im Mai
Leben und Liebe — wie flog es vorbei!

(Storm.)

Reinhold Eichacker.

„Wenn der Flieder blüht". Frühlingsspiel in einem Akt von **Adolf Dreßler** jun. (Magazin-Verlag Leipzig-Möckern 1911. Preis geb. 1,50 Mark.)

Erst kürzlich gab uns Adolf Dreßler durch sein Waldmärchen „Gertrud" eine schöne Probe seines dichterischen Könnens. Nun bietet er uns ein neues herziges Buch, so recht von Herzen kommend und zum Herzen gehend. Der Inhalt — zuweilen mit romantischem Einschlag — ist dem Leben entnommen. Wahre Biedermeiergestalten von echtem Schrot und Korn führt er uns fern vom Getriebe der Welt am lauschigen Neckar vor Augen. Auf große Spannungen und Effekte hat der Verfasser zum Vorteile des Ganzen verzichtet. Aus manchen Stellen des an poetischen Schönheiten reichen Werkes — besonders die in edler Sprache geschriebene Erzählung des Wanderers — hörte ich einen Dichter heraus, der uns hoffentlich bald mit einem größeren Werk erfreuen wird. Den Lesern kann ich das Werk nur empfehlen.

Robert Lüking.

„Donau-Nachtlieder eines Zigeuners". Gedichte von **A. Kachelek.** Dreßlers Verlag Leipzig-Möckern. Brosch. 1 Mark.

Es ist ein kleines, anspruchloses Buch, das A. Kachelek uns hier bietet. Dem Andenken der bekannten Zigeuner-Sappho Gina Ranjicic ist es gewidmet und in ihrem Geiste gehalten. Tiefe des Gefühls, lebensvolle Naturstimmung und eine wohlklingende, edle Sprache zeichnen das Werk aus. Die Ausstattung ist zu loben. Robert Lüking.

„Praeludium". Gedichte von **Max Marten-Manfried.** (Dreßlers Verlag für moderne Literatur. Leipzig-Möckern. Preis geheftet 1,50 Mark.)

Eine wahre Dichtergabe ist es, die Max-Marten Manfried uns hier bietet. Mit wenigen Strichen vermag er oft ganze Gemälde hinzuzaubern. Seine Gedichte gehören wohl zu dem Besten, was auf den Markt geworfen wurde. Mit einem glänzenden lyrischen Talente begabt, wird der Autor sicherlich noch seinen Weg machen. Der Preis des Werkes ist bei der Ausstattung und dem Umfange sehr minimal. Robert Lüking.

H. Puscher: „Stoffwechsel-Krankheiten, Degeneration und Lebenskunst". Beiträge zur Volkshygiene. (Dreßlers Verlag Leipzig-Möckern. Preis geheftet 1 Mark. 64 S.)

Unterstützt durch ein gründliches Studium, sucht der Verfasser seine Erkenntnisse und Erfahrungen kurz zusammengefaßt wiederzugeben. Jede größere Krankheit wird genau nach Entstehungsursachen, Symptomen und Behandlung analysiert und zum Verständnisse gebracht. In angenehmem Plauderton rückt der Autor unserer Hyperkultur zuleibe und ruft uns ein eindringliches „Retournons à la nature" zu. Dieses leicht verständlich geschriebene Buch wünsche ich in dem Besitze eines jeden Gebildeten; es verdient den Weg der Massenverbreitung. L. Robert.

„Schneeglöckchen". Gedichte von **Walter Riesenbürger.** (Bruno Volger Verlagsbuchhandlung in Leipzig-Gohlis 1911. Preis geheftet 1,20 Mark.)

Zu jedem Gedichte weiß der Autor uns etwas Neues zu sagen. Schlicht in der Form spricht aus jedem eine tiefempfindende Seele, die eines Psychologen und Erziehers. Haftet auch einigen Gedichten noch zu sehr der Stempel des Persönlichen an, so sind sie doch als die eines begabten Dichter zu begrüßen. Robert Lüking.

Die Puppen der kleinen Dorette. Novellen von **Günter Hoffmann.** Verlag Richard Eckstein Nachfolger.

Der junge Wiener Dichter, dessen Novellen uns hier und da schon in Zeitschriften auffielen, tritt mit dem vorliegenden Buche zum ersten Mal an die weitere Oeffentlichkeit. Man muß dies Debüt als ein glückliches bezeichnen. Hoffmann ist ein starkes Talent, das aus dem brausenden Leben ringsum mit kecker Hand zu schöpfen weiß. Er spielt mit den Menschlein vor sich, wie seine Freundin, die kleine Dorette mit ihren Puppen und die verschiedenen Wesen, die er vor uns hinsetzt, haben alle ihre besondere Puppengeschichte. Hoffmann ist noch ein Werdender, der nach der Form tastet, aber schon jetzt zeichnen sich seine Novellen aus durch eine feine Beobachtungsgabe, einen kecken, erfrischenden Plauderton und eine plastische Darstellungskunst, die auch, wenn sie nur mit wenigen Strichen zeichnet, nie oberflächlich wirkt. Verbesserungsfähig ist die äußere Komposition. In einigen Novellen wird die höchste künstlerische Reife nicht erreicht. Technisch möchte die kleine Skizze „Lügen" als eine der besten hervorheben. Alle diese Erzählungen aber wissen zu fesseln. Ob uns der Dichter nun in „Lolo" einen Einblick in die Seele eines vertierten Trottels gibt, oder in der Skizze „Eselmilch" ein satirisches Bild aus der Zeit der Reifröcke malt, ob er uns in „Luxus" und der kleinen „Geschichte der Schwester Marie" ein wehmütiges Lied von Entsagung und versäumtem Liebesglück singt oder endlich in „Frau Lotte" die verstaubte Denkart des Philisters geißelt — immer zeigt sich der Geist des echten Künstlers, der nicht nur wiederzugeben, sondern auch neu zu gestalten weiß. Dies Buch atmet eine starke Leidenschaft und Lebens-

lust und wenn auch die oben genannten Novellen von den Unglücklichen der Liebe, von den Lebensstümpern erzählen, so trugen sie doch den Aufruf in sich, es diesen nicht nachzutun, sondern das Leben in seiner ganzen Fülle zu genießen. Daß der Dichter selbst an diesem Grundsatze festhalten will, das zeigt seine reizende Novelle „Der Spaziergang auf den Stefansturm" und die köstliche Satire vom „schüchternen Erni". Hoffmann ist den kleinen Mäderln herzlich gut in seinen Plaudereien und diese werdens ihm zu danken wissen, indem sie sein Buch recht lieb gewinnen und behalten!

Reinhold Eichacker.

„Schartige Schwerter". Gedichte von **H. F. Ledeganck.** Mit einem Bildnis. (Dreßlers Verlag, Leipzig-Möckern. Preis 1 Mark.)

Mit offenem Visier zieht Ledeganck zu Felde und schreibt den Muckern und Duckern manche, ihnen nicht passende Widmung ins Stammbuch. Balladen und Romanzen von Wucht und Macht — teils der Sage, teils der Geschichte entnommen — lassen mich auf einen tiefempfindenden Dichter schließen. Man kann sich den Namen Legedanck merken. Er wird sicher als Epiker noch einen guten Klang bekommen. Freunden echter Balladenkunst sei das Werk warm empfohlen.

Robert Lüking.

„Der Mammon, die Liebe — und peitschende Wellen". Drama in 4 Aufzügen mit einem Vorspiel von **Ernst Arminius.** (Dreßlers Verlag für moderne Literatur. Leipzig-Möckern. Preis 1,80 Mark.)

Voll und ganz hat Ernst Arminius seinen Stoff erfaßt. Mit inniger Anteilnahme führt er uns die hingebende Liebe Bertas, der Tochter des reichen Bootswerftbesitzers, zu dem jungen Fischer Hellmut vor. Große Hindernisse und Vorurteile hat das liebende Paar zu überwinden, ehe es zu seinem Glück gelangt. Großartig ist dem Verfasser die Schilderung des Milieu gelungen. Die Personen sind Menschen von Fleisch und Blut; ich gedenke des auf seinen Geldbeutel stolzen Lorentz, der Frau Lorentz, der Kanaille Kornfeld u. a. Wirklich zu bedauern ist es, daß der Autor die Einheit des Ortes allzuwenig beachtet — heutzutage die erste Bedingung für eine Aufführung. Immerhin könnte hier der Stift des Regisseurs schon nachhelfen; denn das Stück gehört auf jeden Fall auf die Bühne. Dem Leser ist es eine genußreiche Lektüre.

Robert Lüking.

„Erwachen". Gedichte von **Otto Brünner.** (Bruno Volger Verlag. Leipzig-Gohlis 1911. Mark 1.)

Das Erstlingswerk eines anscheinend noch ziemlich jungen Autors liegt vor mir; kleine anspruchslose Gaben sind es, die er uns bietet. Ueberall merkt man deutlich das tiefe Mitempfinden des Verfassers, der ganz in seinem Stoffe aufgeht, hervor. In rechter Weise geschult und geleitet, wird Otto Brünner — offenbar ein Vertreter des Eklektizismus — sich schon zur Höhe durchringen.

Robert Lüking.

„Kampf". Schauspiel in 5 Akten von **Th. Massar.** (Dreßlers Verlag für moderne Literatur. Leipzig-Möckern. Preis geh. 1 Mark.)

Groß und stark baut der Verfasser die Handlung seines Dramas auf. Kampf ist alles, was er uns zeigt: Kampf im politischen, gesellschaftlichen und Familienleben. Einen gewaltigen Hintergrund hat Massar dem Hauptthema — ein ähnliches wie in Freytags „Journalisten" — gegeben: den Kampf zwischen Deutschtum und Polentum. Die Zeichnung der Hauptvertreter des Spiels und Gegenspiels ist dem Verfasser glänzend gelungen. Wirklich Großes leistet er in den Massenszenen, wo er recht deutlich die Wut der Parteien zum Ausdruck bringt.

Robert Lüking.

Die Marquise von Pompadour. Roman von Mabel Wagnalls. Einzig berechnete Übersetzung von M. L. Müller. Halle a. S., Verlag von Otto Hendel. Preis broch. 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Nie wohl ist Ludwigs XV. berüchtigte Favoritin, dieses bestrickende Weib, dem selbst Voltaire huldigen zu müssen glaubte, so geschickt und so geschichtlich treu geschildert, wie in diesem Romane; in ihrer Liebe und all ihrem Haß, in ihrem Ehrgeiz und in ihrer Verschlagenheit lernen wir sie kennen. Der gewaltige Geist, der in dem zarten, geschmeidigen Körper der Pompadour wohnte, und der eine Zeitlang die Geschicke Frankreichs lenkte, wird uns hier von einem eigenartigen Gesichtspunkte aus gezeigt. Neben ihr aber erweckt eine andere Persönlichkeit unser besonderes Interesse: Destine, die harmlos-unschuldige Klosterschülerin von Saint-Cyr, die durch einen eigentümlichen Vorfall mit der „grande Marquise" bekannt geworden und durch sie auf die glatte Bahn des höfischen Lebens geraten ist. Dieses liebliche Mädchen bildet einen sonderbaren Kontrast zu den meisten Personen in der dumpfen Atmosphäre am Hofe Ludwigs XV. „Wenn jemand glaubt", sagt ein berühmter amerikanischer Kritiker, „daß er nun genug habe an historischen Romanen, dann nehme er die „Pompadour" zur Hand, und er wird bald eines anderen Sinnes werden."

Das Magazin

Monatsschrift für Literatur und Kultur, Kunst und Theater

80. Jahrgang des Magazins für Literatur

Herausgeber:
ADOLF DRESSLER jun.

Verantwortlicher Schriftleiter:
BRUNO VOLGER

Inhalt:

Una Ninna: Weit hinterm Ziel.
Carl Brand: Herbstabend.
A. Deventer von Kunow: Herbst.
Herma v. Skoda: Verloren.
Adolf Dreßler jun.: An Gertrud.
Emil Günther: An Gertrud.
Gerda von Robertus-Borngräber: Neues Leben.
Paul Dietz: Der Menschenliebe Spur.
Carl Theodor Schulz: Morgenstimmung im Lenz.
Paul Kockjoy: Über das Tragische, persönlichster Form'.
A. Deventer von Kunow: Isola Bella.
Franz Jary: Heimkehr.
Franz Czurda: Bajazzo.
Ernst Geier: Evoë.
Stephan Brock: Der Triumph des Dinges.
Franz Reuß: Geburtstag.
Theo Liefertz: Zwei Gedichte.
Karl Wilhelm: Zum Jahreswechsel.
A. Thenius: Reich' mir noch einmal . . .
Emil Gebauer: Der Raubmörder.
Thea Mendel-Meyer: Blumen am Wege.
Tony Püschmann: Feierabend.
Rudolf Fischer: Zwei Gedichte.
Karl Lemke: Eine Erinnerung.
Ernst Helenburg: Erste Liebe.
Hugo Tlustek: Zum Licht!
H. Stoll: Entsagung.
Bernhardt Barber: Gottlob.
Elisabeth Kolbe: Die erste Nachtigall.
A. Rinke: Die Nacht.
Alfred Cardi: Abendglocke.
Aloys Pohlmeyer: Vergißmeinnicht.
Karl Emmerich Baumgärtel: In der Nacht.
Bertha Lüdemann: Ein Wort zu viel.
Fl. Gebhardt: Was mir das Rheinland sagte.
Neue Bücher.

80. Jg.: September-Heft 1911: Nr. 12

Das Magazin erscheint am 20. jeden Monats.
Jahresbezug Mk. 6.— :: Einzelnummer 50 Pfg.

Nicht 3 Monate vor Ablauf gekündigte Abonnements laufen ohne weiteres fort. Jedes Abonnement versteht sich ganzjährig.

(Verlag: „Magazin-Verlag", Ad. Dressler jr., Leipzig-M.)

REPS & TRINTE

::: INSTITUT FÜR ::: PLASTISCHE KUNST

MAGDEBURG - NEUSTADT

FIGUREN: BÜSTEN

MARMOR - - - - -
TERRAKOTTA - - -
HARTGUSS - - - -
ELFENBEINMASSE

= SPEZIALITÄT: =

TIERE IN POLYCHROMEM

: MARMOR :

SCULPTUREN FÜR ELEKTR. BELEUCHT.

UNERREICHTE BRONCE-IMITATIONEN

IN ALLEN EINSCHLÄGIGEN GESCHÄFTEN ZU HABEN, WENN NICHT, DIREKT VON DER FIRMA.

Nr. 1687. Salome von Victor Seifert.

Weltverein

Jedem nützlich!

Keine Aufnahmegebühr. Prospekt und Zeitung gegen Einsendung einer 20-Pfg.-Marke franko von der Centrale des Weltvereins, **München,** Auenstr. 64 I.

Schreib-maschinen

gebr. m. **Garantie.**

Eduard Berneburg

Leipzig

Grimmaischestr. 24. Telephon 12989.

Hug & Co., Leipzig

Gegründet 1807 :: 9 Filialen

Pianinos

Anerkannt solide, bestens eingef. Hausmarken
M. 450.—, 520.—, 570.—, 635.—, 660.—, 700.—, 750.—, 800.—
Verkauf und Vermietung auch nach auswärts.
Bei späterem Kauf Gutschrift von Miete.
Hoher Rabatt bei Barzahlung. **Teilzahlung.**

Harmoniums

für Haus-, Schul- und Kirchengebrauch.
M. 40.-, 65.-, 100.-, 120.-, 150.-, 200.-, 225.-, 260.-, 325.-, 360.-
Pracht-Katalog Nr. 98 gratis und franko zu Diensten.

Violinen

M. 15.—, 20.—, 25.—, 30.—, 50.—, 75.—,

Zithern, Guitarren, Lauten, Mandolinen, Holz- und Blech-Blasinstrumente, Musik-Mappen, Metronome, Musik-Requisiten jeder Art. **Katalog gratis.**

Instrumenten-Preisverzeichnis Nr. 98 gratis und franko.

Autoren

welche fertig gedruckte Bücher haben oder Restbestände ihrer Werke aus anderem Verlag zurücknehmen wollen, empfiehlt sich unterzeichnete **Spezial-Firma.** Günstige Bedingungen und energischer Vertrieb werden zugesichert. Der Verlag ist mit erstklassigem Bühnenvertrieb vereint und erscheint es ausgeschlossen, daß ein von diesen angenommenes Werk nicht an einem Theater untergebracht würde. Prüfung von Manuskripten werden entgegengenommen.

Magazinverlag A. Dreßler jun., Leipzig-Möckern.

Literarische Novität!

Lola

Roman von :: Marta Severin

Das gut geschriebene und empfohlene Werk sollte in keiner Bibliothek fehlen! Zu beziehen durch jede Buchhandlung od. direkt vom Verlage

Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Gohlis.

• MAROKKO! •

Die marokkanische :: Gefahr ::

Von

Em Be — —.

Frankreich steht im Begriff, Marokko in sein Kolonialreich einzuverleiben. Frankreichs Absicht geht darauf hinaus, sich in Nordwestafrika ein farbiges Heer zu schaffen. Der jetzige Kriegsminister der Republik Messimy ist einer der Hauptgrößen des Gedankens einer Eingeborenen-Armee. Es ist beabsichtigt, das heute schon 18000 Araber und Berber und 25000 Senegalneger starke Eingeborenenheer Frankreichs in den **nächsten** Jahren auf 60000 Araber und Berber und 50000 Neger, später auf 400000 Araber und Berber und 100000 Neger zu bringen. Diese Eingeborenen sind auf einheimischem Boden gut verwendbar und sollen im Kriege auf einheimischem Boden gegen den Feind, also gegen Deutschland, losgelassen werden. Das ist nur möglich, wenn Marokko französisch wird oder unter französischer Hegemonie steht, nicht aber, wenn Deutschland von „deutsch Mauretanien" aus gegen die Verwendung einen Hebel ansetzen kann. Die Schrift schildert die ungeheure Gefahr, die uns in 10 od. 15 Jahren droht, wenn Deutschland die Festsetzung der Franzosen in Marokko duldet. Der Verfasser, ein guter Kenner der französischen Armee, hat auf Grund genauer Studien und auf Kenntnis der französischen Angriffsabsichten hin den Krieg so dargestellt, wie er sich voraussichtlich abspielen wird, falls Deutschland es jetzt wirklich fertig bringt, in der Marokkofrage sich auf wertlose Kompensationen einzulassen. Die Schrift wirft scharfe Schlaglichter auf die Entwicklung der marokkanischen Frage und die Regierung muß manches kräftige Wort hören. Die Schrift trifft in der Tat den **entscheidenden Punkt der Marokkofrage.**

Preis 80 Pfg. || **Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung in Leipzig-Gohlis.**

Soeben erschien

von dem Münchener Schriftsteller **Paul Volckart:**

„Der neue Weg"

Die Tragödie der Erkenntnis

eine Dichtung, die in hochdramatischer Gestaltung und menschlich packend die gewaltigen Religions- und Weltanschauungs-Kämpfe

der Gegenwart

behandelt. Preis Mk. 2.—

Bruno Volger, Verlagsbuchhdlg., Leipzig-Gohlis.

Ernst Mathesius

Leipziger Bambus-, Luxus- :: und Rohr-Möbel-Fabrik ::

Gautzsch - Leipzig

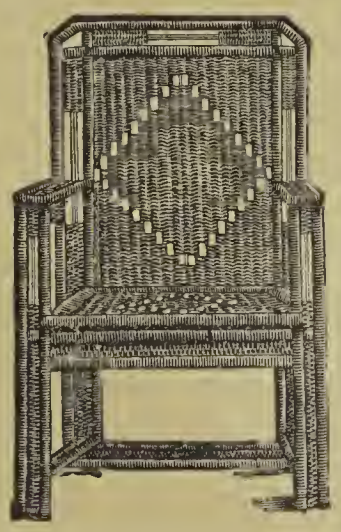
Nr. 100

fertigt in unübertroffener Qualität und Auswahl

Möbel und Dekorations-Gegenstände

jeder Art aus Rohr, Bambusrohr, Pfefferrohr, Congoeiche, Teestaude etc.

Preislisten gratis und franko.



Eingeführter Verlag

sucht Autorenverbindung

auf belletristischem Gebiet. — Schaffensfreudige Schriftsteller werden gebeten, ihre für Buchausgaben geeigneten Manuskripte an den unterzeichneten Verlag zwecks Prüfung und Unterbreitung günstiger Vorschläge einzusenden. Auf Wunsch werden Skizzen und Arrangementsentwürfe unverbindlich zugestellt. Moderne buchtechnische Ausstattung sowie energischer buchhändlerischer Vertrieb sind die vornehmsten Aufgaben des Verlages! Der Verlag hat mit Literatur-Zeitschrift Vertrags-Verhältnis, er besitzt eigenen Bühnenvertrieb. Der Verlag ist wiederholt von erstem Schriftstellerverbande empfohlen!

Bruno Volger, Verlagsbuchhandlg.,
Leipzig-Gohlis.

Neuheiten des Magazin-Verlag Adolf Dressler jr., Leipzig-Möckern

2. Auflage
Hans Kaboth
„Der Friedhof der Heimatlosen“
Eine Erzählung.
Preis Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Franz Waldbach: GEDICHTE
Preis Mk. 1.—.

2. revidierte Auflage
Karl Preser
„Das Arminslied“
Preis Mk. 3.—.

T. George: „ABSCHIED“
Skizzen. Preis Mk. 1.—.

3. ergänzte Ausgabe
Max Kreyher
„Aus des Lebens ewigem Werden“
Kleine Bilder, Gedichte
Preis Mk. 1.50 geb. Mk. 2.—

W. Rudelli
„Frühlingswehen“
Roman. Preis Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—

Friedrich Johann Mosbacher
„Untergang der Antike“
Drama in 3 Aufzügen. Preis Mk. 1.—

2. Auflage
Dora von Stockert-Meynert
„Vom Baume der Erkenntnis“
und andere Novellen
Preis Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50

Adolf Dressler jun.
„Wenn der Flieder blüht“
Frühlingsspiel in einem Akt
Preis geb. Mk. 1.50
„Gertrud“
Dramatische Dichtung in einem Akt
Preis Mk. 1.—, geb. Mk. 1.50

Leo Weismantel
„Die Köhlerin im Waldsee“
Ländliche Tragödie in drei Akten
Preis Mk. 1.50.

Zimmermann
„Der Lichtträger“
Ein kritischer Beitrag zur Erklärung der Lebenserscheinungen in Natur und Menschenwelt. Preis Mk. 1.50

H. Puscher
„Stoffwechsel-Krankheiten“
„Degeneration — Lebenskunst“
Beiträge zur Volkshygiene

Felix Fels
„Glück im Unglück“
Bekenntnisse eines Glücklichen
Preis Mk. 1.—

Flora Winter
„Prosa und Poesie“
Preis Mk. —.75

„Zwischen Lipp' und Kelchesrand“, dramatische Dichtung von Alfred de Musset, übersetzt von Franz Schultz. Preis Mk. 1.—

H. F. Ledeganck
„Schartige Schwerter“
Gedichte. Preis Mk. 1.—

Th. Massar
„Kampf“
Schauspiel in 5 Akten.

Aristus
„Frau Haverland u. ihre Söhne“
Schauspiel in 4 Akten. Preis Mk. 1.50
„Der Versöhnungstrunk“
Eine Frauenkomödie in 3 Akten
Preis Mk. 1.50

Alfred Joeckel
„Der Weg zum Tode“
Erzählungen. Mk. 1.50

In **zweiter Auflage** erschien aus der Feder der gelesensten Aerztin Deutschlands:

Beiträge zur sexuellen Moral.

Von **Dr. med. Anna Fischer-Dückelmann** (in Zürich promoviert).

Die erste von Th. Stein bearbeitete Auflage erschien unter dem Titel „Aus dem Sprechzimmer einer Aerztin“, was ich zu beachten bitte. Mir hat die berühmte Verfasserin endlich gestattet, ihre Autorschaft zu publizieren, und hoffe ich, daß sich nunmehr das Werk um so leichter verkauft. Daß es sich um ein literarisch hervorragendes Werk handelt, mögen etliche Kritiken beweisen. Es schrieb die **„Deutsche Warte“**: „Das Buch bietet ernste sittliche Wahrheiten. Die Stellung der Frau in der Ehe wird behandelt. Die Verfasserin will Aufklärung geben über manche schwere Frage im Eheleben. Daß dabei ungewollt das Buch einen gewissen pikanten Reiz bekommt, soll nicht geleugnet werden. Aber es kann doch nicht das sittliche Motiv der Schrift verdecken. Der Kern ist gut und lobenswert.“ — Die **„Frankf. Nachrichten“** (Frkf. a. M.): „Das Buch vermeidet jede Sensation, hält sich mit strenger Sachlichkeit nur an die typischen Fälle und beschränkt sich bei Kennzeichnung des Leidens auf das Notwendigste. Es ist anzuerkennen, daß die Verfasserin den ernstesten Fragen nicht ausweicht, sondern offen Farbe bekennt. Darauf einzugehen ist hier nicht der Ort, aber soweit es sich um eine Warnung vor den Gefahren der Unkenntnis für die Gesundheit unseres Volkslebens handelt, ist die Bedenklichkeit der so lange geübten Vogel Strauß-Politik zuzugestehen.“ — Die **„Deutsche Tagesztg.“**, Berlin: „— Die Verfasserin geizt nicht nach den Lorbeeren, die just auf diesem Gebiete allzu tief hängen. Man muß im Gegenteil anerkennen, daß sie die kitzlichen Stoffe mit großer Vorsicht behandelt etc.“ — **„Die Hilfe“**, Berlin: „Wieder ein Buch der so dringend notwendigen Aufklärung in sexueller Beziehung. Trübe Bilder sind es, die in anziehender Form des Gespräches uns in die Tiefe von Menschenschuld und Menschenunkenntnis, in den Zwang heutiger Sitte und sittlichen Empfindens der verschiedenen Kreise schauen lassen. In dezenter Form erfahren wir alles, was, aus Sinnlichkeit natürlicher und krankhafter Art geboren, das Leben qualvoll für Tausende von Frauen und Familien macht. Ein Buch zum Nachdenken, weil die ärztliche Moral, die die Gesundheit zum Zielpunkt sich setzt, nicht immer des Lesers, der Leserin Moral sein wird, wenigstens jetzt noch nicht. Ich empfehle das Buch solchen, denen das Problem: „Sitte und Sinnlichkeit“ zu schaffen macht, auch Kranken, denen es die Wahrheit vermittelt, die Wahrheit über eigenes verschuldetes oder unverschuldetes Leiden.“

Weitere glänzende Urteile: Allg. Ztg., München; Hbg. Fremdenblatt; Neues Wiener Tagblatt; Frauenleben, Berlin; Wiener Mode; Kleine Presse, Frkft. a. M.; Bresl. Morgenztg.; Badischer Landesbote; Der Türmer; Lit. Ratgeb. f. d. Katholiken Deutschlands; Sexual-Probleme; Deutsch-Oesterr. Lehrerzeitung usw.

Preis ordinär Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.—.

Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung in Leipzig-Gohlis.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 118467791